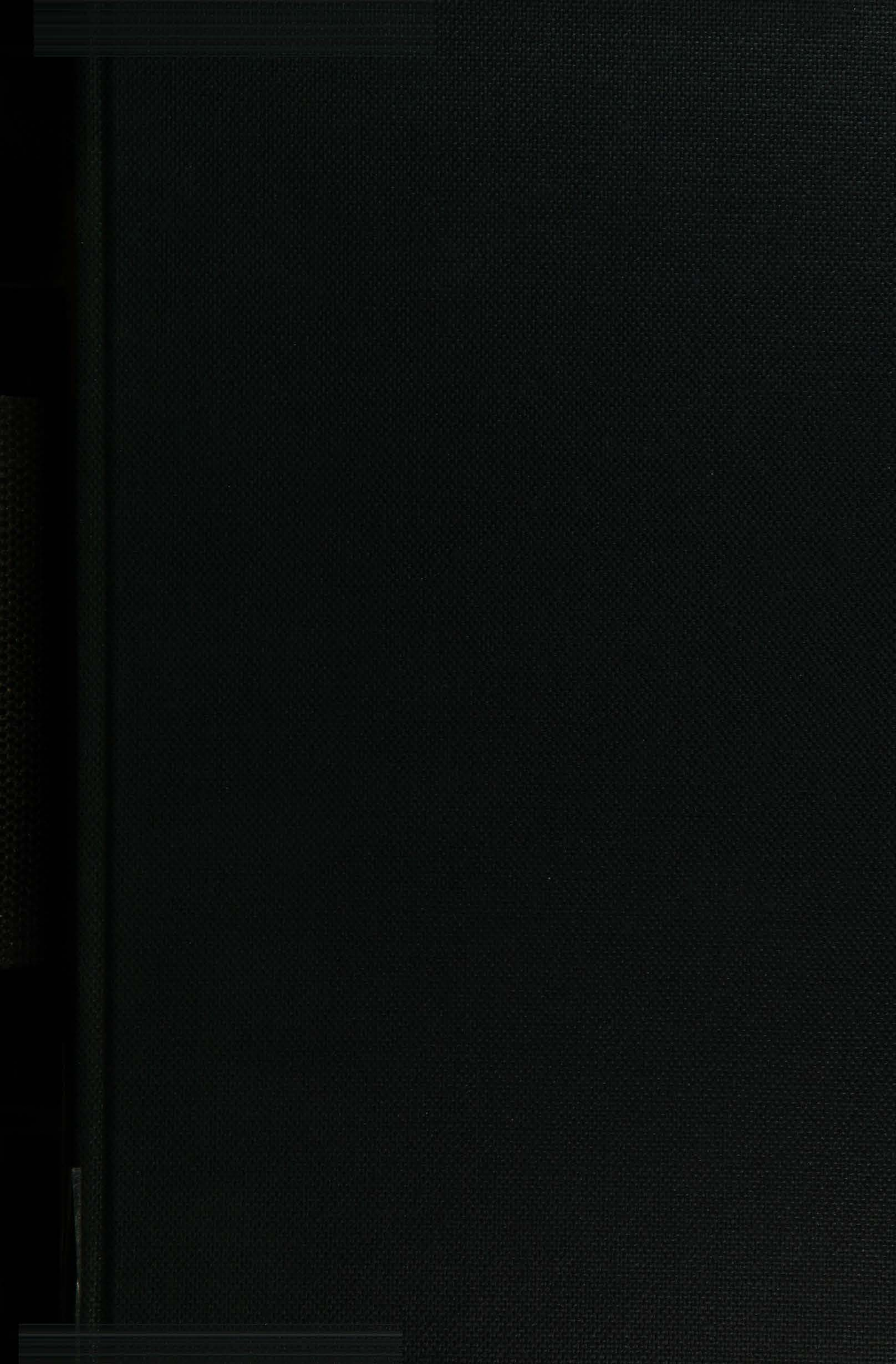



3 100 142 878 S


McGILL
UNIVERSITY
LIBRARY

DER QUERSCHNITT

Band 10/2
1930

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1970

90645

Reprinted by permission of Verlag Ullstein GmbH., Berlin
by
KRAUS REPRINT
A Divison of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

BERLIN	
Gemälde alter Meister Antiquitäten	JULIUS BÖHLER Berlin W 10, Viktoriastraße 4a
Gemälde alter Meister	GALERIE VAN DIEMEN & CO. Berlin W 9, Bellevuestraße 11a
Alte Meister / Impressionisten	Galerie MATTHIESEN Berlin W 9, Bellevuestraße 14
Moderne Meister Sommer-Ausstellung	GALERIE FERDINAND MÖLLER Berlin W 35, Schöneberger Ufer 38
Gemälde alter Meister	GALERIE FRITZ ROTHMANN Berlin W 10, Viktoriastraße 2
Gemälde alter und neuer Meister Gobelins / Aubussons / Antike Teppiche	NEUE GALERIE Schönemann & Lampl Berlin W 9, Friedrich-Ebert-Str. 4
DRESDEN	
Werke von Otto Dix, Feininger, Kandinsky, Klee, Nolde und anderen Meistern	NEUE KUNST FIDES Leitung: Rudolf Probst Dresden-A, Struvestr. 6
KÖLN a. Rh.	
Der Rhein von Köln bis Mainz Aquarelle von Donauer	GALERIE ABELS Köln, Komödienstraße 26
MÜNCHEN	
Malerei des 14.—19. Jahrhunderts	Galerie FLEISCHMANN München, Maximilianstraße 1
Europäische Kunst von Goya bis Beckmann	Graphisches Kabinett Ltg. G. Franke MÜNCHEN, Briennerstr. 10
Gemälde erster Meister insbesondere des 19. Jahrhunderts	LUDWIGS-GALERIE Otto H. Nathan München, Ludwigstraße 6
Gemälde alter Meister Kunstwerke früher Epochen	W. SCHNACKENBERG München, Georgenstraße 7

Paris und sein Kunstmarkt

Tableaux modernes	GALERIE MARCEL BERNHEIM Paris, 2 bis, rue de Caumartin
Tableaux modernes	HENRI BING Paris, 20 bis, rue la Boëtie Tél.: Elysées 85-94
BUREAU D'ACHAT de tableaux de maîtres et de collections entières Manet, Seurat, Cezanne, Renoir, Corot, Daumier, van Gogh, Degas, Courbet, Derain, Matisse, Picasso, Douanier-Rousseau, Modigliani, Utrillo, Soutine, Goerg, Fautrier . . . . etc.	PAUL GUILLAUME Paris, 59, rue la Boëtie
Tableaux modernes	GALERIE METTLER Paris, 174, Faubourg St. Honoré
EPOCHEN: Restauration / Louis Philippe / Second Empire Biedermeier-Möbel, Perlgestickte Bilder, Stickereien, Glas- und Porzellanmalereien, antike Beleuchtungskörper	«OPALINE» Antiquitäten Paris VIIIe, 27, rue Vignon (Madeleine), Tel.: Central 10-41
Tableaux modernes	GALERIE PIERRE Paris, 2, rue des Beaux-Arts (rue de Seine)
Tableaux modernes / Estampes	GALERIE COLETTE WEIL 71, rue la Boëtie (place St. Philippe) du Roule) / Tel. Elysées 61-15
Tableaux modernes	GALERIE ZAK Paris, Place St. Germain des Prés. 16, rue de l'Abbaye Berliner Vertretung: CLARA LANDAU, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 31

Spezialist für Kunsttransporte
CH. POTTIER
14, Rue Gaillon PARIS (2e)
SPEDITEUR
packt, spediert, verzollt
für die Galerien Flechtheim, Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw.

GUSTAV KNAUER
BERLIN W 62, WICHMANNSTR. 8
BRESLAU — WIEN
PARIS, 7 & 9, BOULEVARD HAUSSMANN
Sonder-Abteilung für Verpackung und Transport von Gemälden u. Kunstwerken

DER QUERSCHNITT

X. Jahrgang Berlin, Ende Juli 1930 Heft 7

INHALT

Marginalien:

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

Umschlagbild nach einer Zeichnung von George Grosz

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner

Eine Gestaltung von überragender dichterischer Größe

Neuerscheinung

Hans H. Hinzelmann

Der Freund und die Frau des Kriegsblinden Hinkeldey

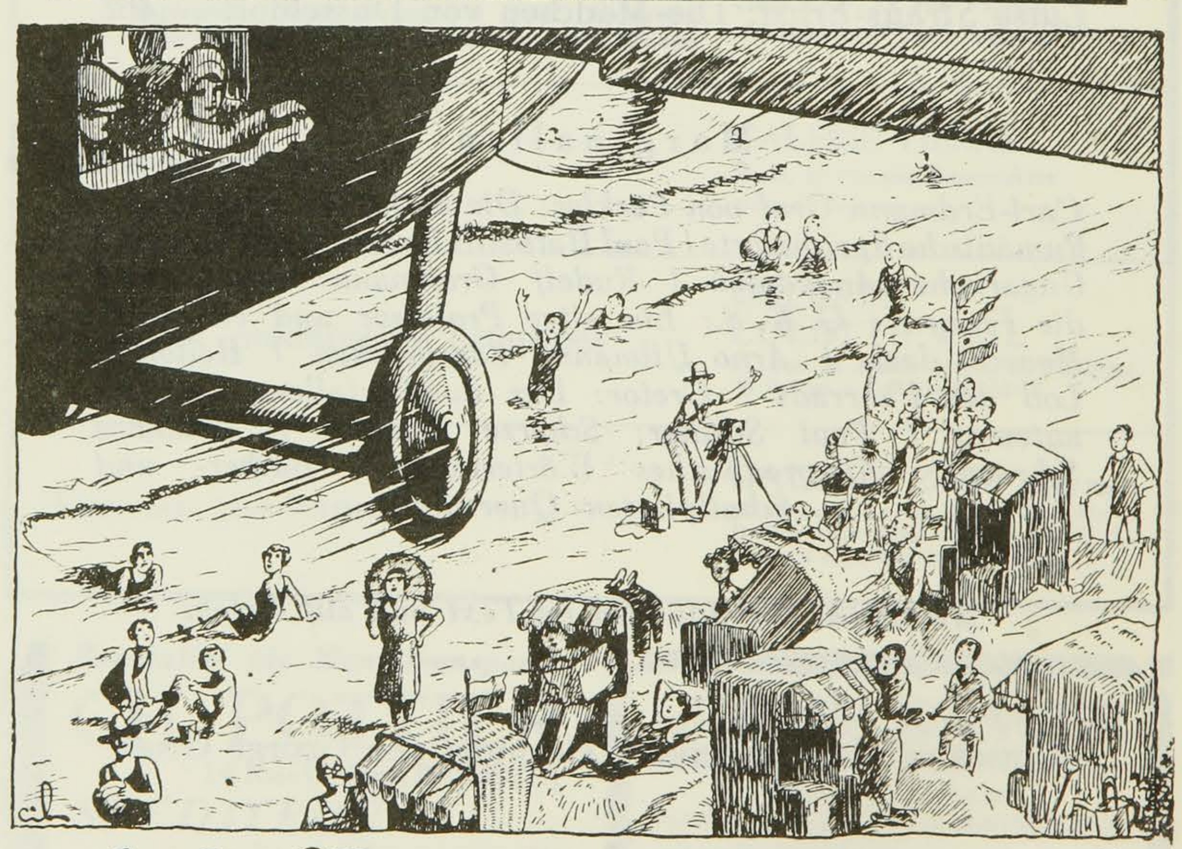
Roman

Geheftet 4.80 RM, gebunden in Leinen 6.50 RM

Ein Menschenschicksal von erschütternder Tragik wird mit einer Lebendigkeit geschildert, die mit unerhörter Kühnheit die Spannung von Ereignis zu Ereignis zu steigern weiß. *Monatsblätter des Deutschen Buch-Clubs, Hamburg*

Man wird die Bücher Hinzelmanns künftig mit besonderem Maße messen dürfen; eine neue Hoffnung der deutschen Prosa. *Dr. Herbert Füldner (Leipziger Abendpost)*

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung / Berlin







Karikatur um 1900 — Ein Zukunftsbild (Paris-New York 1915)

DER KAISER UND DER KRIEG

Zum hundertsten Geburtstag Franz Josephs I. (18. August)

Von

KARL TSCHUPPIK

Franz Joseph, von Jugend an zu strengster Erfüllung der täglichen Arbeit erzogen, ist der „erste Hofrat" des Staates. Als Kaiser war er während der ersten Hälfte seiner Regierung die Erfindung eines Schneiderssohnes aus Iglau (Mähren), des Staatsrats von Kübeck, der den neuen Cäsarismus formuliert und das ganz eigenartige System Franz Josephs begründet hat. Späterhin regiert er wie ein Edelmann, der sich entschlossen hat, die Marquis Posas seiner Nationen nicht mehr als gefährlich anzusehen; als er, liberaler als der deutsche Liberalismus, das allgemeine Wahlrecht durchzusetzen versucht, wird er von den Helden des bürgerlichen Freisinns „Genosse Franz Joseph" verhöhnt. Er vereinsamt und versteinert unter den furchtbaren Schlägen des Schicksals. 1867 wurde sein Bruder Maximilian, der Kaiser von Mexiko, in Queretaro hingerichtet; am 30. Januar 1889 erschießt sich Franz Josephs einziger Sohn und Thronerbe Rudolf; am 10. September 1898 wird Elisabeth ermordet. Das vorbereitete Fest des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums wird zum schwärzesten Trauertag. Niemand weiß, ob der Kaiser, der auf jedes private Dasein verzichtet hat, leidensfähig ist, wie weit er Leiden zu tragen vermag. An der Bahre Elisabeths sieht man ihn weinen. Andrássy erschrickt bei der Kondolenzvisite vor der steinernen Selbstbeherrschung Franz Josephs. Er war als junger Kaiser unpopulär, er wird noch nach 1866 von Wien nicht geliebt, er ist als Greis „der Kaiser, der niemals stirbt", vom Bilde Österreichs, das drei Generationen in sich tragen, nicht mehr wegzudenken.

Franz Joseph steht im fünfundsiebzigsten Lebensjahr, im siebenundfünfzigsten Jahr seiner Regierung, als der Herrscherwille Franz Ferdinands sich gegen ihn zu recken beginnt. Er hat Aehrenthal bejaht und die mit Deutschlands Hilfe unblutig durchgeführte Annexion Bosniens — Bülow: „Deutschland legte sein Schwert in die Wagschale der Entscheidung" — gern hingenommen, er wehrt sich aber mit seiner ganzen Zähigkeit gegen die Präventivkriegspläne des Generalstabschefs Conrad. Dennoch vermag er es nicht zu hindern, daß sich Franz Ferdinands „Militärkanzlei" als eine Nebenregierung etabliert. Die jüngeren Adligen aus Böhmen, ehrgeizige Industrielle und adelssüchtige Finanzleute umschmeicheln den zukünftigen Kaiser.

Bei den Manövern in Dalmatien, August 1911, „befiehlt" Franz Ferdinand

seinem Schützling Conrad, vor der „Clique Schönaich-Aehrenthal" nicht zu weichen. Er kann die Entlassung des Generalstabschefs nicht aufhalten. Am 15. November ist Conrad in Schönbrunn. Er selber notiert folgenden Dialog:

Der Kaiser (sehr erregt): „Ich sage gleich: die fortwährenden Angriffe auf Aehrenthal, diese Nadelstiche verbiete ich!"

Conrad: „Euer Majestät bitte ich, zu gestatten, daß ich meine Ansichten sage, wie *ich* sie eben habe; Euer Majestät entscheiden dann."

Der Kaiser: „Diese fortwährenden Angriffe, besonders die Vorwürfe wegen Italiens und des Balkans, die sich immer wiederholen, die richten sich gegen *mich*, die Politik mache *ich*, das ist *meine* Politik."

Conrad: „Ich kann nur wiederholen, daß ich meine Ansichten so niederschrieb, wie *ich* sie mir ableite. Euer Majestät können zu jeder Ansicht hinsetzen: falsch. Das ist in der Macht Euer Majestät."

Der Kaiser: „*Meine Politik ist eine Politik des Friedens. Dieser Politik müssen sich alle anbequemen.*"

Franz Joseph macht dann eine Bemerkung zu dem Berliner Vorfall, bei welchem der deutsche Kronprinz im Reichstag ein paar kriegerische Akzente beklatscht hatte, und sagt: „Das wird bei uns nicht vorkommen, aber Ansätze dazu sind da." Die letzte Bemerkung richtet sich gegen Franz Ferdinand. Conrad ist gefallen.

Wie alles widerspruchsvoll ist in Franz Josephs Reich, so auch das letzte Stückchen Wegs, das zum Untergang führt. Franz Ferdinand wird unter der Einwirkung seiner frommen Frau, der Gräfin Chotek, unkriegerisch. Der Mann, der 1909 so fest zum Kriege entschlossen war, daß er, wie Conrad erzählt, bereits das Hauptquartier organisierte, „die Mahlzeiten besprach, die er an bestimmte Stunden gebunden wissen wollte, und die Rangordnung bei Tische", Erzherzog Franz Ferdinand ist 1912 überzeugt, daß ein Krieg nur den „Antimonarchisten, Freimaurern und Juden" zugute käme und die Throne in Gefahr brächte. Die Kriegspartei aber, die er selber geschaffen hat, will nicht so schnell umlernen. „Ich will mir nicht den Vorwurf machen lassen, den Aehrenthal 1908 zu hören bekam", sagt im Dezember 1912 dessen Nachfolger Graf Berchtold, „verhindert zu haben, daß mit Serbien abgerechnet werde." Man hört aus diesem Satz Conrad heraus, der seit 1912 wieder Generalstabschef ist. Er und Berchtold propagieren die Idee eines selbständigen Albaniens, das Serbien den Zugang zum adriatischen Meer versperren soll. Ein Albanien-Komitee, halb Prellerei, halb politischer Snobismus, rührt die Werbetrommel für einen Zug in das gelobte Land. Am *30. Dezember 1912* schreibt *Conrad* dem Thronfolger: „*Die Krise drängt zur entscheidenden Tat . . . Serbien muß durch einen Krieg niedergeworfen werden.*" Franz Ferdinand jedoch hat Wilhelms II. Wort von den „elenden albanischen Ziegenweiden" übernommen, derentwegen es nicht lohne, das „Schwert zu ziehen". Es sind nicht taktisch-politische Erwägungen allein, die Franz Ferdinand zum Kriegsgegner gemacht haben. Er ist mißtrauisch geworden vor Conrads Siegesgewißheit. Februar 1913 schreit er Conrad böse an: „Die Armee ist nicht kriegsbereit, sie steht schlechter da als 1866." Am 23. Februar 1913 sagt Oberst Dr. Bardolff, der Vertrauensmann Franz Ferdinands, zu Conrad: „Der Thronfolger hat auf der ganzen Linie abgeblasen, er will unter keinen Umständen den

Krieg mit Rußland. Er wird ihn nie zugeben.“ Am 24. April, die Botschafterkonferenz tagt in London, ist der deutsche Militärattaché Graf Kageneck bei Conrad. Der ewig aufgeregte Generalstabschef herrscht ihn an: „Ja, jetzt kommen die Deutschen, früher haben sie sich sehr passiv verhalten!“ Kageneck sucht den Aufgeregten zu beruhigen: „*Exzellenz, es ist sehr schwer, dem deutschen Bürger verständlich zu machen, daß man Albaniens wegen mit Frankreich Krieg führen soll!*“ Worauf Conrad: „Nein, nein! Nicht am deutschen Bürger liegt es, der Deutsche Kaiser hat das Wort von den albanischen Ziegenweiden gebraucht!“ Anfangs Mai, Montenegro hat Skutari schon geräumt, nachdem König Nikita seine Nachgiebigkeit durch den Wiener Bankier Reitzes und den Pariser Bankier Rosenberg hatte mit großem Profit eskomptieren lassen, fordert Conrad ein Ultimatum an Serbien, „damit Montenegro offenkundig gezwungen werde, sich dem Willen der Monarchie zu beugen.“ Franz Joseph wehrt mit den Worten ab: „*Auch in der Politik muß man anständig sein!*“

Am 27. Juni 1914 fährt der Kaiser nach Ischl. Tags darauf, es ist ein sonniger Sonntag, erhält er die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgerpaares in Sarajewo. Am 5. Juli ist Conrad beim Kaiser, dem er sagt, der Krieg gegen Serbien sei unvermeidlich.

Franz Joseph: „Ja, das ist ganz richtig, aber wie wollen Sie Krieg führen, wenn dann alle über uns herfallen, besonders Rußland?!“

Conrad: „Wir haben doch die Rückendeckung durch Deutschland?“

Franz Joseph (blickt Conrad fragend an): „Sind Sie Deutschlands sicher?“ Der Deutsche Kaiser sei in Konopischt der Frage ausgewichen. „Gestern abends ist eine Note an Deutschland abgegangen, in der wir klare Antwort verlangen.“

Conrad: „Wenn Deutschland auf unserer Seite steht — führen wir dann den Krieg gegen Serbien?“

Franz Joseph: „Dann ja . . . Wenn Deutschland diese Antwort aber nicht gibt, was dann? . . . Der Deutsche Kaiser ist auf der Nordlandreise, jedenfalls müssen wir die Antwort abwarten.“

Am 7. Juli entscheidet sich das Schicksal Franz Josephs, Habsburgs, Österreichs und — Europas. Des Kaisers Minister, Graf Berchtold, Graf Stürgkh, Ritter von Bilinski, Kriegsminister Ritter von Krobatin und Freiherr von Conrad beschließen, bis auf Tisza in allem einig, wie es im Protokoll dieser denkwürdigen Sitzung heißt, an Serbien „*so weitgehende Forderungen zu stellen, die eine Ablehnung voraussehen und nur die radikale Lösung im Wege militärischen Eingreifens*“ übriglassen. Das Protokoll vom 7. Juli 1914 trägt den Vermerk: „Ich habe den Inhalt dieses Protokolls zur Kenntnis genommen. Wien, am 16. August 1914. Franz Joseph.“ Es ist kein Schreibfehler; Franz Joseph hat das wichtigste Dokument des Weltkrieges, die Urkunde der Geburt des Krieges, erst einundvierzig Tage nach dem Ministerrat zu Gesicht bekommen.

Als Franz Joseph, die Gefahr des großen Krieges vor Augen, am 30. Juli 1914 einwilligt, daß der begonnene Aufmarsch gegen Serbien fortzusetzen sei, spricht er das Wort: „Wenn die Monarchie schon zugrunde gehen soll, dann soll sie wenigstens anständig zugrunde gehen.“ Es ist der Abschied des habsburgischen Machtgedankens nun auch von Österreich. Nach seinem Tode entscheiden die Völker gegen Habsburg. Sie haben Franz Joseph recht gegeben.

BUDAPEST GESTERN UND HEUTE

Von

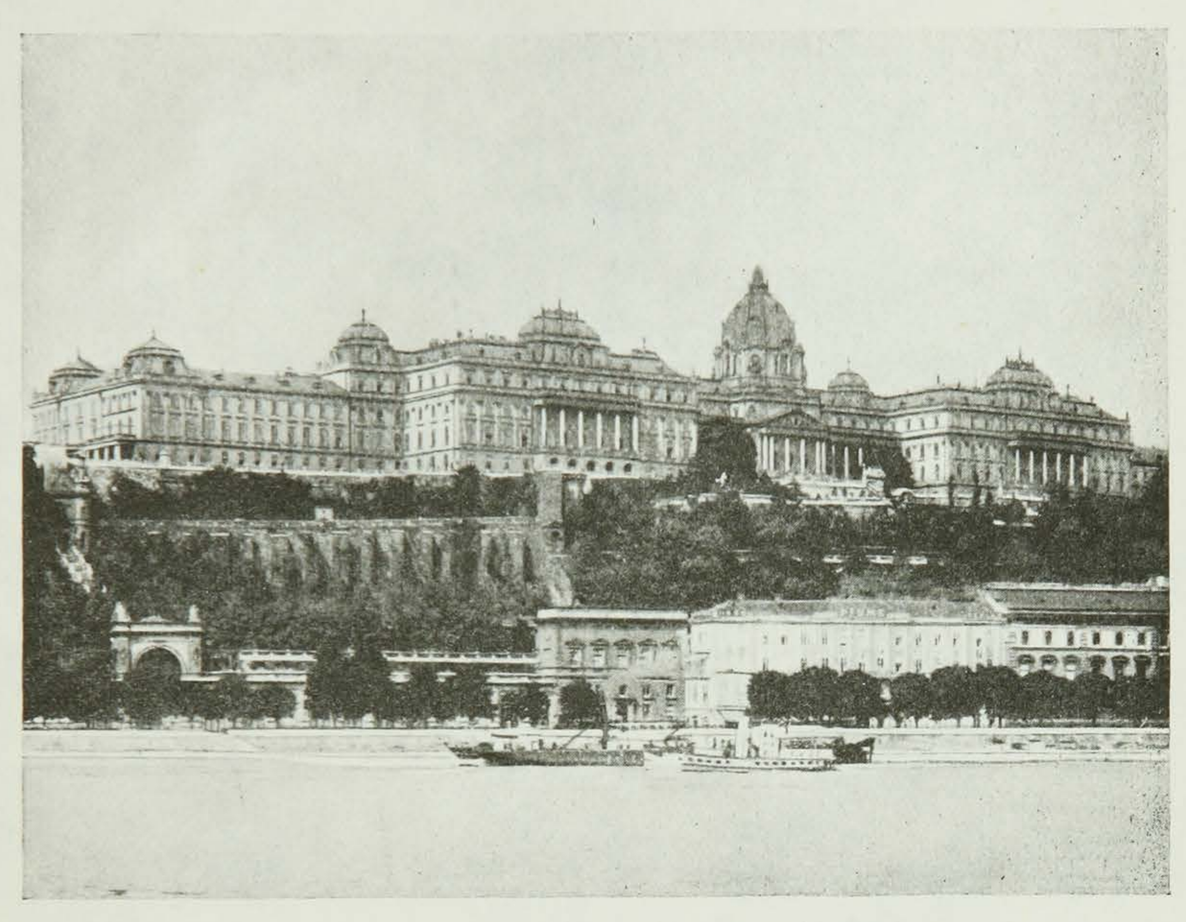
EUGEN LAZAR

Die von Berlin fünfzehn Schnellzugsstunden entfernt an der Grenze Mitteleuropas und des Ostens gelegene Hauptstadt des königlosen Königreichs Ungarn baut wieder: Hotels, Prunkbäder, Luftschlösser. Demnächst — um den 20. November — wird es dort bewegt zugehen.

Vor siebenundfünfzig Jahren wurde das noble Provinzstädtchen Buda mit der aufstrebenden Stadt Pest zu der Großstadt Budapest vereinigt. Die folgenden vierzig Jahre sahen ein Entwicklungstempo, wie es die Städte der amerikanischen Industriegebiete kennen; für die Hauptstadt eines Agrarlandes war das etwas Ungewöhnliches und nicht ganz Natürliches. Ein halbes Jahrhundert Frieden, aus der Großmachtpolitik einer um Freundschaft werbenden Dynastie gezogene Positionsvorteile, der frische Einsatz und das orientalische Gewährenlassen produktiver, wenn auch nicht ganz bodenständiger Temperamente stellten das Klima her, worin Gründungen und Bauten, Handel, Literatur und Theater, Volksleben und gesellschaftliches Leben tropisch durcheinander wucherten.

Das Budapest des Jahres 1913 hatte einen frühreifen Zug, es war kindlich und zynisch, unreif und schon ein wenig welk, kulturlos und schon überfeinert. Es war eine merkwürdige, wunderschöne Stadt. Ihrer einzigen, märchenhaften Anlage rings um die Felsenhügel des Ofener Gebirges, zu beiden Seiten des breiten Stromes, in dessen Mitte die grüne, herbstrote oder schneeschimmernde Insel schwimmt, konnte keine barbarische Architektur etwas anhaben. Schön war die Stadt trotz sezessionistischem Baustil, der vom Millenniumsjahr an die ganze private und einen Teil der öffentlichen Bautätigkeit beherrschte. Wo sich die Gelegenheit bot, anständiges Bauen zu versäumen, wurde sie ergriffen. Wo es etwas zu verschandeln gab, wurde mit großem Geldaufwand verschandelt. Alles vergeblich, die Stadt war nicht zu verderben.

Ungemein reizvoll, ein Gemisch aus prickelnder Herbe und süßlicher Fäule, aus Chicago, Paris, Kecskemét, Damaskus, sog sich das geistige Aroma von Budapest ein. Da kam frisch aus der ungarischen Provinz eine Jugend, die sich für Francis Jammes und Paul Claudel begeisterte, aber in Boulevardblätter Molnár-Croquis schrieb und den Abend bei Alsos, der ungarischen Form des Klabrias, verbrachte. Ein Massenaufwand an Talenten, die das Kaffeehaus und die Zeitung auffraß. Aus Balzac-Stoffen wurden Novellettchen, die an eine der dreißig Zeitungen um vierzig bis sechzig Kronen verkauft wurden, aus Gesellschaftsdramen Bluette, die der Kabarettier Andreas Nagy, sechs Stück an einem Abend, aufführte. Es waren so viele da, und alle waren talentiert; sie schrieben die Zeitungen voll, sie schrieben den Kabaretts das Repertoire, schließlich, als es nicht mehr anders ging, weil nicht genug Zeitungen und Kabaretts da waren, schrieben sie sich ihre Romane und Theaterstücke selbst, statt sie aus dem Ausland zu beziehen. Es kam eine Zeit, wo in Budapest nur ungarische Autoren aufgeführt wurden, und dann ein Augenblick, wo Budapest zu exportieren begann. Sie schrieben schließlich der Straße eine Sprache. Im letzten Friedensjahr sprach



Budapest, Die Königsburg in Ofen



Franz Joseph I. auf der Jagd in Gödöllö



Das letzte Zusammensein: Franz Joseph und Elisabeth in Bad Kissingen (1898)

Sammlung Raoul Korty

Der Handkuß: Erzherzog Karl Franz Joseph (der spätere Kaiser Karl) begrüßt bei einer Parade auf der Wiener Schmelz seinen Onkel Franz Joseph



Aus der neuen Propyläen-Weltgeschichte, Band V

Szene aus der Eroberung von Byzanz durch die Türken
(Miniatur aus einem 1462 von König Ludwig XI. in Brüssel geschriebenen Manuskript)

Ungarische Bäuerinnen

Photothek

Prachtstücke einer Mastviehausstellung

die Vorstadt das von Molnár, Heltai und den Jungen geschaffene Pesterisch. — Ein Budapester Sommerabend, wenn die ganze Stadt längs des Donaukorsos und der Andrássy-Straße vor den Cafés im Freien saß, wenn der Geruch von hunderttausend Melonen, von Sommer, Frauen, Akazien und Korruption in der Luft hing, wenn man erwog, ob man die Nacht im Stadtwäldchen oder auf der Margareteninsel verbringen solle und sich für den Bac-Tisch entschied; eine Première im Lustspieltheater, wenn die Elite des Faubourg St. Leopold, Finanzmagnaten, ihre schönen Frauen und noch schöneren Geliebten, die Logen füllten und im Parkett die Klique des Autors sich mit der Gegenklique über den Grad des Presse-Erfolges einigte, solche Abende gehören zu den nie wiederkehrenden Gelegenheiten, Menschen zu sehen, die, im Zenith ihres Glücks, nichts von der unmittelbar bevorstehenden Katastrophe ahnen.

Der Krieg kam, Oktoberrevolution, Bolschewismus, rumänische Besetzung, Konterrevolution kamen. Was war, kann nie wieder sein. Nicht nur, weil Ungarn drei Fünftel seines Gebietes verloren hat und Budapest heute die Hauptstadt eines kleinen Bauernlandes ist. In Ungarn haben zwei Rassen neben- und miteinander gelebt, sich gut vertragen, Getreide gebaut, Vieh gezüchtet, Handel getrieben, eine Hauptstadt unterhalten, die sie unterhielt. Das ist für immer vorbei. Sie wissen zu viel voneinander. Wohin der Liberalismus führt, die einen; was der Stuhlrichter imstande ist, die andern. Der Gentry hat dem Budapester allerlei Schwindel zugetraut, aber nicht die Errichtung einer Proletarierdiktatur; der Budapester aber, der die Herren nur von Unterhaltungen bei Zigeunermusik her kannte, ahnte nichts von ihrer Fähigkeit, eigenhändig zu henken.

Diese Gentry, die für sich die Bezeichnung „ungarischer Herr“ und „Herrndame“ in Anspruch nimmt und das Bewußtsein ihres Herrntums für die psychische Repräsentanz einer biologischen Tatsache ansieht, sie mußte in den letzten Friedensjahrzehnten zusehen, wie ihr Boden — nicht nur metaphorisch — an den fleißigen Kaufmann verloren ging. Verarmt, verschuldet, verbittert, erlebte sie die Revolution, den Verlust der politischen Macht, die Zerstückelung des Landes. Durch eine einmalige weltpolitische Konstellation mit einem Schlag in ihre ehemaligen Machtstellungen wiedereingesetzt, nahm sie Rache für alles an den Budapestern. Und sie umgab die wiedereroberten Stellungen mit einem für Jahrhunderte berechneten Schutzwall, an dessen Erhöhung und Dichtung sie unausgesetzt tätig ist. Sie hat den Numerus Clausus an den Hochschulen eingeführt, um zu verhindern, daß Wissen — Wissen ist Macht — in die Köpfe des fremdrassigen Nachwuchses übergehe. Sie wird nicht zugeben, daß wieder Liberalismus gespielt werde.

Heute herrscht sie in Budapest. Sie hat ihren Wohnsitz aus den „besetzten Gebieten“ nach der Hauptstadt des „Mutterlandes“ verlegt, man findet sie in allen Ämtern, in den Verwaltungen der Banken und Industrien, auf den Lehrstühlen der Hochschulen, in den Redaktionen und Theaterkanzleien. Auf dem Donaukorso promeniert in Uniform und Zivil sie.

Budapest schmückt sich. Schöner, glänzender als je präsentiert sich die Stadt dem Fremden. Unter ihrer Gala leidet sie Mangel an materiellen und geistigen Gütern, sie hungert, zittert, hofft. Am 20. November wird der verbannte König Otto großjährig.



Nina Hamnett

BUDAPEST (WELLENLÄNGE 545)

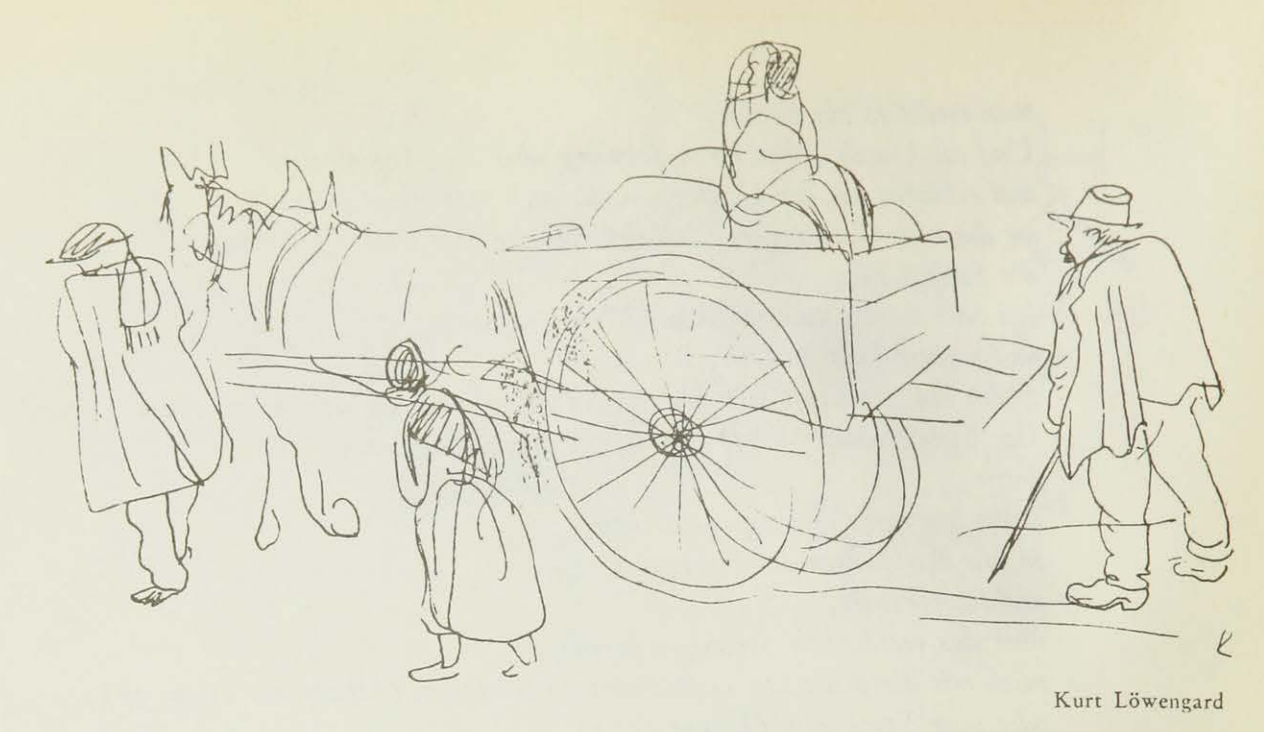
Von

PAUL MORAND

So weit man auch die Stunde des Diners hinauszögert,
die Julihelle will nicht weichen.
Noch um 22 Uhr 10 reißt das Licht Löcher in die Laubdächer der Bäume;
vor allem in die Linden, weil die eine besonders zarte Haut haben.
Über dem Andelle-Tal
werden grellweiße Lichtfasern abgespult.
Man weiß nicht mehr, ob man im Eure ist
oder an der Elfenbeinküste auf dem Comoé.
(Lediglich die trockenen Absätze um den Tisch herum,
statt der patschenden Sohlen, erinnern,
daß das Dienstmädchen Schuhe trägt,
und daß unter der Lampe ihr Gesicht grün sein wird
und nicht schwarz.)
Um 23 Uhr, nach einem idiotischen Musikstück
eines mit dem Rompreis ausgezeichneten Komponisten,
geht Radio-Paris schlafen.
„Bonsoir messieurs. Bonsoir Mesdames, Bonsoir mesdemoiselles."
Man verlöscht das Haus und die Fenstervierecke auf dem Kies.
24 Uhr. Mitternacht.
Jetzt ist Daventry an der Reihe.
Im schwarzen Garten versteckt —
(Die Kaninchen kommen aus dem Busch
und knabbern frische Minze;

man riecht es bis hierher.
Und die Hunde haben ihren Schwanz über die Augen gelegt
und schlafen auf der Freitreppe, die noch sonnenwarm ist) —
im dunklen Garten höre ich das Orchester vom Piccadilly-Hotel
die Schluß-Piece spielen.
Ich höre die Restaurantgäste: Mehr! rufen
und während der Pausen: Wonderful!
Dann bin ich allein mit dem großen Bären und den scharf riechenden Tieren.
Ein Siebenschläfer wirft eine unreife Birne vom Baum.
Jetzt
drehe ich meine Mahagonischachtel
in alle Richtungen des Horizonts,
und ich versuche,
über das occidentale Schweigen hinweg
mich mit der deutschen Dichtkunst zu vereinigen (Hilversum 26. 3 35);
oder über Stockholm (Länge 1153)
die skandinavischen Götter zu erreichen,
die die wahren Herren der Normandie sind.
So sitze ich um 0 Uhr 42
in meinem kleinen Garten
im letzten Winkel der Seine-Inférieur
und plötzlich fange ich mir
eine süße langschmelzende Klage.
Ich schäle sie aus dem quäckenden Wirrwarr von Näseln und maritimen [Signalen,
löse sie aus prasselnden Gewittern
und hole sie an mich heran.
Es ist ein Czardas,
den der flache Rücken der innereuropäischen Nacht
über die erschlafften Länder weg
mir zuträgt.
Das weizenblonde Ungarn spricht mit der grünen Normandie,
Die wilden Pferde begrüßen die Kühe.
Die braunen, bezopften Bäuerinnen
in Schafspelzen, die mit Frühlingsblumen bestickt sind,
halten mir ihre Trinkhörner entgegen
und rümpfen spöttelnd die Nase
über meinen Apfelmost.
Sterbend schluchzt eine Geige
und erwacht doch immer wieder zu neuem Leben;
unter den Schlägen eines rotbefrackten Tartaren
tropft das Cymbalum bleierne Tränen dazu.
Jetzt erntet Ungarn sein Korn.
Und ich schäme mich ein wenig in der Dunkelheit
meines gärend keimenden Hafers
der noch nicht einmal gegilbt ist.

(Deutsch von Mira v. Hollander-Munkh)



Kurt Löwengard

RUND UM RUMÄNIEN

Von

DECEBAL

Rumänien hatte bis zum Vertrag von Trianon die Form eines zierlichen Damenstiefels — zum Unterschied vom hohen italienischen Reitstiefel, der den sizilischen Stein von sich stößt. Der elegante Damenstiefel, im unteren Teil seines Schaftes schön schattiert vom Schwarzen Meer, hatte 1913 nach einem Feldspazierzug einen hübschen Absatz (Stöckel) in Gestalt des Quadrilatérs bekommen, der die Form des Stiefelchens angenehm abrundete. Im Mai 1918 aber, im Friedensdiktat von Bukarest, strich der österreichische Graf Czernin, ehemals hier als Gesandter akkreditiert, nicht nur diese Abrundung, sondern den ganzen hinten ausladenden Bug des naturalistisch gebuchteten Damenstiefels, so daß er zu einem bäuerischen Opanken verstümmelt wurde; er schickte die ganze Dobrudscha nach Bulgarien heim. Die Heimschickung aber, die Rumänien traf, dauerte nur einige Monate. Nach dem endgültigen November schickte sich Rumänien wieder zu einer Abrundung an, die diesmal die Grenzen des eleganten Damenstiefels überschritt. Durch Transsylvanien, Bukowina, Bessarabien bekam das Land, zum Reich geworden, eine fast kreisförmige Form; es hat jetzt das Profil der Erdkugel, d. h. der Kreis ist oben und unten ein wenig abgeplattet. Wo ist der Damenschuh nun hin? Zwar sind seine Umrisse selbst auf der neuen Landkarte erkennbar, denn die Transsylvanischen Alpen und die Karpathen schraffieren seine Einbuchtung, aber er erscheint von einer Geschwulst entstellt und überladen. Kurz und gut: es ist kein Stiefel mehr, sondern etwas anderes. Auf der Landkarte ist das neue Gebilde sehr harmonisch und in sich geschlossen anzusehen — im Innern aber scheint die Geschlossenheit geringer zu sein.

Transsylvanien, Bukowina, Bessarabien sind wirklich, wenn auch nicht ausschließlich, von Rumänen bewohnt, aber zwischen den Rumänen des alten und des neuen Rumänien gibt es gewisse Unterschiede, und nur die tzaranistische,

die Bauern-Partei, vermochte sie zu überbrücken und zu einer Einheit zu organisieren. Diese Partei, ursprünglich von sozialistischen Absichten unterbaut, ist im Laufe ihrer Entwicklung zur Regierungspartei eine national-tzaranistische geworden. An ihrem Führer Juliu Maniu wird allgemein gründlicher Idealismus und persönliche Integrität gerühmt, was seinen „liberalen“ Vorgängern, die lange das Land beherrschten, nicht gerade nachgesagt wurde. Dr. Maniu, früher Rechtsanwalt in Siebenbürgen, hat den Sohn Ferdinands, der noch zu Lebzeiten des Vaters abgedankt hatte, wieder ins Land gebracht und zum König Carol II. gemacht — denn abgesehen davon, daß seine Partei und Regierung die Brise einer populären Bewegung brauchte, ist er wohl der Meinung, daß Erotik Privatsache sei. Maniu selbst, Junggeselle, wohnt im Hotel Athenée Palace in Bukarest, und, wenn ich recht berichtet bin, kann man ihn in den kleinen Pausen seines (wirklich ernst betriebenen) Regierungsgeschäfts mit den schönen Damen des Bukarester Abendkorsos promenieren sehen. Er ist nichtsdestotrotz (oder vielleicht eben deswegen) ein vortrefflicher Regierungschef und Parteiführer. Warum sollte Carol II. kein guter König werden?

Carol der Kronprinz trennte sich von seiner Mutter Maria wegen des Prinzen Barbu Stirbey, der einer Hofkamarilla vorstand. Von seinem Throne trennten ihn seine Liebschaften. Carol bewies in der Wahl seiner Geliebten immer ein demokratisches Gefühl. Von Maria Lupescu, der rothaarigen, sommersprossigen Tochter eines Apothekers in Jassy, war er nicht loszubringen, und obschon er inzwischen eine griechische Helena geheiratet und einen Kronprinzen gezeugt hatte, zeigte er sich ruhig mit der jüdischen Geliebten in den Bars von Milano, der ersten Station seines Exils. Der alte Lupescu in Jassy ging stolz durch die Strada Stefan der Große, oder auch besorgt, wenn „die Kinder“ einmal nichts geschrieben hatten — und das eine Kind war der Vater des Königs von Rumänien, des vierjährigen Mihai I. . . . Carols erste offizielle Frau, die schöne Zizi Lambrino, Tochter eines Offiziers, fesselte ihn dermaßen, daß er sich mit ihr in Odessa kriegstrauen ließ. Es gab ein großes Aufsehen im Lande und Ärgernis am Hofe. Als einige Jahre später (die Ehe war schon rückgängig gemacht, obwohl ein Kind sie gesegnet hatte) Zizi ihrem Nachbar Professor Jorga (Carols Erzieher und der erste Gelehrte des Landes) sagen ließ, er möge seine „Maschine“ — so nennen alle Rumänen das Auto — nicht unter ihren Fenstern rattern lassen, erwiderte er, seine Maschine sei nicht so gefährlich wie ihre Maschine, die Rumänien ins Unglück gestürzt habe . . .

Die Rumänen lieben kräftige Ausdrücke, sie haben eine besondere Begabung wie für die Politik so für Flüche, deren Metaphorie ihresgleichen sucht in der Flora der europäischen Sprachen. Die rumänische ist, nehmt alles nur in allem, eine der schönsten an Klang, der lateinischsten an oratorischem Ausdruck. Das Partizip feiert ungeahnte Triumphe. Die Perioden rollen natürlichen Schwunges, von Musik getragen, nicht von der Mathematik (wie im Deutschen). Es gibt Europäer, die ernstlich glauben, Rumänien sei von Slawen bewohnt und die rumänische Sprache sei eine der vielen Töchter der russischen Allmutter. Ein gebildeter Wiener, der zufällig einen italienischen Namen trägt, aber von der deutschen Sprache lebt, die er schreibt, hielt das Rumänische für eine Art Esperanto, ein phonetisches Übereinkommen. In Wirklichkeit apostrophiert der

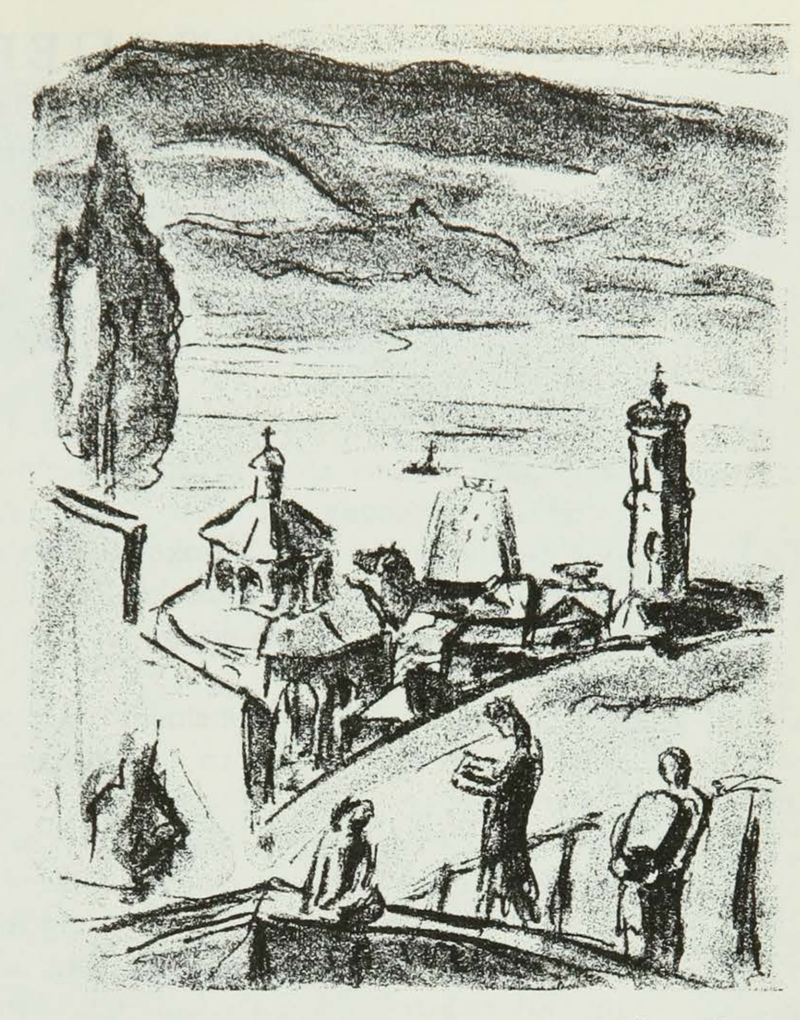
Rumäne Frankreich und Italien als lateinische Schwestern mit dem guten Recht der schwesterlichen Sprache. Bitte, ein Beispiel: *Latina ginta e regina* — wem klingt das nicht geradezu italienisch? — Bitte, eine Parallele:

Lasciate ogni speranza voi che intrate
(Dante)
Lăsatzi orice sperantză voi ce intratzi
(Rumänisch)

Manches A trägt einen Halbmond oder ein Dach und klingt infolgedessen dunkel — das ist eben der slawische Anhauch, der die Sprache hindert, süßlich zu werden. Sie verfügt über merkwürdige Diphthonge, die nicht fehlerfrei erlernen kann, wer nicht im Lande geboren ist, und sie entlehnt Worte aus dem Französischen, Slawischen, Türkischen. Ob die Rumänen, die sich Români nennen, direkte Nachkommen der Römer sind, steht nicht fest. Offenbar sind sie ein römisch-dacisches Mischvolk. Ihre Sprache aber ist unbedingt lateinischen Ursprungs, nur wurde sie von der slawischen Wanderwelle „aufgelockert", die auch die kyrillischen Zeichen in der Kirchenschrift des Landes zurückließ, und vom Türkischen infiziert, zur Zeit als die Fürstentümer Moldau und Walachei der Pforte tributpflichtig waren. Liebe heißt sowohl *amór* als auch *drágoste*, die lateinische Fassung wird mehr im pathetischen, die slawische im sentimentalen Sinn gebraucht. Tee heißt *ceai*, weil die Russen ihn ins Land brachten. Eifersucht ist *gelosíe* und die Überraschung *surpriza*. Trinkgeld ist *bacschísch* und Wasserträger *sacagiú* und Gosse *mahalá*. Aber König *rege* und Vaterland *patria* und Willkommen *bine ai venit* (gut bist du gekommen).

Carol II. ist also König und Mihai I. wieder das Kind. Es wird trotzdem das Salutieren der eleganten Offiziere nicht vermissen, die ihm in der engen Calea Victoriei (Siegesweg) begegnen. Das ist die lange Hauptstraße von *Bukarest*, welcher Name (Bucuresti) im Rumänischen ein Plurale tantum ist, so daß es also, in wörtlicher Übersetzung, heißt: „Die Begeisterung *der* Bukares*te*." Bukarest, die jüngste Millionenstadt Europas, ist fast der Südpol der angedeuteten Kugel Rumänien und liegt in einer Steppen-Wüste, sehr trocken, sehr heiß. Daß hier Palast neben Hütte steht, ist zu bekannt, um noch ganz wahr zu sein. Auf den Boulevards rollen, von Skopzen in Samtsoutanen kutschiert, schöne Fiaker, in denen sich abends die Kokotten zeigen, amerikanische Autos und daneben auch die eine oder andere Pferdebahn. Die Frauen sind sehr schön, und nicht mehr üppig, sehr geschminkt, sehr elegant; und der Flirt enorm. Man flirtet auch von Wagen zu Wagen auf der Chaussee Kisseleff, einer Allee vor den Toren der Stadt. Und im Hochsommer, wenn die Bukarester Temperatur auf 30 Grad steigt, reist man rasch nach *Sinaia*, der sehenswerten königlichen Sommerresidenz im Gebirge, oder nach *Constantza* am Schwarzen Meer. Oder sonst in eine weniger mondäne „Villegiatur". Denn Rumänien ist ein schönes Land und hat von allem. Auch die Männer sind ein guter schwarzer Schlag, und alle trachten zunächst nach Liebe; hernach kommt aber gleich die Politik. Man spricht viel und gut, die Sprache gibt was her an Schärfe und Witz. Ein Dialog zwischen zwei Männern ist immer eine dramatische Szene, und die ihn bestreiten, geborene Schauspieler. Man ißt viel und gut, die nationale Kost ist scharf und gewürzig, das Fleisch wird zumeist am Rost gebraten und

von starken Salaten begleitet. Das gilt für die städtischen Restaurants, die sich übrigens sommers aufs Trottoir breiten. Der Bauer ißt sich an seiner Mamaliga satt, der festeren Polenta aus Mais, dazu nimmt er, wenn ers hat, Butter und Käse oder Rahm und Sahne. Bauer und Bojar trinken, was die Flasche und mehr als die Tasche hergibt. Der Wein wächst gut im Land, aber der Kleinbürger trinkt gern heimisches Bier. Beim Trinken wird Politik gemacht. In den Salons wird von den Damen und Offizieren Poker gespielt, in der kleinstädtischen Bierhalle Table. Es gibt Gesangvereine, namentlich unter den Studenten, aber keine Kegelbahnen. Die Studenten — eine Macht, mit der man rechnen muß — machen auch Politik und zeigen sich ostentativ in der bäuerlichen Nationaltracht.



Ernst Wagner

Es gibt eine Nationalliteratur, und Nationaltheater mit festem Ensemble in den Provinzhauptstädten, in Bukarest sogar eine Staatsoper und ein Philharmonisches Orchester. Bukarest ist überhaupt eine Theaterstadt, es hat zehn Bühnen und eine täglich erscheinende Theaterzeitung. Der rumänische Journalismus ist ausgezeichnet, witzig und frech. Die Literatur gipfelte bisher im romantischen Lyriker *Eminescu*, im lyrischen Dramatiker *Alexandri*, im Volksstückdichter und Humoristen *Caragiale*. Neue Lyriker (zumeist Symbolisten) sind *Cerna*, *Anghel*, *Arghezi*, *Goga* (dieser ist wohl der erste Lyriker der Welt, der es zum Innenminister brachte), ein Novellist und Romançier von Rang *Rebreanu*. Die Literatur ist so jung, daß sie jetzt erst beim poetischen Realismus unserer neunziger Jahre hält. In Bukarest gibt es natürlich auch Futuristen und Pirandellisten — aber noch immer werden romantische Versdramen geschrieben, selbst von Journalisten.

Die Literaten klagen über das geringe Echo — folglich ist man überrascht, wenn plötzlich im Café Capsa ein feierlicher Herr im Jackett und Zylinder aufsteht und mit schmetternder Stimme die Gründung einer „wirklich unabhängigen" neuen Zeitschrift für Kultur und Kunst ankündigt. In Wirklichkeit ist die Öffentlichkeit namentlich in Bukarest sehr groß, und Frauen, Dandies, Schauspieler. Künstler, Offiziere, Politiker und auch die königliche Familie scheinen immerfort unter Scheinwerfern zu agieren. Man ist sehr beweglich, wenn auch nicht sehr fleißig. Der Rumäne ist Romane und zugleich Orientale — er ist Südländer.

GREGUERIAS

Von

RAMÓN GÓMEZ DE LA SERNA

Die Fledermäuse sind die Engel der Hölle.

Am Sonntagabend sind die Perlenketten aller Dienstmädchen zerrissen.

Montag ist Waschtag und dadurch der Tag der Gespenster trocknender Hemden.

In Paris ist Einsamkeit so schrecklich, wie wenn man im Café mit einer blauen Siphonflasche allein bliebe.

Das Flugzeug lärmt, als wenn der Himmel genietet würde.

Das Paketchen mit einer neuen Osrambirne sieht immer wie ein Geschenk aus; und die Täuschung hält solange an, bis die Rolle Wellpappe leer ist.

Wie gut die Frauen eine Krankheit zu haben wissen!

Austern: kleine Weihwasserbecken für die Zunge.

Von Zeit zu Zeit müßten die Bischöfe im Flugzeug aufsteigen, um die Stadt zu segnen.

Der Jugendstil und die wilhelminische Epoche haben Portale geschaffen, die so aussehen, als ob vom letzten Umzug eine Gipsfigur vor dem Hause stehen geblieben wäre.

In den großen Uhrengeschäften sieht man, daß es Pendel gibt, die mit dem linken Fuß, und solche, die mit dem rechten Fuß zu gehen angefangen haben.

Es müßte einen Knigge geben: „Umgehung von Menschen", in dem alle Entschuldigungs- und Absagegründe aufgeführt wären.

Im Park stehen Malermonumente mit leeren, weißen Paletten; nur ein Vogel drückt gelegentlich seine Tube darauf aus.

Neue Jahre gibt es nur zu dem Zweck, um neuen Automobilmodellen einen neuen Namen zu geben.

Essiggurken sind die Eidechsen der Flora.

Die ganze Freude am neuen Anzug nimmt uns der Schneider mit der Frage: „Und was für ein Futter nehmen wir?"

Schon an den dünnen Beinen merkte man, daß ihr Knie ein Reliquienknochen sein mußte.

In den Operngläsern, die die Logenschließer verleihen, sind noch viele Theaterabende; sie haben etwas von einem trüben Goldfischglas, in dem einige dekolletierte Frauen schwimmen.

Es gibt Leute, die ihre Fingernägel so betrachten, als stünde darauf die Lebenslektion, so wie in ihrer Kindheit die Schullektion darauf gestanden hatte.

Die Trommler erfüllen durch die Wirbel ihrer Trommelschlägel die Straße mit zehntausend XXXXX-en.

Im Schlaf ähnelt der Löwe einem Hund; vielleicht träumt er, einer zu sein.

Die Segelschiffe, die unbeweglich draußen im See liegen: Ihr Kapitän liest einen Roman und murmelt: „Nur noch dieses Kapitel."

Die Stille des Morgens wischt die noch in der Luft hängenden Klingelzeichen der Straßenbahn aus.

Wenn die Frau ihr Hemd im Brustausschnitt hochzieht, sieht es aus, als wolle sie einem einen Fahrschein von diesem Hemd verabreichen.

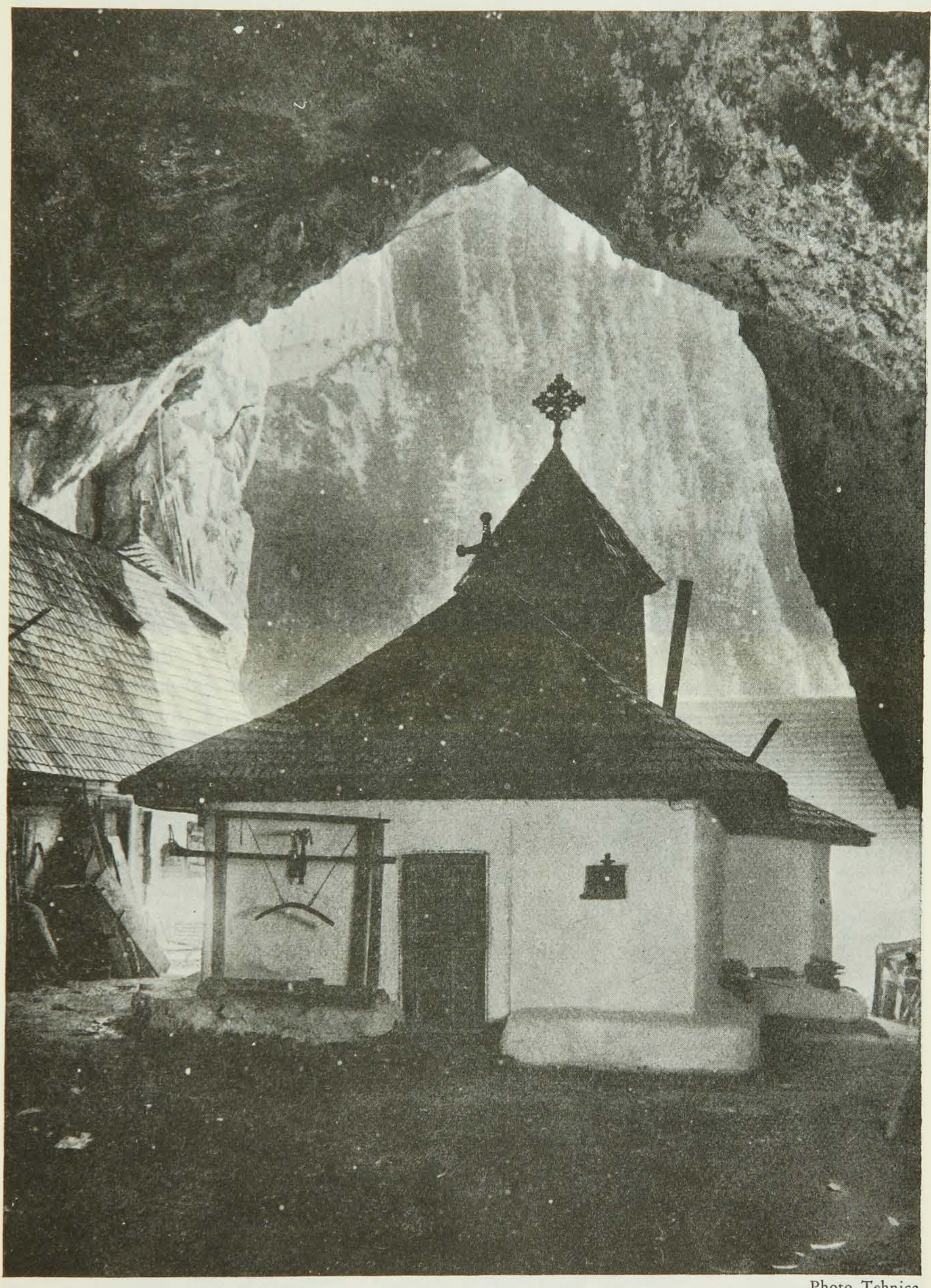


Photo Tehnica

Alte Kirche in den Grotten von Dâmbovicioara (Walachei)

Presse-Photo

Bucarest, Ministerium des Aeußeren



Photo Fanta

Rumänische Bäuerin

Ein Vorschlag für die Orthographie: Öl für Öl, mit dem man bratet; aber Öhl mit einem begeisterten H für wohlriechendes Öhl.

Es ist eine Schande, daß man dem Violinisten nichts zu essen bringt, wenn er sein Taschentuch wie eine Serviette vorsteckt.

Es gibt opulente Sommerarme, die nackter sind als eine nackte Frau.

Nichts macht das winterliche Schlafzimmer kälter als das vom Zimmermädchen behutsam aufgeklappte Bett.

Die Frau mit einem Muttermal am Bein müßte dieses Muttermal polizeilich bestätigt bekommen, damit Böswillige es nicht für eine Stopfstelle im Strumpf halten können.

Beobachtungswürdig ist nicht, wie die Menschen die Speisen, sondern wie sie die Speisekarten verschlingen.

Wenn man schon damit anfängt, das schönste Taxi an der Haltestelle heraussuchen zu wollen, ist es sicher, daß man schließlich zu Fuß gehen wird.

Der Besuch, der durch das Verrücken seines Stuhles den Teppichzipfel zu einer dicken Falte aufstaut, sündigt so, als ob er die Hausfrau in den Arm gekniffen hätte.

Es gibt einen Augenblick, in dem sich die Holzscheite im Kamin so runzeln, daß sie aussehen wie brennende Krokodile.

Der Gipfel des Geizes: der Uhrmacher, der vor seinem Laden nur eine gemalte, falsche Uhrzeit verabreicht.

Wen die Vorsehung dazu bestimmt hat, überfahren zu werden, hat einen ganz besonderen Gang und einen Hut, der leicht wegfliegt, wenn sich das Unglück vollzieht.

Das Automobil der Bischöfe pflegt sehr hoch zu sein, gotisch; eine lange Hupe zu haben, Hupe des Jüngsten Gerichts, Orgelpfeife; und die Bischöfe sitzen in ihnen, als nähmen sie der Landschaft die Beichte ab.

Beim Likörtrinken machen wir eine Geste, als erinnerten wir uns jemandes, aber ungenau.

Von jedem Toten erben wir eine unbewohnte Hoffnung.

Es gibt Isolatorenseelen, die die Verbreitung der sinnlichen Ströme auf der Plattform der Straßenbahn verhindern.

Das Auto fährt schneller, wenn man den Kühler mit Selterswasser füllt.

Die runzligen Pfoten der Papageien verraten, daß sie Hexenseelen haben.

Wie die frisch Ondulierte auf die Straße tritt! Sie ist trunken von Dauerwellen! Besonders die Blonden halten den Hut in der Hand und sind völlig aus dem Konzept gebracht; so treten sie den Weg nach Walkyrien an.

Die Frau, die die Schnalle ihres Strumpfbands befestigt, scheint einen Floh zu töten.

Mit ihrem Summsen haspeln die Fliegen den Lebensfaden und machen aus der Monotonie wollüstige Stickereien.

Manchmal finden sich im Fruchtkorb so vollendet schön geformte Birnchen, daß man sie als Klingelknopf benutzen möchte.

*

Das Gänseklein ist die Gregueria der Gans.

(Aus dem Spanischen von Maximo José Kahn)


Käte Wilczynski

SPANISCHER SALAT

Von

PAUL COHEN-PORTHEIM

Ludwig XIV. war bekanntlich ein großer Monarch, als er aber den historischen Ausspruch tat: „Il n'y a plus de Pyreneés", hat er großen Unsinn geredet. Mit einem Wort: Hier irrte Ludwig. Die Pyrenäen sind weiter da, und scheinen sogar erheblich gewachsen zu sein. Sie sind so hoch, daß die Spanier nicht über sie hinweg nach Europa hineinsehen können — woran sie in den letzten zwanzig Jahren nicht viel verloren haben. Daher sind diesem beneidenswerten Volke Dinge wie Weltkrieg, Bolschewismus, Standardisierung, alte und neue Sachlichkeit inklusive des durch sie überwundenen Expressionismus, Amerikanismus und andere Ersatzprodukte böhmische Dörfer, die es nicht einmal tschechoslowakisch nennt, weil es von dieser Neuerscheinung ebensowenig gehört hat wie von den meisten anderen. Die Züge aus Europa können nur bis zur Grenzstation fahren, denn spanische Bahnen haben eine andere Spurweite, und wie wichtig und symbolisch das ist, kann man daran sehen, daß die beiden anderen Länder mit individueller Spurweite: England und Rußland aus dem Coudenhoveschen Paneuropa ausgeschlossen sind. — In Port-Bore beginnt also ein neuer Kon-

tinent, ein glücklicher Kontinent, auf dem man sehr viel Zeit hat, die durchaus kein Geld ist, so daß der spanische Zug sich erst nach Stunden in Bewegung setzt. Da sich die Spanier nicht auf Grenzschikanen verstehen (ihre ganze Diktatur war ja, wie bekannt, nicht die echte Marke), kann man sich die Zeit nur durch die Botschaften vertreiben lassen, die Thomas Cook, die Wagons-Lits und andere Reisebüros höchst überflüssigerweise an die Grenze entsenden, damit die Fremden glauben sollen, ohne sie ginge es nicht. Ich aber weiß aus vielen Besuchen in diesem hocherfreulichen Lande, daß es nirgends besser ohne sie geht.

Barcelona liegt teils im Mittelmeer, teils im 21. Jahrhundert, nahe bei Buenos Aires und unweit von Islam-Afrika, was, da es „nicht im Baedeker steht", hier bemerkt sei. Es hat sich einen prachtvollen neuen Bahnhof gebaut, in dem die Koffer auf rollendem Band an einem vorbeifahren, so daß man ihnen nachlaufen muß, was technisch und neuzeitlich ist und (nehme ich an) wie in Buenos Aires, dafür hat er aber ungepflasterte Bahnsteige mit Wüstenstaub. So ist das Leben, und es ist sehr reizvoll, und bietet ständig Überraschungen. Man gab mir ein Hotel, ein Zimmer ohne Bad, ich verlangte aber nach einem mit Bad, und erhielt es. „Was kostet es?" frug ich. „Ebensoviel wie das andere", sagte der freundliche Wirt. Hätte ich noch einen Salon dazu verlangt, so hätte er vermutlich den Preis ermäßigt.

Barcelona wollte im Jahre 1913 eine Ausstellung veranstalten, sie war aber nicht fertig, und von 14—18 wäre sie nicht international genug geworden, und von 18—28 ließ man sich Zeit, und 29 wurde sie bereits eröffnet. Dafür ist sie auch 30 offen, bloß die blöden fremden Länder haben ihre Pavillons geschlossen oder abgerissen, aber dafür baut man andere, und wahrscheinlich bleibt die Ausstellung jetzt 16 Jahre offen. Gebaut ist sie offenbar für 16 Jahrhunderte. Was in all den Bauten drinnen ist, weiß ich nicht, ein Palast ganz oben auf dem Hügel ist Kunst. Kunst besteht aus folgendem: lebensgroßen Puppen, die hinter Glas historische Szenen bilden, Columbus, wie er gerade Amerika entdeckt usw. Wo die Kostüme nicht üppig genug sind (sie sind sehr üppig), hat man die Gestalten vergoldet und versilbert. Ein Superpanoptikum. (Ich entdeckte später Kunstwerke verwandten Geistes in der Stadt, Postkarten mit Abbildungen berühmter dicker Tänzerinnen und schlanker Toreros, auf denen Schals, Mantillen, Kostüme prächtig bunt und handgestickt sind, während kleine Pailletten den Glanz erhöhen.) Zwischen besagten Panoptikumgruppen hängen viele Dutzende der schönsten Tapisserien (fälschlich Gobelins genannt), die es auf Erden gibt, stehen die reichsten Kirchenschätze, die man erträumen kann, und dieser Zusammenklang erst ist wahrhaft spanisch. Der größte Kunstgenuß jedoch, den die Ausstellung zu bieten hat, und vielleicht der größte, den man sich vorstellen kann, ist einer Kunst zu verdanken, die noch keinen Namen hat. In Berlin, dem Abkürzungen kindliche Freude bereiten, würde man sie vielleicht W. L. nennen, was in diesem Falle nicht Wagons-Lits, sondern Wasser und Licht bedeutet. Die ganze riesige Ausstellung kennt nur indirekte Beleuchtung, Ausstrahlung (was nach Röntgenbehandlung klingt), und das ganze Hügelgelände bedecken Riesenkaskaden, gigantische Springbrunnen, Glaspylonen, phantastische Glaspflanzen. Ununterbrochen wechseln die Fontänen ihre Formen, das Licht seine Farben. Es ist eine Kunst der Farbe wie die gotischer Kirchenfenster oder riesen-

hafter Edelsteine, eine Kunst rhythmischer Bewegung, wie die des russischen Balletts, des reinen Lichts wie von Alpenglühen oder Mondnacht. Es ist etwas noch nie Dagewesenes und vielleicht in diesem spanischen Übermaß nie Wiederkehrendes, und es ist jeden Abend für 80 Pfennige deutscher Währung zu sehen. Die Ausstellung hat, wie es sich gehört, ein geradezu majestätisches Defizit aufzuweisen, auf das Barcelona ebenso stolz ist wie auf die Ausstellung selbst.

Für andere Dinge scheint man sich daneben nicht allzu stark zu interessieren. Z. B. Politik. Die Primo-Episode ist vorüber, der neue Mann heißt Berenguer und gilt als persönlicher Freund des Königs. Er soll das Land allmählich wieder „konstitutionellen Zuständen" zuführen, das ändert aber nicht viel, denn in Spanien ist, weil es im Orient liegt, seit jeher jede Regierung eine persönliche, und der Grad der Autokratie ändert sich nur wenig. Das ganze System ist nach europäischen Begriffen äußerst korrupt und verwerflich, und hierzu kommt noch die ungebrochene Macht der alleinseligmachenden Kirche. Spanien müßte, allen Lehrbüchern zufolge, ein elendes und unglückliches Land sein, tatsächlich ist es ein blühendes und glückliches. Ich glaube, daß nur intellektuelle Kreise aufrichtig Reformen ersehnen, die sie von einer Republik erwarten, und nur Generäle und die Armee wirklich politische Macht ausüben, während die große Menge ganz uninteressiert ist. Und ich glaube nicht, daß sich in absehbarer Zeit hieran etwas ändern wird. Überall findet man neue gute Straßen, überall wird gebaut und projektiert, ganz zweifellos ist das Land im Aufschwung, und in Aufschwungsstimmung sehnt man sich nicht nach Umsturz. Mittlerweile hat Barcelona, das als Zentrum republikanischer, revolutionärer und Unabhängigkeitsbestrebungen gilt, dem König einen neuen Riesenpalast gebaut (wo in der Welt baut man sonst noch heute Königspaläste?), der weit außerhalb der Stadt liegt und zu dem eine riesige Autostraße führt. Statt für Politik interessiert sich die Bevölkerung für „futbol" (lies football) und Stierkämpfe; die Stadt erfreut sich jetzt dreier Arenen, und in der Ausstellung liegt ein riesiges neues Stadion. Daneben lebt ungestört die graue Vorzeit (die hier blau ist); in Parks und Plätzen tanzt man Sardanas, eigentümlich hüpfende Rundtänze, denen sich jeder, der gerade Lust hat, anschließt, so daß man neben Kindern ältere Herren im Zylinder hüpfen sieht. Chöre singen bei allen möglichen Gelegenheiten in den Straßen — irgendein Fest ist ja stets —, und ihre roten phrygischen Mützen sind seit Griechenzeit unverändert. Die Majorität läßt sich ununterbrochen die Stiefel



Bagaria
General Berenguer oder die „Brückenregierung"

putzen, und eine erhebliche Minorität lebt hiervon. Mitten im Autogewühl hat sich eine Schafherde etabliert, und unter den Lichtreklamen steht der Sereno, der Nachtwächter, mit Schlüsselbund und Laterne. Neben riesenlangen und breiten Boulevards liegen die hintersten engen Gassen; rings um das mittelalterliche Gewirr des Stadtkerns ist das neue Barcelona als geometrisches Schachbrett angelegt. Neben der alten gotischen Kathedrale baut man seit 30 Jahren an einer neuen im „Art-Nouveau-stil", die von überwältigender Scheußlichkeit ist; neben Theatern, in denen Pariser Truppen gastieren oder Furtwängler dirigiert, gibt es die Freudenstadt des Parallelo, die fast St. Pauli in den Schatten stellt. Eine Dame nach der anderen stellt sich in den Varietés dem Publikum vor: Infantinnen, Salomes, Babys, junge, uralte, schlanke und monströs dicke, und alle, alle brechen nach einiger Zeit in spanische Tänze aus. Und im ersten Stock kann man die Damen näher kennen lernen. Man kann Prachtrevuen sehen, die sich keine deutsche Provinzstadt gefallen lassen würde, oder auch (gerade zurzeit) Cochranes berühmte Revue aus dem London Pavilion in Originalbesetzung. Man kann in einem ganz echten Ritzhotel für viele Pesetas leben oder in einer Fonda, in der Don Quixote abgestiegen sein könnte, für sehr wenige. Man kann auch nach dem nahen Sitjes fahren, das einen herrlichen Strand hat und sich das „spanische Nizza" nennt. Dieses Nizza hat zwei kleine Hotels und eine Bretterbude als Kasino; daneben aber ist ein Riesenhotel im Bau (diese Saison ist es leider wieder nicht fertig geworden), man hat eine viele Kilometer lange Strandpromenade angelegt, auf der Bänke mit Reklamen stehen, dahinter stehen Häuser, die meist zu verkaufen oder zu vermieten sind, sehr einsam und in weiten Abständen; und das eigentliche Sitjes ist ein entzückendes kleines Städtchen, weiß unter Palmen. Die ganze Küste ist voller reizender kleiner Orte, die es meist offiziell noch nicht gibt, und im katalonischen Hinterland wachsen durcheinander Fabriken und Klöster und Wälder und Kirchen und Berge.



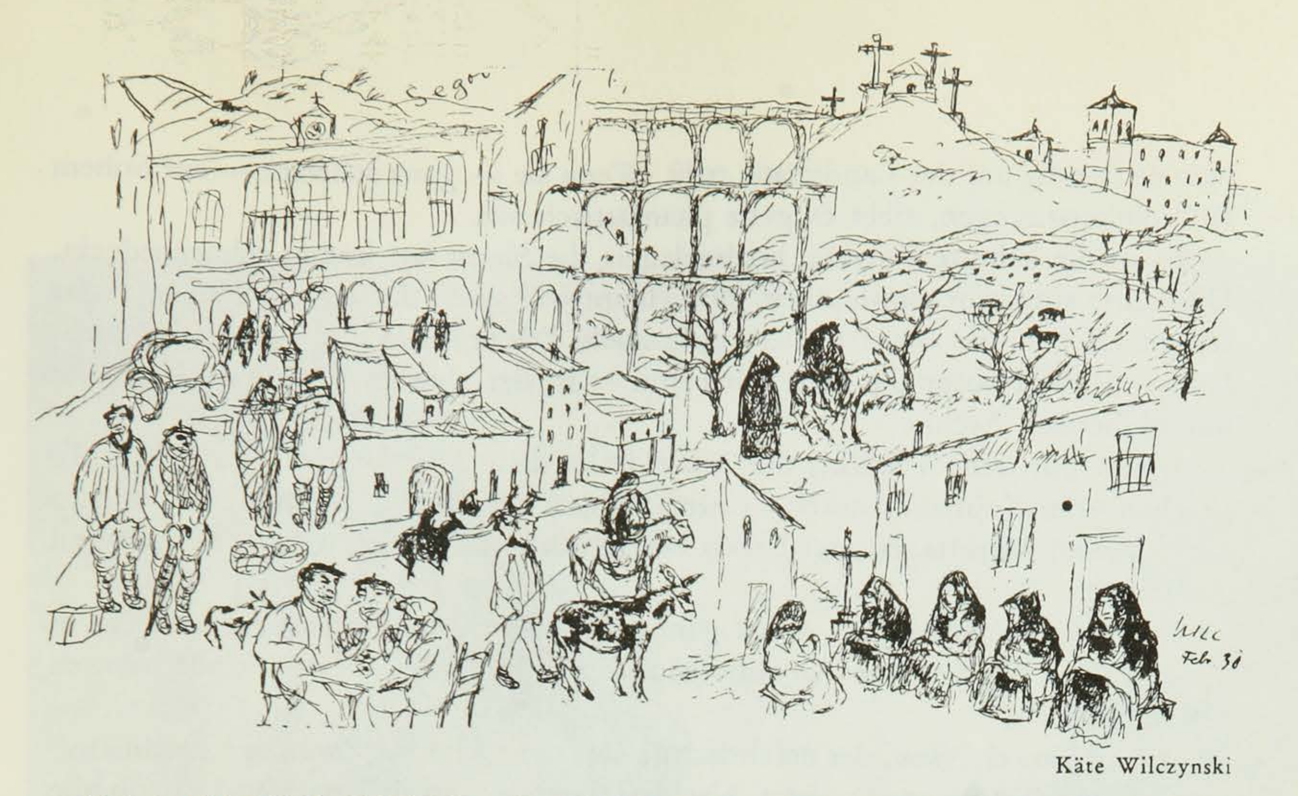
Bagaria

Der spanische Löwe: „In meinem Lande wünschen alle die Revolution — und alle mieten Fenster, um sie vorüberziehen zu sehen."

Katalonien will seit langem „unabhängig sein"; es spricht eine eigene Sprache, es ist der reichste Teil Spaniens, es vereinigt fast die ganze Industrie des Landes. Man sagt, der König sei jetzt zu großem Entgegenkommen bereit; vielleicht

versucht man es einmal mit Personalunion — das dürfte eine der wenigen Regierungsformen sein, die man dort noch nicht ausprobiert hat. Katalonien, Spanien überhaupt, hat heutzutage eine Unzahl illustrierter Zeitschriften, die Tageszeitungen haben illustrierte Beilagen, und kein Geheimnis des Kupfertiefdrucks ist ihnen fern. Und reichlich 90 v. H. ihres Platzes nehmen Abbildungen von Kirchenfenstern und Stierkämpfen ein . . .

Fährt man von Barcelona nach *Mallorca*, so fährt man weit nach Süden, aber es wird nicht südlicher und nicht spanischer. Es wird, wie stets, wenn man in diesem erstaunlichen Land einen Ortswechsel vornimmt, wieder ganz anders. Eigentlich hätte man es erraten sollen: Mallorca liegt zwischen Spanien, Italien und Afrika, und alle haben abgefärbt. Ferner haben alle Völker der Historie zu irgendeiner Zeit dort gehaust und scheinen — von Goten bis Arabern — Nachkommen und Spuren hinterlassen zu haben. Die Frauen des Landes haben eine fast holländische Tracht, wozu sie lange schwarze Zöpfe tragen. Palma hat spanische Patios, eine gotische Kathedrale, die vom Erbauer des Wertheimbazars stammen muß, holländische Mühlen vor den Toren, neben denen Palmen wachsen. Man ist auf der Insel bald in Afrika, bald in Norwegen, Capri oder der Schweiz. Man ist auch in England, denn eine der komischen kleinen englischen Mittelmeerkolonien wächst in neuester Zeit in Palma auf: tearoom, lending library, divine service sind schon da, sowie alte Damen, die billig leben und (manchmal) im Geheimen saufen wollen, und Herren, denen, aus diversen Gründen, das englische Klima ungesund erscheint. Die Insel scheint mir berufen, in vielen Romanen der Zukunft zu figurieren, vielleicht wird sie ein Super-Capri, jedenfalls zieht sie seit langem Originale an. Die historisch bekannten sind George Sand, die dort den armen Chopin liebte, und der Erzherzog Ludwig Salvador, der seinem getreuen Sekretär ein unbeschreibliches Marmordenkmal (in Jägertracht) gesetzt hat; die heute vorhandenen kenne ich aus Erzählungen eines würdigen Barbesitzers, der früher Kellner im Café Royal in London war, und daher sein Etablissement (in dem drei bis vier Eingeborene Domino spielen) stolz London Bar nennt. Die Perlen seiner Sammlung sind erstens die Besitzerin der schönsten Villa Palmas, die ihren Diener geheiratet hat, nachts sechs Thermosflaschen mit verschiedenen Getränken benötigt, sowie sechs seidene Bettdecken, und deren Alter ebenso fabelhaft sein soll wie ihr Temperament, und zweitens der junge argentinische Millionär, der im entlegensten Winkel der Insel ein hypermodernes Luxushotel gebaut hat und eine Kupferbrücke zu einem Inselchen baut, wo ein Bridgepavillon stehen soll, und einen Golfplatz im Felsengebirge anlegen läßt — weil ihm das Spaß macht. In der Nähe erbaut er sich eine Art Tiberius-Palast auf steilem Felsen, und er hat versprochen, ein zweites noch weit üppigeres Hotel, ebenfalls mit antiken Möbeln ausgestattet, zu erbauen. Architekten, Dekorateure und (vermutlich) Antiquitätenfälscher Spaniens lieben ihn innig, der Barbesitzer jedoch findet, daß er zur Verschwendung neige. Aber seine Mutter hat gesagt — muß er zugeben —, das sei viel gescheiter als wenn er sein Geld in Monte Carlo verspielte. „Und wissen Sie, was sie ihm zu Weihnachten geschenkt hat? Eine Million Duros!" — Auch diese Tochter Kolonialspaniens scheint also vom guten alten Rassegeist beseelt zu sein — und er fehlt wohl auch in der hier wiedergegebenen Legendenbildung nicht.



Käte Wilczynski

KASTILIEN, NICHT ANDALUSIEN

Von

KÄTE WILCZYNSKI

Für den oberflächlich Reisenden ist Spanien schlechthin Andalusien — alles blauer Himmel, weiße Häuser, Palmen, Mantas, Kastagnetten, hohe Hüte und Blumen im Haar. Das alles ist zehntausendmal gemalt und jedem zugänglich auf zehntausend Postkarten. Es ist kaum zu glauben, daß Kastilien dasselbe Land ist. Kastilien erschließt sich sehr schwer.

Die Silhouette läßt sich schwer vergessen: Bergketten, ganz spärlich mit Bäumen bewachsen, Oliven und Pinien, die wie Punkte wirken. Eingestreut in die Landschaft die pueblos, deren Hauptmerkmal die Kirche ist und die sehr arm sind: viele haben keine Schule, aber die meisten Stierkampfplatz und wunderbare alte Klöster. Entsetzlich viele Kinder, die Frauen arbeiten viel und waschen fast immer (sie sind hier sehr sauber mit Bett- und Leibwäsche), die Männer erzählen. Getrunken wird im allgemeinen wenig, die harmlose Leidenschaft, über die nichtigsten Dinge erregte, endlose Diskussionen zu führen, scheint mir die hauptsächlichste männliche Eigenschaft zu sein. Allerdings auch Domino und ein Kartenspiel, das sich „musch" ausspricht.

Menschliche Werturteile über ein Land zu fällen, das einem Gastfreundschaft gibt, ist schlecht — aber bei allen liebenswerten Eigenschaften: wenn man sachlich mit den Leuten zu tun hat, gerät man in Verzweiflung. Man muß sich erst daran gewöhnen, daß „Ja" nicht Ja ist — hier sagt man nie nein —, ebensowenig wie jemand die Leistung des andern kritisieren würde. Dies ist bestimmt ein großes Übel, denn dadurch wird niemals Niveau erreicht.

Rein optisch ist Kastilien gewiß eindrucksvoller als jedes andere Land. Nicht nur äußerlich: die Art, wie die Menschen auf dem Esel sitzen, stunden- und tagelang, der Ausdruck der Ergebenheit, den sie gemeinsam mit ihrem Esel haben, der Schal aus Wolle um den Hals und das halbe Gesicht verdeckend, dazu die voyna (Baskenmütze) — das ist typisch kastilianisch, ein Bild, wie

man es ständig auf der Landstraße trifft. Wenn sie — ganz schwarz — auf hohem Roß einhersprengen, sieht es ganz phantastisch aus.

Es ist die kälteste Provinz, hochgelegen, die Sierra fast immer schneebedeckt. Die Leute sind sehr empfindlich, eine Hauptrolle spielt das Kaminfeuer oder das eiserne Öfchen, um das sich alles versammelt. Die normale Erwärmungsmöglichkeit — da die Häuser alle ohne Öfen sind — ist der „bracero", eine Kupferschale mit glühender Asche.

Segovia mit dem Viadukt, der Kathedrale, dem Alkazar, den Hotels ist, abgesehen vom Touristenverkehr, nichts anderes als ein großer „pueblo", in dem nicht nur an Markttagen viel Leben herrscht von Leuten zu Pferd, zu Esel und zu Wagen.

Madrona ein malerischer, sonst ganz toter Ort mit einer Taverne und einem sehr schönen Kaminfeuer. An sonnigen Tagen näht alles auf der Straße, typisch für alle pueblos.

Santa Maria de Nieva, der gefährlichste Ort der Provinz. (Zwanzig „Nachbarn" und vierzig Tavernen — jeder Nachbar benötigt zwei Tavernen.) Wann die Leute arbeiten, ist unerfindlich. Sie spielen pelota und bewirten sich gegenseitig. Eine Frau sagte mir einmal: „In Spanien ist der Mann der Hund, ständig auf der Straße — die Frau die Katze, immer im Haus." Die Frau ist von einer andern Welt hier. Nicht nur, daß sie nicht mit dem Mann ausgeht, sie sitzt kaum am Tisch mit ihm, es gibt keine andere Gemeinsamkeit als die Kinder.Fast immer sind die Männer jung und schlank, die Frauen dick, verbraucht und alt, als wären sie ein älterer Jahrgang.

Uracca ist ein kleiner, abgelegner pueblo, ganz aus Stein — nichts von Geschäften, Zeitung oder Schule, nur Kirche. Schule hält ein Schuhmacher, der gleichzeitig auch Bauer ist. Man wird mit viel Würde und Zeremonie empfangen, alles gruppiert sich um den Kamin, die Frauen stehend im Hintergrund. Es wird Kuchen und Wein gereicht, einige Gläser nur, aus denen jeder nur einen Schluck trinkt. Das wiederholt sich einige Male, bis sich im geheimnisvollen Dunkel der Küche die Vorbereitung der Mahlzeit bemerkbar macht. Es gibt im Kaminfeuer gebratene Wurst und Fleisch; es ist sehr beleidigend, wenn man nicht viel ißt. Wir essen auf weißem Tischtuch und mit weißen Servietten (ohne die ißt hier kein Arbeiter). Wieder nur die Männer am Tisch. Mit vielen Segensworten verabschiedet man sich und wird zum Haus des nächsten Verwandten begleitet. Auf diese Weise mußten wir fünfmal zu Abend essen.

Pedraza, einer der schönsten Pueblos der Provinz. 45 „Nachbarn", nur alte Häuser, und nur ein Eingang. Es existiert ein castillo, das Zuloaga gekauft hat und als Wohnsitz instand setzen läßt. Der Ort ist sehr arm, die Kirche für fünfhundert Peseten zu verkaufen (das ist authentisch).

Tureganoff, großer, schöner und reicherer Ort, ebenfalls mit schönem castillo. Es ist der wichtigste Platz der Provinz für die sogenannte feria (zweimal im Jahr), dem Ver- und Ankauf von Tieren, tausenden und tausenden von Eseln, Mauleseln, Pferden aus dem ganzen Lande. Am Abend ziehen sie mit den Besitzern wie bei einer Parade durch die Stadt in die jeweiligen Schlafgelegenheiten, phantastische Gestalten, phantastische Farben, dazu flackernde Feuer in der Dunkelheit. — Ein Land, in dem die Zeit stehen geblieben ist.



Photo W. Kluger - W. v. Szigety

Hauptstraße in Barcelona



Photo Martin Munkácsy

Trödelmarkt in Madrid

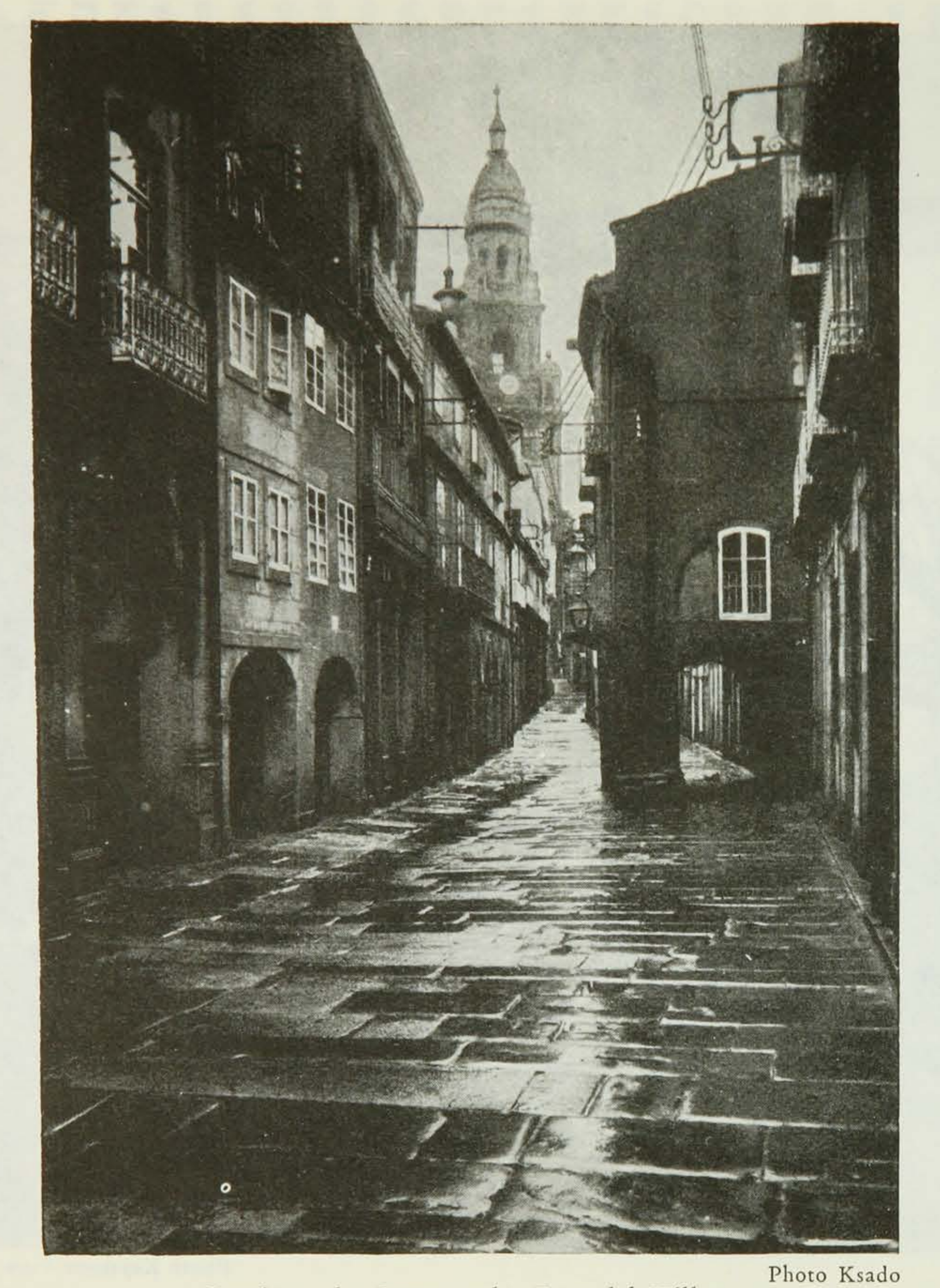


Photo Ksado

Santiago de Compostela, Rua del Villar



Kloster Guadalupe, Garage in der Kirche



Photo Keystone View Co.

Oporto mit der Don-Pedro-Brücke (Portugal)

PORTUGIESISCHER BERICHT

Von

ANNEMARIE JAUSS

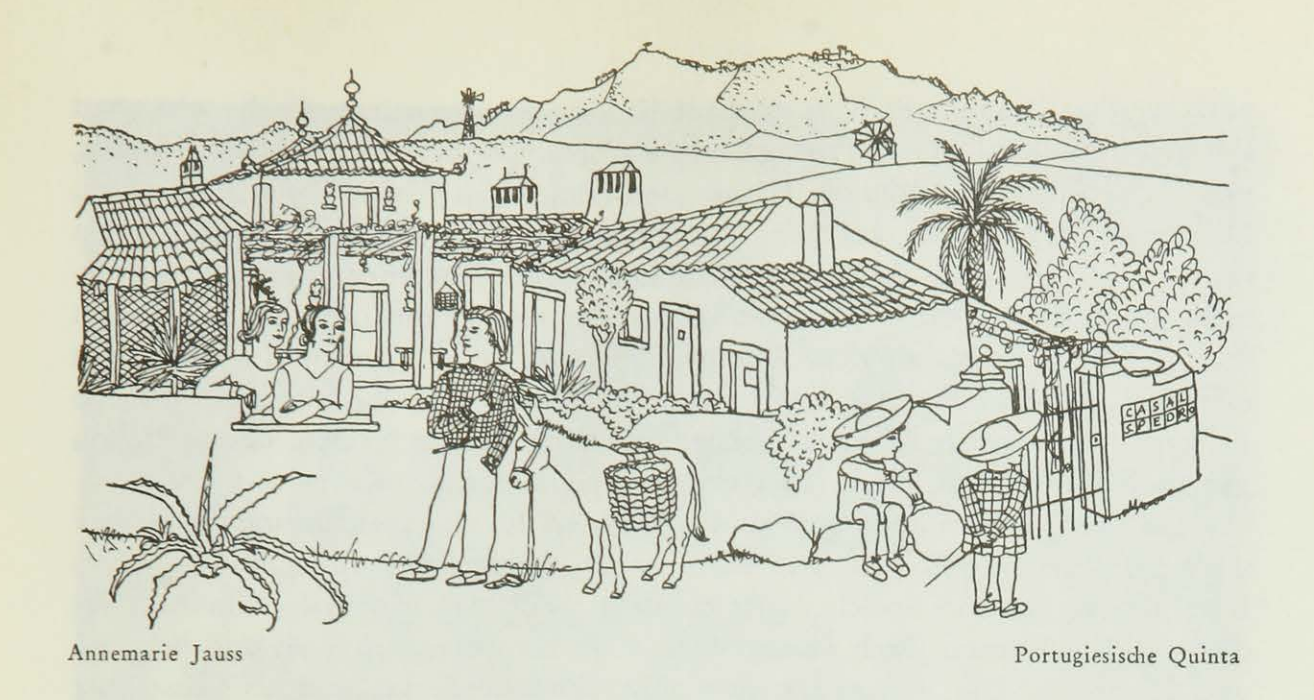
Noch von der Schule her haben wir von Spanien und Portugal ganz ähnliche Vorstellungen. Ist man aber einmal dort, so fallen die großen Unterschiede zwischen den beiden Ländern lebhaft ins Auge, und man sieht, daß die Grenze wesentlich und berechtigt ist. Schon die Sprachen der beiden Völker klingen ganz verschieden. Viele Worte sind zwar die gleichen, aber die portugiesische Aussprache ist viel weicher und mit vielen Sch- und Nasallauten. Die Spanier sind eine reinere und schönere Rasse, während die vielen portugiesischen Typen unmöglich unter einen Hut zu bringen sind. Man glaubt, alle südlichen und exotischen Rassen vereint zu sehen. Als seefahrendes Volk sind sie stark gemischt, zum Teil auch mit Indern. Denn im Gegensatz zu Spanien hat sich ja Portugal bis heute einen großen Teil seiner Kolonien erhalten können. Es kommt als Kolonialmacht an dritter Stelle nach England und Frankreich, und in den Zeitungen wird oft das Wort „Imperium portuguez“ gebraucht. Allerdings spielt ausländisches, vor allem englisches Kapital in den Kolonien, wie im Lande selbst, eine große Rolle. Seit 1910 ist Portugal Republik, und seit zwei Jahren hat es einen Diktator. (Den vorletzten, 1908 ermordeten König und den Kronprinzen kann man in Lissabon in einer Kirche neben anderen toten Königen besichtigen. Sie liegen in Glassärgen, ihre Uniformen sind verstaubt und verschimmelt, und die Gesichter sehen, da sie mangelhaft einbalsamiert worden sind, unsagbar unappetitlich aus.)

In Portugal gibt es keine Todesstrafe, die Orden sind abgeschafft und es besteht Trennung von Kirche und Staat. Das spürt man z. B. an der geringen Sonntagsheiligung, besonders auf dem Lande. Der blaue Montag wird dafür um so genauer eingehalten. In größeren Dörfern sind zwar Kirchen, und viele Quintas (das sind Landgüter) haben ihre eigene Kapelle, die Sonntags mit einem winzigen Glöckchen läutet, aber die Läden sind geöffnet, es arbeitet, wer Lust hat, und man geht auch dementsprechend ganz beliebig angezogen. Die gute Kleidung ist, wie auch in Spanien, unbedingt schwarz. Hübsche Frauen gibt es vielleicht nicht so viele wie in Spanien, aber wie dort auch sind die jungen Mädchen besonders reizend, während die Frauen sehr schnell dick und schwerfällig werden. Die Kinder werden sehr geliebt und verwöhnt und sind aufgeputzt wie Puppen. Die gute Gesellschaft ist in Lissabon so gut wie unsichtbar. Die reichen Leute sind nur einen kleinen Teil des Jahres in der Stadt, sonst leben sie auf ihren Quintas (Portugal hat sehr viel Großgrundbesitz) oder in Paris, Biarritz und San Sebastian. Dort kaufen sie auch ein, und es gibt daher in Lissabon keine wirklich luxuriösen Geschäfte. (Die Pariser Modellkleider und Hüte, die es natürlich zu kaufen gibt, sind nicht in den Schaufenstern zu sehen.) Alle guten Sachen werden importiert. Im Lande selbst gibt es wenig Industrie, hauptsächlich Textil, Keramik und Kork, dessen Ausfuhr, roh und bearbeitet, eine große Rolle spielt. Die Handwerker sind unglaublich unzuverlässig, und es ist fast unmöglich, irgend etwas ordentlich gemacht zu bekommen. Alles geht nach dem Grundsatz: „pouco mais o menos“ („Etwas mehr oder weniger“). Ein anderes Sprichwort

ist: „para inglez ver“ („Daß es der Engländer sieht“); wenn sie zum Beispiel große prunkhafte Fassaden bauen, die eigentlich keinen rechten Zweck haben und auch nie fertig werden, so ist das „para inglez ver“. Auch die Kriegsflotte scheint hauptsächlich diesen Sinn zu haben.

Zu den guten Dingen in Portugal gehört der Portwein; den besten bekommt man sogar im Land nur durch Beziehungen. Aber auch der leichte Landwein ist gut. Die Trauben werden mit den Füßen getreten, wie überhaupt die Landwirtschaft noch äußerst primitiv betrieben wird. Der Rest der Trauben wird dann noch gepreßt, mit Wasser angesetzt und gibt das viel getrunkene „Agua pe“ (Fußwasser). Die portugiesische Küche ist zwar etwas wild, aber durchaus nicht schlecht. Sie ist verschwenderisch, alles Fette ist sehr fett, alles Süße sehr süß, und es wird viel und vielerlei gegessen. Die Hauptmahlzeit, abends, besteht aus fünf bis sieben Gängen und Tee mit Süßigkeiten. Tee, auch grüner, wird im Gegensatz zu Spanien viel getrunken und trägt die sonst ungebräuchliche chinesische Bezeichnung „Cha“. Den Kaffee lieben die Portugiesen leider mit Zichorie. Das Beste, was es dort zu essen gibt, sind die Fische. Der Fischmarkt von Lissabon ist der reichste von Europa, man kann dort in den Markthallen die schönsten Meerungetüme kaufen. Auch die besten Ölsardinen sind bekanntlich die portugiesischen. Um so erstaunlicher ist es, daß das Lieblingsgericht der Portugiesen eine Art Stockfisch ist, der an der Neufundländischen Küste (Terra Nova) gefangen wird. Das einfache Volk ißt außer Fischen, Brot und Öl sehr viel Zwiebeln und Knoblauch, wenn auch weniger als in Spanien. Die Deutschen, die sich unten darauf versteifen, deutsch zu essen, leben sehr teuer; wer sich aber etwas anpaßt, kann mit wenig Geld auskommen. Das Volk ist unglaublich anspruchslos, weshalb auch die Löhne sehr niedrig sind. Ein Fabrikarbeiter bekommt nach unserem Gelde durchschnittlich 2,50 Mk. am Tag, ein Landarbeiter 2 Mk. bis 2,50 Mk., und ein Dienstmädchen etwa 20 Mk. Monatslohn. Es wird sehr viel Dienerschaft gehalten; man sieht auch Schwarze und ziemlich viel französische und deutsche Kinderfräulein.

Hört man jemand Spanier und Portugiesen vergleichen, so kommen die Portugiesen meist sehr schlecht dabei weg; aber in einigen Dingen sind sie den Spaniern entschieden vorzuziehen. Sie sind ebenso liebenswürdig, aber ihre Gastfreundschaft ist größer als die des Spaniers, der zwar sagt „Mein Haus steht zu Ihrer Verfügung“, aber doch sehr erstaunt wäre, wenn man diese Einladung annähme. Die Portugiesen sind witzig, und ihre Sprache ist reich an Doppeldeutigkeiten. Der Lissaboner Jargon ist selbst für jemand, der fließend portugiesisch spricht, nicht immer verständlich. Übrigens sollen sie als Geschäftsleute an Gerissenheit den Griechen gleichkommen. Sie sind freier, beweglicher, zugänglicher als die Spanier. Die Tiere haben es bei ihnen auch um einige Grade besser als in Spanien. Ich habe in Portugal nie so geschundene Esel gesehen wie dort, und die menschlichere Form des Stierkampfes ist ja auch ein Beweis dafür. (Es wird nicht mit alten, klapprigen Gäulen, sondern mit edlen Pferden gekämpft, die der Stier nicht aufspießen kann, da seine Hörner durch Kugeln geschützt sind.) Für Pferde haben sie viel Sinn, und es wird viel geritten. Das Lieblingstier ist aber die Katze, die um keinen Preis getötet werden darf. Das hindert aber nicht, daß man ihr keine besonderen Möglichkeiten gibt, Fett anzusetzen. In



Annemarie Jauss — Portugiesische Quinta

Lissabon gibt es tausende von Katzen, und viele haben Halsbänder und Glöckchen um. Der Lieblingshund der eleganten Leute ist der weiße Spitz. Er heißt zumeist „Lulu", so daß Spitze überhaupt den Rassenamen „Lulus" haben. (Geht man mit Dackeln spazieren, bleiben alle Leute stehen, als ob man Krokodile an der Leine hätte. Man sagt: „Es ist eine deutsche Rasse oder eine holländische; sie sind interessant, aber sehr böse.") Auf dem Land hat man viel Hunde, weniger wegen der Wachsamkeit, als für die Jagd; denn die Portugiesen sind leidenschaftliche Jäger. Deshalb, und weil es keine Pachten gibt und jeder, der ein Gewehr hat, schießen darf, wo und wieviel er will, gibt es natürlich nicht viel zu jagen. Das einzige sind eigentlich Kaninchen, und denen läßt man keine Zeit, richtig auszuwachsen. Nur in den Korkwäldern an der spanischen Grenze soll es noch Wildschweine geben. Übrigens wachsen in Portugal außer Korkeichen auch andere immergrüne Eichen- und Pinienwälder, während Spanien nur Korkwälder hat, die ja in unserem Sinn keine richtigen Wälder sind. Die Zypressen hassen Spanier wie Portugiesen, man sieht sie nur auf Friedhöfen, sonst werden sie ausgerissen, wo man sie trifft. Portugal hat die reichste Flora Europas, und der Park eines Engländers in Cintra ist ein Wunder an subtropischem Pflanzenwuchs. Abgesehen vom Wald ist im Sommer alles dürr, denn es regnet fünf Monate hindurch überhaupt nicht. Gewitter gibt es nur manchmal im Herbst. Aber das Klima ist besonders mild und gesund und viel angenehmer als in Spanien. An der Küste im weiteren Sinn ist es nie unerträglich heiß, denn es geht ständig Wind. Der Wind ist die Hauptschwierigkeit, mit der die Bauern zu kämpfen haben. Überall sieht man Büsche und Rohr als Windschutz für die Felder gepflanzt, und die berühmten Weinberge von Colares, die bis dicht ans Meer gehen, sind in kleine Stücke aufgeteilt, die von Rohr umzäunt sind. Die Mauern, die laut Verordnung jedes Feld umgeben müssen und deshalb sehr charakteristisch für das Landschaftsbild sind, haben zum Teil auch den Zweck, den Wind abzuhalten. Meistens sind sie recht zerfallen und die einzige Zuflucht der Kaninchen.

Die Bauart der Häuser ist der spanischen sehr verwandt, nur die Dachecken sind, fast chinesisch, nach oben geschweift. Die meisten Häuser haben noch Mönch- und Nonne-Dach, dessen Ziegel, des Windes wegen, mit Mörtel ver-

putzt werden. Besonderer Wert wird auf die Schornsteine gelegt, die die schönsten Formen haben. Es gibt in Portugal viel Farbmarmor und andere schöne Steine, und die Fenster und Türen der Häuser sind immer von großen Steinen umrahmt. Die Fensterläden gehen, auch des Windes wegen, nach innen zu öffnen. In den neueren Häusern sind die Zimmer sehr klein, weil dem Portugiesen die Hauptsache ist, möglichst viele Räume zu haben; denn er wohnt mit Kindern, Enkeln und Geschwistern zusammen. Der größte Raum ist die Küche. Sie hat einen offenen Kamin, und es wird viel auf „Fugareros" gekocht, das sind tönerne Holzkohlenbecken. Jedes etwas größere Haus hat seinen Namen, der auf schön gemalten Kacheln zu sehen ist. Auch Heiligenbilder aus Kacheln, meist weißblau, sieht man außen und innen an den Wänden. Im allgemeinen sind die Häuser weiß gekalkt, von farbigen Anstrichen ist am beliebtesten ein ziemlich dunkles Braunrot. Keller und Speicher gibt es nicht. Will man in den Hohlraum unter dem ziemlich flachen Dach gelangen, so stellt man eine Leiter an und hebt ein paar Ziegel ab. Die Bauern wohnen ohne Zwischendecke, und als Fenster ist oft nur ein Glasziegel im Dach. Auf Dauerhaftigkeit wird kein großer Wert gelegt. Man nimmt gute Natursteine und schlechten Mörtel und baut damit in großer Schnelligkeit sehr unordentliche Mauern. Fängt das Haus an einzufallen, so wird es selten repariert, sondern lieber ein neues gebaut. In manchen Dörfern sieht man eine solche Ruine neben der andern. Elektrisches Licht und Kanalisation sind noch kaum bis auf das Land gedrungen. Villen gibt es zum Glück gar keine. Eine Quinta mit eigenem Wein und Öl ist der Wunsch und die Freude jedes Portugiesen. Nur in dem „portugiesischen Biarritz", Estoril, gibt es einige schreckliche Bauten. Der schlimmste darunter ist ein Pferdestall, eine merkwürdige Kulisse aus Säulen und gußeisernen Gittern.

Geschmacklich sind die Portugiesen ungefähr 30 Jahre zurück. In Lissaboner Möbelgeschäften wird noch ganz ernsthaft Jugendstil angeboten. In der Stadt wird sehr hoch gebaut, aber nicht viel solider als auf dem Land, und man sieht viele Häuser mit Erdbebenrissen. In Lissabon ist aus der Zeit vor dem großen Erdbeben 1755 fast nichts mehr zu sehen. Nur etwas außerhalb der Stadt das schöne Kloster Belèm im Manuelinostil, d. i. ein Gemisch von Gotik mit mauresken Elementen. Ein sehr großartiger Bau ist das Schloß-Kloster Mafra, das ein portugiesischer König aus Neid auf den Escorial von einem Regensburger Baumeister bauen ließ. An den ungeheuren Kosten ging das kleine Land damals bankrott. Ein anderes großes Bauwerk ist die Wasserleitung von 1729, die heute noch zum Teil Lissabon versorgt. An einer Stelle sind die Bogen 62 Meter hoch, dort gab es lange Zeit einen Räuber, der die Leute, die die Wasserleitung als Brücke benutzten, ausraubte und hinunterstürzte. Lissabon ist auf vielen Hügeln erbaut. Man geht unten in ein Haus hinein, fährt fünf Stockwerke mit dem Lift hinauf und steht wieder auf der Straße. Der Hafen, d. i. die riesig breite Tejo-Mündung, ist einer der schönsten und besten. Noch dazu kostet er die Portugiesen gar nichts, denn es muß nie gebaggert werden. Da sieht man außer großen Südamerika- und kleineren Afrikadampfern schöne Fischerboote mit spitzen Schnäbeln. Die Fischer haben großkarierte Hemden in leuchtenden Farben, und die Fischfrauen haben kleine Hüte auf, fast wie die bayerischen Bäuerinnen, auf denen sie ihre Fischkörbe tragen. Barfußlaufen ist in Lissabon


Eduard Braun

seit einiger Zeit verboten. Ich habe manchmal Frauen mit einem Schuh gesehen, die anscheinend glaubten, damit dem Gesetz Genüge zu tun.

Lissabon soll die lauteste Stadt der Welt sein. Ich halte es für sehr möglich. Die Portugiesen haben eine große Neigung zu Radau. In erster Linie natürlich die Autohupen und die Ausrufer. Dann aber die verschiedenen kleinen Trompeten! Auf jeder Bahnstation wird mit solchen geblasen, und auf dem Land wird alles damit angekündigt: der Brotesel, der Fleischesel, der Fischesel, die Post usw. Dazu die Scherenschleifer mit ihren melancholischen Pfeifen. Das sind aber Galicier aus Nordspanien, ein Portugiese fände diesen Beruf unter seiner Würde. Bettler gibt es viele, wie überall im Süden. Gibt man ihnen nichts, sagt man: „Tenha paciencia“ („Hab Geduld!“). An der Haustüre aber gibt jeder etwas.

In Lissabon ist wenig Möglichkeit sich zu amüsieren, es gibt eigentlich nur ein elegantes (Klub-) Lokal, das „Maxim“. Die jungen Männer fahren nach Paris oder Sevilla. Frauen können so wenig wie in Spanien in Lokale gehen, außer in Konditoreien. Polizeistunde gibt es nicht, und alles fängt ein paar Stunden später an als bei uns: Büros um 10 Uhr, Läden um 9 Uhr, Theater und Kinos 10 Uhr abends. Auch die Kinder werden erst gegen Mitternacht zu Bett gebracht. Die Cafés sind nur für Männer da und nach politischen Richtungen eingeteilt. Hier werden auch die Revolutionen gemacht. Die portugiesische Musik ist lange nicht so schön wie die spanische. Die Schlager („Fados“) sind meistens recht sentimental und charakterlos. Die eleganten Frauen sieht man eigentlich nur im Auto, sonst höchstens auf dem „Chiado“, wo am Spätnachmittag gebummelt,

aber nicht „piruettiert“ wird. („Piruettieren“ heißt die spanische Sitte, den Frauen auf der Straße alles Mögliche und Unmögliche nachzurufen.) Sonst findet man Eleganz nur noch am Strand von Estoril. Dort gibt es zwei Kasinos, in denen gespielt wird. Das Badeleben ist mehr familiär als unsolid. Aber die Männer gaffen so unverhohlen, wie man es sonst nicht leicht sieht. Die Badevorschriften sind streng: man darf nur im Bademantel von seinem Zelt zum Wasser gehn, und bis vor zwei Jahren waren Trikotanzüge für Damen verboten. Man sieht auch keine Strandanzüge, niemand macht Gymnastik, und die Frauen können selten schwimmen. Saison ist August und September, da den Portugiesen vorher das Wasser zu kalt ist. Es gibt aber Deutsche, die das ganze Jahr durch baden. Die Sonne hält man für gefährlich, deshalb haben die Männer aus dem Volk im Sommer dicke, schwarzwollene Zipfelmützen auf, und die Frauen, die sonst ohne Hut gehen und selten kurze Haare haben, tragen zur Arbeit Kopftücher. Den Kindern setzt man riesengroße Strohhüte auf. Die Studenten gehen ohne Kopfbedeckung und Sommer und Winter in schwarzem Gehrock und großem, schwarzem Cape, das unten möglichst ausgefranst sein muß. (Verbindungen gibt es nicht.)

Wie fährt man nach Portugal? Der schnellste, direkte Weg ist der mit dem teuren Süd-Expreß Paris—Lissabon. Die Seereise I. Klasse ist billiger. Hat man Zeit, fährt man am besten über Paris—Madrid und sieht sich unterwegs Spanien an. Die Eisenbahn ist nicht teuer, und die neuen Wagen sind bequem. Portugal ist das Land der verhältnismäßig wenigsten Eisenbahnunfälle. Vielleicht kommt das daher, daß die meisten Strecken nur eingleisig sind, und daß das Netz überhaupt klein ist. Die Bahnwärter sind fast ausschließlich Frauen. Vor der Einfahrt nach Lissabon müssen sämtliche Züge sämtlicher Strecken durch einen fünf Minuten langen Tunnel, der im Sommer geradezu teuflisch ist. Schweiß- und rußbedeckt kommt man heraus. Autofahren ist in Portugal nicht ganz einfach. Die Portugiesen sind gewandte, aber leichtsinnige Fahrer. Die Straßen sind — bis auf die Hauptstraßen nach Coimbra, Oporto, Sevilla, Estoril und Cintra — fast alle sehr schlecht, ganz im Gegensatz zu den fabelhaften Straßen in Spanien. Sogar die Straße von Lissabon nach Oporto ist in den Dörfern so eng, daß manchmal nicht zwei Wagen aneinander vorbeikommen können. Der Staat hat es als das vorteilhafteste herausgefunden, den Bau der einzelnen Straßen zu verpachten. Dabei wird natürlich viel hin- und hergeschoben, und die so entstandenen Straßen haben eine kurze Lebensdauer. Die Brücken unterstehen einem andern Amt als die Straßen, und man kann daher mit ihnen die unangenhmsten Überraschungen erleben. Gefährlich wird das Fahren auch durch die Mauern, die einen Überblick an den Kurven verhindern und zum Überfluß an vielen Stellen eingefallen sind, so daß oft mitten auf der Straße große Steine liegen. Aber das Auto ist trotzdem das bequemste Mittel, das Land kennen zu lernen. Die Möglichkeit zu übernachten hat man nur in Städten, selbst in größeren Dörfern bestehen die Wirtshäuser nur aus einer Theke. Bequem kann man also das Reisen in Portugal nicht nennen, aber dafür hat man das seltene Vergnügen, in einem Lande zu sein, das noch gar nicht überlaufen ist. Die Einwohner sind nicht auf den Fremdenverkehr dressiert, und man hat wirklich noch die Möglichkeit, Entdeckungen zu machen.

DIE LETZTEN SEGELSCHIFFE

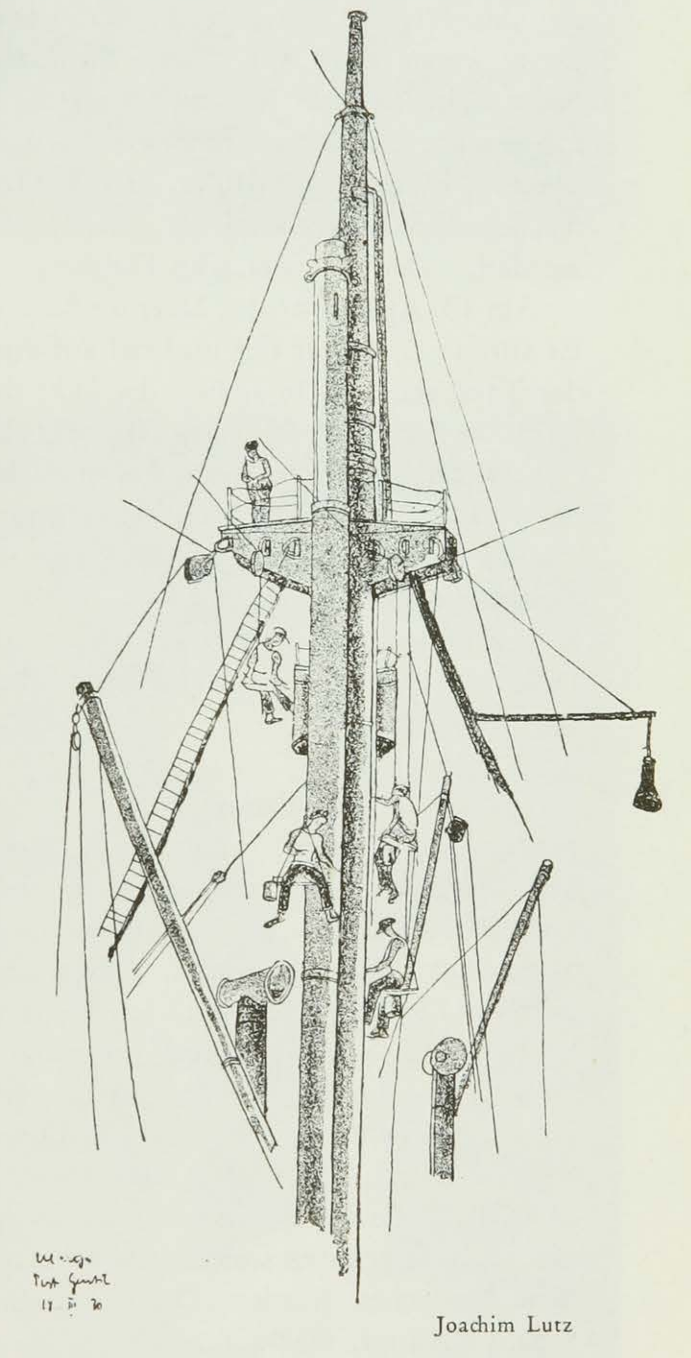
Von

HEINRICH HAUSER

The flying P.-Line" nennen die Seeleute die Segelschiffs-Reederei von F. Laeisz in Hamburg. Denn Laeiszsche Segelschiffe waren es, die alle Schnelligkeitsrekorde auf der Fahrt von Hamburg um Cap-Horn herum gebrochen haben. Alle Namen der Laeisz-Schiffe beginnen mit einem P: Parma, Padua, Peking, Pamir und wie sie sonst noch heißen. Es gibt auch ein Seemannslied auf diese Reederei:

„*Wir sind von der flying P-Line,*
und Geld kriegt wi gar kein,
und der Kapitän ist der Dübel,
und der Stüermann ist das Übel . . .

Aber es ist besser, dieses Lied nicht weiter zu zitieren. Alle Laeiszschen Segler sind heute Schulschiffe geworden, bis auf zwei: Parma und Pamir.



Joachim Lutz

Die Pamir lichtete, wie es in den Romanen heißt, den Anker in der Neujahrsnacht. Und als sie das getan hatte, ließ sie ihn gleich wieder fallen: ein Teil der Mannschaft fehlte und wurde erst gegen vier Uhr morgens von der Hafenpolizei in der St. Pauli-Gegend aufgefunden und an Bord gebracht. Dann wurde nachgezählt, und alles in allem stellten wir uns auf dreiunddreißig Mann. Bei Elbe 3 Feuerschiff warfen wir den Schlepper los und machten uns auf den Weg nach Talcahuano an der Chileküste, ungefähr fünfzehntausend Seemeilen entfernt.

Ich muß hier etwas vorwegnehmen: nämlich die merkwürdige Rolle, die die Unglückszahl 13 auf dieser Reise gespielt hat.

Es war die dreizehnte Reise des Kapitäns.

Am 13. Januar erlebten wir noch im englischen Kanal einen so schweren Sturm, daß Pamir einen Anker, den Ankerkran und sämtliche Segel bis auf zwei verlor. Ein Mann bekam einen Schlag über den Kopf durch eine fallende Handspake und kam später mit Gehirnerschütterung ins Krankenhaus. Wir mußten Rotterdam anlaufen als Nothafen.

Am 13. Februar stürzte der Leichtmatrose J., ein netter Junge von achtzehn Jahren, von der Oberbramraa ab. Er fiel ungefähr vierzig Meter, schlug auf ein stählernes Treppengeländer, das sich im Halbkreis durchbog, und war in einer Stunde tot. Schädel, Arme und Beine waren gebrochen. Das geschah in der Äquatorgegend.

Am 13. März stürzte mein Freund H., ein Leichtmatrose, vom Fockstag ab. Er fiel gegen einen eisernen Poller, brach sich den Unterkiefer mitten durch und außerdem den rechten Arm. Der Kapitän und ich arbeiteten bei Kerzenlicht drei Stunden lang an ihm herum. Wir banden die Zähne über der Bruchstelle mit Draht zusammen. Wir nähten die Haut an Hals und Kinn mit gewöhnlichen Nähnadeln; wir hatten nichts anderes. Der Kiefer war ausgerenkt. Als wir ihn mit der Kraft von zwei Männern wieder einzurenken versuchten, rief der Junge: „Fester! Fester!" Er wußte, daß er alles aushalten mußte, um nicht entstellt zu werden. Der Armbruch heilte gut. Der Kieferbruch muß in Deutschland operiert werden. Das war bei Kap Horn.

Am 13. April glitt der Matrose K. von den geölten Drähten am Besanmast ab. Er stürzte 25 Meter tief und fiel auf ein paar aufgespannte Taue. Die Elastizität der Taue rettete sein Leben. Er kam davon mit ein paar verzerrten Sehnen am Arm. Nach dem Unfall war er immer sehr still und ernst.

Alle diese Unfälle ereigneten sich bei ruhigem Wetter und stiller See. Wir hatten auch einen Scharlachkranken, der uns viel Sorge machte, wegen der Ansteckungsgefahr, und weil wir keinen Arzt an Bord hatten. Wir schrieben die Symptome auf und baten durch drahtlose Telegraphie an alle um ärztlichen Rat. Eine Stunde später hatten wir vom Schiffsarzt des Dampfers „Minna Horn" die Diagnose und die anzuwendenden Maßnahmen.

*

Ich war auf die Pamir gegangen, um einen Ort zu finden, der garantiert war gegen Telefon, gegen Zeitungen und gegen Zahlungsbefehle. Hundertundelf Tage lang hat die Pamir diesen herrlichen Zustand mir erhalten; so lange dauerte die Überfahrt. In dieser Zeit habe ich einen Film gemacht: den Film der letzten Segelschiffe. Wie wunderbar dieses Leben war unter den weißen Türmen der riesengroßen Segel, das will ich nicht versuchen zu beschreiben: es ist ein Geheimnis, ein Geheimnis, das nur ganz wenige Menschen wert sind zu erfahren.

Seeleute, die auf den großen Segelschiffen groß geworden sind, können auf Dampfern nicht mehr fahren. Ein Dampfer wirkt tierisch, plump, ohne Organe für den Wind, das Wetter, das Meer. Dampfer sind wie seelenlos. Segelschiff-Menschen, die auf sieben- und achtmonatigen Reisen vielleicht acht Tage in der Heimat sind, müssen sonderbare, weltfremde und für bürgerliche Begriffe wunderliche Menschen werden. Die Beobachtung von Wind und Meer, von der ihr Leben abhängt, macht ihnen feine Nerven. Die große Einsamkeit der See, die Abwesenheit der Frauen macht die Männer untereinander zartfühlender, schafft einen Austausch von Gedanken und Empfindungen, der sonst den Frauen zugute kommt. Eine Fremdheit, für die es keine Brücke gibt, steht zwischen Mann und Frau auch bei denen, die verheiratet sind. Am ersten eines Monats sagte einmal ein Verheirateter zu mir: „Heute denken Sie zu Hause an uns." — „Warum?" —

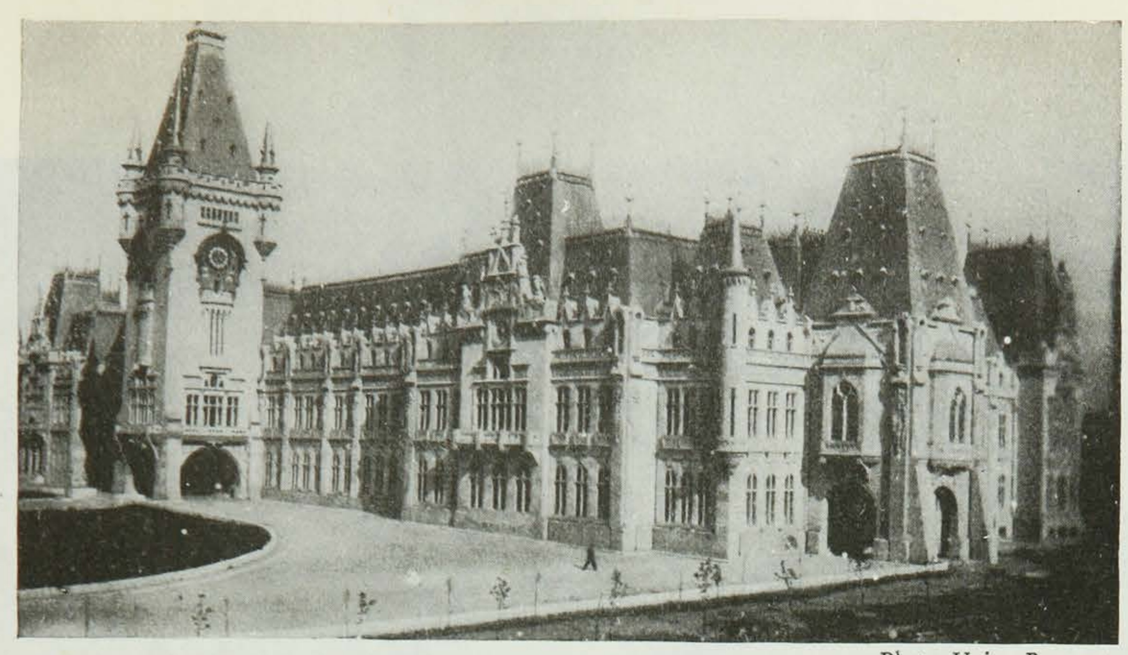


Photo Union-Bucarest

Jassy, Verwaltungspalast

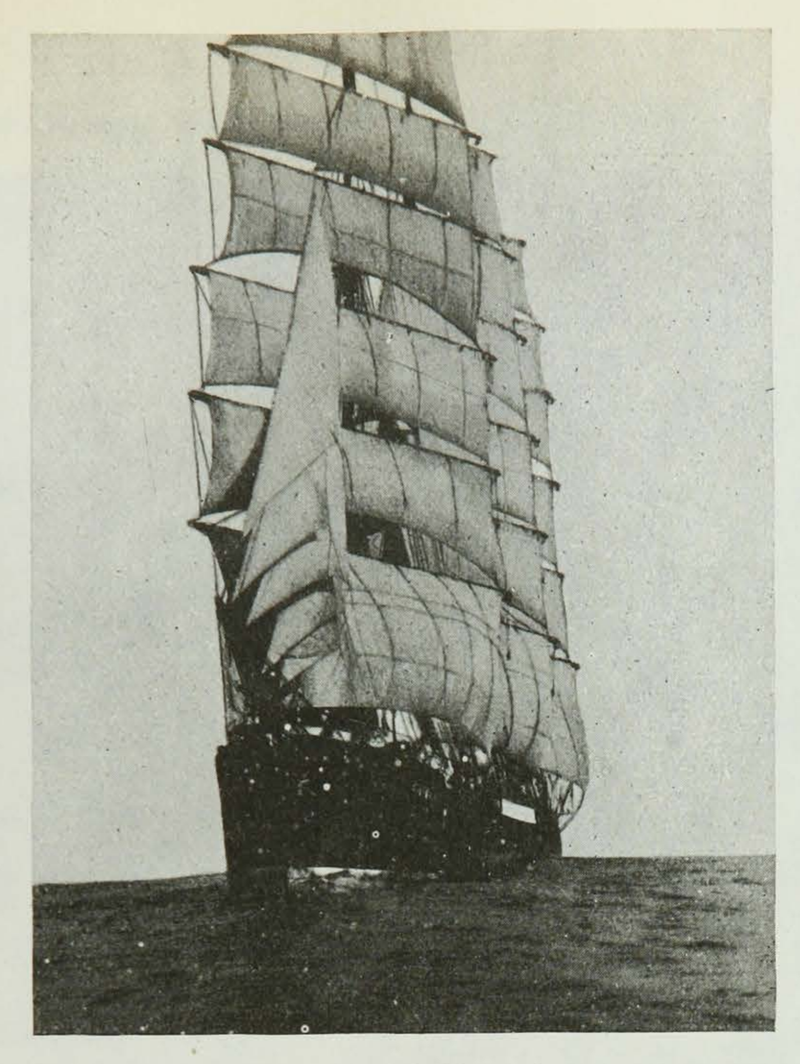
Photo The New York Times

Mihai I. mit seiner Mutter Elena und dem Metropoliten Miron Costin beim Kirchgang (Bucarest)



Photo Daily Mail

Carol im Exil (mit dem Kinde des rumänischen Gesandten in London)



Das Segelschiff Pamir



Photos H. Hauser

Bei schönem Wetter schläft man im Klüvernetz



Metro-Goldwyn-Mayer

Die Filmschauspielerin Leila Hyams

„Heute bekommen sie unser Geld ausgezahlt." — Eine traurige Erfahrung lag in den Worten.

*

Auf Segelschiffen gibt es keine Maschinen. Alle Arbeiten werden mit der Hand gemacht, unterstützt nur durch die einfachsten Hilfsmittel wie Flaschenzüge, Winden und Hebel. Zu Nelsons Zeiten war es nicht anders, und da das Leben die Menschen formt, sind auch diese Menschen kaum anders als zu Nelsons Zeit. Man wird abergläubisch, selbst, wenn man nicht viel Neigung dazu hat. Schlagseite nach Backbord bedeutet eine schnelle Reise. Pfeifen vertreibt den Wind. Dem Meer muß man Opfer bringen. Bei unserm Kampf mit Cap Horn, der neunzehn und einen halben Tag lang dauerte, warf der Kapitän seinen Hund lebendig über Bord. Ein anderer warf ein Hemd. Die Opfer müssen auf der Windseite, in Luv, ins Wasser geworfen werden, um dem Meer gefällig zu sein. Denn die Abfälle werden immer in Lee über Bord geworfen, und wenn man nun das Opfer auch in Lee über Bord würfe, dann könnte das Meer es vielleicht als Abfall auffassen und beleidigt sein.

*

Die Kurse der Segelschiffe liegen weit ab von allen Küsten, weit ab auch von den Dampferlinien. Man ist ganz auf sich angewiesen und ohne Hilfsmittel von außen. Wir hatten einen Magenkranken, der mußte frische Eier bekommen. Wir hatten Hühner, aber die Hühner legten nicht. Wir fingen Ratten und gaben den Hühnern die zerschnittenen Ratten zu fressen. Der Zimmermann machte hölzerne Lock-Eier und bemalte sie weiß. Da legten die Hühner.

Mein Filmapparat ging dreimal kaputt: Federbruch und zermahlene Zahnräder. Wir reparierten ihn mit Teilen einer Weckeruhr, mit einer Gabel, mit Mandolinensaiten, Grammophonnadeln und einem Stück von einer alten Matratze. Alles Gerät, wie Besen, Rostkratzer, Stecher, usw. usw. wird nicht fertig an Bord geliefert, sondern aus Holz und Eisen an Bord selbst hergestellt.

*

Schwer ist es, die Leute gesund zu erhalten ohne frische Nahrung. Es kommt oft vor, daß die Kartoffeln schlecht werden in der Tropenzone. Es gibt eine feste Essensordnung für die ganze Woche mit Salzfleisch, Salzspeck, Labskausch aus Salzfleisch, gesalzenem Kohl, Salzgurken, getrocknetem Fisch, Reis und Curry. Diese scharfe, salzhaltige Nahrung verdirbt das Blut. Dazu kommt der Wassermangel. Es gibt auf den Mann täglich ungefähr zweiundeinenhalben Liter Wasch- und Trinkwasser. Die meisten Hantierungen geschehen mit hartem, geteertem Tauwerk oder mit rostigen Drähten. Handverletzungen sind sehr häufig. Salzwasser dringt in die Wunden ein und macht Seekutten, Salzwasserbeulen und Zellgewebeentzündungen. In schlechten Zeiten habe ich täglich zwei oder drei vereiterte Hände, Beine oder Finger aufschneiden müssen.

Das Leben auf Segelschiffen ist hart, außer in den Passaten zwischen den Wendekreisen, wo die Winde stätig aus einer Richtung blasen. Auf Dampfern hat man drei Wachen, auf Segelschiffen nur zwei. Das bedeutet zwölf Stunden Arbeitszeit. Da aber bei fast allen Manövern die ganze Mannschaft helfen muß —


Rolf Salvatini

Koch und Küchenjunge einbegriffen —, kommen im ganzen viel längere Zeiten heraus. Bei dem schweren Sturm im Kanal war eine Wache 43 Stunden und die andere Wache 48 Stunden ununterbrochen an der Arbeit. Schließlich schliefen uns die Leute auf den Raaen ein. Und welche Arbeit! Wenn die großen Segel gerefft werden oder die Raaen gebraßt, müssen ganz ungeheure Gewichte gehandhabt werden. Wenn bei den eisigen Stürmen von Cap Horn die Segel steifgefroren sind wie Blech, wenn das Deck vereist und große Schneemassen aus der Takelage fallen, dann gibt es blutige Finger; das ist alles so, daß ein Landbewohner es sich wahrhaftig nicht vorstellen kann. Es ist wie Krieg.

Aber es ist trotzdem schön. Es ist das wirkliche Leben, stark, einfach, unerbittlich und getragen von einer wunderbaren Kameradschaft. Und wenn es hinter uns liegt, wenn wir unsern Zeugsack packen und an Land gehen, dann singen wir heute noch das alte Seemannslied:

„The biscuits was as hard as brass — O Jonny Lever
And the beef as salt as Lot's wife's arse — Jonny Lever O!

MATROSENLIED

Holder Jüngling, du mußt fliehen,
willst nicht länger bei mir sein,
in die Ferne willst du ziehen,
sag, mein Schatz, was tat ich dir?
Hörst du nicht die Wellen rauschen,
ihr Getöse macht mir Schmerz,
die Gesänge der Matrosen,
die zerreißen mir das Herz.

Denkst du noch an jene Stunde,
wo wir uns zuerst gesehn,
Liebe sprach aus deinem Munde,
damals warst du jung und schön,
damals warst du froh und heiter,
damals warst du nie betrübt,
und jetzt willst du wieder weiter,
fort von der, die dich geliebt?

Oder hast im fernen Lande
eine andre, die dich liebt,
die sich knüpft in unsre Bande,
die sich dir zur Frau ergibt?
Hörst du nicht, so muß ich weinen,
denn du warst mein ganzes Glück,
nimm mich mit hin zu den Deinen,
laß mich nicht allein zurück!

Als der Jüngling früh am Morgen
sich aus ihren Armen wand,
frei von Kummer, frei von Sorgen,
eilt er hin zum Meeresstrand.
Wo die mächtgen Wellen rauschen,
wo dem Seemann steht sein Grab,
fern von der, die er betrogen,
in den Wellen war sein Grab.

(Mitgeteilt vom Hofsänger Erich Wolfram.)

Geschlechts verzeihlich war, und was übrigens auch bei den Angehörigen des anderen Geschlechts vorkommen soll — und fragte: „Was sind das für Dinge?"

Während ich ihr antwortete, bemühte sich mein Geist (der daran gewöhnt ist, sich mit Dingen zu befassen, die vollkommen von dem unabhängig sind, was ich tue und sage), zu erraten, was Frau Marta eigentlich von mir wollte. Um mit peinlicher Genauigkeit vorzugehen, stellte ich im stillen in aller Eile eine Liste aller Motive auf, aus denen sich eine Frau veranlaßt fühlen konnte, mich aufzusuchen. Es waren die folgenden:

1. Dichterinnen, Schriftstellerinnen usw., die ein Manuskript bei einer Zeitung, einer Zeitschrift oder einem Verlag (je nach Umfang der Arbeit) unterzubringen suchen;
2. ebendieselben, die bereits ein Buch veröffentlicht haben und nun eine Rezension wünschen;
3. Sängerinnen, Pianistinnen usw., die eine Empfehlung an einen mit mir befreundeten Kritiker haben wollen;
4. Besitzerinnen von Albums, die mich bitten, „einen Gedanken, zwei Verse oder was Sie wollen" hineinzuschreiben;
5. Plötzliche persönliche Sympathie.

Ich schloß die ersten drei Motive sofort aus, weil ich sehr gut wußte, daß Frau Marta bereits fünfunddreißig Jahre alt geworden war (siehe den Titel des ersten Kapitels), ohne jemals literarische oder ähnliche künstlerische Absichten geäußert zu haben, und daß sie sich mit nichts anderem beschäftigte als mit ihrem Haushalt, ihrem Gatten, einigen Wohltätigkeitsfesten, Besuchen bei Freundinnen und noch ein paar sonstigen, nicht minder harmlosen Dingen. Ich schloß das Motiv Nr. 4 aus, weil ich mich in das Album Frau Martas bereits eingeschrieben hatte. Ich schloß das Motiv Nr. 5 aus, zunächst aus Bescheidenheit, dann aber, weil ich wußte, daß sich Frau Marta, aus jener Trägheit des Geistes heraus, die den Unterschied zwischen den ehrenhaften und den angenehmen Frauen ausmacht, eine besondere persönliche Sympathie nur für ihren Gatten, Herrn Calabieri, empfand. Überdies hatte ich sie schon drei oder vier Monate nicht gesehen. Nachdem ich alle diese Motive ausgeschlossen hatte, begann sich eine quälende Unruhe meiner zu bemächtigen. Ich fürchtete, daß Frau Marta jeden Augenblick den Mund öffnen und mir den Grund ihres Besuches verraten könnte. Ich fürchtete es, weil ich mich selbst herausgefordert hatte, das Geheimnis zu entdecken, bevor sie mir es enthüllte. Aber je mehr ich meine Phantasie anstrengte, desto schneller erschöpfte sie sich nur.

Als ich mich ausgepumpt und leer wie eine ausgekernte Nuß fühlte, blickte ich sie starr an. Sie fühlte meinen Blick, sah mich eine Sekunde lang an und sagte mit einem tränenerstickten Seufzer: „Ich bin so unglücklich! . . ."

DRITTES KAPITEL

Zwei Dummköpfe

Zwei sind wir, zwei waren wir . . .
D'Annunzio: Das Licht unter dem Scheffel.

Pause.

Plötzlich stößt Frau Marta, die sich durch mein Schweigen ermutigt fühlt und nun auch nicht mehr gut zurück kann, hervor: „Mein Gatte betrügt mich!"

Ich versetzte mir in Gedanken eine Ohrfeige und rief unwillkürlich aus: „Ach Gott, welch ein Dummkopf . . .!"

Und hiermit habe ich in meinen Roman das Mißverständnis eingeführt. (In jedem Abenteuerroman, der diesen Namen wirklich verdient, erscheint an einer gewissen Stelle das Mißverständnis. Manchmal gehört es zur Klasse der wesentlichen Mißverständnisse und leitet damit die Intrigue des Romans ein. Manchmal wieder ist es nur von nebensächlicher Bedeutung und hat auf die Entwicklung der Handlung keinen Einfluß. In unserem Fall handelt es sich um ein Mißverständnis der letzteren Art.)

In folgendem bestand das Mißverständnis: Ich hatte den Ausruf auf mich selbst bezogen, da ich schon sehr lange wußte, daß Frau Marta überaus eifersüchtig auf ihren Gatten war und daß sie der Reihe nach alle Freunde ihres Mannes mehr oder weniger für ihre Sorgen interessiert hatte. Wenn sie nun so unerwartet und mit solch einer Miene zu mir kam, hätte ich augenblicklich begreifen müssen, daß ihr Besuch nur mit ihrer fixen Idee zusammenhängen konnte, und mich nicht in nutzlosen Aufzählungen ergehen dürfen. Deswegen war mir dieses „Ach Gott, welch ein Dummkopf . . .!" entfahren. In Wirklichkeit wollte ich sagen: „Ach Gott, welch ein Dummkopf bin ich doch!" Statt dessen mißverstand mich Frau Marta vollkommen. Sie glaubte, daß mein Ausruf eine Antwort auf ihr Geständnis und eine Art intelligente und zusammenfassende Kritik ihres Gatten wäre („Mein Mann betrügt mich!" — „Ach Gott, was für ein Dummkopf ist er doch!"). Und während ich noch im stillen meine voreilige Zunge verfluchte, war sie mir bereits dafür dankbar, daß ich ihren Gatten einen Dummkopf genannt hatte, weil er eine Frau wie sie betrog. Sie betrachtete meine Worte als ein unfreiwilliges, spontanes Kompliment. So lächelte sie einen Augenblick schwach mit wehmütiger Dankbarkeit und sagte dann: „Ich habe Beweise."

VIERTES KAPITEL

Fünf erdrückende Haare

Meiner Treu, auch ohne Advokaten habe ich
hier den Beweis für die Untreue meiner Frau.
Moliere: Die Eifersucht des Hintergangenen.

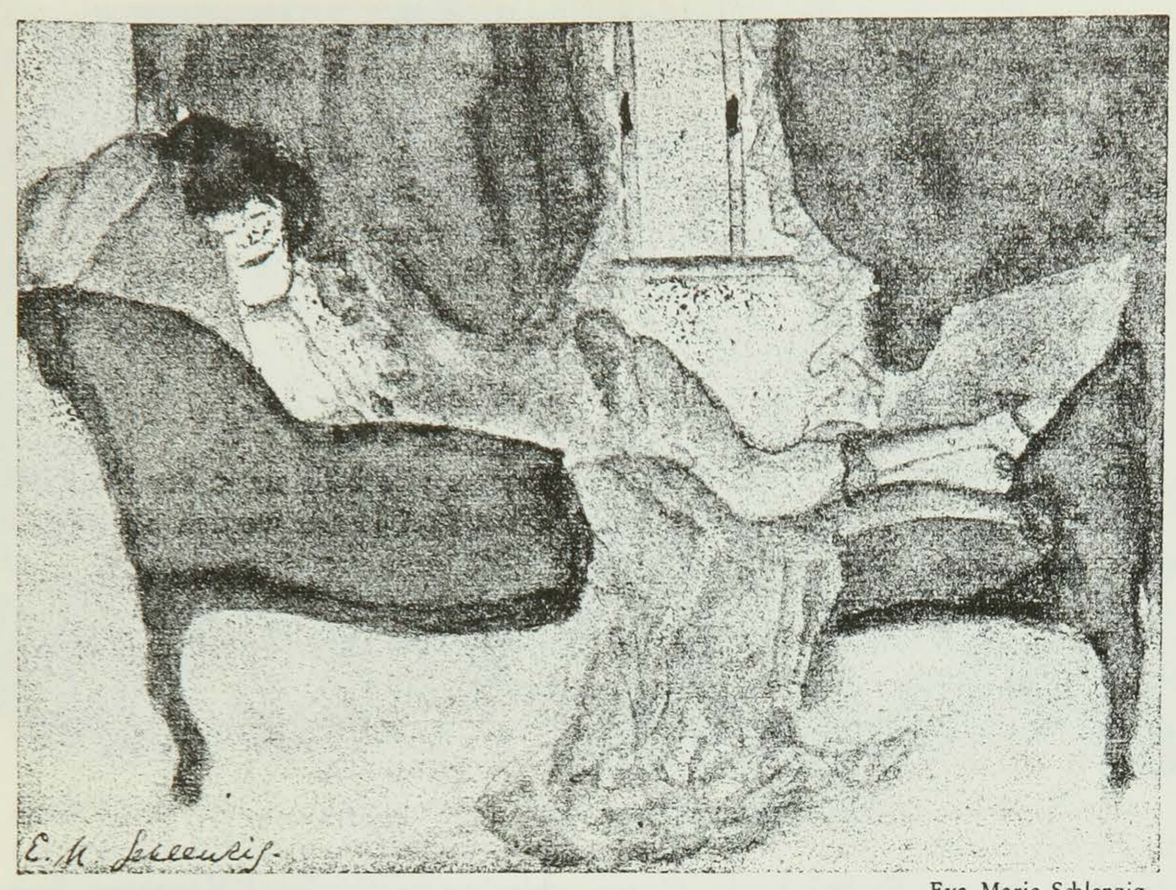
Ich erbleichte: „Beweise? Ist es möglich?"

„Ja, Beweise. Heute früh habe ich beim Ausbürsten seines Rockes das hier gefunden."

Sie griff nach ihrer Tasche, nahm daraus eine große Börse, aus dieser eine kleinere, aus der kleineren zwei Schlüssel, einen Lippenstift, ein Taschentuch, einen Fünflireschein und ein Päckchen. Sie breitete alles auf dem Diwan aus und hielt mit tragischer Miene das Päckchen in die Höhe. Dann wickelte sie es langsam auf und zog daraus ein Büschel von fünf oder sechs Haaren, die unter ihren Fingern sogleich durch die Luft zu flattern begannen: es waren fünf oder sechs lange Frauenhaare.

„Diese Haare haben Sie in der Tasche Ihres Gatten gefunden?"

„Nein, viel ärger. Ich habe diese Haare — nicht eines, sondern fünf — nicht *in*, sondern *auf* dem Rock meines Gatten gefunden, und zwar an dieser Stelle . . ."



Eva Marie Schlenzig

Sie erhob sich, kam ganz nahe an mich heran und zeigte drohend mit ihrem ausgestreckten linken Zeigefinger (denn mit dem rechten hielt sie die fünf Haare) auf meine Schulter, nahe an der Achsel: eine tatsächlich kritische Stelle, jene nämlich, an welche die Frauen mit Vorliebe in einer zärtlichen Umarmung den Kopf zu lehnen pflegen.

Die fünf Haare waren ein Beweis.

Der Beweis war erdrückend.

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Sie entfernte sich wieder von mir und wiederholte, während sie das Corpus delicti ansah: „Nicht eines! Fünf!"

FÜNFTES KAPITEL

Geschrieben in der Form eines Dialoges, um die Lebhaftigkeit der Handlung zu erhöhen.

Dinge, leicht wie Luft,
Sind für die Eifersucht Beweis,
So stark wie Bibelsprüche.
Shakespeare: Othello.

Ich (suche einen Vorwand, um sie ein wenig zu besänftigen): „Sehen Sie, Frau Marta, ob es fünf sind oder nur ein einziges, macht ja nichts aus."

Frau Marta (mit trostloser Stimme): Ich weiß es.

Ich (eifrigst bemüht, Terrain zu gewinnen): Also sagen Sie selbst: wenn *ein* Haar so viel bedeutet wie *fünf*, scheint es Ihnen dann richtig, *einem* Haar, das Sie auf dem Rock Ihres Mannes gefunden haben, solch eine Wichtigkeit beizulegen? . . .

Sie (beachtet mich nicht, erhebt sich, durchquert das Zimmer und ver-

bindet so ideell durch ihre Bewegung die Ecke, in der meine italienischen Klassiker stehen, mit der gegenüberliegenden, wo sich mein Patent-Sägespäne-Ofen befindet).

Ich (um die Zeit auszufüllen, während ich ihr mit den Augen folge, suche eine philosophische Deutung jener unerwarteten Verbindung meiner italienischen Klassiker mit einem Gerät, in dem Sägespäne verbrannt werden.)

Sie (bleibt entschlossen vor mir stehen): Ich bin gekommen, um Sie um Ihre Hilfe zu bitten.

Ich: Hilfe?

Sie (dumpf): Ja. Sie müssen diese Frau auffinden.

Ich (idiotisch): Diese Frau?

Sie: Ja, die Frau, der die fünf Haare gehören. (Sie ballt sie in der Faust zusammen und hebt sie gegen die Decke). Diese fünf Haare werden uns helfen, sie zu entdecken.

Ich: Es sind zu wenige.

Sie: Wenige? Wenige? Verlangen Sie vielleicht, daß diese Dirne alle ihre Haare auf der Brust meines Mannes zurückläßt?

Ich: Nicht das meine ich. Aber fünf Haare genügen nicht, um einem ein klares Bild von den Haaren eines Menschen zu geben . . .

Sie: Aber sie genügen nach meiner Meinung vollkommen. Sehen Sie doch die Farbe: kastanienbraun, abscheulich gefärbt, mit Henna natürlich! Sehen Sie es? Sehen Sie die Farbe? Es ist Henna schlechtester Qualität! Verstehen Sie?

Ich (nachgiebig): Gewiß.

Sie: Aber diese ekelhaften Haare sind ein wertvoller Anhaltspunkt, und wissen Sie, warum? Nein, ich werde es Ihnen sagen. Wenn dieser lieben Dame die Haare derart ausfallen, das heißt büschelweise, geradezu in Massen dann, ist das ein un-trüg-licher Beweis dafür, daß diese Dame vor kurzem die spanische Grippe gehabt hat.

Ich (erstaunt): Das ist wahr!

Sie: Sie, der Sie ein Freund meines Gatten sind und seine Gewohnheiten kennen, müssen eine Frau ausfindig machen, die er in diesen Tagen gesehen hat, die kastanienbraune, mit Henna gefärbte Haare hat, und die erst vor kurzem die spanische Grippe gehabt hat. (Sie wartet auf eine Antwort.)

Ich (nach einer Pause): Und wenn ich sie auffinde . . .?

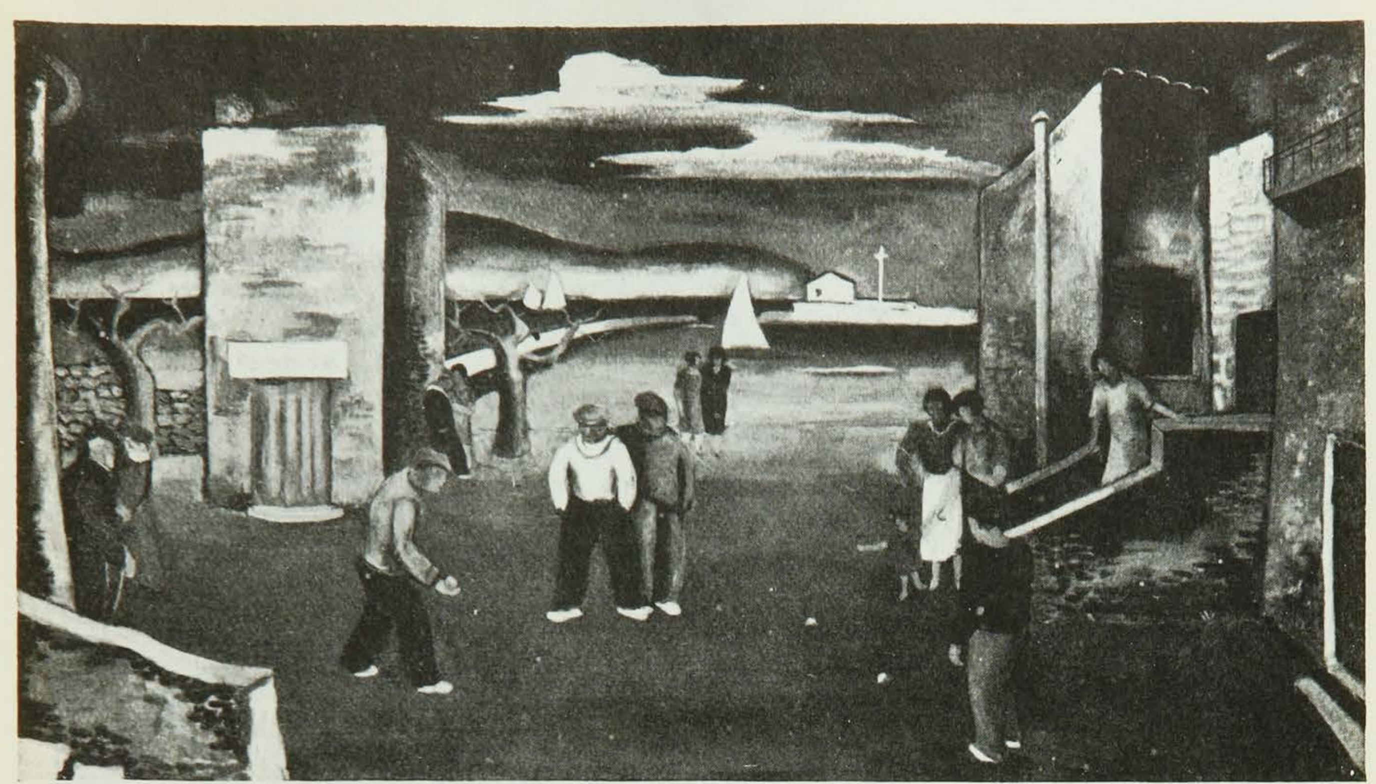
Sie: Darum kümmern Sie sich nicht! Dann werde ich schon wissen, was ich mit ihm und mit ihr anfangen werde!

Ich: Um Gottes willen, Frau Marta, seien Sie nicht so grausam! Denken Sie doch, daß diese Frau sicher noch an den Folgen dieser schweren Krankheit leidet, und daß sie vielleicht nur mit Mühe dem Tode entgangen ist . . . (Ich breche ab, denn ich bemerke, daß ich etwas geradezu unwahrscheinlich Blödsinniges gesagt habe.)

Sie: Sprechen Sie keine Dummheiten, sondern sagen Sie mir offen und ehrlich: Wollen Sie mir bei diesem Werk der Gerechtigkeit helfen?

Ich (der ich niemals nein sagen kann — glücklicherweise bin ich nicht als Frau geboren —): Wenn es Sie beruhigt — so kann ich — versuchen . . . (Pause.)

Sie (fällt auf den Diwan): Jetzt fühle ich mich schon weniger unglücklich!



Ausstellung der Rheinischen Sezession, Berlin

Ari Walter Kampf, Die Kugelspieler (Oel)

Lily Hildebrandt, Japanische Gaukler (Hinterglasbild)


Photo Babone
Ramón Gómez de la Serna


Photo Bragaglia, Rom
Massimo Bontempelli



Photo Sport & General

Lacrosse-Spiele

Aus André Gides „Kongo und Tschad“ (Deutsche Verlagsanstalt)

Kongo



Photo Krehan

Katzenmusiker, die den Stier reizen



Arena

SECHSTES KAPITEL

In der Bar

Es ist notwendig, darüber nachzudenken.
B. Croce: Die Ästhetik als Weg zur Ethik.

Frau Marta gab mir noch eine Straßenbahnfahrkarte, die sie in dem Ärmelaufschlag des Mantels ihres Gatten gefunden hatte und die mir bei meinen Nachforschungen vielleicht von Nutzen sein konnte. Sie ließ mich noch einmal die fünf Haare betrachten, wollte sie mir aber nicht überlassen. Dann verabschiedete sie sich im Besitz meines halben Versprechens. Ich nahm mein Mittagessen ein und ging dann aus. Zunächst stieg ich gewissenhaft in die Straßenbahn, die auf dem Fahrschein markiert war, und die auf einer ganz gewöhnlichen Linie verkehrte. Es entging mir jedoch nicht, daß ich auf diese Art nicht weiterkommen würde, und so stieg ich auf der Piazza della Scala aus, bei der Bar, die der dortigen Apotheke angegliedert ist. Sogleich erinnerte ich mich, daß Calabieri öfters hierher ging, um seinen Kaffee zu trinken. Ich trat ein und traf ihn richtig an. Im ersten Augenblick war ich ziemlich verwirrt. Schickte ich mich nicht an, ihn zu betrügen? Aber ich sprach mir Mut zu, und wir plauderten wie gewöhnlich über allerlei Dinge. Zu einem gewissen Zeitpunkt wagte ich mit aller Behutsamkeit die hinterlistige Frage: „Wie kommt es, daß ich dich so lange nicht gesehen habe? Wo warst du zum Beispiel gestern?“

Es schien mir, als wenn sich sein Gesicht einen Augenblick lang verfinsterte und daß es etwa unsicher klang, als er erwiderte: „Gestern abend? . . . Hm . . . Ja, ich war zu Hause . . .“

„Ja, wieso denn? Das kommt doch selten bei dir vor?“

„Wieso? . . . Weil wir Besuch hatten . . .“

„Wen?“

„. . . Garbagnerini . . .“

Und er sprach sogleich von etwas anderem. In seiner verärgerten Miene, seiner raschen Ablenkung, in der zögernden Art, mit der er den Namen ausgesprochen hatte, fühlte ich die Lüge, einen Berg von Lügen. Ganz offensichtlich wollte Calabieri nicht von diesem Abend sprechen. Der Verdacht Frau Martas war also begründet. Arme Frau! In diesem Augenblick spürte ich keine Gewissensbisse mehr. Meine Mission schien mir sakrosankt. Ich versprach mir zum erstenmal neuerlich, sie gewissenhaft zu Ende zu führen, wenn es mir möglich wäre. Aber wie?

SIEBENTES KAPITEL

Garbagnerini

Sticht der Dorn nicht, wenn er jung ist, sticht er niemals.
Altes Sprichwort aus der Dauphiné.

Vor allem war es notwendig, die Lüge als solche festzustellen. Dazu bedurfte es Garbagnerinis. Der Ehebruch mußte sich unbedingt am Abend vorher abgespielt haben, da Frau Marta die Haare an dem Tag, an dem sie zu mir kam,

auf dem Rock ihres Mannes gefunden hatte. Ich mußte daher den Abend Calabieris mit allen Details rekonstruieren, wobei zunächst festzustellen war, was an seiner eigenen Aussage Wahrheit und was Lüge war. Die geringste Nachlässigkeit in dieser Hinsicht konnte mich unter Umständen auf einen vollkommen falschen Weg führen.

Ich verließ daher sogleich Calabieri und machte mich daran, Garbagnerini aufzufinden. Es gelang mir auch, mit aufeinanderfolgender Benützung eines Autos, eines Wagens und zweier Straßenbahnen, sowie nach Durchforschung von vier großen und drei kleineren Kaffeehäusern, einiger Bars, zweier Theaterfoyers, mehrerer Kinos und jenes alle Kaffeehäuser, Theater, Kinos und sonstigen Orte der öffentlichen Belustigung synthetisch zusammenfassenden Etablissements, das sich die „Galleria Vittorio Emanuele" nennt, wenige Minuten nach Mitternacht Garbagnerini zu begegnen und mit folgenden unschuldigen, höchst originellen Worten anzusprechen: „Oh, wo kommst denn du her?"

Nach einem geschickt geführten Dialog erfuhr ich dann folgendes von ihm: daß er am Abend vorher den Kaffee bei den Calabieris genommen hatte (sieh einmal, der Gatte hatte also nicht gelogen!), aber bald weggegangen war (aha!), da er sich über die Liebkosungen und Sticheleien geärgert, mit denen Frau Marta (wie es übrigens ihre Gewohnheit war), ihren Mann abwechselnd bedachte und sich als Gast dabei überflüssig und peinlich berührt gefühlt hatte (wie gewöhnlich). Er war um halb zehn weggegangen und hatte sie ihren Auseinandersetzungen überlassen. Eine Erleuchtung! Kaum allein, hatte Frau Marta aller Wahrscheinlichkeit nach ihrem Mann eine Szene gemacht. Es war noch nicht spät gewesen, und so war der Gatte, nachdem er an einem gewissen Punkt die Geduld verloren hatte, weggegangen.

Er war weggegangen, *um sich zu rächen!* . . .

Wenn man also zehn Minuten für die Einleitung der Szene rechnete, zehn Minuten für den Höhepunkt, fünf für den Entschluß wegzugehn, und fünf als Abrundung, war gerade eine halbe Stunde vergangen, seit sich Garbagnerini verabschiedet hatte. Calabieri war also um zehn Uhr fortgegangen. Meine Nachforschungen beschränkten sich daher auf die Zeit nach zehn Uhr.

ACHTES KAPITEL

Im Land der Schimären.

> Die Ursache der Träume sind die Kunst, der Beruf, die Arbeit, das Handwerk und all das, was man anhaltend mit Eifer und Liebe tut.
> Passavanti: Der Spiegel der wahren Buße.

Aber im selben Augenblick wurde mir eine neue Schwierigkeit klar. Calabieri war offenbar nicht auf Grund einer früheren Absicht oder mit einem bestimmten Ziel im Auge ausgegangen, sondern aus einer plötzlichen Aufwallung heraus und nach einem unvorhergesehenen Ereignis (dem frühen Abschied Garbagnerinis) sowie einem weniger unvorhergesehenen, aber doch nicht gerade erwarteten (der ehelichen Szene).

Das führte mich zu dem Schluß, daß die Mitbeteiligte an seiner Rache, das Ziel meiner Nachforschungen, die Besitzerin und freigebige Spenderin jener mit Henna gefärbten Haare, nicht eine, sagen wir, stabile Freundin des Gatten von Frau Marta war, sondern daß sie irgendwo nach zehn Uhr von ihm erst zu jenem Zweck auserkoren wurde.

Das war ein wenig sympathisches Faktum. Überdies machte es meine Nachforschungen noch schwieriger, ja fast unmöglich. Der Mensch flieht vor unsympathischen Dingen und solchen, die eine an und für sich schwierige Aufgabe noch schwieriger machen. Ich beschloß daher, meine letzte Hypothese überhaupt einmal beiseite zu stellen und am folgenden Tag zunächst alle Frauen durchzugehn, von denen ich wußte, daß sie mit Calabieri bekannt waren und die nicht nur Haare von jener Farbe besaßen, sondern auch vor kurzem die spanische Grippe gehabt hatten.

Mit diesem Entschluß ging ich schlafen und hatte einen verworrenen Traum, in dem ich fünf lange kastanienbraune Haare vom Himmel herabhängen sah, an deren unterem Ende die Galerie befestigt war. Das Gebäude drehte sich in ständiger Bewegung um sich selbst, und auf seinen vier Armen standen vier Frauen mit flatternden Haaren, die natürlich gleichfalls in jene schwindelnde Drehung mitgerissen wurden. Eine von ihnen, das sah ich sogleich, war Frau Marta, aber die andern drei konnte ich nicht erkennen. Ich versuchte voll Angst, sie zu erreichen, aber Garbagnerini hielt mich plötzlich von rückwärts in der Tür jener Bar auf der Piazza della Scala zurück. Plötzlich befreite ich mich und stürzte auf sie zu, aber da lag mitten im Weg eine Straßenbahnkarte, und ich war nicht imstande, über sie hinwegzuschreiten oder einen Umweg um sie zu machen. Verzweifelt blickte ich empor und sah, daß die Galerie verschwunden war, daß aber die fünf Haare laut zischend senkrecht auf mich zukamen, wie wenn sie mich umschlingen und erwürgen wollten.

NEUNTES KAPITEL

Von Tür zu Tür

> Aus dem Unsichtbaren tauchen alle sichtbaren Dinge bei Beginn des Tages empor, bei Beginn der Nacht lösen sie sich in das Unsichtbare auf.
>
> Bhagavadgita, 8. Gesang.

Dieser Traum klärte mich nicht viel über das auf, was ich noch zu tun hatte. Immerhin zog ich mich, kaum daß ich erwacht war, mit Eifer an und begann eine Liste aller jener Frauen aufzustellen, die mit Calabieri bekannt waren, und fügte daneben jene Eigenschaften hinzu, die mich interessierten.

Es waren im ganzen sieben. Hier die Liste:

1. Donna Luisa X . . . — fünfzig Jahre. (A priori erledigt.)

2. Die Marchesa Salviati — Haarfarbe nicht erinnerlich. Hat die Grippe gehabt. (Wird vorgemerkt.)

3. Grazia — achtzehn Jahre; Vater, Mutter, Erzieherin, spielt Tennis, Chopin, malt in Pastellfarben, sucht einen Mann. (A priori erledigt.)

4. Leonilde — seit sechs Jahren in Mailand, um Gesang zu studieren. Kastanienbraune Haare. Unbekannt, ob Grippe gehabt. (Wird vorgemerkt.)

5. Frau A . . . B . . . — kastanienbraune Haare. Hat die Grippe gehabt. (Wird vorgemerkt.)

6. Die Frau Garbagnerinis — seit einem Jahr gestorben. (A priori erledigt.)

7. Fräulein Vera Chetchni Korvski — hellblond. (A priori erledigt.)

Ich schloß Nr. 1, 3, 6 und 7 aus unmittelbar einleuchtenden Gründen aus und hatte demnach meine Nachforschungen auf Nr. 2, 4 und 5 zu beschränken.

Es war ein Montag. Ich gestattete mir, den restlichen Teil des Tages dazu zu verwenden, um mich auszuruhen und den Geist für meine schwere Aufgabe zu stärken. Der Dienstag sollte dann der Marchesa, der Mittwoch Leonilde und der Donnerstag der Frau A . . . B . . . gewidmet sein.

Dienstag. — Enttäuschung. Die Marchesa Salviati ist blond. (Halbstündiger Besuch. Die neunjährige Tochter der Marchesa sagt mir ein rührendes Gedicht von Giovanni Bertacchi auf.)

Mittwoch. — Leonilde hat die Grippe gehabt. Ihre Haare waren wohl einmal kastanienbraun, heute jedoch sind sie blond wie Kornähren im Juni. Studiert weiter Gesang. (Indem wir von diesem und jenem plauderten, wurde ich den ganzen Mittwoch und in weiterer Folge auch einen Teil des Donnerstag aufgehalten. Auf diese Art kam ich erst am Donnerstagmittag nach Hause und mußte den dritten Besuch um einen Tag verschieben.)

Freitag. — Frau A . . . B . . . war meine letzte Hoffnung und überdies jener Fall, der die meisten Aussichten bot: ich wußte, daß sie kastanienbraune Haare besaß und die Grippe gehabt hatte. Das Herz schlug mir, als ich die Treppe hinaufstieg.

ZEHNTES KAPITEL

Der Diener der Frau A . . . B . . .

Ah . . .
Luigi Luzatti, Gesammelte Werke.

Hier könnte ich nun die Spannung meiner Leser dadurch erhöhen, daß ich in genauer Analyse alle meine Seelenerregungen, die ich im Gefühl der nahen Vollendung meiner schwierigen Aufgabe verspürte, verzeichnete. Ich könnte mit allen Details und in reichen und minutiösen Farben die Treppe, die Flurfenster, den Treppenabsatz, die Tür, die Glocke, den Diener und das Vorzimmer der Frau A . . . B . . . beschreiben und mich in schönen philosophischen Betrachtungen über meinen Zustand ergehen, bevor ich auf den Knopf der Glocke drückte und nachdem ich es getan hatte. Statt dessen ziehe ich es vor, keine weitere Verzögerung mehr herbeizuführen, jeden Effekt zu vermeiden, den Leser ohne Umschweife mit dem Tatbestand bekanntzumachen, ihm rasch, mitleidslos, brutal ins Gesicht zu sagen, was mir rasch, mitleidslos, brutal von dem oben erwähnten Diener ins Gesicht gesagt wurde: daß nämlich Frau A . . . B . . . (diejenige, die kastanienbraune Haare besaß, und von der ich wußte, daß sie die Grippe gehabt hatte, diejenige, die ich als Opfer ausersehen hatte, und

die ich, so wie sie war, auf den Rachealtar Frau Martas schleppen wollte), daß Frau A . . . B . . . seit einem Monat verreist sei.

Sie konnte es daher nicht gewesen sein. Auch sie nicht.

Ich sah so in weniger als einer Minute und mit einigen kalt hingeworfenen, gleichgültigen Worten eines gefühllosen Dieners die Anstrengungen einer ganzen Woche zunichte gemacht.

Und wie stand ich da vor Frau Marta, jener unglücklichen Frau, die gewiß mit ihren Herzschlägen die Minuten zählte, die seit ihrem Besuch bei mir verstrichen waren? Was sollte ich ihr sagen? Sie mußte denken, daß ich mich überhaupt nicht mit ihrer Angelegenheit beschäftigt hatte, oder daß ich der Komplice ihres treulosen Mannes geworden war.

ELFTES KAPITEL

Das Opfer



Sigismund v. Radecki

Es liegt im Sinn der Zeit, daß die Woche mit dem Mond zusammenhängt, von den Sternbildern des Bären aber unabhängig ist.
Heraklit, Fragmente.

Einen Augenblick lang fühlte ich die Versuchung in mir, zu ihr zu gehn und irgendeine Geschichte von einer Frau zu erfinden, die am Tage vorher abgereist sei . . . Aber mein Gewissen machte mir sogleich Vorwürfe und wies mich auf einen besseren Weg: die reine Wahrheit zu sagen, die Mühe zu schildern, die ich mir gegeben, und die Enttäuschung, die ich erlitten, die Ergebnislosigkeit meiner Anstrengungen einzugestehen. Ich bestärkte mich während des ganzen Tages in diesem tugendhaften Entschluß. Den folgenden Tag dann suchte ich sie zu einer Stunde auf, zu der sie, wie ich wußte, allein war. Ich bemerkte sogleich, daß meine Gegenwart sie in Verlegenheit versetzte. Es war natürlich. Ich selbst wußte nicht, wie ich beginnen sollte. Daher bediente ich mich einer solchen Wendung, daß es nun an ihr war, mich zu fragen.

„Es ist schon einige Zeit seit jenem Tag vergangen, da ich das Vergnügen hatte, Sie in meinem Arbeitszimmer zu begrüßen . . .“

„Ja . . . es ist ein sehr schönes Arbeitszimmer . . . ich erinnere mich noch einer Zeichnung . . . Was stellte sie nur da? Pfeile, wie mir scheint . . .“

„Wurfgeschosse für antike Katapulte.“

„Ja, so war es . . .“

Verlegenes Schweigen. Endlich begann ich: „Ich habe Ihnen etwas zurückzugeben.“

Und ich ziehe meine Brieftasche heraus und übergebe ihr den Fahrschein, den sie mir anvertraut und den ich wie ein Heiligtum behütet hatte. Sie brachte es zustande (welche Dinge von unwahrscheinlichem Raffinement bringen die Frauen nicht zustande?), ihn in einer Art zu nehmen, daß ich nicht wußte, ob sie ihn überhaupt erkannte, und ob sie sich während dieses Vorganges bei klarem Bewußtsein oder in einem trance-ähnlichen Zustand befand. Eine Minute

später war der Fahrschein auf magische Weise verschwunden, und ich hatte keine Ahnung, wie es zugegangen war.

Aber nun war immerhin das Eis gebrochen, und ich drängte auf Klarheit. Ich sprach und sprach, schilderte alle meine Schritte, meine Fehlschläge und bekannte mich als besiegt . . . Sie betrachtete während meiner Erzählung aufmerksam ein Spitzentaschentuch, das sie in der Hand hielt. Als ich fertig war, schwieg ich. Frau Marta schwieg schon längere Zeit. Nach einer Weile hob ich den Kopf und sah sie vor Erwartung zitternd an. Sie murmelte: „Wollen Sie eine Tasse Tee?“

Ich schwankte einen Augenblick auf meinem Stuhl. Dann erhob ich mich und sagte kühl: „Danke! Ich habe noch eine Verabredung.“

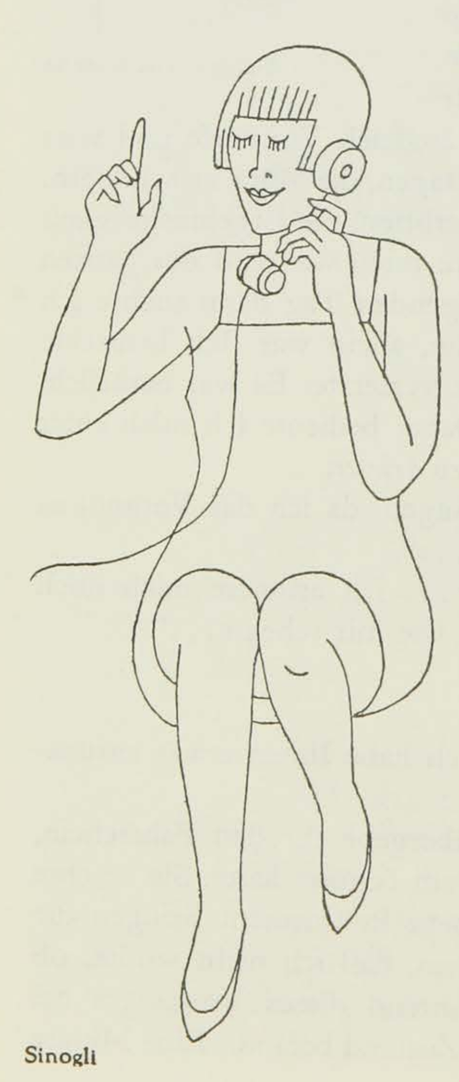
„Das tut mir leid. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie nicht begleite, da ich mich noch immer nicht recht wohl fühle. Seit ich die spanische Grippe gehabt habe . . .“

Ein Blitz durchzuckte das Zimmer und erfüllte es mit einem hellen Schein. Ich rief: „Sie haben die spanische Grippe gehabt?“

„Ja, vor einem Monat: deswegen bin ich noch ein wenig schwach . . .“

„Aber Sie, Sie . . .?“

Ich unterbrach mich, um ihr Haar zu betrachten. Ich kam näher, um es besser zu sehen. Sie ließ es mit gesenktem Kopf geschehen. Ihr Gesicht war dunkelrot geworden. Ich sagte schwach: „Ihre, Ihre Haare: sie waren von Ihnen!“


Sinogli

Sie murmelte beschämt: „Ja.“

„Wann haben Sie es bemerkt?“

„Einen Tag später. An diesem Tag war ich wie von Sinnen. Verzeihen Sie mir? Können Sie mir verzeihen? Ist es Ihnen recht, wenn wir nicht mehr davon sprechen?“

Ich war noch wie betäubt. Aber sie fühlte bereits den verzeihenden Ton in meiner Stimme, als ich, schon ein wenig ruhiger, fragte: „Aber warum haben Sie mir nicht wenigstens telefoniert?“

Frau Marta errötete von neuem ein wenig; einen Augenblick war sie bestürzt, aber dann fand sie sogleich eine Entschuldigung, die so einleuchtend war, daß ich nichts mehr zu erwidern wagte: „Ich habe es drei- oder viermal versucht, aber keine Verbindung bekommen.“

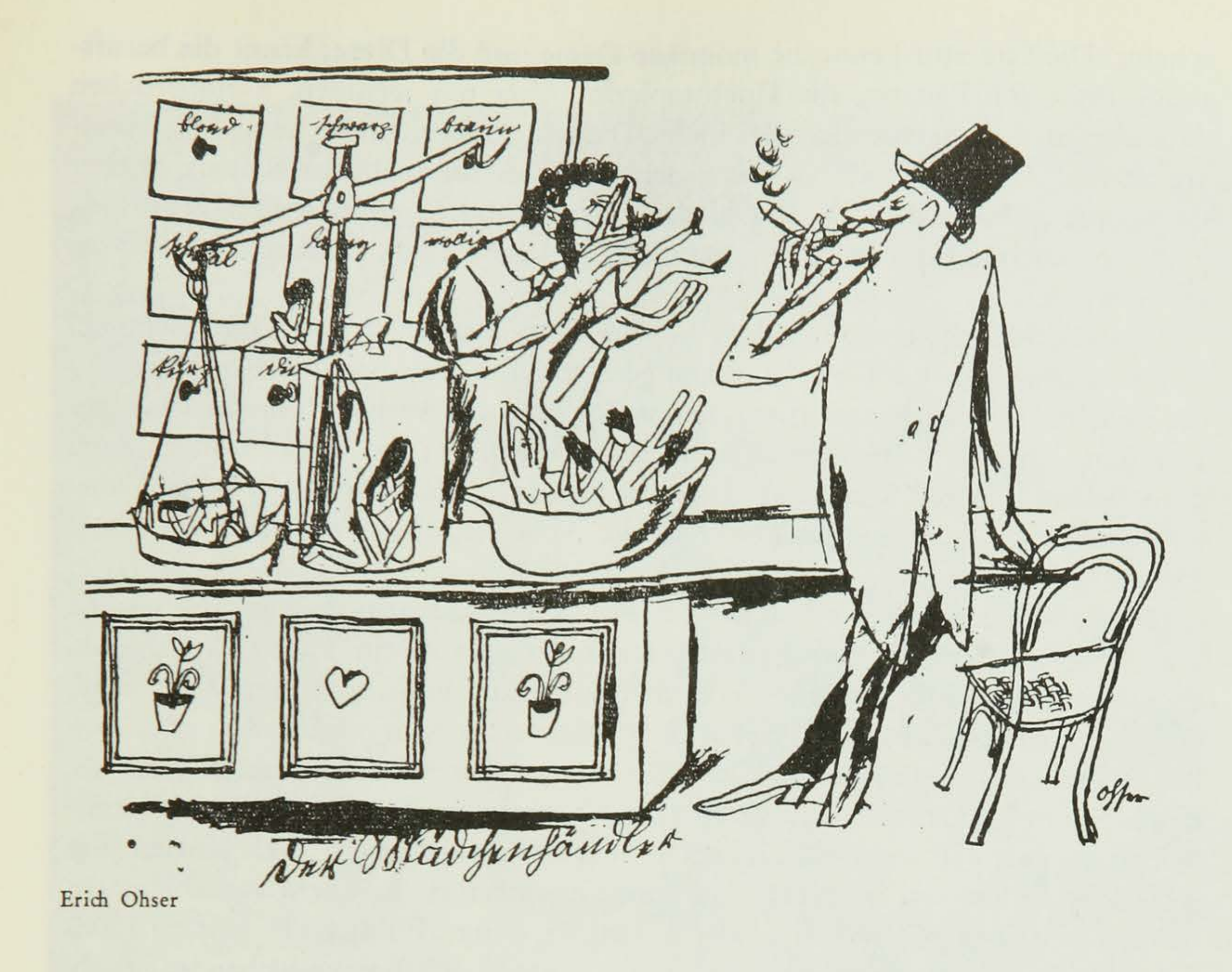
ZWÖLFTES KAPITEL

Abschluß

Dieser Roman hat keinen, weil er keinen braucht.

ENDE DES ROMANS

(Deutsch von *A. W. Freund.*)



Erich Ohser

DIE MÄDCHEN VON DÜSSELDORF

Von

LUISE STRAUS-ERNST

Entsetzen und Verblüffung über die Mentalität eines Menschen, der Jahre hindurch Morde und rohe Überfälle an jungen Mädchen und Frauen verübte, haben zunächst eine zweite mindestens so interessante Frage in den Hintergrund gedrängt. Gewiß, es ist schon schwierig genug, dies zu beantworten: Was ist das für ein Mensch, der, im Grunde grob und phantasielos, an diesen scheußlichen Verbrechen Gefallen findet und so lange Zeit unentdeckt bleiben kann, bis ein Zufall, eine Dummheit, vermutlich ein Nachlassen innerer Kräfte ihn der Polizei ausliefert? Vielleicht werden die Psychiater hier manches zu klären wissen. Aber eine Frage von mindestens so großer Wichtigkeit, die die Psychiater nur indirekt angehen wird, ist diese: Was für Mädchen waren es denn eigentlich, denen dieser Mensch sich nähern konnte? Was für eine sonderbare Menschensorte läßt sich so ohne Umstände anreden, mitnehmen, umschmeicheln und mißhandeln?

Hier öffnet sich der Blick auf eine Klasse von Frauen, um deren Seelen- und Liebesleben man sich wenig zu kümmern pflegt, weil es einfach und unergiebig

scheint. Die Literatur kennt die mondäne Dame und die Dirne, kennt die berufstätige Frau, die Bäuerin, die Hochstaplerin. Aber mit wenigen, kümmerlichen Ausnahmen — kennt sie nicht das kleine Dienstmädchen. Heute heißt das „Hausangestellte". Aber damit hat sich nicht viel im unbeachteten Leben solcher Geschöpfe geändert; damit ist täglicher Zwang und Eingesperrtsein geblieben, geblieben auch Sehnsucht nach gutem, freiem Leben, nach Geliebtsein und Verwöhntwerden.

Fast alle Mädchen, die mit dem Mörder Peter Kürten in Beziehung standen, waren Hausangestellte. Und sie gingen gern mit ihm, lieber als mit den Männern, die sich ihnen sonst boten. Einer seiner Freunde, der verhört worden ist, sagte von ihm: „Ich weiß nicht, was er an sich hatte. Aber die Weiber waren ganz verrückt nach ihm." Und fügt dann noch hinzu: „Er war ja ruhig und verschlossen; aber wenn so ein Mädel in die Nähe kam, wurde er plötzlich ganz anders."

Dieser Mann mit dem bösen breiten Mund, dem genußsüchtigen Zug um die Nasenflügel konnte zart und fürsorglich reden, wenn ein Mädchen sich ihm anvertraut hatte. Sofie K., eine kleine Schwäbin, mit dunkellockigem Bubenkopf, erzählt vertrauensvoll, wie sie, zu einer Weihnachtsfeier verabredet, aber von ihrem Freund versetzt, unglücklich an einer Straßenecke steht, als Kürten mit einem Freund sie anredet und sie mit ins Kino nimmt. Später verstehen sich die beiden so gut, daß sie sich immer wieder treffen; sie besucht auch Kürten, der seine Ehe verleugnet, in seiner Wohnung; er umsorgt sie, kocht Kakao für sie, redet von seiner Mutter, von kirchlicher Trauung. Einmal bei einem Waldspaziergang, als „sie nicht so ganz wollte wie er", wird er wohl handgreiflich, tut ihr weh. Es ist einer seiner üblichen Würgversuche. Aber das verliebte Mädchen sieht so etwas als Recht seiner männlichen Überlegenheit an. Sie schmollt zwar eine Weile, aber schließlich — er wollte sie doch heiraten, und er „konnte so lieb sprechen". Am Ende läuft sie doch wieder zu ihm und zieht sich erst zurück, als sie erfährt, daß er verheiratet ist. Als dann am Ende der Unterredung der Reporter ihr mitteilt, wer ihr Freund in Wahrheit gewesen ist, will sie es nicht glauben, erleidet dann einen Nervenzusammenbruch im nachträglichen Entsetzen über die Gefahr, der sie entronnen ist.

Man könnte glauben, die Mädchen, die sich mit Kürten einließen, seien abenteuersüchtig gewesen, vielleicht auch versessen auf allerlei Perversionen. Aber solche suchte er ja nicht! Einmal will eines der Mädchen ihm gleich zu Willen sein, doch er läßt sie einfach liegen, ohne sie anzurühren. „Ach, mit dir ist ja nichts anzufangen." Junge lebens- und liebeshungrige Dinger sucht er, Mädchen, die, von einer Dienstherrschaft zur andern wechselnd, keine Gelegenheit finden, Welt- und Menschenkenntnis zu erwerben, die eine ganze Woche über im Gedanken an den freien Sonntag leben und beglückt sind, für diesen Sonntag einen Kavalier zu finden, der galant und höflich mit ihnen ist. So saß Maria Hahn mit Kürten in dem Ausflugsort Papendell beim Rotwein, ehe sie im benachbarten Wald die tödlichen Messerstiche erhielt; so bummelte Ida Reuter mit dem Verführer durch die Oberkasseler Rheinwiesen, wo sie später erschlagen aufgefunden wurde.

Auf den Bahnhöfen strolcht Kürten herum, sucht sich Mädchen aus, die

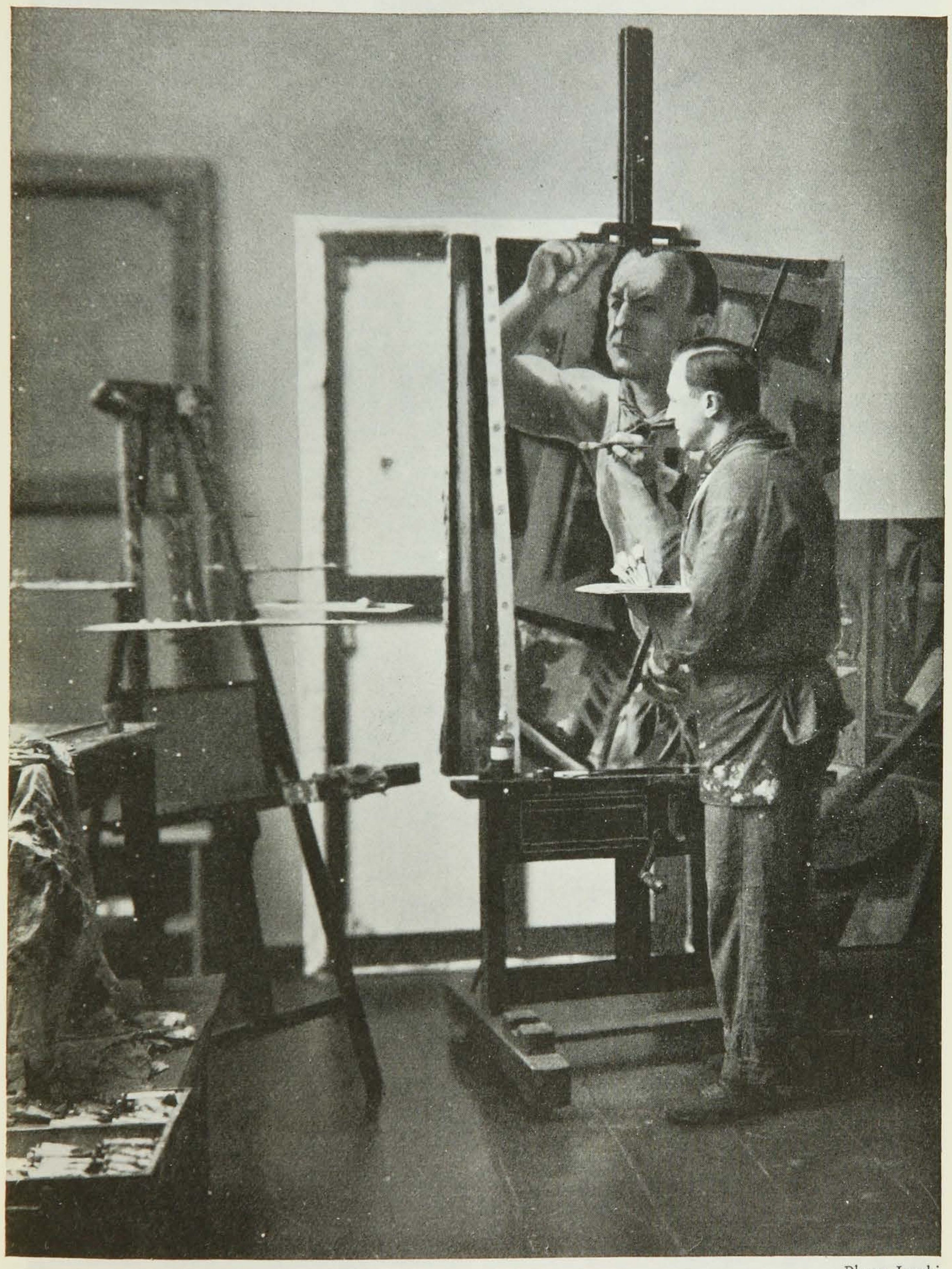


Photo Jacobi

George Grosz vor seinem Selbstbildnis

Segelreffen vor dem Sturm



Schiff Pamir, Backbordseite

Photos H. Hauser



Photo Martin Munkácsy



Photo Schneider

Der Genfer See

ortsunkundig und ohne Obdach sind, gibt vor, sie in ein Heim oder Hospiz zu führen. Ganz allmählich hat sich eine ganze Reihe solcher Mädchen gemeldet, die zuerst keine Anzeige erstattet hatten, obwohl Kürten sie vergewaltigt, zum Teil auch gewürgt hatte. Denn was heißt schließlich in einem solchen Falle „vergewaltigt?“ Sie waren ja freiwillig mitgekommen und nicht etwa im Dunkeln überfallen worden. Da mögen sie mit Recht einen Teil der Schuld bei sich selbst gesucht haben. Zu diesen Mädchen gehört auch Maria Budlick, durch deren tapferes und energisches Vorgehen Kürtens Wohnung gefunden und seine Verhaftung ermöglicht wurde. Sie hat spät abends eine Freundin verfehlt, die der Obdachlosen eine Schlafstelle hatte besorgen wollen, wird von einem Mann angesprochen, der sie in den Volksgarten verschleppen will. Doch als sie noch Bedenken äußert, tritt Kürten dazwischen, weist den fremden Mann (oder wars doch ein Zutreiber?) zurecht: „Sie wissen doch, daß hier so viele Morde passiert sind. Und da führen Sie ein Mädchen in die Irre?“ Natürlich folgt nun die Budlick diesem ehrenhaften Manne, dessen Opfer sie dann um ein Haar selber geworden wäre. Typisch aber für die Mentalität dieser Mädchen ist auch wieder eine Bemerkung, die sie einem Reporter gegenüber machte. In einem ersten Bericht war sie als verwachsen geschildert worden. „*Ich bin so gerade gewachsen, wie die andern auch*“ erklärt sie erregt. „*Darüber ärgere ich mich mehr wie damals über die Nacht.*“ Also die Nacht, in der sie beinahe auf die scheußlichste Weise zu Tode gekommen wäre, ärgert sie weniger als der Buckel, den man ihr angedichtet hat.

Die Polizei hat in ihren Berichten mehrfach Erstaunen darüber geäußert, daß viele Mädchen sich mit dieser Bestie immer wieder verabredet haben. Ist das denn wirklich so erstaunlich? Ganz ernstlich war Kürten ihnen ja wohl nicht zu nahe getreten, sonst hätten sie wohl dran glauben müssen. Aber eine gewisse Brutalität, die einen normalen, solid verheirateten Polizeibeamten vielleicht entsetzen mag, gehört für sehr viele Mädchen ohne weiteres zur Liebe. Ein Mann, der auf dem Spaziergang und im Kino so lieb und zärtlich zu reden versteht, darf in der Liebe schon gehörig ins Zeug gehen, ohne daß man sich viel Gedanken darüber macht. Im Gegenteil sogar! Uralte Instinkte aus Zeiten, in denen Liebe und Zerstörungstrieb näher als heute benachbart waren, wurden hier wach. Diese Mädchen haben Kürten geliebt. Eine schenkte ihm einen Schlips zum Geburtstage. Den trug er am Tage der Vernehmung, als sie ihm gegenübergestellt wurde; und sie erkannte ihre Gabe gleich wieder. Eine andere, befragt, wie sie sich mit einem solchen Kerl habe abgeben können, antwortet erstaunt: „*Aber er sah doch so gut aus, war immer fein und sorgfältig gekleidet; und er benahm sich überhaupt wie ein Rechtsanwalt.*“ Das ist unbedingt das höchste Lob, das aus diesen Kreisen gespendet werden kann.

Die Mädchen von Düsseldorf — es ist Zufall, daß gerade ihr Wesen, ihre Leichtgläubigkeit und ihre Unvorsichtigkeit hier zutage traten. In jeder Stadt, in der beim Geschirrspülen sentimentale Lieder aus geöffneten Küchenfenstern fallen, in der fettige Romanhefte neben Notiztafeln und Bindfäden in Tischschubladen aufbewahrt, in der lyrische Postkarten serienweise verschickt werden, überall da würde ein Mann wie Kürten gute Beute machen können. Es ist nur ein Glück, daß die Mörder immer noch seltener sind als die sehnsüchtigen Küchenmädchen.

MARGINALIEN

DIE SACHE MIT SCHMELING

Augenzeugenbericht von *Carl-Erdmann Graf von Pückler* (New York).

„Just what do you think of the fight?“ — „Ich glaube, daß Schmeling den Kampf in der achten Runde gewonnen hätte.“ — „Mensch, Sharkey spielte ja nur mit ihm.“ — „Sharkey ist besser, no question about it, aber denken Sie an sein Herz. Der Mann hat ja kein Herz. Fünf-Runden-Mann. Haben Sie denn nicht den letzten geraden Linken von Schmeling gesehen?“ — „Say what you want, aber Sharkey war haushoch überlegen in den ersten vier Runden.“ — „Schmeling? Bunk. He's just a kid.“ — „Schmeling had the match. Nur die ersten vier Runden waren gefährlich. Erinnern Sie sich nicht an Dempsey in den ersten Runden? He staggered around.“ — „Leave me alone with the fight. Just a fake, a dirty racket, bluff.“

Wissen Sie jetzt Bescheid über den Kampf zwischen *Schmeling, the black Uhlan from the Rhine,* und *Sharkey, the Boston sailor?* Wenn Sie jetzt noch nicht Bescheid wissen, so kann ich Ihnen nicht helfen.

Ich würde gern noch meine eigene Meinung hinzufügen. Als ich meine Meinung gestern abend wechselte, glaubte ich mich endlich im Besitz einer anständigen Meinung, die sich vertreten ließe. Aber eben habe ich mit Schmeling geredet und andere über ihn bei einem Luncheon reden hören, und da habe ich meine Meinung natürlich wieder geändert. Ich glaube jetzt, daß Schmeling bestimmt den Kampf gewonnen hätte. Der Herr, mit dem ich zuletzt sprach, glaubte das auch. Und er hatte irgend etwas mit der offiziellen Boxkommission zu tun. Er sprach sehr eindringlich, weil er glaubte, daß die Herald Tribune, für die ich über das Luncheon berichtete, alles abdrucken würde. Es sind aber noch andere Herren in der Boxkommission, und ich will lieber nicht mit ihnen reden. Schließlich ist man etwas ermüdet, wenn man seine Meinung siebzehnmal in zwei Tagen ändern muß. Die Elastizität meiner Ueberzeugungen hat etwas gelitten. Ich beabsichtige, morgen zu meiner ursprünglichen Meinung zurückzukehren. Meine ursprüngliche Meinung war, daß der Kampf nichts anderes gezeigt hatte, als daß Schmeling verlor und gewann, und daß Sharkey gewann und verlor. Alles andere, dachte ich, ist Spekulation.

Ein Amerikaner sagt in solchem Falle: „O. K.“ Das bedeutet soviel wie: „Herr, flötense noch eene Note, und ick werde mir veranlaßt fühlen, Ihre Reste auf der Straße zu deponieren.“ Wenn man alle Farben durcheinander dreht, so wird es weiß, und alle Farben gehen verloren. Wenn man alle Ansichten, die vor, während und nach dem fight in New York City geäußert worden sind, durcheinander dreht, so kommt man zu der neutralen Ueberzeugung: *Der ganze Boxsport ist eine Geldangelegenheit,* und intelligente Leute sollten sich lieber auf Golf oder Tischtennis beschränken.

Man kann indessen soviel sagen: Der Kampf war *hochgradig langweilig.* Schmeling hatte ja bekanntlich die Absicht, in den ersten Runden nichts zu tun, und er befolgte diesen Plan mit peinlichster Genauigkeit. Sharkey boxte sauber und in jenem Stil, der ihm den Ruf eingetragen hat, der sauberste Boxer aller Zeiten zu sein. Aber es machte Schmeling offenbar nichts aus, ans Kinn geschlagen zu werden. Sie hätten sich ebensogut die Hände schütteln können. Schmelings purpurne Hose sah sehr niedlich aus. Sharkey hatte eine ebenfalls sehr kokette schwarze mit roten Streifen an. Und die Muskeln hätten Sie mal

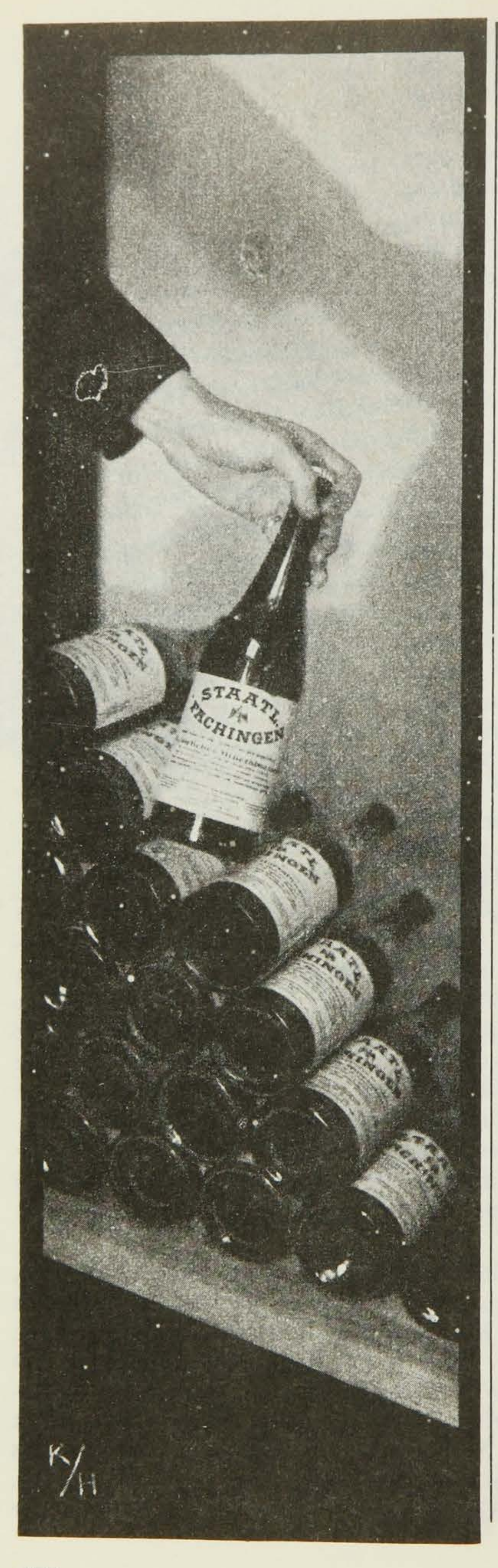
sehen sollen. 75 000 Menschen in einer großen Arena sind auch kein alltäglicher Anblick, und so bekam man wenigstens etwas für sein Geld.

Als wir das Stadion verließen und den kleinen Zeitungsjungen, den Stimmungsbarometern Amerikas, das Resultat mitteilten, sprangen sie in die Luft, hoben ihre Hände, und riefen: „Schmelling, Schmelling!" Wir dämpften ihre Freude durch Einzelheiten. Popularität ist, wie jeder weiß, eine sehr leicht variable Größe. Man muß sie hegen und versuchen, ihre Wurzeln zu ergründen, um sie nähren zu können. Urteilen Sie selbst, was mit Schmelings Popularität getan wurde.


Rudolf Großmann

Ganz New York wartete mit großer Spannung darauf, Schmeling als den zweiten Dempsey, den neuen Liebling, auf den himmelhohen Schild amerikanischer Volksgunst zu heben. Mit jeder Sekunde vor dem fight stieg seine Popularität. „Der Herr Maxie" wurde allmählich „Our Max" („Maehks). Als Sharkey, der schon immer unbeliebt war, weil er sich nicht beherrschen kann, mit einer amerikanischen Flagge um die Schultern im Ring erschien, schwoll das leise „Buuhh — buuhh"-Geschrei, das ihn begrüßte, zu einem wahren Orkan an. Da war also die Glut der Begeisterung einer unabsehbaren Menge, die nur darauf wartete, daß „the black Uhlan" mit ein paar schneidigen Angriffen hineinblies, um zu einem Riesenfeuer aufzuflammen und Sharkey moralisch zu erledigen. Statt dessen ein nervöser, überaus vorsichtiger Schmeling, der sich geduldig ins Gesicht schlagen ließ, und der schließlich in der vierten Runde bereits langsam, ganz langsam mit verzerrtem Gesicht auf den Boden sinkt und sich den Bauch hält. Was sollte die arme Popularität da machen? Sie kann noch so festgewurzelt sein, noch so gerecht und fair, sie erhält einen Riß. Heute wissen wir längst alles. Wir haben gehört, daß die ganze Passivität während der ersten Runden programmäßig war. Ich bin sicher, daß der Boxexpert schon während des Kampfes dachte: *Taktik, ick hör' dir loofen.* Jedoch die Masse, die nun einmal das Publikum eines Massenschauspiels ausmacht und dafür bezahlt, hört keine Taktik „loofen". Aber sie sieht einen Kämpfer, der nicht kämpft.

Die Amerikaner sind ihren Favoriten ungewöhnlich treu. Siehe Lindbergh, Dempsey und viele andere. Sie kennen keine Mißgunst. Sie sind ungewöhnlich fair gegen Schmeling, *the fighter from the fatherland*, gewesen. Sie haben gesagt: Das war nicht viel, was er gezeigt hat. Aber er hat Pech gehabt. Let's give him another chance. Welches war seine zweite Chance? Ich kann deutlich die Ueberschriften in den Zeitungen vor mir sehen, wie sie gelautet hätten: „Max lehnt Titel ab. Verlangt zweiten Kampf im September." Die ersten Runden des Sharkey-Kampfes wären vergessen gewesen, der foul wäre vergessen worden. „Herr Max" wäre endgültig „Our Maxie" geworden. Darüber besteht nicht der



geringste Zweifel. Als ich heute mit einem von Schmelings Leuten sprach und ihm diese Ansicht vorhielt, sagte er bezeichnenderweise: „*What the hell! He doesn't have to. He can make a lot of money without it.*" Das ist die Ansicht des Mannes, der „den Kampf gewann", wie hier jeder sagt, die Ansicht von *Joe Jacobs,* Schmelings Manager.

Diejenigen, die zu Golf und Tischtennis zurückkehren, sagen sich: All right, vielleicht fördert es das Ansehen Deutschlands, einen „Boxweltmeister" in seinen Grenzen zu haben. (Wer lacht?)

Wir sind um einen langweiligen Boxkampf reicher und um einen Meister, der mit all seinen gewiß feinen menschlichen und sonstigen Eigenschaften farblos und in den Händen unfähiger Manager ist, die nicht die leiseste Ahnung von Psychologie haben und nicht wissen, daß das Geld der *Popularität* folgt.

Feinschmecker. Der Verleger Ernst Rowohlt, eine robuste Natur, ißt in vorgerückter Stimmung gern Glas. Er nimmt sein Trinkglas, beißt ein Stück ab, zerkaut es, indem ein genießerisches Lächeln seinen Mund umspielt, möglicherweise schluckt er es auch, aber darüber weiß man nichts Gewisses. Das macht auf die anwesenden Herren und Damen immer großen Eindruck. Eines Nachts sitzt ein Herr bei der Gesellschaft, der auch Glas ißt. Er sieht zu, wie Rowohlt den Kelch seines Sektglases zerkaut und den Rest, Fuß und Stiel, auf den Tisch zurückstellt. Verwundert wendet er sich an den Esser: „Was, das lassen Sie stehen? Das ist doch das Beste!"

Das nächste Heft des Querschnitt erscheint am 21. August (Donnerstag) mit französischen und englischen Beiträgen.

Rumänische Sprichworte .

Besser ein Mann aus Stroh, als eine Frau aus Gold.

Ich Bojar, du Bojar, — wer zieht mir die Stiefel aus?

Wer sich an der Suppe verbrannt hat, bläst auch in die Sauermilch.

Du sollst erst die Nachbarn kaufen, dann das Haus.

Der Schlaf ist wie ein Steuerbeamter, er nimmt uns die Hälfte fort.

Fette Küche, magere Erbschaft.

Wer hungrig schlafen geht, steht ohne Schulden auf.

Kommunismus in Ungarn. Das Regime Béla Kuns ist von den ungarischen Bauern gestürzt worden. Einige dieser „kleinen Landwirte", die die Ausrufung der Räterepublik in Budapest antraf, schlossen sich doch der neuen Regierung an, brachten es sogar zu offiziellen Funktionen. In den ersten Wochen der Proletarierdiktatur spricht ein frisch vom Lande im roten Budapest eingetroffener Bauer seinen Landsmann auf der Straße an:

„Ich höre, Schwager, du hast dich dem Kommunismus ergeben. Was ist denn das, Kommunismus?"

„Kommunismus", erwidert der Schwager, „ist, daß man alles, was man hat, mit dem andern teilen muß."

„So? Und du würdest deine Pferde mit mir teilen?"

„Freilich."

„Die Kühe auch?"

„Die Kühe auch."

„Die Schweine auch?"

„Die Schweine nicht."

„Die nicht? Die Pferde und die Kühe ja... warum nicht auch die Schweine?"

„Schweine hab' ich."



Größe und Tragik eines Sieges

Brosch. RM. 8.50, Leinen RM. 12.—

Ein politisches Dokument ersten Ranges, unentbehrlich zum Verständnis unserer Zeitgeschichte.

Das einzige Originalwerk des »Tigers« zum Versailler Vertrag, dessen Vorgeschichte u. Folgeerscheinungen.

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT IN STUTTGART

HUNDERTZEHN PROZENT

„Der Ungar ist ein Europäer von 110 Prozent". Der Herr aus Paris, dem ich dies sagte (in der Hall des Ritzhotels am Budapester Donaukorso, beim Fünfuhrtee, dem gelangweilt zwei Dutzend Paare beiwohnten, gelangweilt wie allen andern vorschriftsmäßigen Ritualen ...), ... der Herr irgendwo aus Paris lächelte lange. Dann fragte er graziös: „Und wir Franzosen?" Ich zögerte nicht, achtzig Prozent zu sagen. Und: der Rest sei „gloire", „chic parisien" und „grande nation". Aber der Ungar ist, knapp gerechnet, hundertzehnprozentig; der Ungar nämlich, auf den es ankommt, das Talent, das in Hollywood arriviert ist, am Montparnasse malt und die deutschen Provinzbühnen der Großstadt mit Komödien versorgt. Seltsames Schicksal: diese schöne Stadt Budapest (denn die Ungarn, auf die es ankommt, sind bloß aus Budapest ...), diese Stadt ist ewig auf der Flucht vor sich selbst, auf der Flucht vor dem Osten, auf der Flucht vor dem Balkan. Sie will die Tatsache nicht wahrhaben und steigert sich ins Grenzenlose. Sie übertreibt alles, auch ihre Kraft, ihr Talent; sie täuscht eine exakte Zivilisation vor, die auf einer ganz anders gearteten Kultur ruht und darum manche Unsicherheit in sich birgt. Die Furcht, nur irgendeiner aus irgendeiner kleinen Nation zu sein, zwingt den Ungarn in manche Maske; in der des Kultursnobs fühlt er sich am wohlsten. Er trägt sie geschickt und mit mehr Vehemenz, als es die europäische Würde verträgt; mit etwa zehn Prozent mehr Vehemenz also und durchaus mit der Eifersucht des Traditionslosen. Er ist ungefähr das typische Gegenteil des Amerikaners, dessen schöpferische Naivität stolz darauf ist, keine Tradition zu haben. Der Ungar hingegen, seit tausend Jahren Stiefkind der Mutter Europa, reklamiert die ganze Welt- und Kulturgeschichte für sich: eine andere, aber nicht ganz unwirksame Art von Naivität. Der nationale Stolz kennt ja keine Grenzen; wißt ihr denn nicht, daß zum Beispiel ungarische Kunsthistoriker auch Albrecht Dürer als Landsmann ansprechen, und wer weiß, ob nicht eines Tages Hans Sachs einer posthumen Annexion zum Opfer fällt. Man munkelt allerlei von Christoph Columbus ...; aber den Broadway haben wirklich erst einige ungarische Journalisten entdeckt.

... Aber auch den Kurfürstendamm. Ich kenne einen, der kam über's Romantische Café, — ein kleiner Druckfehler bloß, aber wer wird denn so



genau sein! — zu Kleist und will jetzt Schlegels Lucinde für den Film bearbeiten; als er vor zehn Jahren vor dem „weißen Terror“ nach Wien entfloh, erklärte er mir, noch keuchend vor Angst, Grillparzer, nicht ohne ihn mit Ibsen und Carl Sternheim verglichen zu haben. Vor dem Kriege, als ich ihn in Budapest kennenlernte, hielt er noch Ebers und Spielhagen für moderne deutsche Dichter; heute ist er's selber und besser als jene . . . Um etwa zehn Prozent besser. Er ist ein Symbol seiner Art: er hat ein wenig zu viel Talent.

. . . Der Franzose, mit dem ich in der Hotelhall über Ungarn sprach und der gekommen war, die Heimat von „Miß Europa 1929“ kennenzulernen, verstand mich nicht ganz. Er versteht auch Ungarn nicht und nicht diese wunderschöne Stadt Budapest, die, auf ewiger Flucht, sich im rasenden Tempo bemüht, immer wieder up to date zu sein, und es auch beiläufig immer ist. Sie übertreibt ein wenig, diese sonderbare Stadt; sie hat auch von allem ein wenig zu viel: zu viel Luxus, zu viel Not; zu viel Europa und zu viel, na, sagen wir Budapest.

... Aber es kommt ja eigentlich nur auf das Zuviel Europa und Luxus an, ... und das kann ein Franzose, gerecht wie er nun einmal ist, nie ganz verstehen! *Paul Hatvani.*

Ungarische Anekdote. Die unlängst verstorbene große ungarische Tragödin, Marie Jászai, erzählte einmal in Gesellschaft: Auf einer Reise durch die ungarische Tiefebene — die berühmte Puszta — kam sie in ein entlegenes Dörfchen, wo sie bei dem Dorfschullehrer abstieg. Der Lehrer führte die Künstlerin stolz in seine saubere Schule, wo sie mit Ueberraschung die Reproduktion der beiden sich auf die Ellbogen stützenden Engel der Raffaelschen Madonna Sixtina entdeckte. Die Tragödin, die nicht nur als begeisterte Freundin der bildenden Kunst, sondern auch als große Patriotin bekannt war, sprach darüber dem Dorfschulmeister ihre Anerkennung aus: „Es ist wahrhaftig schön, in einer so entlegenen Schule dieses herrliche Bild anzutreffen.“ — Und der Schulmeister, selbstbewußt: „Ja, bitte, ich habe es eigens bringen lassen, um meinen Schülern endlich beizubringen, wie man *nicht* sitzen darf.“

Geschäftssprache. Im Büro einer großen Berliner Filmgesellschaft. Der Pressechef hängt von ½9 bis ½12 am Telefon und spricht ununterbrochen — ungarisch. Der Direktor schäumt herein: „Hören Sie, jetzt hab ichs aber satt, seit Sie im Büro sind, führen Sie Privatgespräche.“ — „Privatgespräche?“ meint jener, „ich habe geschäftlich mit sämtlichen Redaktionen gesprochen.“

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden · Harnsäure · Eiweiss · Zucker ·
Badeschriften sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung



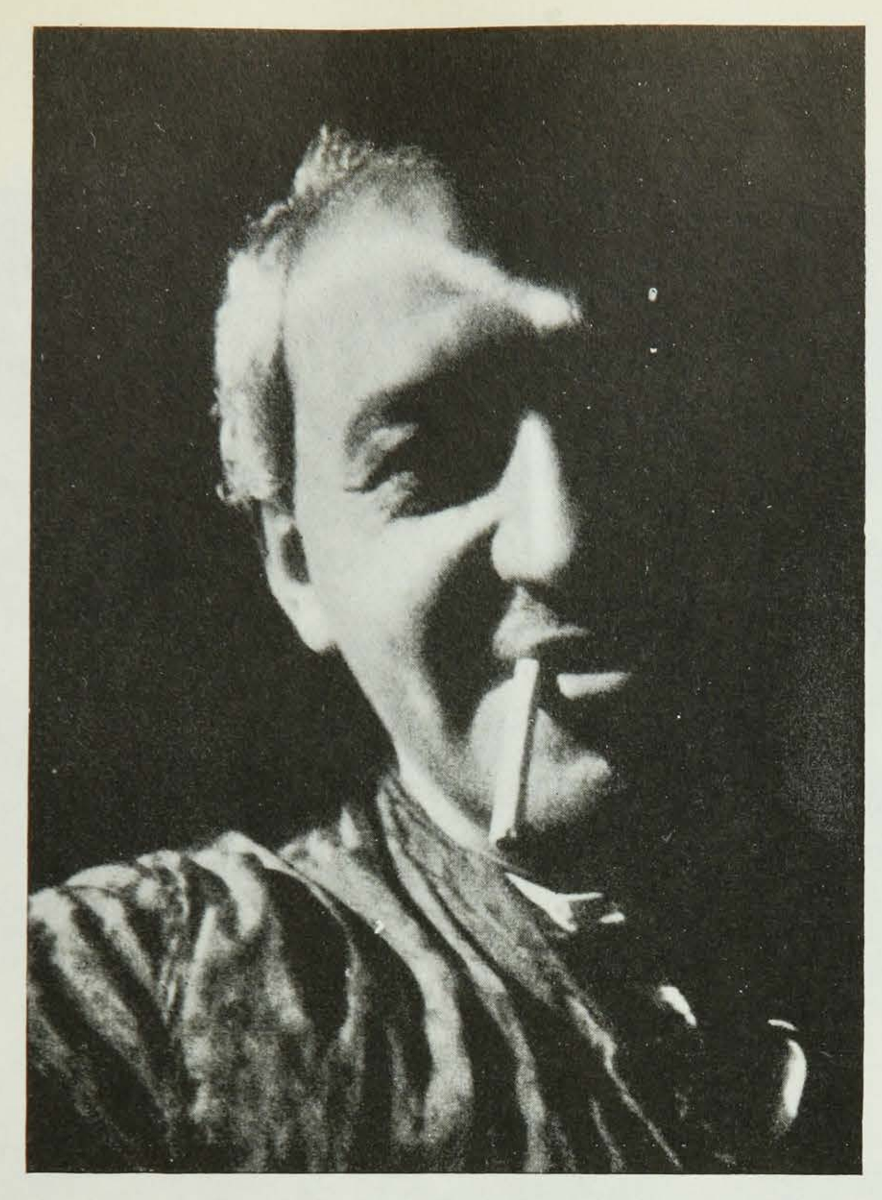
Jules Pascin

PASCIN UND DIE FRAUEN

Jules Pascin war ein orientalisches Gewächs, auf westeuropäischen Boden verpflanzt, deshalb eigentlich heimatlos. Er arbeitete aus Generationen von Müdigkeiten, aus einem östlichen „Laissez aller, laissez faire" heraus. Die Dinge laufen zu lassen, wie sie gehen, und doch die Eindrücke davon immer sprungbereit zu erhaschen, mit aller Logik zu brechen und doch fiebrig Vorstellungen zu kombinieren, war sein eigentliches Spiel, war sein Schaffen. „Pas de philosophie de la vie", pflegte er zu sagen, die schnürte ihm das Leben ein. Er war kein moralisierender Hogarth, eher Rowlandson verwandt, und allen westeuropäischen Gedankenspekulationen fremd.

Immer wieder betonte er seine Herkunft aus einer anderen Kultur, von der aus er auch seine Stellung zum Weibe präzisierte, das er sein ganzes Leben hindurch verherrlichte oder travestierte. Nichts stand ihm ferner als die westeuropäische sogenannte intellektuelle Frau. Er liebte und suchte beim weiblichen Geschlecht, wie er selbst sagte, nichts weiter als eine süße Dummheit, eine triebgebundene Einfachheit. Ueber seinen in barocken Schnörkeln geschwungenen Lippen, über seinen großgezeichneten schweren Gesichtszügen, die zu seinem schmalen, schwächlichen Körper merkwürdig kontrastierten, lag eine müde, lässig-genießende Traurigkeit, die in seinen Bildern immer wiederkehrt. Er verwandelte wie ein Zauberer die kleinen Mädchen und die mädchenhaften Frauen mit sicherer Magie nach seiner Anschauung. Sie glitten wie von selbst in Pascinsche Stellungen, in seiner Atelieratmosphäre lagen sie etwas dumpf, ein wenig traurig, vor sich hinbrütend, auf den Diwans herum. Er malte sie mit zärtlichem Pinsel, und das Frivole, manchmal Morbide wird durch die seltene Anmut, die er ihnen zu geben wußte, in eine Sphäre gehoben, in der man an Moral nicht mehr denkt.

Auf seinen früheren graphischen Blättern waren oft phantastische Höllen-



Pascin †



Photos Rudolf Grossmann

und seine Modelle


In der Sonne


Photos Rudolf Grossmann

Lucy, Pascins Freundin



Aus der Sammlung Herzog, Budapest

Galerie Matthiesen, Berlin

Renoir, Familie Henriot (Oel)



Pascin, Aus Afrika

Pascin, Pferdeschwemme in Tunis

hündchen, an Breughel erinnernd, graziös, geschmeidig, aalglatt, wie seine eigenen Hände und Extremitäten, die, innerlich gespannt, Weibliches kosend umzüngelten. Kein sündhafter Rops, nichts vom christlichen Satanismus, den fromme Prüderie hineininterpretieren möchte, keine nächtliche Liebe hinter verschlossenen Läden. Bild und Geistesmittelpunkt: Frauenschenkel — Frauenwölbungen —.

Der Konflikt in seinen Travestien? Er war eigentlich, wie Rawlondson, der Frauen zärtlichster Schäfer und Anbeter, bis zur Erniedrigung seiner selbst. Irgend was trieb ihn dazu, vielleicht um der Beschlagnahme durch das Weib zu entgehen, es grotesk komisch darzustellen, es selbst wiederum in seiner ganzen Triebabhängigkeit zu zeigen.

Pascin war der Verherrlicher der anonymen petite femme, aber auch im Louvre unter seinen Kollegen suchte er mehr die Anonymen. Die berühmten Namen interessierten ihn nicht; von den mittelmäßigen, behauptete er, könne man mehr lernen. Aber er liebte die Süßigkeit eines Greuze, eines Watteau oder Fragonard. Den alten Chinesen fühlte er sich seelenverwandt. Kam er ins Musée Carnavalet, zog er entzückt den Hut, er liebte das Quellende, das üppige Uebereinander ihrer altmeisterlichen Kompositionen. — An Entwicklung hat er nie geglaubt, er meinte, im Grund mache man immer dasselbe wie am Anfang. Entwicklung, Reiferwerden bestehe nur darin, daß die Formen sich etwas weiten.

Er fühlte sich nur wohl in kleinen Zimmern, große Räume vertrug er nicht — er pflegte Strandkörbe hineinzustellen. Den Meereshorizont bog er energisch zum Kreissegment ab, wenn er einmal, was selten vorkam, eine Landschaft malte. Mit dem Unendlichkeitsgefühl beim Anblick des Meeres konnte er nichts anfangen. Keine Raummetaphysik — der Raum war ihm mehr schmückendes Beiwerk von Weiblich-Quellendem —.

Pascin war einer der letzten Bohémiens: schon früh, als er vom Simplicissimus, den ihm Meyrink entdeckte, nach Paris kam, das ihm eine zweite Heimat wurde, versammelte er gern die verschrobensten, schrulligsten Typen um sich, die ihn unbegrenzt verehrten und die er wie Marionetten an der Strippe hatte, mit denen er zusammen tafelte, ganze Nächte durchtrank. Aber sich selbst konnte er immer wieder annehmen, denn er war im Grunde stolz wie ein Spanier (er stammte ja auch von einem spanischen Juden ab, seine Mutter war Serbin). Er war in jener Zeit der Anfänge des Café du Dôme dessen geistiger Vater. Aber in späteren Jahren, auf der Höhe seines Ruhmes, verlor er sich immer mehr im Trunk, und noch bei meiner letzten Begegnung mit ihm vor wenigen Wochen meinte er, daß die Menschen und Dinge in Paris für ihn verbraucht seien; er war daran, wieder nach Amerika zu fahren, wo er, der eigentlich Heimatlose, sich hatte naturalisieren lassen. Es kam nicht mehr dazu, er hat sich erhängt oben in seinem Atelier Boulevard de Clichy, nachdem er mit dem Blut seiner geöffneten Adern den Abschiedsgruß *Adieu Lucy* an die Wand geschrieben; und so — erschütternd für seine Freunde — seinem Leben allzufrüh ein Ende gemacht.

Rudolf Großmann.

Einer Bemerkung Pascins erinnere ich mich, als wir in Paris über die Straße gingen. Es begegnete uns ein Leichenzug, und als wir den Hut abnahmen, dachte er an den Tod und sagte: „Wenn man mich herausbringen wird, wünschte ich, daß alles Leben in dieser Stadt aufhört." *A. G.*

EIN ALTER PROFESSOR UND EIN GUTER MENSCH DAZU

Der olle ehrliche Felix Rachfahl — jetzt ist er leider schon ein paar Jahre tot — war, obgleich er als Ordinarius für neuere Geschichte an der Universität Freiburg eine Respektsperson hätte sein müssen, ein guter, einfacher Mann. Er soll nach dem Tode seiner Frau manchmal zu tief ins Glas gesehen haben, und wohl daher kam es, daß er einige Korpulenz angesammelt hatte. Erschreckend schwammen die Fleischmassen in seinem Gesicht herum, sein langer Schnurrbart hing rechts und links herunter, und sein Spitzbart war immer viel zu stark, so daß man nicht die Hoffnung verlor, er werde sich zu einem normalen Vollbart entwickeln. Eines Tages ging ein frisch angekommener Privatdozent — er ist jetzt Professor in Gießen — mit seiner Frau durch einen Freiburger Biergarten und grüßte den berühmten Gelehrten tief, worauf seine Frau, die Rachfahl noch nicht kannte, ihn erschreckt frug, was er denn mit diesem ältlichen Bierbrauerknecht zu tun habe. Wenn man sich in gesetzter Rede beim Herrn Geheimrat zu den Seminarübungen anmeldete, wurde man mit einem schmetternden „Det Vajniejen kennense haam" aufgenommen. Seine kräftige brandenburgische Sprache kehrte er in dem weichlichen alemannischen Freiburg mit oppositionellem Stolz hervor. Sie wirkte wie in der Diaspora — übrigens waren Rachfahls letzte Jahre wirklich sehr einsam. Die Zusammenstellung der Seminarteilnehmerliste gestaltete sich in der Regel dramatisch und war allein schon in sprachlicher Hinsicht ein Gaudium. Zu jedem Namen machte er eine Glosse. Mir tut noch heute das schüchterne Studiermädchen aus Karlsruhe leid, das er anbrüllte: „Wat, Erika heesen Se?"

Im Grunde konnte er keinen Süddeutschen leiden. Als einmal ein gewisser Herr Pollo, ein Elsässer, auf eine Frage: „Ich weiß es nicht, Herr Geheimrat!" sagte, knurrte er verächtlich: „Det Jeheimrat kennense sich bei die Jelegenheit sparen." Ein andermal quittierte er ein langweiliges Referat desselben Jünglings mit den Worten: „Wissense, Ihnen fehlt zum Apollo noch etliches mehr als det A." Spengler ließ er durch einen seiner begabtesten Schüler gründlich verreißen. Als dieser zu ausführlich bei der Inhaltsangabe wurde, unterbrach er, überlegte einen Augenblick, und winkte dann, fortzufahren mit den Worten: „Wenn wir schon in der Cloaca Maxima drinnen sind, man feste weiter!" Einmal fragte er nach dem bekanntesten Biographen Friedrichs II. Aus dem Zusammenhang ging hervor, daß er den alten Fritz meinte. Der Gefragte hatte aber nicht aufgepaßt und antwotete stramm: „Friedrich von Raumer!" Das ist der Biograph des staufischen Kaisers gleichen Namens und gleicher Nummer. Felix Rachfahl seufzte tief und sagte: „Na, Ihnen scheint die Jrenze zwischen Mittelalter und Neuzeit noch nicht janz klar zu sein."

Das aber wollte ich alles gar nicht erzählen, sondern nur, daß er ein guter Mensch war. Das sahen wir an dem aufregenden Tag, da sein bester Schüler, der im Seminar immer rechts neben ihm saß, seine Geliebte mit fünf Schüssen im Hörsaal mausetot schoß. Dieser rabiate Kommilitone hatte sein Herz und alles, was er sich absparen konnte, an eine Studentin gehängt. Die etwas hysterische, einen Kopf größere, rothaarige Person hatte es ihm damit vergolten, daß sie sich mit einem reichen Kaufmann in ein Verhältnis einließ. Das hörte man so erzählen nach dem Ereignis. Der etwas pathetische und sehr katholische Geheimrat Finke hielt uns gleich eine lange Rede über die Notwendigkeit, daß die Jugend ihre Leidenschaften bezähme. Rachfahl kam am Tage nach dem Unglück ins Seminar, setzte sich ohne Gruß hin — niemand regte sich an der großen Hufeisentafel. Der Platz rechts neben ihm war leer wie ein Loch. Die

Arme in den amorphen Aermeln seines alten Schwenkers stützte er schwer auf die Tischplatte und vergrub die dicken Hände in die Backenmassen, wandte sich mit den winzigen Aeuglein halb nach links und sagte halblaut nur: „Hat denn der arme Kerl keenen Freund jehabt, dem er wat von die Jeschichten sagen konnte?"

G. K. S.



Der Schulrat Klix fragte einst einen Examinanden nach dem Wesen der conjugatio periphrastica, und als dieser sich nicht genügend äußer konnte, fuhr er ihn entsetzt an: „Was, Sie wissen nicht, was eine conjugatio periphrastica ist, und Sie wollen in wenigen Tagen in das praktische Leben treten?!"

SAARBRÜCKEN

Hüttenstadt! Arbeiterstadt!
Stadt im Schwung der Wälder!
Stadt an der Grenze!
Völkerbundsstadt!
Tag und Nacht
husten
die Kamine flammender Werke Rauchwind von sich.
Funkenstiebend treiben die Bessemer Birnen feuriges Spiel.
Und der Himmel zuckt davon,
als hätte er was ins Auge bekommen ...
Vor den Kleiderläden stehen die Besitzer
und dirigieren die Dekoration.
Der Schiffer und seine Frau,
mit den Mumiengesichtern,
die holzschuhklappernd, moselfranzösisch redend,
das Netz voll Zwiebeln und Grünzeug, nach Hause gehen,
an die Saar, zum Schiff,
überlegen sich's noch ...
Der schlendernde Douanier — Urlaub hat er —
muß aussehen wie Napoleon III.,
— nur noch ähnlicher —
und mal schnell ein Helles trinken.
Neben dem Mann, der mit der Faust auf den Tisch haut
und national ist.
Das macht nichts. Die Arbeiter, die singen
Sonntags die Internationale,
daß die Lampions wackeln.
Werktags haben sie keine Zeit.
Es sind Walzwerke, Hochöfen, Förderschächte da.
Siehst du ... auch Rehe sind in den Wäldern
und reiben die Körperchen
wohlig an rauhen Rinden.
Abends stehen die Liebespaare in den Haustüren,
und sie schreiben die Schrift der schnellen Begierde
mit ihren Füßen
in die Kartoffelfelder und das hochgewachsene Korn. Arno Ullmann.

Merken Sie sich diese wertvolle Adresse für Ihre nächste Reise nach

PARIS

Hotels Saint James et d'Albany

211, Rue St. Honoré et 202, Rue de Rivoli

Telegramm-Adresse: Jamalbany III Paris • Telefon: Opéra 02-30, 02-37, Inter 12-66

Das bekannte Hotel Saint James war ehemals das Palais und die Residenz König Karls X. und des Herzogs von Noailles. Heute, durch einen gepflegten Privatgarten mit dem Hotel d'Albany zu einem Komplex vereinigt, gehört es, traditionsgemäß, zu den bevorzugten Häusern anspruchsvoller Gäste. Unter den vielen Vorzügen zählen wir hier nur folgende auf: äußerst zentrale Lage, die Zimmer bieten teils herrliche Aussicht auf die Tuilerien, teils gehen sie auf den Privatgarten aus, und zählen daher zu den ruhigsten von Paris, feine altfranzösische Küche, billige Preise / 300 Zimmer, 150 Badezimmer / Einen freundlichen Empfang versichert besonders allen Querschnittlesern

A. Lerche
Besitzer

Franz Joseph in Gefahr. Als eine Prager Zeitung ihre Leser zum erstenmal mit einer Fotografie im Text überraschen wollte, wählte sie natürlich — es war in tiefster Vorkriegszeit — ein Bild des Kaisers Franz Joseph. Zur Bestürzung des Chefredakteurs T. kamen aber die ersten Exemplare jener Nummer mit vollkommen verpatztem Klischee heraus, man sah nichts als einen schwarzen Fleck, darunter die Unterschrift „Kaiser Franz Joseph". Das Erscheinen der Zeitung wäre einer Majestätsbeleidigung gleichgekommen — was also tun? Geistesgegenwärtig ließ der Chefredakteur die Maschinen anhalten und setzte unters Bild: „London im Nebel".

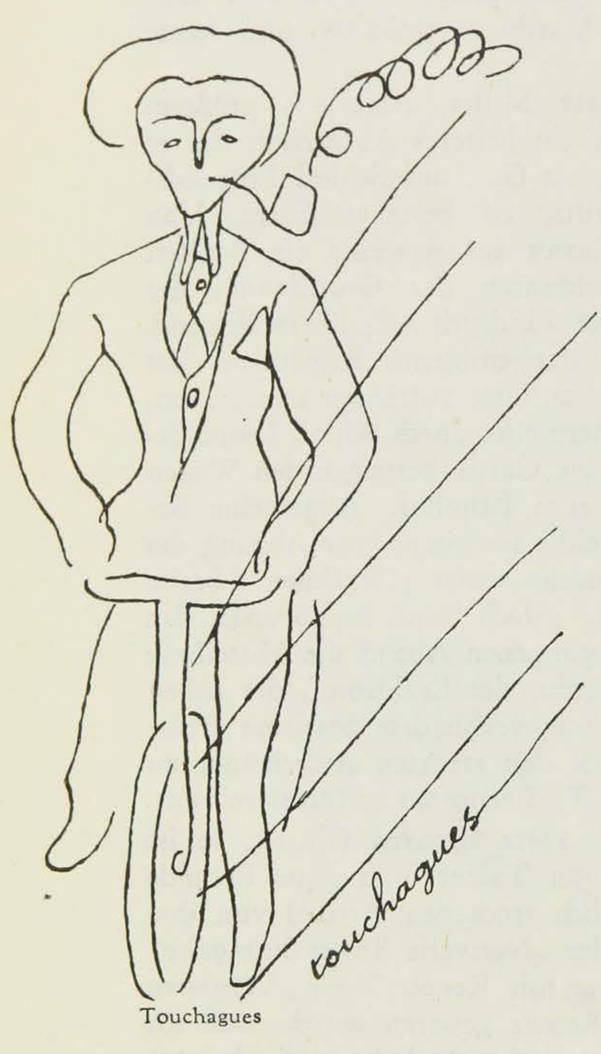
Zwischenspiel in Salzburg. Von Gilbert Miller, Amerikas größtem Theatermanager, erzählt man sich in New York ein heiteres Abenteuer, das er im Vorjahre, während der Salzburger Festspiele als Gast auf Schloß Leopoldskron, der sommerlichen Residenz Max Reinhardts, zu bestehen hatte. Max Reinhardt hatte zu Ehren des einflußreichen Gastes aus Amerika ein Bankett veranstaltet. Träger gefeierter Namen, Repräsentanten der Großfinanz, der Literatur und des Theaters waren erschienen. Der Eindruck war überwältigend. Arrangement und äußerer Aufwand bewiesen das eminente Regietalent des Hausherrn. Gilbert Miller konnte mit seinem Empfang zufrieden sein. Doch am darauffolgenden Morgen gellt schrill die Dienerglocke durch Schloß Leopoldskron. Ein Auto fährt vor. Gilbert Miller und seine Gattin besteigen den Wagen und fahren ohne Abschied in raschem Tempo zum Bahnhof. Allgemeine Bestürzung. Man eilt den Flüchtigen nach und erreicht sie knapp vor Abgang des Zuges. Aber Gilbert Miller will die wahre Ursache seiner plötzlichen Abreise nicht nennen. Nach langem Drängen gesteht er jedoch seine Empörung: Ein guter verläßlicher Freund hatte ihm am vorangegangenen Abend die Mitteilung gemacht, daß der bayerische Prinz mit seiner Gattin, der Erzbischof, der neben ihm an der Tafel saß, und alle übrigen Gäste nur verkleidete Statisten Reinhardts gewesen wären. Nur mit Mühe gelang es, den erregten Amerikaner zu überzeugen, daß er offenbar dem Scherz eines Tischgenossen aufgesessen war.

Renoir. Wenn auch weniger fruchtbar als Herr Bernard Grasset, so ist Herr Gaston Gallimard doch ein Schriftsteller von Talent, und seine Freunde lesen immer wieder mit Vergnügen einen reichlich trockenen Artikel von ihm über Renoir, der in einer der ersten Nummern der „Nouvelle Revue Française" erschien. „Warum waren Sie eigentlich so streng mit Renoir?" — „Vergessen Sie bitte nicht, daß ich unter einem Bild von Renoir geboren wurde, daß ich meine Jugend inmitten der Renoirs meines Vaters verbracht habe, daß ich jetzt noch, in der Rue St. Lazare, unter einem Renoir schlafe. Was wollen Sie also? Schließlich bin ich verpflichte, ihn wie ein Familienmitglied zu behandeln."



LOB DES FAHRRADS

Unter die ungewöhnlichsten Taten kann man nicht jene des argentinischen Druckers rechnen, der sich vorgenommen hat — und auf dem besten Wege ist, es zu erreichen — mit dem Rad von Buenos Aires nach New York zu fahren. Aber Menschen von weniger sportlichem Geist finden es fabelhaft, Wochen und Monate damit zu verbringen, wie ein Wahnsinniger die Pedale zu treten, wo es Schnellzüge, Autos und Flugzeuge gibt! Mir scheint die Sache gut, insofern, als sie dazu beiträgt, die Liebe zum Fahrrad zu propagieren, einem ungemein nützlichen Helfershelfer. Ueberdies hat das Fahrrad die edle Tugend aller goldenen Mittelwerte. Es steht genau in der Mitte zwischen dem Fußgänger und dem Aerolith-Menschen. Auch ist das Fahrrad das, was das Auto nicht ist: Freund der Landschaft. Und endlich . . .



Touchagues

In diesem Sommer lief durch die baskischen Provinzen ein Anekdötchen mit historischem Duft. Also meine Herren:

Ein Bischof durchreist seine Diözese. Im ersten Dorf sagt ihm der Pfarrer: „Hier, Herr Bischof, gibt es nur eine einzige Begebenheit von Bedeutung. Zwei junge Mädchen, die . . . hm, Todsünde begangen haben . . ."

„Unter die Haube mit ihnen, unter die Haube mit ihnen, sofort!"

„Das Schlimmste ist, daß sie . . . hm, beide an denselben Mann gebracht werden müßten . . ."

Das Antlitz seiner Hochwürden verfinstert sich. „Wir werden über diesen Fall nachdenken", murmelt er. Und reist weiter.

Im folgenden Dorf gewinnt er anfangs einen sehr guten Eindruck.

„Dieses Dorf, Herr Bischof", sagt der Pfarrer, „ist ein Vorbild der Frömmigkeit. Jedermann erfüllt seine Pflichten als Christ. (Pause.) Ein einziges Problem bietet sich mir . . . Zwei junge Mädchen, die . . ."

„Sieh' da, welch ein Zufall! Der Teufel muß dabei seine Hand im Spiel haben. Dja . . . unter die Haube mit ihnen, Herr Pfarrer; unter die Haube mit ihnen, stehenden Fußes!"

„Herr Bischof, wenn das sein könnte! Wenn das sein könnte! . . . Es ist aber ein und derselbe!"

Der Herr Bischof bohrt seinen Blick in den Himmel ein und fleht um eine Eingebung. Und kommt im dritten Dorf an.

„Euer Hochwürden müssen mir einen Rat geben!" sagt der Pfarrer, „hier hat sich der Fall ereignet, daß zwei junge Mädchen . . ."

„Genug! Von einem und demselben?"

„Si, señor; von einem und demselben!“ wimmert der Pfarrer, von der Schnelligkeit erschlagen, mit der er verstanden worden war.

Der Prälat will die Hirtenfahrt nicht fortsetzen, ohne diese Sache aufzuklären: „Man bringe mir den infamen Sünder hierher!“

Nach Verlauf einiger Stunden kommt der infame Sünder mit einem Kittel,



der ihm bis zu den Knöcheln reicht, und einer Mütze, die genau wie ein Priesterkäppchen ist. Er wagt nicht, die Augen aufzuschlagen.

„Da bist du, Verruchter! Was hast du getan? Ist es möglich, daß du deine Schlechtigkeit nach soviel Orten getragen hast? Wie hast du nur deine Verruchtheit über den ganzen Umkreis verbreiten können? Wie war es möglich, wie?“

„Per Rad, Herr Bischof“, antwortet der Verworfene.

Und der Herr Bischof murmelt in sich hinein: „Gebenedeit sei die Vorsehung, tausendmal, daß sie nicht allen Menschen ein Automobil gab!“

Heliófilo.

DER DURCHGEFALLENE TELEFONAUTOMAT

Der amerikanische Senat hat einstimmiger Empörung voll die Washingtoner Telefongesellschaft aufgefordert, die neuen Telefonautomaten aus dem Weißen Haus zurückzuziehen, und sie binnen dreißig Tagen durch altmodische Apparate zu ersetzen. Die Herren Senatoren sind alle der Meinung, daß der Selbstanschluß, wie ihn die neuen Telefonautomaten übermitteln, zeitraubend und eine Kraftverschwendung sei, die der Arbeit eines Telefonbeamten gleichkomme.

Aus dem Vorstehenden wird ersichtlich, daß der Zweck nicht immer die Mittel heiligt. Ferner: daß die Mechanisierung selbst im Land der unbegrenzten Maschinenmöglichkeiten ihre Grenzen hat. Wie steht es nun mit dem Telefonautomaten?



Gisela Wurle

Weit davon entfernt, Senator zu sein, habe ich mir selbst die Frage vorgelegt, was ich damit gewänne, daß ich an meinem Telefonapparat eine sogenannte Wahlscheibe bedienen darf. Im Anfang mag das spielerischen Naturen Spaß bereiten, aber mit der Zeit wirds lästig. Ich weiß, daß tausend andere, die sich Teilnehmer nennen dürfen, vielleicht sogar hunderttausend Teilnehmer dieser Welt, anderer Meinung sind: sie ziehen es vor, sich selbst zu bedienen, statt mit dem Telefonfräulein zu konferieren oder ungeduldig auf ihr Lebenszeichen zu warten oder die gewünschte Nummer irrsinnig permutiert aus dem Munde eines an sich gewissenhaften, vielleicht sogar anmutigen, jedenfalls aber angestrengten Fräuleins quittiert zu bekommen. Trotzdem: der Selbstanschluß ist eine Energieverschwendung, kein Zweifel, denn, abgesehen von der Zeit, welche die Bedienung der Wahlscheibe beansprucht, erfordert ihr System auch eine erhöhte optische Aufmerksamkeit für die zehn Ziffern, damit man nicht den Finger dorthin steckt, wo er nicht hingehört, und damit man nicht mit dem Schauhaus statt mit dem Schauspielhaus verbunden wird. Zweifellos ist es bequemer, die gewünschte Nummer vor sich hinzusprechen, eine Zahl ist leichter gesprochen als eine Wahl getroffen, eine Wahlscheibe gedreht.

In den Anfängen seiner Entwicklung pflegte *Adolf Loos*, der berühmte Wiener Architekt und Zweckästhetiker, jeden Mann beim Kragen zu nehmen, der unter diesem (es war zur Zeit, als der üppige Sezessionsstil wucherte) eine kunstvoll geschlungene Krawatte trug. „Herr! Mit welchem Recht tragen Sie einen Selbstbinder? Sind Sie Millionär? Haben Sie so viel Zeit zur Verfügung, daß Sie sich diesen überflüssigen Luxus leisten können?“ Und wenn der Betreffende tatsächlich „beim Krawattl gepackt“ (wie man in Wien bildlich zu sagen pflegt), verlegen stotterte und nicht wußte, was los sei und wer Loos sei, antwortete dieser: „Warum tragen Sie keine fertigen Krawatten?“ Der Angeredete schauderte, aber Loos versuchte ihm zu beweisen, daß fertige Krawatten praktischer seien, und was praktisch, das sei auch schön!

Der Telefonautomat seinerseits bietet gewiß einen hübschen Anblick — aber er ist allzu praktisch. Und was allzu praktisch ist, das ist nicht mehr schön.



Photo Martin Munkácsy

Strand



Photo Martin Munkácsy

Man denke, daß wir in fortgesetzter Konsequenz Morse-Apparate ins Haus bekämen, um eigenhändig zu telegrafieren. In einem Teil der Schweiz sind die Briefkasten im Hausflur angebracht, in Bern zum Beispiel, wo es übrigens keine Wolkenkratzer gibt, holt sich jeder Hausbewohner seine Briefschaften aus dem verschlossenen Kasten; schön — aber da hat man wenigstens das Bewußtsein einer sozialen Tat zugunsten der Briefträger, denen das Treppauf, Treppab erspart wird. Aber wem nützt der Telefonautomat? Sicherlich führt er mit der Zeit dazu, daß ganze Mädchenzentralen aufgelöst werden. Und da diese Mädchen nicht ohne weiteres zu Senatoren avancieren können — warum sollte man nicht den Senatoren die Freude lassen, keine Telefonfräulein zu sein?

Gretor.

SCHERZE DAHEIM!

Jocos ridiculos vendo; agite licetemini.
Plautus.

Bürger, besorge dein Haus, tu Wein in deinen Keller, Schinken in deinen Kamin und tolle Scherze in dein Familienspind. Du brauchst nicht Witzblatt, Lustspiel und Kabarett, kannst dir für wenige Mark den Buckel vollkichern in deinen vier Wänden, dieweil die deutsche Juxartikelindustrie, die das reichgespickte „Tischleinneckmich" der neuen Humor-Saison ausbreitet, mitfreuend sich ins Fäustchen wiehern wird. Unermeßliches Lachen wird erschallen, Balken werden sich biegen und Zwerchfelle bersten im trauten Heim, denn dies alles ist dir wohlfeil angeboten:

Schrecken der Hausfrau — Sehr wirkungsvoll! Zwei Metallplättchen, die das Geräusch splitternden Glases hervorbringen.

„Delikatessen" — Hochkomisch! Kaviar- und Lachsbrötchen, Birnen und Aepfel, „zum Anbeißen" appetitlich, aus Gummi hergestellt.

Gefüllte Bonbons — Brillante Ueberraschung! Der Schokoladeüberzug ist echt, die Füllung Senf und Essig.

Nieß- und Juckpulver — Stark wirkend — Famoser Ulk!

Das gestörte Diner — Blendende Unterhaltung! Löffel, Gabel und Messer fallen während der Mahlzeit in zwei Teile auseinander.

Falsche Zähne — Aeußerst humoristisch! Werden heimlich in den Mund genommen und plötzlich, so vier, fünf Stück hintereinander auf den Tisch des Hauses gespuckt.

Falsche Gebisse — Verblüffender Effekt! Großartige Steigerung des Falschen-Zähne-Scherzes. Ein gräuliches Zelluloidgebiß, das vor die natürlichen Kauwerkzeuge geklemmt und grinsend gebleckt wird.

Zigarrenstummel — Beliebter Raucherscherz! Die Zigarre des Rauchenden wird mit einem Zigarrenstummel aus Gummi vertauscht, der einen neckischen Quieklaut von sich gibt, wenn der Rauchlustige ihn in den Mund steckt.

Knallende Streichhölzer und knallende Zigaretten — Großer Schreck!

Hände hoch! — Für Feiglinge! Gebrauchsanweisung: Man breche mit einem ängstlichen Gaste einen Streit vom Zaune, nenne ihn einen Schädling des Volkes, ziehe unvermittelt den Revolver und feure; die Mordwaffe entpuppt sich als Zigarettenetui.

Browning zum Spritzen — Zur Abkühlung!

Nasentropfen und Nasenblasen — Origineller Scherz! Sogar sehr origineller. Aus dem einen Nasenloch hängt eine gelbliche schwammige Masse, aus dem anderen eine täuschend natürlich aussehende durchsichtige Blase aus Glas.

Bierschwabe — Sehr appetitlich! Eine zappelnde Schwabe aus Kautschuk

wird in den Bierhumpen des Gastes praktiziert. Die Ueberraschung ist als ganz geglückt zu betrachten, wenn das harmlose Tierchen für lebend gehalten verschluckt wird.

Die mutigen Fliegen — Größte Heiterkeit! Auf den Süßigkeiten sitzen scheußliche künstliche Fliegen in reicher Zahl und lassen sich vom unentwegt diskret fächelnden Gast nicht verjagen.

Der geheimnisvolle Zucker — Für Genäschige! Unter den echten Zucker werden Stückchen aus einer weißen Kautschukmasse gemengt; wirft man sie in den Kaffee, bleiben sie schwimmend obenauf.

Spritzende Ringe — Für Liebespaare! Streife deiner Braut einen Ring, den du ihr schenken zu wollen erklärst, über die Finger. Er ist hohl und mit einem kleinen Gummiballon versehen, den du verborgen in der Hand birgst. Drücke den Ballon zusammen und durch eine Rinne des Steins spritzt der Holden ein fröhlicher Wasserstrahl ins Auge. (Anwendung von Kölnischwasser erhöht wesentlich die Wirkung.)

O *diese Köter! — Reichhaltige Auswahl!* Man muß kein Kynologe sein, um zu erkennen, daß die Köter in diesen anrüchigen Belangen bis auf den Menschen heruntergekommen sind, daß ihnen verschämt in die Schuhe geschoben wird, was von ihren zweibeinigen Artgenossen herrührend gedacht ist. Die Fantasie der Scherz-Konstrukteure konnte sich endlich sozusagen haufenweise in verwirrender Vielfalt der Formen und Farbnuancen austoben. Der commis drôle sieht sich zu umständlichen Direktiven veranlaßt, auf daß kein Partikelchen des köstlichen Einfalles in die Senkgrube verrutsche. „Da liegt die gelungene Bescherung nun ganz plötzlich auf dem kostbaren Perser. Der Hausfrau bleibt vor Entsetzen die Spucke weg. Und nun kommt noch eine Pointe! Sie bücken sich, nehmen das Ding seelenruhig (!) in die Hand und stecken es in die Hosentasche."

Denn kein Ding ist an sich so geringfügig, daß man es wegwerfend behandeln dürfte. Dieses gar muß mit einer gewissen Bewunderung als Symbol der Juxartikelfabrikation respektiert werden, die mit mehr Berechtigung als Nero den Wahlspruch darübersetzen darf: Non olet! *Paul Schiller.*

Wo finden Sie unsere Harmonika-Trennwand-Tür? In den *Hörsälen,* da, wo der Nachwuchs, die jungen Techniker, aus dem Munde ihres Professors die Wissenschaft schöpfen. *Schulen,* wo die Grundsätze zu unserem Aufbau gelehrt werden. *Sitzungssälen,* wo die Kaufleute mit den Ingenieuren beraten, um das Räderwerk des Betriebes in Gang zu halten. *Gemeinde- und Jugendhäusern,* wo nach getaner Arbeit sich die Eingesessenen versammeln, um den Gemeinsinn zu pflegen und zu fördern. *Kirchen,* in die die frommen Beter einziehen und ihren Schöpfer danken. *Klubzimmern,* wo man durch frohe und gesellige Stunden die Tageslast überwinden soll. *Gaststätten und Gemeindeschänken,* wo nach Wirkung des Alkohols am Biertisch sich eine lebhafte Debatte über Reichs-, Landes- und Lokalpolitik, sowie Kunst und Tagesfragen entwickelt. *Kurhäusern, in* denen der Ruhe-Suchende sich erquicken, der Kranke Genesung erhalten soll, wo die Dame mit dem schicken Kleid den Ton der Mode angibt. *Vornehmen Privathäusern,* wo sie durch ihre Harmonie in der Linienführung zur Behaglichkeit und Gemütlichkeit des Heimes beiträgt. *Siedlungen,* wo trotz billiger Bauweise die Innen-Räume durch unsere Türen vornehm gestaltet werden sollen. Ueberall hat man den Wert und die Vorteile längst erkannt und schätzen gelernt. Sie, die doppelwandige Harmonika-Trennwand-Tür (aus Sperrholz-Lamellen) hat sich dank ihrer Vorteile durchgerungen und ist nicht mehr weg zu denken.

OSTPREUSSISCHES WÖRTERBUCH

Schabbele	= Bohnen	*Kanehl*	= Zimt
Flinsen oder *Plinsen*	= Eierkuchen und Kartoffelpuffer	*Pomuchelskopp*	= Kabliau (übertragen: Dummkopf)
Pummelchen	= runde Pfannkuchen	*plängern*	= vorbeigießen



Käte Wilczynski

Keilchen	= Klöße	*Wruken*	= Kohlrüben
Glumse	= Weißkäse		
Kumst	= Kohl	*kleckern*	= tropfen, beschmutzen
Schmand	= Sahne	*Paslack*	= so viel wie Kuli
Muschkebad	= Puderzucker	*paslacken*	= sich quälen

Kodder	= alter, schmutziger Lappen
koddrig	= schmutzig, zerrissen (aber auch armselig)
Klossen	= schwere Schuhe
Korken	= niedrige Schuhe
Holzkorken	= Holzpantinen
Schlorren	= Pantoffel
Etschacken	= Kartoffel
Kose (o kurz)	= Ziege
Dittchen	= 10 Pf., Groschen
Achthalber	= 25 Pf.
Blott (blottig)	= Straßenschmutz
Plieren	= Tränen
Plierauge	= Triefauge
amänd (am End)	= vielleicht
Poje (o kurz	= Bett
Pojiffken	= Betten
schabbern (sch weich)	= reden
dammlich (von dämlich) *dwatsch*	= dumm
plachandern	= sich herumtreiben
katschallern	= schwatzen
Schosel (o kurz)	= Idiot
Laps	= Bengel
Marjell	= Mädchen
Mamsell	= Wirtschafterin
pladdern	= regnen
Stiem	=Schneetreiben
Kantschuk	= Klopfpeitsche
Kujjel	= Eber
Borch	= kastrierter Eber
Teine	= Wanne
Schesche (sch weich)	= Napf
Klemp	= Kuh
Lunje	= Lumpen
Plumpe	= Pumpe
Undocht	= Taugenichts
Lorbaß *Luntruß*	= Strolch
Glamui, glamuig	= Schmiere, schmierig

boßig	= böse
Bosebunk (o kurz)	= Mistkäfer
Glabber, glabbrig	= Gelée, geléeartig
Zagel	= Schwanz
tosen (o kurz)	= schleppen
Dubs	= Gesäß
Kate, Instkate	= Landarbeiterhaus
Schleef	= Löffel
verschmaddern	= vergeuden
Grummel	= Krümel
Schniefke	= Schnupftabak
Pachulke	= ungehobelter Mensch
wurachen *peekern*	= stochern
Poßekel	= schwerer Hammer, Knüppel
Lulatsch *Labammel*	= großer, ungeschickter Junge
Schubiak (u kurz)	= ordinärer Mensch
schubsen	= stoßen
schobben	= jucken, kratzen
stuken	= stampfen
Stukkartoffeln	= Quetschkartoffeln
stuckrig	= holprig
Kloft	= großes Stück
Forke	= Gabel
Kneef	= Knopf
Torber *Paudel*	= Schachtel, Karton
schmengen	= naschen
Kaddik	= Wacholder
schlunzig	= unordentlich
torren	= fahren
al	= schon (z. B. alwedder = schon wieder)
Flichten	= Flügel (z. B. Gänseflügel)
Spichten	= Streiche, Witze
Biffchen, Beffchen	= Chemisett
Linte	= Kragen

Johannes Schroeder.

NEUE SCHALLPLATTEN

Rundfunkempfangsstörungen, aufgenommen von der Telefunken G. m. b. H. Ultraphon E. 456. — Neue Klangmotive, wie Wackelkontakte, Föhn, Heilgeräte usw. für Geräuschkomponisten! Unentbehrlich für Bastler und Radiohörer.

„Der Zephir" (Jenö Hubay) und *Walzer Op. 39, Nr. 5 (Brahms). Geige: Laszlo Szentgyörgyi. Klav.: Schmalstich. Electrola E. G. 1619.* — Selten sympathisches, klares Fideln. Junge Tonherbheit.

Polichinelle (Kreisler) und *Orientale (Cui, Op. 50, Nr. 9). Violine: Wolfsthal, Klav.: Sandor. Ultraphon A 357.* — Hervorragende Klangfotografie. Ia Begleitung.

„Wenn die Elisabeth" („Das neue lange Kleid") und *„Du bist Anfang und Ende . . ." Gesang: Oscar Karlweiß. Zwei Klav.: Wilh. Grosz, W. Kauffmann. Ultraphon A 436.* — Schwunghaft gehämmertes Spiel, in die Beine fahrender Rhythmus, famose Reproduktion.

„Bei Lied und Wein". Harry Jacksons Tanz-Orch. m. Männer-Quartett und Tenorsolo. Tri-Ergon 5870. — Angenehmes Lied- und Marschpotpourri für Bowlenabende älterer Semester.

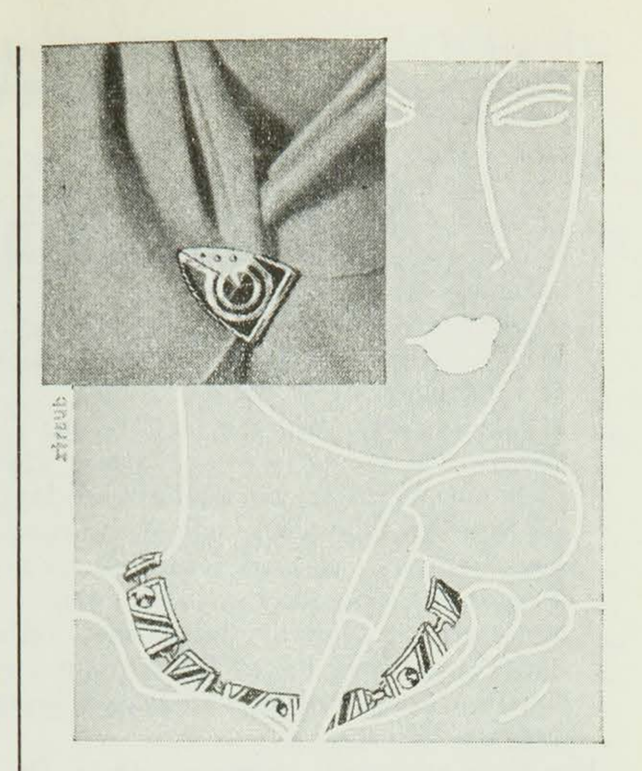
„Chrysanthème" und *„Schwarze Augen". T. Iliescu m. seinem Zigeunerorchester. Parlophon B 12 200.* — Hochdramatisch dahinrauschende Steppenmusik.

„Narcissus" (Nevin) und *„Troika". Zigeunerprimas Lajos Kiss m. Orchester. Ultraphon A 390.* — Samtweiche Streicher, Alt-Tokajer-Atmosphäre — entzückende Platte.

„Freiheit, die ich meine . . ." und *„Zu Straßburg auf der Schanz". Berliner Liedertafel. Dirig. Wiedemann. Tri-Ergon 5837.* — Deutsch-volkstümlich im guten Sinne. Treffliche Leistung.

„Gusliar". Giorgio Amato-Orch. Orchestrola 2414. — Aparte Revue russischer Lieder und Tänze. Stimmungsplatte für Flirtende.

Sonate F-dur (Marcello). Cembalo: Alice Ehlers. Cello: Rudolf Hindemith. Homocord 4-3652. — Reizvoll hurtiger Allegrosatz. Vorbildlich eingespieltes Duo.



Der Stil des Sportkleides

verlangt sachlich-einfache, klare Linien. Dem entspricht die jetzt vorliegende Auswahl neuester Modelle des hochwertigen Fahrner-Schmucks. Diese entzückenden Neuschöpfungen sind als notwendige Ergänzung für den Anzug der modernen sportliebenden Frau neu, reizvoll und preiswert.



Für jedes Kleidungsstück in Form und Farbe der passende Schmuck.
Nur echt mit der Plombe!

FAHRNER-SCHMUCK

MIT DER PLOMBE

Erhältlich in jedem guten Juweliergeschäft und Kunstgewerbehaus. — Bezugsquellennachweis durch den alleinigen Hersteller: Gustav Braendle, Theodor Fahrner, Nachf., Pforzheim

„The web of love" und *„The new Step" au· „The Great Gabbo". Tom Gerun and his Orchestra with Vocal Chorus. Brunswick A 8470.* — Diskret, weich und melodiös gewordener Jazz.

Lyonel-Arie aus „Martha" (v. Flotow). Ges. Tauber m. Orch. Dirig. Dr. Weißmann und *„Hymne" (Kromolitzky). Chor d. St. Ludwigskirche, Orgel und Kirchenglocken. Leitung: A. Krumscheid. Odeon 4967.* — Typisch 1930: die beste tenorale Leistung Deutschlands, Rekord-Gesangsplatte, versteckt sich in einem — Tonfilm. („Das lockende Ziel"!)

„Cuckoo in the clock" und *„The Boomerang". Debroy Somers Band. Columbia D. W. 2011.* — Originelles Thema, bildhafte Behandlung, charmantes Seitenstück zum Tanz der Holzpuppen. Ia Reproduktion.

„Der Bettelstudent" (Millöcker). Chor und Orch. der Staats-Oper. Gesamtleitung: Dr. Römer. Odeon 4962-65. — Taubers schöne Stimme, Vera Schwarz' Vortragskunst adeln eine Operette, die, ob kurz, ob lang gespielt, mehr als manches andere Werk auf visuellen Eindruck gestellt ist. Ausgezeichnete Wiedergabe.

„Carmen" (Bizet). Kurzoper, bearbeitet von Herm. Weigert und Hans Maeder, Dir. Weigert. Grammophon 95 337 - 95 341. — Carmen, neben dem Freischütz die populäre Oper der Literatur, besitzt eine solche Hypertrophie der Melodie, daß sie auf fünf Platten beim besten Willen nicht unterzubringen ist. Trotz fühlbarer Lücken Bizet-Verehrern dennoch willkommen, besonders in dieser klar disponierten, gesunden Orchesterführung.

„Von Oper zu Oper". Fantasie. Dirig. Dr. Weißmann. Orch. Staatskapelle. Odeon 6753. — Anregender Melodienreichtum, prächtig dirigierte und reproduzierte Freiluftplatte.

„Cosi fan tutte", Ouvertüre (Mozart) und *Menuett (Mozart). Orch. Berl. Philharmoniker, Dirig. Zweig. Ultraphon E. 442.* — Erstaunlich echte Kopie der Original-Orchesterfarben.

Lustspiel-Ouvertüre (Kéla Béla) und *Faust-Walzer (Gounod). Sinfonie-Orch. Dirig. Mackeben. Orchestrola 5082.* — Ausgezeichnetes Unterhaltungs-Niveau. Prickelndes Tempo, erfreuliche Akkuratesse.

„La forza del destino" (Verdi). Ouvertüre. Orch. Sinfonico di Milano. Dirig. Gino Neri. — Laien und Kenner interessierende italienische Auffassung.

„Der Vogelhändler", Fantasie (Zeller). Orch. Berl. Philharmoniker, Dirig. Mackeben. Ultraphon E 663. — Lebensbejahende, von Mackebenesken Musizierteufeln sprühende Interpretation.

„Schneidige Truppe" und *„Mit Standarten". Militär-Orch. Dirig. Oskar Hackenberger. Electrola 1659.* — Keiner vermag Frederizianischen Elan und federndes Drauf-los so suggestiv zu gestalten, wie Meister Hackenberger es konnte. *Th.*

Was nicht im „Baedeker" steht

H. VON WEDDERKOP

Mit diesen Bänden in der Hand lernt man durch die eindringliche Führung Wedderkops erst alle Reize und Geheimnisse dieser Städte kennen und genießt sie „doppelt".

VERLAG PIPER / MÜNCHEN

PARIS

Kart. RM 5.—, Leinen RM 6.80

LONDON

Kart. RM 5.50, Leinen RM 7.50

KÖLN BONN • DÜSSELDORF

Kart. RM 3.80, Leinen RM 4.80

BÜCHER-QUERSCHNITT

Ein neuer großer Erzähler: JOHN COWPER POWYS, Wolf Solent. Roman. Paul Zsolnay Verlag, Wien.

In Lalous viel aufzählender Littérature Anglaise kommt der Name nicht vor. Und bestimmt hat ihn auch der bei uns so überaus häufig sich feiern lassende, von einsamen Damen auf dem Lande gelesene altväterische Mittelstandsengländer Galsworthy in seinen Bemerkungen über some novellists nicht genannt, trotzdem Zsolnay auch sein Verleger ist, der ihm jährlich zwei Fünftel seines hohen Einkommens nach London schickt, etliche 20000 Pfund. Man hat vom englischen Roman einen Begriff, auch vom neueren, wenn man vom Unikum Joyce absieht. Conrad, der in den deutschen Uebersetzungen leider zu spät gekommene, ist so ein Begriff. Meredith ist einer. Huxley ist einer, schon etwas in das Spirtuelle eines Europäers gewandelt. Aber daß ein Autor und ein Werk wie dieser Powys und sein „Wolf Solent" in englischen Möglichkeiten lag, das überrascht, trotz Joyces genialer Vorarbeit, außerordentlich. Man wird nicht müde, diesen mehr als tausendseitigen Turm, der über das heutige Romanschriftwesen ragt, zu bewundern. Man ist ganz weg davon, wie damals, als wir zum ersten Male den Idioten und die Brüder Karamasow lasen und Bekanntschaft mit diesen Maniaks einer gottverlassenen Welt machten. Man wird im Oktober Musils „Mann ohne Eigenschaften" hinunterzuschlingen Gelegenheit haben, ein Werk, mit dem eine Epoche des deutschen Romans beginnt. Diesem Powys ist Joyce als Johannes vorausgegangen; er hat von ihm die Taufe empfangen; nun verkündet er sein Werk. Diese zwei Dutzend Menschen, die Geschick und Schicksal um diesen Solent stellen, jeder von ihnen wieder eignem Geschick verbunden, und wie sich das überschneidet, bestimmt, in den dämonischen Tiefen und in dem, was wir als himmlische Höhen vermeinen, wie Tier und Landschaft, Luft und Dreck, solcher und anderer, mitspielen, — das ist hier mit Tiefsichten, die im Bisherigen nicht ihresgleichen haben, Gestalt und Geschehen geworden. Der Uebersetzer Richard Hoffmann hat erkannt, daß er es mit einem Werke zu tun hat, das nur mit größtem Maß zu messen ist: er hat es in nicht zu übertreffender Weise in die deutsche Sprache gebracht, in der es bleiben wird für alle Zeit. *Franz Blei.*

EDLEF KÖPPEN, Heeresbericht. Roman. Horen-Verlag, Berlin-Grunewald.

Mit einem Ante- und einem Postscriptum, die sich gewaschen haben. Stilistisch fast überspitzt (z. B. absichtliches Weglassen der Interpunktion), in der Montage von Realität und Dokumentarischem erschütternd, von lauterster Gesinnung, bis in letzte Nebensächlichkeiten ungeschminkt und wesentlich (das Verhältnis der Bayern zu den Preußen, der Herr Pfarrer, der Zeichner Wennerberg, das Preis-Verzeichnis im Bordell, die drei Ruhetage mit Lähmung vor Wohlbefinden, das Fräulein Marie, die Schadenfreude auf S. 270, das lachende Gesicht eines feindlichen Fliegers am Volant des Maschinengewehrs) und mit einer sieben Seiten langen Schilderung (S. 213—219) eines Gasangriffs, wie sie noch niemals da war. *H. R.*

FRANZ BLEI

Die göttliche Garbo

In diesem Buch versucht ein Kenner der Frauen die geheimnisvolle, unwiderstehliche Wirkung jener Frau zu deuten, die durch ihre magische Erotik die ganze Welt erregt und bezaubert. Mit 50 seltenen Aufnahmen. Geschmackvoll gebd. RM 2.80

MAX BROD

Liebe im Film

Photographierte Liebe? Kann man im Film die Liebe überhaupt darstellen? Wer kann es? Und wie muß er es tun? Liebe im Film oder Erotik im Film? Mit 40 interessanten Photos. Vornehm gebunden RM 3.30

FILM-PHOTOS WIE NOCH NIE 1200 packende Photos. Ein aufregendes Bilderbuch. Sensationelle Filmbild-Vergrößerungen von bisher ungeahnter Stärke. Gebunden RM 6.50 Bestellen Sie gleich, anderenfalls aber verlangen Sie gratis illustrierte Prospekte beim

KINDT & BUCHER VERLAG G. M. B. H., ABT. BD GIESSEN

ILJA EHRENBURG, Das Leben der Autos. Malik-Verlag, Berlin.
Wenn der Verfasser selbst sein Buch als eine Promenadenmischung, als einen Wasserkopf bezeichnet, so klingt das angesichts eines Stils, der sich skeptisch-ironisch gibt, um die innere Empörung zu bemeistern, und einer Vorarbeit, die kein Detail übersieht, fast etwas kokett · und könnte den Leser verführen, den Inhalt leichter zu nehmen, als erlaubt werden kann. Unter einer höflichen, manchmal fast glatten Diktion entwickelt Ehrenburg mit Belegen, Statistiken und Zahlen den Nachweis, daß der Weg von der Geburt des Autos bis zu seiner Eingemeindung in das Leben des Alltags mit Leiden, Blut, Schweiß und Tod, mit systematischer Massenverdummung, mit politischen Intriguen, mit dunklen Börsenmanipulationen und allem Sodom und Gomorrha einer kapitalistischen Diktatur gepflastert ist. Dies Buch kann als Gegenspiel zu der idiotisch anmutenden Verherrlichung der Maschine und unserer ach so gewaltigen Zivilisation gar nicht genug gelobt und gepriesen werden. Es gehört in die Reihe jener aufschlußreichen und nachdenklichen Schriften, die sich an Myers „Geschichte der großen amerikanischen Vermögen" (bei S. Fischer) anschließt. *ost.*

Der B. Z.-Autoführer. Durch Reisen mit dem Auto hat der Mensch sich ausdrücklich und freiwillig wieder all den Tücken ausgesetzt, die die Bahnfahrt bereits unwirksam gemacht hatte. Er ist wieder abhängig geworden vom Wetter, von der Beschaffenheit der Landschaft, von Hilfseinrichtungen für sein Beförderungsmittel, Landstraßen, die repariert oder zu politischen Auseinandersetzungen und Transporten gebraucht werden. Hier greift mit Ullstein-Energie der B. Z. Autoführer ein, beschreibt Wege und Umwege, Todeskurven und Abgründe, lauschige Plätzchen zum Photographieren oder Baden, und widmet sich mit besonderer Sorgfalt dem einzigen Interessengebiet des wahren Automobilisten: der Kilometerzahl. Besonders nützlich ist über jedem Kapitel die Berechnung, wieviel sich aus der betreffenden Strecke „herausholen" läßt, und ob man mit normaler oder verminderter Reisegeschwindigkeit fahren kann. (Solche Uebersichten haben zugleich den Vorzug, daß der Reisende in seinem Selbstgefühl gesteigert wird — falls es ihm nämlich gelingt, mehr „draufzuwichsen" als angegeben.) Mit Genauigkeit registriert der B. Z.-Führer ferner: Höhe über dem Meere, Garagen und Reparaturwerkstätten, mittelalterliche Dome, Aussichtspunkte, dreizehnhundertjährige Eichen, Hotels, Damwild, und Anmut jeder Art. — Das Werk erscheint in vier Teilen, von denen bis jetzt der Teil Nord- und Mitteldeutschland vorliegt. Besonders geschickt ist es arrangiert, daß man zum vollen Genuß des B. Z. Autoführers erst durch die gleichzeitige Benutzung der B. Z. Autokarten kommt. *Hans Rothe.*

KARL SILEX, John Bull zu Hause. E. A. Seemann, Leipzig.
Reisebücher, noch dazu illustrierte, sind die große Mode, ein Zeichen für die nicht zu bändigende Reiselust unseres Volkes. Den Baedeker muß man haben als Grundlage, aber immerhin ist es ganz erstrebenswert, neben dieser Grundlage auch noch einen Extrakt zu haben, der solche Riesengebiete wie z. B. London stärker zusammenfaßt. Manche dieser Reisebücher geben mehr Daten, manche geben mehr Stimmung bis zu einer Art lyrischen Synthese. Am besten, um in den Geist dieser Stadt einzudringen, ist wohl eine Vereinigung von beiden Arten, wie das dem Verfasser dieses Buches auf das Beste geglückt ist, denn alles, was so maßgebend ist, wie z. B. Sport, Season, Society, Flanels, Shoping hat er in das Buch hereingenommen, so daß man ein sehr deutliches Bild dieser rätselhaftesten aller europäischen Städte erhält. *H. v. W.*

VALERIU MARCU, Schatten der Geschichte. Europäische Profile. Paul List Verlag, Leipzig. — *Männer und Mächte der Gegenwart.* Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.
So wie auch im schönsten Gedicht der Reim als Gedankenbringer wirken kann (lies Liliencron!), so bringt in Valeriu Marcus historischen Porträts Anekdote und Antithese den biographischen Gedanken in Gang. Der aus Rumänien stammende Essayist, der seine glänzende Begabung inzwischen an größeren Werken erwies, hat von den Franzosen jene oberflächlich-eindringliche Art der Charakteristik erlernt, die geistreich ist, ohne dem Geist etwas schuldig zu bleiben. — In seinem neuen Buch wird Marcu gründlicher und tiefgründiger, zugleich aber gibt er einer deutscheren Neigung zum Lyrismus nach, der Großartigkeit um den Preis der Undeutlichkeit anstrebt. *Wtt.*



Russische Telefonzelle



Photos Hein Gorny

Telefon-Automobil in Moskau

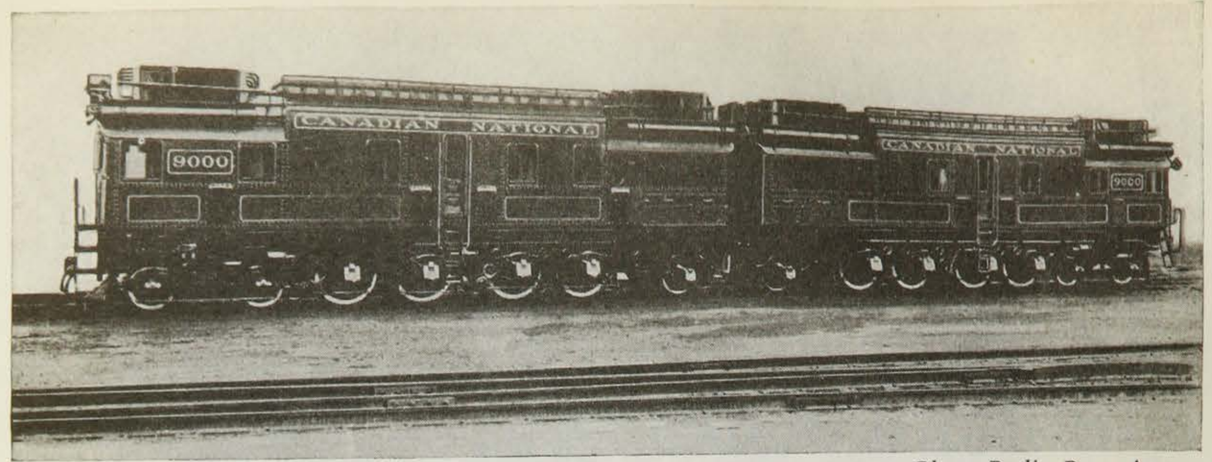


Photo Berlin Press Agency

Die größte diesel-elektrische Lokomotive (Canadian National Railway)

Chinesischer Lokomotivführer



Photo Dr. Erich Krause

Ostpreußischer Bauernmarkt

Galerie Zak, Paris

Touchagues, Veules-les-Roses (Oel)

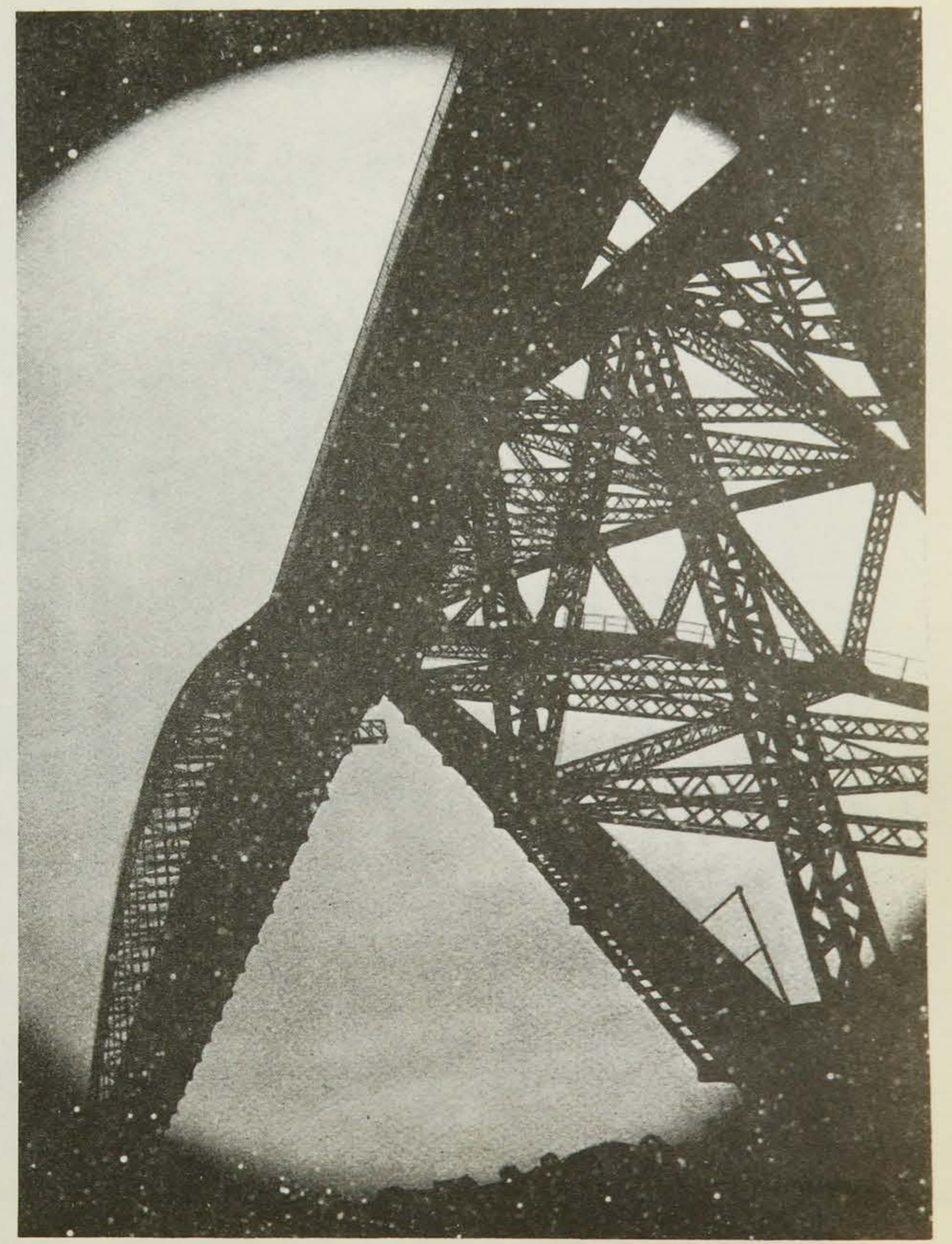


Photo Hein Gorny

Brücke bei La Roche Bernhard (Bretagne)

PROPYLÄEN-WELTGESCHICHTE. Herausgegeben von *Walter Goetz.* Fünfter Band: *Das Zeitalter der religiösen Umwälzung.* (Reformation und Gegenreformation.)

Unpathetische Weltgeschichte: die Erfüllung eines Traums. Im Pathos der Vergangenheitsbetrachtung liegt ja der Quell alles Uebels; der Glaube an vergangene Gulliverzeiten züchtet die Hoffnung auf ein neues Gullivergeschlecht und diese Hoffnung ist es gerade, die dem ewig Zwerghaften Macht gibt. So werden die Kriegshandlungen immer zum Hauptgebälk des Geschichtsbuchs. Wie nützlich und notwendig war hier einmal der Revisionismus: Geschichte nicht als glanzvoll Gewesenes vorzuführen, sondern als überstandene Gegenwärtigkeit; Kunstwerke, Sitten, Trachten, Lebensformen nicht unwichtiger zu nehmen als Siegesdaten und Feldzüge; und überall lieber Sinndeutung zu gaben als Heldenschilderung. Dieser fünfte Band der Propyläen-Weltgeschichte, den geistig wesentlichsten und zugleich verwirrendsten Abschnitt der neueren Zeit behandelnd, vertrüge den Untertitel: „Für die reifere Erwachsenheit". Die einzelnen Abhandlungen sind, trotz der volkstümlichen Darstellung, Essays, sie haben Klang der Verläßlichkeit. Dabei, welches herrliche, zum Teil farbenprächtige Bildermaterial: Facsimiles eines Lutherbriefs, die ganze Wormser Reichs-Acht, Bilder aus Folterkammern und Alchimistenwerkstätten, die Meisterwerke der Renaissance, Soldatenlieder des 30jährigen Kriegs in der Originalausgabe, eine Wahlkostenrechnung Karl V., dann der schauerlich blutbefleckte Befehl Wallensteins an Pappenheim, der in der Brusttasche des Gefallenen gefunden wurde — Beigaben von filmischer Wirksamkeit. Am packendsten bleiben aber die Physiognomien. Der Zeitgenosse, der sich von den sex appeal- und Eintänzer-Fratzen der Gegenwart zu Tode geäugt fühlt, hat da fast wieder Recht, an vergangene Gulliver-Zeiten zu glauben. Gibt es anno 1930 ein Antlitz, das dem Cranach-Gemälde des Kurfürsten Moritz von Sachsen vergleichbar wäre? Wird je ein Gegenwarts-Mime als Alba mit dem Kupferstich Hogenbergs wetteifern können? (Impression: Kgl. spanischer Landgerichtsrat — gedörrter Geist der Korrektheit.) Dazwischen Entdeckungen: daß Franz I. auf dem Bilde Clouet's wie die Margo Lion aussieht (plus Bart), der kaiserliche Herold Kaspar Sturm auf dem Dürer-Blatt wie der Fritz v. Unruh. *Anton Kuh*

MIRKO JELUSICH, Caesar. Roman. F. G. Speidel Verlag, Wien und Leipzig. Dieser Caesar-Roman ist von der ersten bis zur letzten Seite außerordentlich spannend und interessant, obwohl er der Form nach als eine Dilettantenarbeit bezeichnet werden muß. Aber das belegt die für den historischen Roman aufstellbare Regel, daß der Leser vor allem an der historischen Fabel, nicht aber an dem Versuch, sie geistig zu deuten, interessiert ist. In einer an Helden so armen Zeit verschlingt das Publikum begierig jeden Klatsch, jedes gelüftete Alkovengeheimnis um bedeutende Menschen, nicht zuletzt aus dem unterbewußten Drang, die Distanz zu diesen zu verringern. Es fehlt diesem Roman nicht an Pointen, Aktschlüssen, Inszenierungen, an heroischer Dekoration und Scheinwerfereffekten, wohl aber an jedem feineren Gefühl für das Kontrapunktische, das weise zu proportionieren versteht. *ost.*


Tanzendes Djur-Mädchen

„Bilder von einem Adel und einer Eleganz der Menschengestalt, die an die vornehmsten griechischen Vasenbilder gemahnen." (Berner Bund)

HUGO ADOLF BERNATZIK

GARI-GARI **DER RUF DER AFRIKANISCHEN WILDNIS**

Ein Buch von Leben und Abenteuern bei den Negerstämmen zwischen Nil und Belgisch-Kongo

Mit 160 Kunstdruckbildern. Leinen 12.50 Mark

„Sei in der Wüste ähnlicher Werke gegrüßt!" (Neue Zürcher Zeitung)
„Ein Buch, das alle sanft gewordene Liebe zu Afrika wieder aufflammen läßt in wilde Sehnsucht." (Sächsisches Volksblatt)

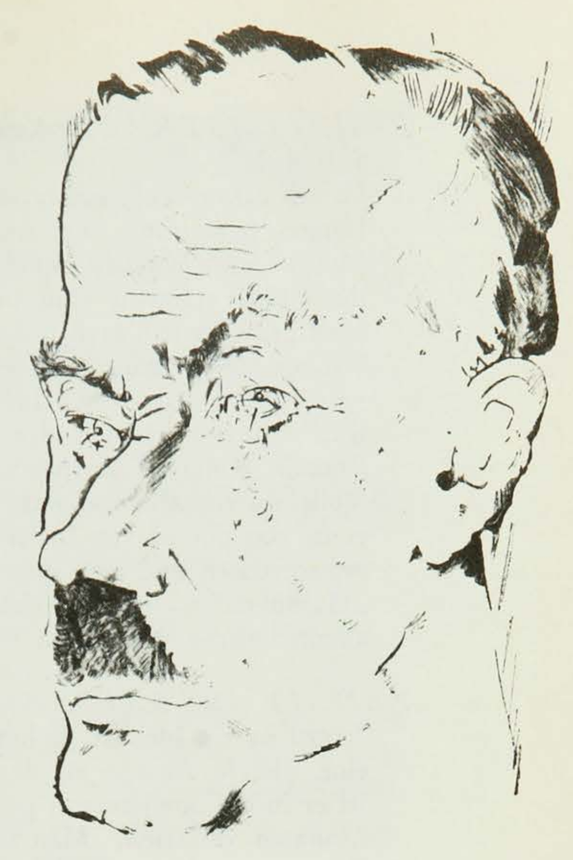
VERLAG L.W.SEIDEL & SOHN, WIEN I, TRATTNERHOF 1


Eva Herrmann Heinrich Mann

HEINRICH MANN, Sie sind jung. Paul Zsolnay, Verlag, Wien-Berlin.
Der Titel hat etwas zugleich Bewunderndes und Nachsicht-heischendes. „Sind *die* einmal jung, Donnerwetter!!" Aber gleichzeitig: „Gott, was wollen Sie — die sind jung." Dann liegt auch noch ein leichter und sehr sympathischer Akzent von Resignation in dieser Konstatierung: „Ach ja — *die* sind jung." Man hat gefragt: sind so die Jungen? So jenseits aller moralischen Problematik, von so zielstrebigem Zynismus, so antiromantischer, materialistischer Abenteuerlichkeit? — Selbstverständlich sind sie *auch* so. Es ist eine Teilansicht von ihnen genommen, diese Teilansicht grell beleuchtet und ganz nach vorne an die Rampe geschoben. Das ist gutes Recht des Dichters, der sich gerade in diese Teilansicht mit all seiner Bewunderung, seiner Nachsicht, seiner Resignation verliebt hat. — Freilich ist die so gezeigte Figur eher marionettenhaft als plastisch. Wunderbar wie diese Novellen geschrieben sind! Ich weiß keinen lebenden Stilisten, dessen Reize und Künste so zauberisch auf mich wirkten. Gleich das herrliche Einsetzen mit dem gehaltenen, bei aller Exaktheit innigen und frommen Ton der „Felicitas"; dann die Steigerung über den am élan vital berauschten, von Energie vibrierenden „Jüngling" und den unwiderstehlich rührenden „Bruder" zur „Römischen Chronik", drei anekdotischen Meisterstücken von Kleistscher Kraft der Konzentration, der unerbittlichen Sparsamkeit. Dennoch fühle ich ein gewisses Abgleiten, an den etwas unverbindlich phantastischen Novellen „Gläubiger" und „Sterny" bis zu dem forcierten „Bibi" — der allerdings seinerseits an etlichen Stellen, zum Beispiel in dem berühmten „Sachlichkeits"-Lied, auf eine unvergleichlich melancholisch-schnoddrige und genaue Art die Essenz und Formel des Buches enthält. Nach dem „Bibi" kommen die Lübecker Kindererinnerungen ergreifend daher, wie nach viel Jazzmusik ein Volkslied. Mit welch wehmütiger Eindringlichkeit erinnert sich des Alten hier einer, der doch das Neue selbst mit vorbereiten half, der doch selbst ein Teil des Neuen ist. Ein Schleier von Zärtlichkeit liegt über diesen mit vorsichtiger Andacht erzählten Andenken. Die Sprache ist ruhiger geworden. Sie federt noch, aber sanfter. Die Lichter sind weniger grell aufgesetzt. Die letzte Geschichte, „Der Freund", ist sicher eine der schönsten, die Heinrich Mann geschrieben hat. Ein Kindererlebnis, das die Erfahrung eines langen Menschenlebens vorwegnimmt; dieses Erlebnis erzählt aus der Erfahrung dieses langen Menschenlebens heraus; mit Würde und gelassener Meisterschaft, mit einer wehmutsvoll tiefen Einsicht. *Klaus Mann.*

ELIZABETH BENSON, Zwischen siebzehn und zwanzig. Junge Menschen von heute. Gesehen von einer Dreizehnjährigen. Montana-Verlag, Zürich.
Eine dreizehnjährige Amerikanerin. Zwei Ozeane zwischen uns und ihr. Den tieferen will sie überbrücken. Die Verfasserin ist, wie das deutsche Vorwort versichert, einwandfrei festgestelltermaßen wirklich dreizehn Jahre alt. Das ärgert uns zuerst ein wenig, dann staunen wir, schließlich aber scheint uns ganz plausibel, daß so klug und so wissend nur eine Dreizehnjährige schreiben kann. Sie vermerkt alle Seiten, die des Lichts und die des Schattens, und ist dabei doch Partei, Partei der Siebzehn- bis Zwanzigjährigen, denen sie sich selbst innerlich zugehörig fühlt. Dieser Altersklasse rühmt sie mannigfaches ernstes Streben und sogar sexuelle Reinheit im Sinne von Unberührtheit nach. Nicht nur die Namen Plato und Freud, sondern auch solche, die nicht auf der Hauptstraße liegen, hören wir nennen. *g. g.*

THOMAS MANN, Mario und der Zauberer. S. Fischer Verlag, Berlin.
Es ist keine Frage, dies Geschichtchen, dessen Reiz wie immer eine gewisse Inhaltlosigkeit, ein gewisser Mangel an Handlung ist, ist mit einer Kunst erzählt, mit einer Kunst der Nüchternheit, der literarischen Wohlanständigkeit, über die heute bei uns nur sehr wenige Schriftsteller verfügen. Es wäre verkehrt, vielmehr gänzlich abwegig, daraus Thomas Mann einen Strick statt Lorbeeren zu winden, denn gerade das fehlt ja unserer expressionistischen Bombardonzeit, die sich an Phrasen berauscht und so manche (gleichfalls) Nichtigkeiten mit riesigem Schwall auffrisiert. Man soll also nicht sagen etwa, Herr Thomas Mann sei temperamentlos, er ist nichts als Form. — Vielleicht tut er des Guten ein bißchen zu viel, vielleicht ebnet er sich allzu sehr ein, gibt allzu sehr diesem gewissen hanseatischen Ruhebedürfnis nach, diesem Bedürfnis, kontinuierlich-episch zu ein. Vielleicht ist er doch zu frisch noch, um tatsächlich schon, wie man das manchmal feststellen muß, zu diesem Reifestil des Altmeisters überzugehen. Aber was man über alles hinaus buchen kann, ist neben dieser Beherrschung der Sprache die Präzision der Beobachtung, die sich niemals täuschen und ihn lieber bei dem kleinen Gegenstand bleiben als ihn sich an Gegenständen vergreifen läßt, die zwar in der Luft liegen, aber nicht von ihm erlebt sind, und die er deshalb weise und anständig, wie er ist, links liegen läßt. *H. v. W.*



Mopp Thomas Mann
(Paul Neff Verlag, Berlin)

ROBERT NEUMANN, Hochstaplernovelle. I. Engelhorns Nachf., Stuttgart.
„Von Rakic, Major von Rakic, Major in Pension, versteht sich — warum übrigens: versteht sich?“ — „Auch der Mann war in Weiß, und er lehnte sich, sonderbar aufgelockert, mit einer verwegen turnerhaften Gebärde gegen den Wind, der ihm in Haar und Bart sich verfangen hatte.“ — „Er lachte schallend und angestrengt wohl eine Minute lang. Er unterbrach sich. Er warf sich mit einem ‚Pardon‘ seitab und ruderte gegen die Tür.“ — Thomas Mann (Tod in Venedig)? Heinrich Mann (Die kleine Stadt)? — Nein, Neu-Mann. „Ah, man bewegte sich, man atmete wieder. Man hatte geschlafen. Réveil!“ — Wieder Thomas Mann (Hochstapler Felix Krull)? — Nein, Neu-Mann, Robert: Hochstaplernovelle. Dieser Neumann (Robert) ist, wie man sieht, nicht eben ein Neumann — aber zweifellos eine eminente Formbegabung. Wie wäre es ihm sonst möglich gewesen, mit verblüffender Mimikry in die Sprachhaut unserer schreibenden Zeitgenossen zu schlüpfen und „mit fremden Federn“ die glänzendste, gründlichste, witzigste Parodiensammlung der neueren und neuesten Literatur zu schreiben! Mit dieser Parodiensammlung wird Robert Neumann in die Literaturgeschichte eingehn, weil er sie schlagend kommentiert, mit seinen eigenen Werken aber beweist er nur, wie tief und eingeboren sein verblüffendes Nachahmungstalent ist: er ist ein Nachahmer aus tiefster, echtester Verliebtheit in seine Vorbilder, namentlich in jene, die wie er auf „Mann“ auslauten, also Thomas-, Heinrich- und Wassermann (an den sein Roman „Sintflut“ erinnert). R. Neumanns Midas-Schicksal ist, daß ihm alles, was er berührt, zum Literatur-Beispiel wird — er ist in der Zwangslage eines Liebhabers, der nur im geliebten Gegenstand lebt. *Wtt.*

OSCAR WALTER CISEK, Die Tatarin. Erzählungen. Gebrüder Enoch Verlag.
Ein neuer deutsch-rumänischer Erzähler, der mit außerordentlicher Kunst der Darstellung und insbesondere der Einfühlung Balkan-Novellen formt. Interessant die naturalistisch-lyristische Mischung, der es gelingt, die heftigen Farben der unter südlicher Sonne dörrenden Steppen und Städte so hinzumalen, daß sie brennen. Cisek ist ein Künstler — lies z. B. „Die Entlastung“ — und ernstzunehmen.

PANAIT ISTRATI, Kodin und *Die Haiduken.* Rütten & Loening Verlag, Frankfurt a. M.
Istrati nennt sein dichterisches Ich Adrian Zograffi und erzählt munter und unbefangen Geschichten aus seiner rumänischen Kindheit, die an der Grenze zwischen Moldau und Walachei spielen, um Braila und Galatz. Er erzählt kunstlos wie einer, der nichts erfinden muß und nur seine Erinnerungen fließen läßt — der Fluß ist breit genug, wenn auch nicht immer tief. Kodin ist ein Totschläger und die Haiduken Räuber aus Gerechtigkeitsliebe. Diese primitiven Naturen, die sich eigenhändig Recht verschaffen, den Armen helfen und den Reichen den Hochmut austreiben, sind identisch mit den Helden der rumänischen Volksmärchen: Auch Istrati, obschon durch Romain Rollands Zuspruch französischer Schriftsteller geworden, ist tief in seinem Volk verwurzelt, und das Volkhafte ist das Beste an seinen Erzählungen, die übrigens, von der naiven Intensität ihrer Romantik abgesehen, kulturgeschichtlichen Wert beanspruchen und eine interessante Sammlung rumänischer Charaktere darstellen. Die „Haiduken" nähern sich überdies dem historischen Roman, indem sie Alexander Cuzas abenteuerliche Wahl zum Fürsten beider Rumänien (1859) erzählen. *Wtt.*

PANAIT ISTRATI, Auf falscher Bahn. Verlag R. Piper & Co., München.
Istrati ist ein Idealist, er hat ein eminent unpolitisches Buch über Rußland geschrieben, eine scharfe Absage an das gegenwärtige bolschewistische Regime. Voller Utopien ist er in die Sowjetunion gefahren, und mit einem Riesenkater hat er sie nach sechzehn Monaten verlassen. Man hat ihm viel gezeigt, und außerdem hat er sich auf eigene Faust umgesehen. So konnte er Mißstände aufdecken, die nicht unbezeichnend sein mögen für die Regierungsmethoden der dortigen Machthaber. Ihr Vorhandensein erscheint zehn Jahre nach der größten Revolution selbstverständlich genug und kann nur einem westlerischen Utopisten Entsetzen einflößen. Alle Einwände, die von einer solchen weltfremden Ideologie aus gegen Rußland gerichtet werden, müssen wesentlich zu Mißverständnissen führen. Der einzige Erfolg dieses Buches wird sein, den Liberalen die letzten Sympathien für das „Paradies der Arbeiter" auszutreiben, eben jenen Liberalen, für die es ausdrücklich nicht geschrieben wurde, obwohl sie es allein verstehen können. Daß sich diese innere Verwandtschaft eines Tages noch deutlicher aussprechen wird, läßt sich allein schon aus dem bombastischen Ton vermuten, mit dem Istrati diese Möglichkeit abwehrt. Woraus übrigens keineswegs gefolgert werden darf, daß er seine Sache nicht ernst nimmt, wohl aber, daß man ihn in Rußland nicht ernst nehmen konnte. *Werner v. Trott.*

J. HANKISS et G. JUHÁSZ, Panorama de la littérature Hongroise contemporaine. Editions Kra, Paris.
Zwei ungarische Schriftsteller unternehmen den durchaus nicht einfachen Versuch, dem seit 1914 alles eher als ungarnfreundlichen Frankreich etwas reinen Wein über die zeitgenössische ungarische Literatur einzuschenken. Es ist Ungarwein von heute, unter der Sonne des nationalen Kurses gegoren, von nicht ganz unverdächtiger Zusammensetzung. So sind etwa den Dichtern Ernst Szép und Milan Füst, deren Vorfahren offenbar nicht mit Arpád ins Land gekommen sind, je drei Zeilen des 350 Seiten starken Buches gewidmet, während die im Ausland mit Recht ganz unbekannte Rassenschützerin Cecile v. Tormay volle sechs Seiten erhielt. Immerhin darf diese kleine Literaturgeschichte das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, dem Westen ein Guckloch nach dem Geistesleben des verstümmelten Landes geöffnet zu haben. —*z*—

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag.
Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

DER SPEKULANT

AUFSTIEG UND STURZ DES AMERIKANISCHEN WEIZENKÖNIGS

VON EDWARD J. DIES

BROSCHIERT RM 4.50 / GANZLEINEN RM 7.50

Old Hutch, der größte und kühnste aller Weizenspekulanten, ist der Held dieses Buches, das sich, halb Geschichte, halb Biographie, wie ein ergreifender realistischer Roman liest und das Bild jenes Zeitalters wiedergibt, in dem der Weizenmarkt die Geschicke der Vereinigten Staaten beherrschte. Alle großen Finanzleute, die während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts um Macht kämpften — **Rockefeller, Gould, Armour, Leiter, Baker** —, standen in irgendwelchen Zusammenhängen mit Old Hutch.

Soeben erschienen im

TRANSMARE VERLAG A. G., BERLIN W 10




Patent-Etui-Kamera
So bequem läßt sich dieser Apparat in der Tasche tragen, dabei ist er sehr leicht und verblüffend stabil. Die P.E.K. ist universal als Plattenkamera und handlich wie ein Rollfilmapparat.
Druckschrift QC kostenlos
KAMERA KW WERKSTÄTTEN
GUTHE & THORSCH
DRESDEN-A Bärensstr. 32


AUSSTELLUNG
DRESDNER
KUNST 1930
BRÜHLSCHE TERRASSE
JUNI — SEPTEMBER


BAD EMS
heilt
Katarrhe
Asthma
Herz
Trink-, Bade-, Inhalations-, Terrainkuren
D-Zug-Station Strecke Berlin—Gießen—Koblenz—Paris
15 km vom Rhein
Tennis, Golf, Rudern, Schwimmen, Segeln, Tontaubenschießen, Bergbahn
Querschnitt durch das historische Bad mit den neuzeitlichsten Einrichtungen
BAD EMS
Auskunft und Druckschriften durch alle Reisebüros und die Kurverwaltung

DIE KÖLNER WERK SCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. ● Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. ● Beginn des Herbst-Trimesters am 29. September. Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. ● Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen, Ubierring 40. Der Direktor: Riemerschmid

KUNST- UND GEWERBE-SCHULE

Mainz

VERLANGEN SIE BITTE DRUCKSACHEN





Deutsche Professoren u. Studenten finden in Paris ein gemütliches Heim im Hôtel des Balcons, 3. rue Casimir Delavigne am Odéon, Nähe d. Universität. Zimmer mit allem Komfort 3.50—5 RM.

Bad Kudowa Kreis Glatz Herz-Sanatorium! Kohlens. Mineralbäder d. Bades i. Hause, Aller Komfort, Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5.

SEE- UND SOLBAD

SWINEMÜNDE

Der A. D. A. C. veranstaltet am 10. August in Swinemünde einen

AUTOMOBIL-SCHÖNHEITS-WETTBEWERB

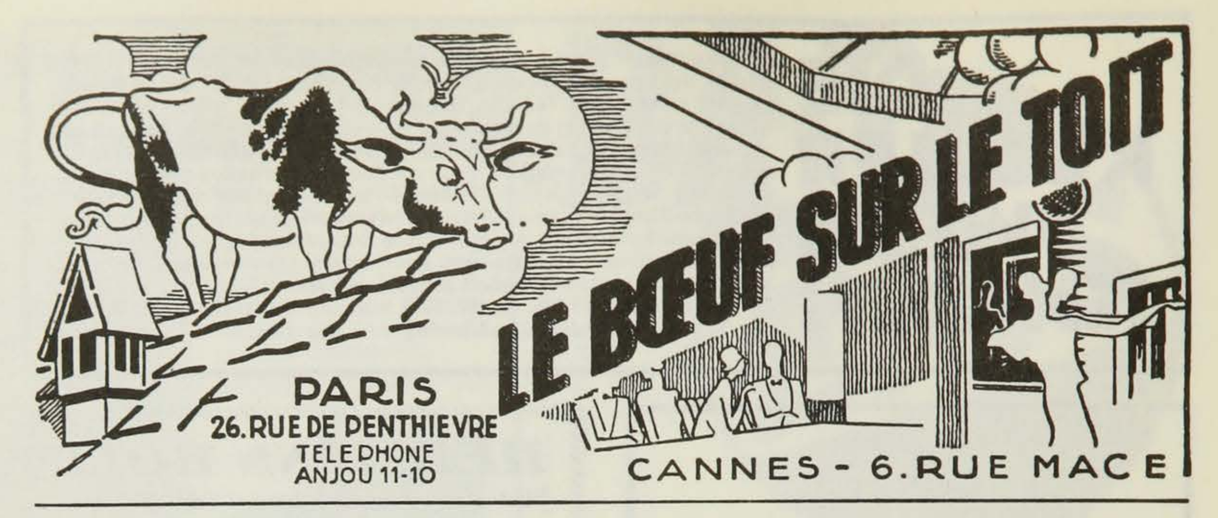
verbunden mit einer

ZIELFAHRT

und einer

STRAHLENFAHRT

Die Ausschreibungen sind ab Mitte Juli bei Ullsteins Reisebüro erhältlich



PARIS

Pension „Bon Accueil"
85, Boulevard St. Michel

gegenüber Jardin du Luxembourg, nahe d. Sarbonne. Aller Komfort. Bei Tisch Korrektur französischer Konversation.

Vollständige Pension ab Fr. 45.—

IN PARIS

finden Sie den großen Komfort eines Luxushotels zu vernünftigen Preisen **60, Rue des Mathurins.** Zimmer mit Bad, auch mit Wohnsalon, Appartements mit Küche auf Tage und Monate. Sehr zentral, Nähe Opéra-Madeleine gelegen. Vornehmes ruhiges Haus.

MADAME COUSIN

Über 600 mal gespielt und trotzdem keine Beeinträchtigung der Wirkung — eine Rekordleistung, die auch dann nicht geringer wird, wenn man erfährt, daß es sich nicht um die Aufführungsziffer eines Bühnenschwankes, sondern um das Versuchsergebnis einer Schallplatte handelt, deren Leistungsfähigkeit durch Bestehen dieser harten Probe glänzend bewiesen worden ist.
Es handelt sich um eine neuartige Schallplatte, die erst vor kurzem in den Handel gebracht wurde. Sie ist ungemein leicht, dünn, biegsam, unverbrennlich und unzerbrechlich. Die Bestrebungen, eine wirklich leichte, flexible und doch haltbare Schallplatte herauszubringen, laufen ja schon seit Jahren und wenn sich bisher dieser Gedanke in der Praxis noch nicht verwirklicht hatte, so lag es wohl daran, daß das geeignete Material bislang nicht gefunden wurde. Man preßte entflammbares Zelluloid, was Verkauf, Versand und Lagerung behinderte. Den Bemühungen einer Tochtergesellschaft der I. G. Farbenindustrie ist es nun gelungen, ein Spezialmaterial herzustellen, das bei den Phonycord Flexible Platten der Firma Phonycord G. m. b. H., Berlin — denn um diese handelt es sich — Verwendung findet. Das Material ist erstklassig und die Fabrikation wird mit größter Sorgfalt durchgeführt. Die Haltbarkeit der Platte ist, wie der oben geschilderte Versuch beweist, fast unbegrenzt, so daß sie beispielsweise im Export anderen Platten den Rang abzulaufen beginnt, denn Leichtigkeit, Unzerbrechlichkeit, Tropensicherheit sind Vorteile, die die bisher gewohnten Plattensorten kaum aufzuweisen haben. Auch auf dem Binnenmarkt dürfte sich die biegsame Schallplatte durchsetzen, denn für den Kofferapparat an der See oder für das Wochenend ist sie wie geschaffen.

Es ist alles schon dagewesen — selbst die moderne Hygiene und Körperpflege, so neuzeitlich sie sich uns auch darstellt, führt auf antike Vorbilder zurück. Wer möchte sich wohl Plato, Sokrates, Aristoteles oder einen anderen illustren Mann, Aspasia oder die Freundin des Pompejus mit ungepflegtem Körper denken? Die Alten wußten sehr wohl um die Geheimnisse der Kosmetik, sie hatten Salben, Cremes, Wässer und Tinkturen, die sie mit viel Geschick zusammenzustellen wußten. Der moderne Mensch ist besser dran, denn die pharmaceutische Industrie denkt für ihn und versorgt ihn mit zahlreichen Fertigfabrikaten zur Mund-, Zahn-, Haar- und Hautpflege. Allerdings verbirgt sich unter den zahlreichen Angeboten auch viel Minderwertiges und nicht immer bildet der Umfang der Propaganda einen zuverlässigen Gradmesser für die Qualität des angebotenen Präparates.
Gut daher, wenn ein Unternehmen auf eine langjährige Praxis hinweisen kann, wie beispielsweise die Bombastus-Werke, Freital-Zauckerode, deren Erzeugnisse sich über 25 Jahre hindurch bestens bewährt haben und von Fachleuten in bevorzugter Weise empfohlen werden. Zur ständigen Pflege der Haut während des Tages (am besten nach jedem Waschen) sei „Bombastus-Hautcreme", nichtfettend, empfohlen. Abends vor dem Schlafengehen und möglichst auch morgens nach dem Bad reibe man jedoch Gesicht und Hände leicht mit „Bombastus-Teint-Astril", der hervorragenden Fettcreme ein. Die „Bombastus-Hautcreme" schützt die Haut vor äußeren Einflüssen und den Gefahren der Witterung, „Bombastus-Teint-Astril" dagegen stärkt und ernährt die Haut. **Besuchen Sie den Bombastus-Stand auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung 1930 in Dresden.**

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

BERLIN	
Gemälde alter Meister Antiquitäten	JULIUS BÖHLER Berlin W 10, Viktoriastraße 4a
Haus für moderne Gemälde und Graphik Wechselnde Ausstellungen	GALERIE I. CASPER Berlin W 10, Lützowufer 5
Alte Meister / Impressionisten	Galerie MATTHIESEN Berlin W 9, Bellevuestraße 14
Moderne Meister Sommer-Ausstellung	GALERIE FERDINAND MÖLLER Berlin W 35, Schöneberger Ufer 38
Gemälde alter Meister	GALERIE FRITZ ROTHMANN Berlin W 10, Viktoriastraße 2
Gemälde alter und neuer Meister Gobelins / Aubussons / Antike Teppiche	NEUE GALERIE Schönemann & Lampl Berlin W 9, Friedrich-Ebert-Str. 4
DRESDEN	
Werke von Otto Dix, Feininger, Kandinsky, Klee, Nolde und anderen Meistern	NEUE KUNST FIDES Leitung: Rudolf Probst Dresden-A, Struvestr. 6
KÖLN a. Rh.	
Ferdinand Hodler: Zeichnungen und Graphik	GALERIE ABELS Köln, Komödienstraße 26
MÜNCHEN	
Malerei des 14.—19. Jahrhunderts	Galerie FLEISCHMANN München, Maximilianstraße 1
Europäische Kunst von Goya bis Beckmann	Graphisches Kabinett Ltg. G. Franke MÜNCHEN, Briennerstr. 10
Gemälde erster Meister insbesondere des 19. Jahrhunderts	LUDWIGS-GALERIE Otto H. Nathan München, Ludwigstraße 6
Gemälde alter Meister Kunstwerke früher Epochen	W. SCHNACKENBERG München, Brienner Straße 46

Paris und sein Kunstmarkt

Tableaux modernes	GALERIE MARCEL BERNHEIM Paris, 2 bis, rue de Caumartin
Tableaux modernes	HENRI BING Paris, 20 bis, rue la Boëtie Tél.: Elysées 85-94
BUREAU D'ACHAT de tableaux de maîtres et de collections entières Manet, Seurat, Cezanne, Renoir, Corot, Daumier, van Gogh, Degas, Courbet, Derain, Matisse, Picasso, Douanier-Rousseau, Modigliani, Utrillo, Soutine, Goerg, Fautrier . . . . etc.	PAUL GUILLAUME Paris, 59, rue la Boëtie
Tableaux modernes	GALERIE METTLER Paris, 174, Faubourg St. Honoré
EPOCHEN: Restauration / Louis Philippe / Second Empire Biedermeier-Möbel, Perlgestickte Bilder, Stickereien, Glas- und Porzellanmalereien, antike Beleuchtungskörper	«OPALINE» Antiquitäten Paris VIIIe, 27, rue Vignon (Madeleine), Tel.: Central 10-41
Tableaux modernes	GALERIE PIERRE Paris, 2, rue des Beaux-Arts (rue de Seine)
Tableaux modernes / Estampes	GALERIE COLETTE WEIL 71, rue la Boëtie (place St. Philippe du Roule) / Tel. Elysées 61-15
Tableaux modernes	GALERIE ZAK Paris, Place St. Germain des Prés. 16, rue de l'Abbaye Berliner Vertretung: CLARA LANDAU, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 31

Spezialist für Kunsttransporte
CH. POTTIER
14, Rue Gaillon PARIS (2e)
SPEDITEUR
packt, spediert, verzollt
für die Galerien Flechtheim, Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw.

GUSTAV KNAUER
BERLIN W62, WICHMANNSTR. 8
BRESLAU — WIEN
PARIS, 7&9, BOULEVARD HAUSSMANN
Sonder-Abteilung für Verpackung und Transport von Gemälden u. Kunstwerken

DER QUERSCHNITT

X. Jahrgang Berlin, Ende August 1930 Heft 8

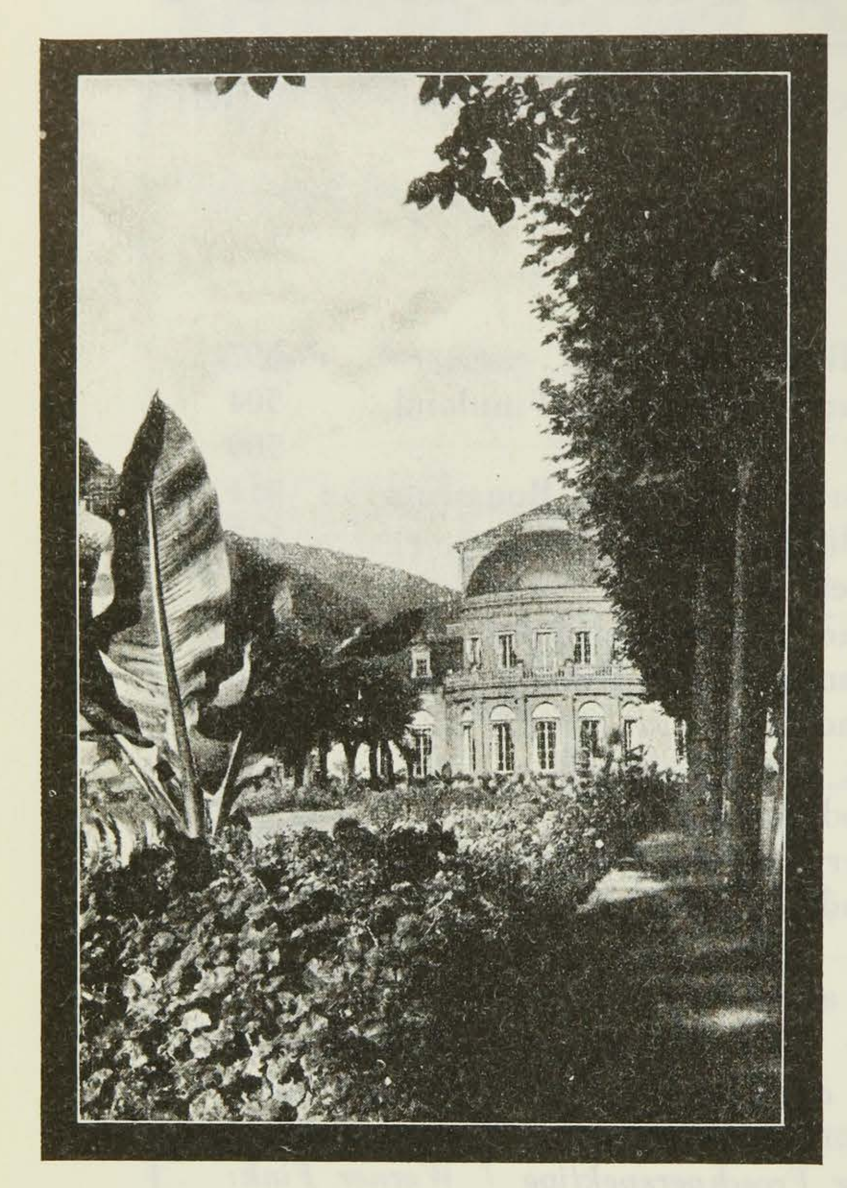
INHALT

*

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Touchagues

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner

Das HEILBAD für:



Katarrhe

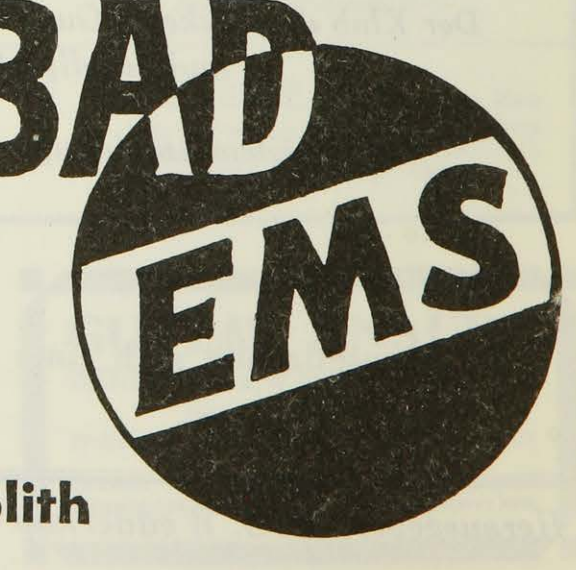
Asthma

Herz

D-Zug-Station:
Strecke Koblenz — Gießen — Berlin (17 km von Koblenz)

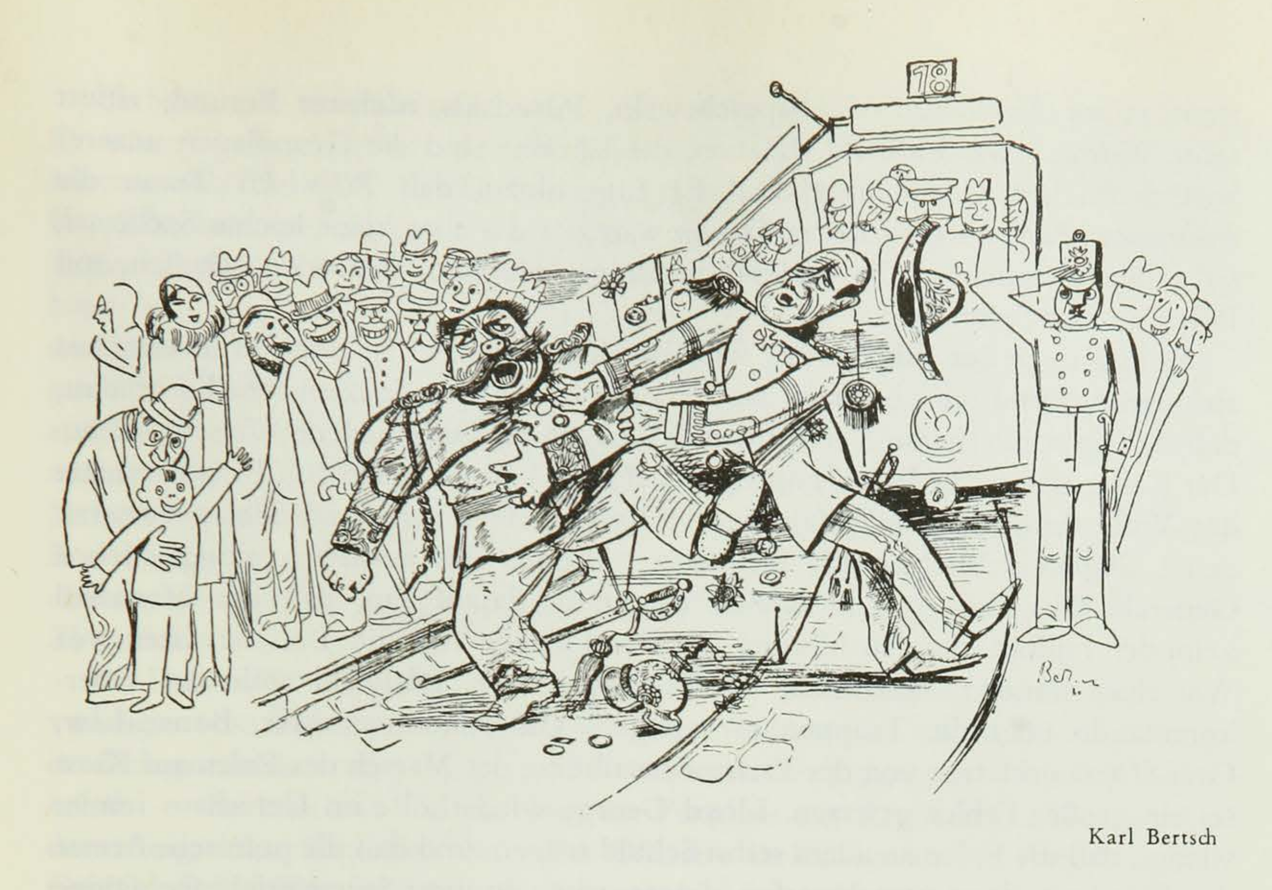
Trink-, Bade-, Inhalations-, Terrainkuren

TENNIS, GOLF,
SCHWIMMEN, RUDERN,
SEGELN, TONTAUBEN-
SCHIESSEN, BERGBAHN



Schriften kostenfrei durch Reisebüros und die Staatliche Bade- und Brunnendirektion.

Emser Kränchen
Pastillen · Quellsalz · Emsolith



Karl Bertsch

DAS RÄTSEL PILSUDSKI

Von

M. ALDANOV

Die Periode der großen Taten schien für Polen abgeschlossen zu sein. Allein, von ihr zu geringeren Taten überzugehen, war offenbar minder leicht. Darin lag denn auch die Tragödie Pilsudskis. Der Enthusiasmus, den er in seiner Heimat entfesselt hatte, war verebbt. Dasselbe hatten auch Clemenceau, Lloyd George, Wilson erfahren müssen. Der Enthusiasmus war überhaupt bei allen und für alles verebbt. In Polen währte die „holde Eintracht“ nicht lange. Der erste Landtag rechtfertigte Pilsudskis Hoffnungen nicht. Seine zahlreichen Gegner — persönliche und politische — gingen zum Angriff vor. Dmowski machte aus seinen Gefühlen für das Staatsoberhaupt kein Hehl. „Die Anhänger Pilsudskis“, schrieb er, „haben für ihren Führer die Reklametrommel geschlagen und ihm byzantinische Hymnen gesungen . . .“

Im Jahre 1920 marschierten die polnischen Truppen unter dem Oberbefehl Pilsudskis nach Kiew. Laut Urteil der polnischen Geschichtsforscher handelte es sich hierbei um einen „Präventivkrieg“. (Übrigens hat es in der Geschichte niemals Angriffskriege gegeben und wird es auch nie geben: alle Kriege sind Verteidigungskriege oder „Präventivkriege“.) Selbstredend bezweckte der Präventivkrieg von 1920 nimmermehr den Sturz der Bolschewistenherrschaft in Rußland. Wenn er darauf ausgegangen wäre, wäre Pilsudski nicht nach Kiew marschiert und hätte die Kriegsaktionen schon früher begonnen, damals, als die russische Freiwilligenarmee die Bolschewisten mit Erfolg bekämpfte. Das faktische Ziel des Krieges von 1920 war natürlich: „Polen von Meer zu Meer“ oder wenig-

stens etwas Ähnliches. W. Sapeschewski, Pilsudskis nächster Freund, zitiert seine Worte: „Weißrußland, Litauen, die Ukraine sind die Grundlagen unserer wirtschaftlichen Unabhängigkeit." Er fügt hinzu, daß *Pilsudskis Traum* die *Föderation sämtlicher europäischen Staaten* wäre, da das aber keine leichte Sache sei, so wollte er zunächst die Föderation einiger kleinerer Nationen schaffen, mit Polen an der Spitze.

Vom Kriege des Jahres 1920 will ich nicht reden, er ist noch in jedermanns Erinnerung, und ich überlasse das Urteil über ihn den Spezialisten. Es scheint, daß sie den sonderbaren Verlauf dieses Krieges auf verschiedene Weise erklären. Der Krieg endete für Polen günstig. Allein der katastrophale Juli-Rückzug hatte der Volkstümlichkeit des Marschalls Pilsudski einen schweren Schlag versetzt. Seine Gegner schrieben den Sieg den Aktionen des aus Paris eingetroffenen Generals Weigand zu und wiesen ostentativ darauf hin, daß der Marschall keinerlei militärische Ausbildung genossen habe. Als die Bolschewisten vor Warschau standen, verlangten die Rechtspolitiker, Pilsudski solle das Oberkommando über die Truppen niederlegen. Die Ententeminister, Bonar Law, Graf Sforza erklärten von der Parlamentstribüne, der Marsch der Polen auf Kiew sei ein großer Fehler gewesen. Lloyd George wiederholte im Unterhaus immer wieder, daß die Polen an allem selbst Schuld trügen, und daß die polnische Armee den Feind nur dann zurückwerfen könnte, wenn an ihrer Spitze erfahrene, fähige Männer stünden. Auf die Bitte der polnischen Regierung um Unterstützung erwiderte das englische Regierungsoberhaupt, daß, wenn die Bolschewisten einen Waffenstillstand ablehnen, man den Tschechen anheimstellen würde, den Polen zu Hilfe zu kommen. Millerand entsandte General Weigand und tausend Offiziere. Indes, eine der einflußreichsten Pariser Zeitungen schrieb am 10. August, daß, wenn Polen nicht verstünde, Krieg zu führen, man nichts dazu tun könne: die Grenze zwischen Polen und Rußland ginge letzten Endes die beiden Reiche allein an. Nach dem Rückzug der Bolschewisten änderte sich der Ton. Doch eine Trübung blieb zurück. Und zwar eine sehr starke Trübung.

Sie äußerte sich auch in den inneren polnischen Angelegenheiten. Nach der Schaffung der polnischen Verfassung begann ein verbissener, hartnäckiger Kampf des Landtags mit Pilsudski. Das Staatsoberhaupt respektierte die Konstitution. Die Kabinette wechselten beständig. Jedoch Pilsudski fühlte sich, man erkannte das deutlich, in der Rolle des konstitutionellen Staatsoberhaupts schwer beengt. Welche seine Pläne und Ziele damals gewesen, ist schwer zu sagen. Noch schwerer ist es, seine heutigen Absichten zu durchschauen.

Im Jahre 1922 stellte der Marschall seine Kandidatur für den Posten des Präsidenten der Republik nicht mehr auf. An seine Stelle wurde sein Freund und Anhänger Narutowicz gewählt. In den Straßen der Hauptstadt kam es zu Unruhen. Einige Tage darauf wurde das neue Staatsoberhaupt von dem Fanatiker Newedomski ermordet. In Warschau drohte ein Bürgerkrieg auszubrechen. Die Regierungsgewalt konzentrierte sich mehr und mehr in den Händen der Gegner Pilsudskis. Als ein rechtes Kabinett ans Ruder kam, reichte der Marschall, der den Posten des Generalstabschefs bekleidete, seinen Abschied ein und begab sich nach Sulejuwka bei Warschau, wo er in einer ihm von seinen Legionären geschenkten Villa Wohnung nahm.

Er hatte sich ins Privatleben zurückgezogen, spielte Schach, widmete sich der Erziehung seiner Töchter, schrieb historische Abhandlungen. Doch das Privatleben wollte ihm sichtlich nicht behagen. „Qui a bu, boira", sagen die Franzosen. Politiker mit so feurigem Temperament wie er ziehen sich vor dem neunten Jahrzehnt nicht in den Ruhestand zurück; ein Beispiel ist Clemenceau. Pilsudski hatte im Alter von fünfzig Jahren seinen Abschied genommen. Karl V. hatte nach seiner Abdankung seinen Nachfolgern aus dem Kloster heraus „Ratschläge erteilt". Pilsudski hat das aus Sulejuwka nicht getan — sie wären wohl auch übel aufgenommen worden. Dafür gewährte er der Presse von Zeit zu Zeit sensationelle und für die Regierung sehr wenig angenehme Interviews. Alljährlich an seinem Namenstag erhielt er den Besuch seiner ehemaligen Offiziere. Es wurden politische Reden gehalten, die mit dem Begriff militärischer Disziplin nicht gerade übereinstimmten. Die Zahl der Unzufriedenen in Polen wuchs ständig. Der Kurs des Zloty fiel.

Im Dezember 1925 begab sich Pilsudski aus Sulejuwka nach Belvedere und verlangte vom Präsidenten Woicechowski im Namen der Armee die Entlassung des Kriegsministers, seines Gegners Sikorski. Das Verlangen des Marschalls wurde erfüllt — das trug zur Verstärkung des Prestiges der Regierung nicht bei. Am darauffolgenden Tag erschienen 415 Offiziere in Sulejuwka bei Pilsudski, und General Orlicz-Drescher wandte sich mit folgender Ansprache an ihn: „Wisse, Marschall, daß wir nicht gekommen sind, um Höflichkeiten auszutauschen; außer unsern Herzen bringen wir dir unsere Säbel! . . ." Die Regierung schluckte auch das herunter; sie sprach sich damit selbst das Todesurteil.

Am 10. Mai 1926 wurde in Polen in strengem Einklang mit den Parlamentsbestimmungen ein neues Kabinett gebildet — ein rechtsorientiertes mit Witos an der Spitze. Tags darauf erschien im „Kurjer Poranny" der Inhalt eines Interviews Pilsudskis. Der Marschall hatte den neuen Ministerpräsidenten einen ehrlosen und käuflichen Menschen genannt. Die Rechtsblätter teilten in Extrablättern die Eröffnung eines „Gerichtsverfahrens gegen den Verleumder" mit. Gerüchte liefen um, man hätte versucht, das ehemalige Staatsoberhaupt in seiner Villa zu ermorden. Und noch einige Stunden später durchlief ein anderes Gerücht die Welt: Marschall Pilsudski marschiert an der Spitze einiger Kavallerieregimenter auf Warschau.

Das Gerücht bewahrheitete sich. In den Warschauer Regierungskreisen brach unbeschreibliche Verwirrung aus. In der polnischen Armee überwogen, wie in allen Armeen, die reaktionären Strömungen. Indes, der schlaue Bauer Witos erfreute sich keines bedeutenden persönlichen Ansehens. Dmowski weilte in London. Die regierungstreuen Regimenter waren fern, in Posen. Zuverlässige Truppen gab es in der Hauptstadt nicht. Zum Schutz der letzten parlamentarischen Regierung wurden Invalide aufgeboten. Siebzehn- und achtzehnjährige Soldaten besetzten die beiden Weichsel-Brücken. Der Belagerungszustand wurde erklärt. Die Verteidigung des parlamentarischen Regimes übernahm das Staatsoberhaupt selbst. Präsident Woicechowski fuhr im Auto dem Marschall entgegen. Die Begegnung fand auf der Poniatowski-Brücke statt, in operettenmäßigem Arrangement. Auf beiden Seiten der Brücke standen bewaffnete Leute. Geschütze und Maschinengewehre wurden in Eile herangeschafft. Eine Besonderheit des Bildes

bildete die Anwesenheit von Journalisten. Woicechowski betrat die Brücke und fragte den ersten besten Ulanenoffizier:

„Wissen Sie, daß ich der Präsident der Polnischen Republik bin?"

Der Offizier bejahte.

„Wie durften sie sich erdreisten, sich gegen das gesetzlich gewählte Staatsoberhaupt, gegen den obersten Führer sämtlicher bewaffneter Kräfte Polens zu erheben?"

Darauf erwiderte der Offizier nichts. Von drüben näherte sich bereits Marschall Pilsudski. Nach den Worten eines Augenzeugen (Herr Smogorschewski) lächelte er fröhlich. Ohne ihm die Hand zu reichen, sagte der Präsident laut:

„Herr Marschall, auf Ihnen ruht eine furchtbare Verantwortung. Die republikanische Regierung wird in der Verteidigung der Konstitution Ihnen nicht weichen. Ich befehle Ihnen, Ihre Truppen sofort zurückzuführen!"

Der Marschall entgegnete schalkhaft: „Mein lieber Präsident, sehr gern. Entfernen Sie die Regierung Witos, dann wollen wir weiter sehn."

„Nein! Das ist die gesetzliche Regierung!"

„In diesem Fall werde ich sie selbst entfernen."

„Bedenken Sie, was Sie tun! Sie erheben sich wider die Konstitution."

„Ich habe es bereits bedacht. Ich — bin der erste Marschall Polens. Ich tue, was mir beliebt!"

„Nein, wir werden Sie daran hindern! Das sage ich Ihnen, ich, der Präsident der Republik . . .!"

Der effektvolle Dialog hätte noch eine ganze Weile andauern können. Doch Pilsudski unterbrach ihn nicht minder effektvoll. Es wiederholte sich die berühmte Szene der Anrede des von der Insel Elba zurückgekehrten „Schicksalsmenschen" an die ihm entgegengesandten französischen Truppen: „Soldaten! Wer von euch will Kaiser Napoleon erschießen . . .?!" Marschall Pilsudski trat rasch auf einen der vom Präsidenten herangeführten Kadetten zu und fragte ihn kurz: „Würdest du dich entschließen können, auf den ersten Marschall Polens zu schießen?"

Nach den Worten Smogorschewskis „erbleichte der Jüngling und schwieg. Indes, in den Augen der Kadetten konnte der Marschall lesen, daß sie ihre Pflicht erfüllen würden. Er machte kurz kehrt und schritt ohne einen Gruß langsam über die Brücke in der Richtung auf die Prager Vorstadt zurück."

Gleich darauf begann der Kampf. Sein Endresultat war leicht vorauszusehen. Die Kadetten wurden zurückgeschlagen und zogen sich auf Belvedere zurück. Ihnen zu Hilfe rückten reguläre Regimenter heran. Der Präsident geleitete sie persönlich in den Kampf und feuerte die Soldaten mit zündenden Reden an. Doch auch die Truppen Pilsudskis erhielten Verstärkungen. Es entspann sich ein verzweifelter Kampf. In den Straßen Warschaus traten Maschinengewehre, Panzerautos, sogar Tanks in Aktion. Die Regierungsgebäude wurden im Sturm genommen. Verwundete und Tote zählte man nach Hunderten. Ein eigentümlicher Zug dieser blutigen Tage war, daß auf den Kampfstätten unentwegt Extrablätter ausgegeben wurden. Die Rechtsblätter riefen die Polen zum Schutz der Republik auf, die linksgerichteten Organe feierten den militärischen Umsturz des Diktators.



Express-Photo

Absprung



Erste Fahrt des Dampfers „Vaterland“ nach Amerika (Mai 1914).
Von links nach rechts: Der Maler August Hajduk, Chefredakteur Dr. Albert Haas, Alfred Kerr, Georg Brandes, Asta Nielsen, Bernhard Kellermann, Urban Gad, Josef Melnik



Photo Erdelyi, Budapest

Magyarische Magnaten besuchen die Puszta

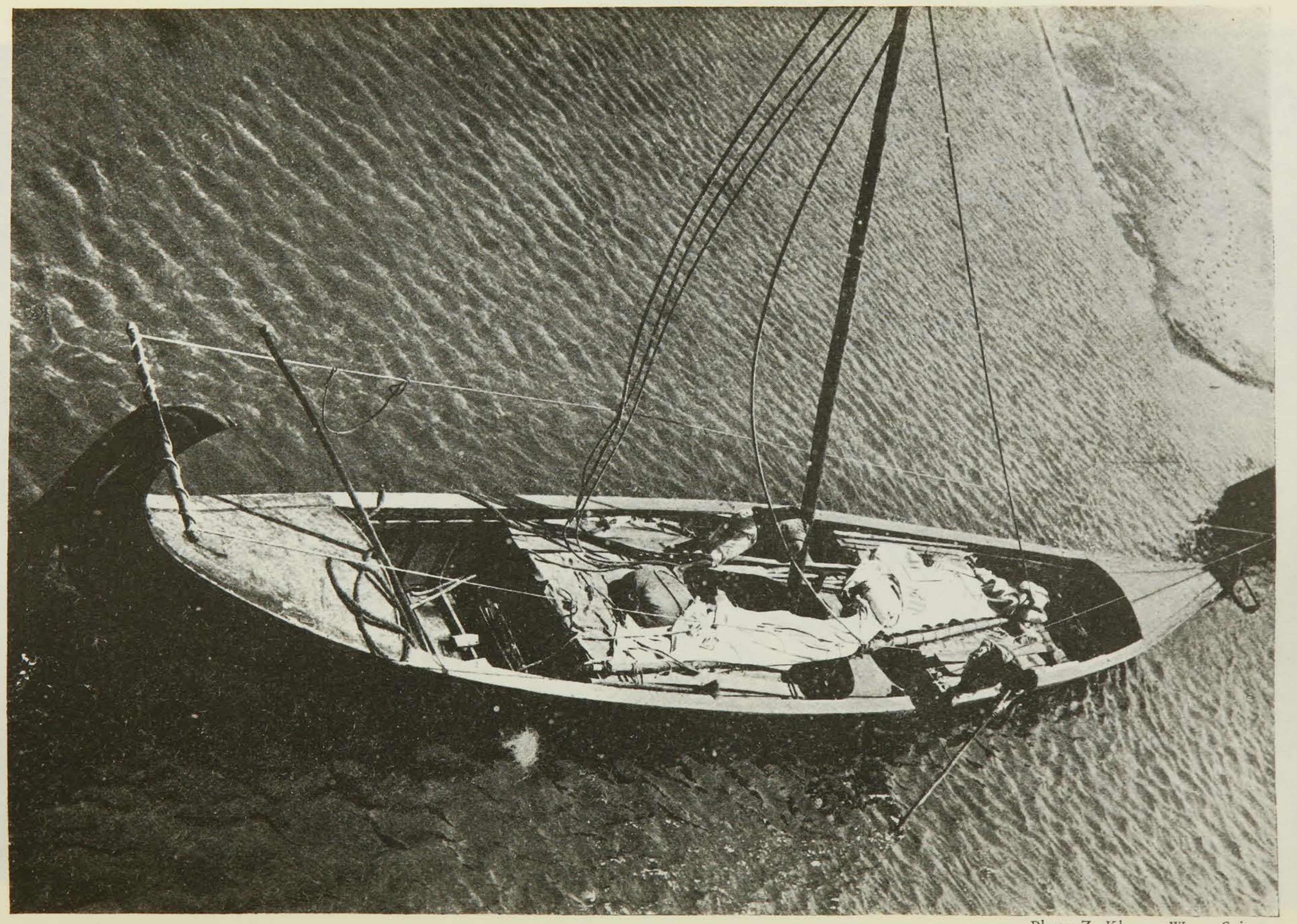


Photo Z. Kluger - W. v. Szigety

Gegen Abend des dritten Tages verbreitete sich das Gerücht vom Anmarsch der Posener Regimenter unter General Haller. Doch in Warschau neigte sich der Sieg bereits den Truppen des Marschalls zu. In der Nacht auf den 14. Mai begannen die Vorbereitungen zum Sturm auf Belvedere. Der Präsident der Republik befahl eine dem Andenken der Gefallenen geweihte Seelenmesse zu zelebrieren, verließ sodann den Palast und übermittelte dem Landtagspräsidenten seine Demission. Eine gleich darauf in Warschau einmarschierende regierungstreue Division kam zu spät.

General Haller war nicht gekommen. Der Sieg des Marschalls war vollkommen. Die Nationalversammlung wählte mit großer Stimmenmehrheit Pilsudski zum Präsidenten der Republik. Die ausländischen Freunde sandten dem „aufrührerischen General" herzliche Glückwünsche. Pilsudski lehnte das ihm angetragene Amt ab und dankte den ausländischen Freunden ohne sonderliche Wärme. Nach seinem eigenen Eingeständnis empfand der Marschall tiefe moralische Erschöpfung — eine ziemlich seltene Folge eines siegreichen Umsturzes. Der 18. Brumaire war ihm nicht leicht geworden. Er war nicht wie Napoleon ein Pseudo-Demokrat. In aller Aufrichtigkeit suchte er nach einer Rechtfertigung für das vergossene Blut der unglücklichen Kadetten.

*

Es ist möglich, daß auch daher sein jetziger innerer Zwiespalt und Bruch entstanden ist. Formell ist die Diktatur nie eingeführt worden. Nach den Worten des Marschalls Pilsudski wollte er den „*letzten Versuch machen, das Volk ohne Knute zu regieren*". Ein übelwollender Kritiker könnte zu diesen Worten über den „letzten Versuch" sagen, daß es dann nicht gelohnt hat, die „Knute des verfluchten Zarismus" fünfzig Jahre lang zu verwünschen. Doch auch ohne Übelwollen, ohne übermäßigen politischen Formalismus müßte der Mai-Umsturz erklärt werden und damit auch das ganze Leben Pilsudskis. Nach der Versicherung der mit dem Umsturz sympathisierenden polnischen Publizisten waren seine Ursachen die Finanzkrisis und die „Korruption". Der Zloty fiel in der Tat. Aber es fiel ja auch der Franc, gar nicht zu reden von der Mark. Nur Abseitsstehenden kann es scheinen, daß das durch ein Wunder geschaffene Reich die furchtbaren Schwierigkeiten der ersten Jahre mit Ehren überwindet. Ein militärischer Umsturz ist ein sehr überraschendes und sehr unzuverlässiges Mittel, die Valuta zu heben. „Korruption?" Wir alle wissen aus vielen Beispielen, daß ein durch „Sittenverfall" gekennzeichnetes Staatsregime durch ein anderes, die Moral hebendes Regime ersetzt wurde. Die französische Revolution hat man gleichfalls mit dem „Sittenverfall" erklärt. Allerdings, die Sitten zur Zeit der letzten Ludwige waren wenig schön. Aber unter dem Direktorium wurden sie nicht besser. Die Sitten verbessern sich während langer Jahrzehnte erzieherischer Arbeit an der heranwachsenden Generation. Pilsudski ist unstreitig ein sehr ehrlicher Mensch, sehr uneigennützig, er hat niemals Schätze gesammelt. Indes, ebenso schwer fällt uns der Glaube, daß alle seine Vorgänger nicht ehrlich gewesen seien, und daß der Mai-Umsturz die „Korruption" im Lande vollkommen beseitigt habe. Dieser Umsturz gleicht jedem andern: eine Gruppe machtgieriger Leute trat an die Stelle einer andern, die sich von der Macht nicht trennen wollte. Die Sieger waren

geschickter und glücklicher als ihre Vorgänger. Die wirtschaftliche Lage Polens hat sich ein wenig konsolidiert. Die Beziehungen zu den Fremdvölkern sind besser geworden. Allein der politische Sinn des Mai-Umsturzes und besonders sein Zusammenhang mit jenen Ideen, denen Pilsudski sein Leben lang gedient hat, bleiben nach wie vor ziemlich unbestimmt.

In einer seiner Reden hat der Marschall gesagt: „Es muß etwas Neues geschaffen werden." Er könnte mit einem gewissen Recht versichern, daß er in der Tat etwas Neues geschaffen hat. Die Juristen werden durch das heutige polnische Regime in eine ziemlich schwierige Lage versetzt. Wir alle wissen, daß Frankreich eine parlamentarische Republik ist, England — eine konstitutionelle Monarchie, in Italien die persönliche Diktatur herrscht. Aber wie das Regime in Polen beschaffen ist, weiß niemand. Man hat versucht, den Unterschied zwischen dem Regime in Polen und dem Fascismus zu erklären. Ein Unterschied ist natürlich da. In Paris, der Hauptstadt der internationalen Emigranten, gibt es italienische, spanische, ungarische Emigrantengruppen. Jedoch von einer polnischen Emigrantengruppe wissen wir nichts.

Indes zu behaupten, daß es in Polen keine Freiheit des Wortes gibt, geht natürlich gleichfalls nicht an. Das Leben in der schönen polnischen Hauptstadt zeugt nicht von Tyrannenmacht und Bedrückung. Alles geschieht im Namen der gesetzlichen republikanischen Behörden, Pilsudski bekleidet ein untergeordnetes Amt. Allein jedes Kind weiß, daß die ganze Macht im Staat dem *Väterchen* gehört (so nennen die Legionäre den Marschall). Pilsudski selbst weist zuweilen recht deutlich darauf hin. „Meine Wahl (des Präsidenten der Republik) ist auf Moscicki gefallen (Rede vom 2. Juni 1926) . . ." „Im Fall einer ernsten Krise stelle ich mich dem Präsidenten der Republik zur Verfügung und beschließe . . ." (Interview vom 30. Juni 1928) usw.

In Polen hat das Parlament mehr Rechte als z. B. in Italien. Doch Mussolini hat sich niemals mit dem Parlament unterhalten und niemals über das Parlament in einem Ton gesprochen, in welchem Pilsudski mit dem Landtag und über den Landtag spricht. Welches Ziel Pilsudski in Wirklichkeit verfolgt, wage ich nicht zu entscheiden. Sowohl in seiner Psyche wie in seiner Politik ist es nicht leicht, sich zurechtzufinden. Sehr bald nach dem Mai-Umsturz begab er sich in das Neswischer Schloß zum Besuch des Fürsten Albrecht Radziwill, und hier veranstalteten die Fürsten Radziwill, Potocki, Lubomirski, Czartoryski ihm zu Ehren ein prunkvolles Bankett. Diese Manifestation hat sehr viel Lärm verursacht. Man sprach von Thronansprüchen des Marschalls. Fürst Janusz Radziwill gedachte in seiner Rede des alten adligen Geschlechts der Pilsudski. Die monarchistische Zeitung „Slowo" brachte auf der ersten Seite zwei Bilder: Links Stanislaus August Poniatowski (der letzte König von Polen), rechts — Marschall Josef Pilsudski . . . Einige Monate früher hatte der „Arbeiter" für Pilsudskis Kandidatur auf den Posten des Oberhaupts einer „Arbeiter- und Bauernregierung" propagiert! Ein kompliziertes Ding — die Politik . . .

*

Pilsudski hat unlängst zum französischen Schriftsteller Tubaud-Sisson gesagt: „*Mein politisches Programm? Ich habe keines* . . . Jedoch meine Landsleute erwarten

von mir Dinge, welche denjenigen, die ihre Nachbarn fordern, gerade entgegengesetzt sind. Wie soll man alle zufrieden stellen? Es heißt Listen ersinnen, lavieren, sorgfältig seine Gedanken verbergen. Man erwartet von mir eine Wendung nach rechts: ich gehe nach links. Man erwartet von mir eine Wendung nach links: ich gehe nach rechts. Ich überrumple den Gegner. Das ist kein politisches, *das ist ein militärisches Spiel.*"

Es ist in der Tat ein militärisches Spiel. Doch im Kriege ist der Gegner vorher bekannt und das Ziel klar: er muß geschlagen werden. In der Politik ist nicht alles so klar; — vor allem gilt es festzustellen, wer die Feinde sind, wer die Freunde, was man mit den Gegnern anzufangen hat, und was überhaupt zu tun ist. Doch Pilsudski, ein sehr kluger, sehr willensstarker und fähiger Mann, hat in die Politik die (ihr ziemlich fremden) Methoden der Strategie hineingetragen. Die Ablehnung des ihm angetragenen Amtes des Regierungsoberhauptes nach dem geglückten Umsturz, die Manifestation im Schloß Neswisch unmittelbar nach dem Militärbündnis mit den Sozialisten, all dies sind Äußerungen derselben unverständlichen Taktik: die Wendung nach links, wenn man diejenige nach rechts erwartet; der Kurs nach rechts, wenn man den Kurs nach links voraussetzt. In keinem andern Staatsmann kommt die innere Spaltung so stark zum Ausdruck wie in ihm. Radikaler Stimmungswechsel ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, wo es sich um Versuche handelt. Doch im Marschall Pilsudski wohnen die mannigfaltigsten, die heterogensten Stimmungen. Jetzt eben überwiegt offenbar der Haß gegen den Parlamentarismus und der Wille zur Alleinherrschaft. Der polnische Hamlet hat seinen Freund Laertes erschlagen, — ich weiß nicht, ob er ihn besonders beweint.

In Wirklichkeit liebte und liebt Pilsudski, so denke ich, bloß den Kampf, besonders in seiner Jahrtausende alten Form: *den Krieg.* In seinem Buch „Das Jahr 1920" nennt er das Kriegshandwerk eine „*göttliche Kunst, die sich tief in die Menschheitsgeschichte eingegraben hat*". Der alte Moltke hat einmal Ähnliches gesagt, und die pazifistische Literatur hat dafür fünfzig Jahre lang auf ihm herumgehackt. In heutiger Zeit wird kein Staatsmann, vielleicht auch kein Militär auf der Welt, sich entschließen, von der „göttlichen Kunst des Krieges" zu reden, wie der Begründer der polnischen sozialistischen Partei sich ausgedrückt hat.

Dieser Mann lebte und lebt für Polen, für den Krieg, für den Ruhm*). Pilsudski tritt uns aus den Seiten der historischen Romane Sinkiewiczs entgegen. Er ist der letzte Pan Wolodyjewski, der heute in eine Epoche tritt, in der die Wolodyjewskis nichts mehr zu tun haben. Wenn ein neuer Krieg ausbrechen sollte oder eine kommunistische Revolution, könnte keiner in Polen Pilsudski ersetzen. Doch für einen Gladstone oder Lincoln eignet er sich nicht. Es gibt ein ziemlich törichtes Sprichwort: „Wer Wind sät, wird Sturm ernten." Es bewahrheitet sich zuweilen, doch nicht immer. Pilsudski hat sein ganzes Leben lang Sturm gesät. Seine Zukunft ist dunkel; warten wir ab, schauen wir zu. Bisher ist der Erfolg dem polnischen Marschall fast immer treu geblieben. „Nichts ist so erfolgreich wie der Erfolg."

Deutsch von R. v. Campenhausen.

---

*) Siehe Heft 6 (Pilsudskis Aufstieg).



Helga Witthauer

MÄRCHEN UND SCHNÄPSE IN FINNLAND

Von

AJA GÖTZ-BERGROTH

Über Finnland wird selten und wenig gesprochen. Das Land ist und bleibt das Land der tausend Seen (stolz sagt der Finne, es seien ihrer 35 000), seit zehn Jahren durch Revolution und erworbene Selbständigkeit mehr bekannt als anerkannt. Das ist es, was das Ausland über Finnland weiß. Vor einiger Zeit kamen allerdings zwei Schatten hinzu: Nurmi und das Alkoholverbot, beide gleich phantastisch. Und zuletzt die trockene Bewegung der Lappos, die religiöse Bauernbewegung gegen den Bolschewismus.

Wie das Land eigentlich ist, ist ziemlich unbekannt. Die handelsreisenden Deutschen, ob sie nun Leder oder Seide fabrizieren, Korsetts oder Handschuhe, werden niemals den Bildungsgrad oder das elementare Verständnis für dieses Land haben, um ein wahres Bild davon zu geben. Der deutsche Offizier sah es 1918: sah aber weniger das Land als das Terrain zum Erobern. Er wurde nebenbei so gefeiert, daß er nicht den Finnländer sah, sondern nur ein grinsendes Spiegelbild seiner eigenen Größe. So ist also dieses Land unbekannt und wird es wohl immer bleiben, einfach, weil es ein „Wunderland“ ist, ein melancholischer Traum, arm und rührend in dieser Armut.

Ich war auf dem Lande dort oben, aber es ist tatsächlich nicht ganz dasselbe wie in Deutschland. Hier hat jedes Dorf Apotheke und Arzt, Pfarrer und Schule. Es hat sein elektrisches Licht und sein Wirtshaus: die Dorfjugend hat ihr Klubhaus, in dem sie Sonnabend tanzt, und es gibt zwei bis drei tägliche Zug-

verbindungen zur nächsten Stadt. In Finnland gibt es auch solche Dörfer: sie sind aber spärlich über das Land gesät. Gewöhnlich hat so eine Gemeinde weder Schule noch Arzt, weder Kirche noch Apotheke. Es teilt diese Schätze mit mehreren Dörfern: der Nachbar kann zwei Meilen entfernt sein, und zum Arzt ist es öfters eine Tagesreise. Züge gibt es nicht, auch kein elektrisches Licht. Aber die Menschen wissen sich ihrer Umgebung anzupassen. Wenn der Winterabend kommt und die Dämmerung schon um drei Uhr nachmittags die Wege verschluckt, so gehen Volk und Vieh schlafen, oder sie sitzen zusammen am Feuer und singen alte Lieder. Bücher gibt es außer der Bibel nicht: um so mehr leben Märchen der Wälder und Seen in der Volksseele. Es sind Geschichten, die der Sohn vom Vater erbt, es sind Aberglaube und Glaube, Licht und Dunkel in schönem bunten Durcheinander. Der Sommerabend dagegen ist heiteres Lachen, Tanz und Branntwein, und endet mit Liebe im dunklen, duftenden Wald, oder er verliert sich in die „Milzkrankheit" der nordischen Nächte, wo es einem in dem bleichen Licht bis in die Seele vor Sehnsucht und Kälte wehtut.

Da sieht man mit einemmal die Silberbucht, den Samt des Mooses: man atmet mit vollen Zügen den Kleeduft ein, man errät das Geheimnis der Pfifferlinge, Abend und Nacht, Sonne und Mond werden Ereignisse, während Lärm und Hast, Stadt und Pflaster langsam aufhören, aktuell zu sein. Wer Finnland so sah, daß er den Duft der Erde lieben lernte, die stille Schönheit der Einsamkeit, die melancholischen Abende lebte, der wird immer mit Sehnsucht daran denken, zurückzugehen. Die Schönheit Finnlands, nicht heiter und durchaus nicht niedlich, ist von erdrückendem Ernst, nicht drohend wie steile Felsen der Berglandschaft, nicht hinreißend süßlich wie die Riviera oder das Blau der italienischen Seen, sondern gleichmäßig und still. Wälder, in denen ausgestorbene Seen träumen, unendliche Sümpfe mit Nebel und Jungwald, unterbrochen von Wasser und Wiese: das ist Finnland. Öde Wege mit singenden Telefondrähten, Häuser, deren Fenster schwarz hinausstarren, Gärten, deren wenige Blumen erfroren sind, das ist auch Finnland.

Das Leben in Helsingfors ist übrigens noch in der Verkleinerung großstädtisch. Man sieht schön angezogene Frauen, es stört allerdings, daß die feine Hand nur eine Kaffeetasse zum Mund führt statt Kristall mit pulsierendem Sekt. Die Hotels sind teilweise sehr gut, das Essen ein Gedicht. Russen, Durchreisende und Politiker, Revolutionsschwindler und Sowjetidealisten, Schweden, Dänen und Finnen bilden ein buntes Abendbild. Die Musik spielt wenig Jazz, man hört noch alte Zigeunerweisen, slawische Gesänge als Erinnerung der russischen Zeit in Finnland, und Lieder voller Wehmut und Sentimentalität. Der Wolgaschlepper gibt der Schwedenplatte einen eigenen Geschmack, die Wolgamatuschka (das Wolgamütterchen) scheint in den übermütig vollklingenden Gesängen die Sonnenblumenkerne in hohem Bogen über ihr Publikum auszuspucken! Man sieht keine Kutscher in der Stadt, nur elegante amerikanische Autos. Ein Finnländer sagte mir, daß dieses System sehr schädlich für die Nativitätsfrage sei: früher hätte man dem Kutscher einfach Bescheid gesagt, sich eine Stunde lang nicht umzudrehen, heute haben die Leute Angst vor den Kurven!

Jedenfalls ist es erstaunlich, daß dieses Land so wenig bekannt ist. Es ist keine sehr umständliche Sache, eine Reise dorthin zu unternehmen: entweder fährt

man auf einem sehr gut eingerichteten Dampfer von Stettin direkt nach Helsingfors, oder man nimmt den außerordentlich reizvollen Weg über Stockholm. Das Alkoholverbot, das vom Staat sehr streng durchgeführt wird, hat den Finnen sowohl neue Berufe wie teilweise einen neuen Organismus gegeben. Ich war oft sterbenskrank, außerstande, Haarwasser und 95pronzentigen Sprit als Likör zu betrachten, während Finnländer dieses Getränk mit Wohlbehagen tranken. Das Klima hat aus dem Alkohol ein Bedürfnis gemacht, dieses Bedürfnis ist verboten. Infolgedessen ist das Land voller Schmuggler, Spritkäufer und -verkäufer aller Arten. Wenn wir abends durch die Schären fuhren und in den dunklen Augustnächten Lichter an den Ufern flackern sahen, erklärte man mir, dies sei das Zeichen, daß dort Alkohol zu verkaufen ist. Ein anderes Mal sind wir mit Wagen und Pferd an einem Bauernhaus vorbeigefahren, und es wurde von uns Zoll verlangt, weil der Bauer für jede vorbeifahrende Fuhre Zoll verlangte, in der Annahme, daß jeder Wagen Alkohol enthält. Bezahlt man nicht, spielt er den Angeber, und man ist der gesetzlichen Strafe ausgeliefert. In Helsingfors passierte es mir, daß ich abends in einem großen Restaurant ein Glas Tee bestellte. „Schwach oder stark?" fragte der Kellner. „Ich trinke den Tee gern etwas stark", antwortete ich, und bekam prompt Sprit. Ich erklärte dem Ober seinen Irrtum, er antwortete, daß er mich falsch verstanden, ich hätte eben bei dem Wort „stark" geblinzelt! Ich gebe zu, daß es selbst mir, als Außenstehendem, reizvoll vorkam, zwei bis drei Gläser Kognak zu riskieren, es war einfach wunderbar, etwas Verbotenes zu tun. Wurden die Tische eines Abends kontrolliert, so spielte das Publikum ein gemeinschaftliches Spiel gegen Polizei und „Riecher", wie man diese Herren nennt.

Wenn man sagen kann, daß das Volk primitiv lebt, so kann man um so mehr feststellen, daß die „Herren" des Landes übermütig leben. Auf den Gütern wird nicht gerechnet, man beobachtet, daß viele Möglichkeiten unausgenutzt bleiben. Pferde und Kühe, Wagen und Boote, alles steht im Dienst der Gastfreundschaft. Heute noch werden die Gäste wie zu Gogols und Turgenjews Zeiten behandelt, und es ist gleichzeitig herrlich und doch beschämend, in Finnland Gast zu sein. Jeder Gutsherr lebt wie ein kleiner Alleinherrscher auf seinem „Schloß". Er hat nicht nur das Gut seiner Ahnen geerbt, sondern auch die Diener. Des Kutschers Vater und Großvater waren meistens schon Kutscher auf dem Hof, allerdings sind die Traditionen dadurch unterbrochen, daß der Kutscher von heute schreiben und lesen kann. Dafür hat er aber auch vom romantischen Aberglauben seiner Väter eingebüßt! Das Essen ist ein Kapitel für sich: es wäre unmöglich, größere Ausflüge oder einen längeren Ritt zu unternehmen, da man dadurch Gott behüte vielleicht eine Mahlzeit versäumen könnte. Es wird täglich sechsmal gegessen, jedesmal ist das gemeinschaftlich gutschmeckende und herrlich aufgetischte Essen ein Fest. Die Menschen lieben es, bei Tisch geistreich zu sein. Mein Gastgeber konnte Stunden zwischen Krebsschwänzen und Schnäpsen verbringen, seine besten Maximen wurden dabei geboren, auch seine besten Freunde erkannte er bei dieser Gelegenheit.

Der Wein und der Witz rollen in brüderlicher Wollust durch den Gaumen, beide schmecken gleich gut. Die Nacht bricht ein: wie in Holz geschnitten, servieren die finnischen Diener mit monotonen Gesichtern und vorschrifts-

mäßigen Bewegungen neue Märchengerichte, während die Phantasie des Gastgebers Flügel bekommt. Er ist literarisch und sarkastisch, elegisch und romantisch, vergißt aber nicht dabei, die Lyrik der andern und seine eigene im besonderen zu verhöhnen. Er ist, ohne es zu bemerken, ein Stück Geschichte seines Landes. Er führt uns in die Zarenzeit zwischen 1809 und 1918 hinein: er zittert von Haß und Rachedurst, wenn er das alte russische System beschreibt, als die tausend Finger der gefürchteten Ochrana (der Geheimpolizei) den unschuldigsten Finnländer nach Sibirien schicken konnten, vielleicht nur, weil seine Nationalität verdächtig war, vielleicht, weil seine persönlichen Beziehungen zu den „Mächtigen" auf minus standen. Kurz, das wirkliche Verbrechen wurde nicht strenger bestraft als das imaginäre. Als Gegensatz zu dem Haß gegen die Regierung werden uns reizende Geschichten über das private Rußland erzählt: von der Generation unserer Väter waren viele aus dem finnischen Adel im Militärdienst. Es sind Märchen, weil sie wahr sind, besonders phantastisch, blendend durch den ewig vergangenen Glanz des Hofes, als für die Menschen, die die Steppenweite und die Größe ihres Landes in der Brust trugen, keine Tollheit und keine Streiche zu toll oder unausführbar waren. Da ist der Oberst, dessen Frau eines Tages nicht aufstehen wollte; da ließ er ihr Bett anzünden. Da kommt der General, der Lehrer des Zaren in Strategie war (ob der Schüler oder der Lehrer schlecht war, kann uns die Geschichte nicht sagen), und der mit seinem geliebten Hund im Hundewagen fuhr. Die Geschichten kommen und gehen, und die kurze Sommernacht gähnt als rosiger Morgen, ohne daß sie ein Ende gefunden hätten. Ich sehe meinen Gastgeber an, er gehört nicht in die Zeit hinein. Er ist selbst Vergangenheit, so wie er in ihr lebt. Er weiß vielleicht nicht selbst, daß er völlig



Edvard Munch (Euphorion-Verlag)

ausgespielt hat: das seit 1918 freigewordene Finnland braucht ihn nicht mehr. Er gehört zu den Schweden, die eine Elite und eine Minorität der Bevölkerung ausmachen, und deren Geschlechter, vielleicht auch durch den russischen Einfluß geschwächt und verweichlicht, anämisch geworden sind. Das neue Finnland lächelt über Worte wie Tradition und Konvention: es braucht die beiden nicht. Es ist wunderbar jung und mutig, Industrie und Militär sind von gestern, Amerika von heute marschiert hinein: wozu sich dann noch mit einer Schicht des alten, aussterbenden Adels belasten?

Es kommt mir so vor, als wären die Menschen, die der Natur so nahe leben und den Elementen gewissermaßen ausgeliefert, viel stärker geblieben als die von den Städten zerfetzten. Sie sind originell, kräftig, brennend in Liebe wie in Haß: ihr Blut kocht nicht rasch wie der italienische Schaum, der leicht vergeht, sondern er gährt lange in den Adern, bis die Flammen zum rasenden Gewitter wachsen und durch Handlungen, oft mit Alkohol gemischt, das Leben illustrieren wollen. Leider berichten die Zeitungen von Fällen und Überfällen dieser Substanz Blut-Alkohol, wo es zu Kämpfen zwischen verschiedenen Gesinnungen gekommen ist. Doch sieht der Ausländer nichts davon. Er sieht das traumhaft schöne Land, die Flüsse, die Seen, die Inseln mit den weißen Birken, die Urwälder, die uns zuflüstern, *wir* seien die ersten Füße in ihnen. Er sieht kleine Städte, die ameisenhaft wachsen, er sieht Dörfer, die versprechen, Städte zu werden. Er sieht Hotels, die heute gut sind und morgen besser, und er wünscht, daß diese Fortschritte schnell kommen mögen, doch ohne die Naivität des Volkes fortzunehmen.

Sie sind ganz eigenartig, diese Finnen. Sie sind unverdorben und redlich: es ist schwer, sich mit ihnen zu befreunden, aber sie halten durch Jahre und Leben, wenn sie uns einmal nahe kamen. Sie lachen selten, und das Lachen muß einen Sinn haben. Die Südländer lachen um des Lachens willen, ohne andere Ursache, als daß die Landschaft lacht. Die finnische Landschaft lacht nicht, sie träumt, aber der Finne träumt nicht, er sinnt nach und denkt, und wenn er einmal lange genug gedacht hat, wird er wachsen und anderen Völkern zeigen, wie schön er gewachsen ist.

Die Sprache, die so alt wie ihr Stamm ist, war in Vergessenheit geraten, wurde primitiv wie das Volk und fängt jetzt erst an, mit dem Volke zu wachsen. Vor hundert Jahren war noch Schwedisch die Kultursprache des Landes, die der Schulen und der Universitäten. Heute ist Schwedisch zwar noch obligatorisch, aber nicht einmal für das Leben notwendig. Das Finnische klingt unendlich weich und unendlich traurig, besonders in den Klängen der Volkslieder, die alle in moll gehen und meistens von Raub und Mord, Blut und Liebe handeln.

Wer sich nicht mit den anerkannt populär schönen Ländern vollsaugen will, sondern die Romantik und die Vergessenheit sucht, der sollte nach Finnland fahren. Hier wird sich sein Leben durch die Einsamkeit verdoppeln, falls er nicht den guten Einfall gehabt hat, als „Doppelgespann" hinzureisen; er wird finden, daß dieses Land allen Hochzeitsreisenden ein Paradies bietet, voller Bäume, voller Früchte, doppelt so süß, weil ein Teil ihrer uns verboten ist, und dadurch besonders reizvoll, weil es groß genug ist, um uns vor andern, die in derselben Absicht wie wir reisen, zu bewahren.

Finnische Familie



Käse-Lager in Helsinki (Finnland)



Aus „Thule" (Verlag Diederichs)

Altisländischer Pferdezweikampf

Photo Erdelyi, Budapest

Bauer mit Lasso in Hortobagy, der europäischen Prärie (Ungarn)

HEISSE QUELLEN, HELDISCHE MENSCHEN, HERZLICHE PFERDE AUF ISLAND

Von

GUNNAR GUNNARSSON

Das erste, was man zu Gesicht bekommt, wenn man sich bei klarem Wetter auf der allgemeinen Route, vom einen oder anderen europäischen Hafen, Island nähert, ist eine mächtige weiße Kuppel, die in der Sonne Funken sprüht: der Wassergletscher, ein Eisfeld, das sich über 8500 von den 103 000 Quadratkilometern des Landes erstreckt. Was man indessen nicht sieht, sondern nur an gewissen Formen erraten kann, wenn man es weiß, ist, daß diese Eismasse zahlreiche Vulkantrichter bedeckt, deren Glut so wenig erkaltet ist, daß man hin und wieder Rauch- und Feuersäulen über ihnen erblicken kann, ja daß man auf einer Wanderung über die Eiswüste — einer durchaus nicht ungefährlichen Wanderung — auf heiße Quellen stoßen, darin man seine Frühstückseier kochen kann. Und was man nur dann zu Gesicht bekommt, wenn man dicht am Land vorüberfährt, das sind jene Gehöfte, welche auf dem schmalen Streifen zwischen dem fließenden und dem erstarrten Meer, inmitten grüner Wiesenmatten sich verstecken, hart an der Grenze des Gletschers.

Dieser Anblick des Meeres, Landes und des Gletschers, drei ausdauernder und zäher Mächte, und eines baufälligen aber unverwüstlichen Bauernlebens, einer zäheren Macht als die übrigen drei zusammen genommen, ergibt gewiß nicht das ganze Island, aber immerhin eine sehr wesentliche Seite sowohl des Landes als auch des Volkes. Vor allem, wenn man sich an das Feuer unter der Eisdecke erinnert, das man nur selten zu sehen bekommt. Und ferner vor allem, wenn man bedenkt, daß die Kühnheit dieses Bauernvolkes keineswegs so ganz mit den Helden der Sagas dahingegangen ist. War es doch ein Bauernsohn auf einem jener Gletscherhöfe, ein junger Mann, der seine Gegend kaum jemals verlassen hatte, welcher vor einigen Jahren alles, was er zum Ausbau eines Wasserfalles und einer elektrischen Anlage für Beleuchtung, Heizung und Kochen benötigte, nach einem ausländischen Katalog bestellte; und wiewohl er niemals in seinem Leben eine Maschinenwerkstatt gesehen, noch einen Fachmann oder auch nur einen Bewanderten auf diesem Gebiete gesprochen, installierte er dennoch das ganze; worauf Bauern zu Hunderten rund herum im Lande, hauptsächlich aber in dieser entlegensten und unzugänglichsten aller isländischen Gegenden, seinem Beispiel gefolgt sind. Manch einer würde dieses Verfahren wohl eher eine Tollkühnheit als eine Kühnheit nennen. Und das stimmt: in Island war es nie mit der Kühnheit allein getan; ein kleiner Schuß Tollkühnheit tat dort immer not. Zweifelsohne hat gerade dieser Umstand mehr denn jeder andere dazu beigetragen, den Charakter des Volkes zu prägen, die Kinder des Landes nach ihrem Land zu formen und nach der häufig unberechenbaren Lebenswillkür dieses Landes, die in ihren Extremen kaum Grenzen kennt.

Ein Hauptproblem ist für den Isländer durch lange Zeiten gewesen, und

ein Problem, das noch keineswegs vollständig gelöst ist, wiewohl es nun schon auf dem besten Wege ist, gelöst zu werden, wie er mit seinen 105 000 Seelen der 103 000 Quadratkilometer seines Landes Herr werden soll. Freilich ist ein großer Teil dieses Landgebietes, wohl an die vier Fünftel, unbewohnt und unbewohnbar, Heidestrecken im Hochland, Sandwüsten, Firne. Aber die Gaue liegen an der ganzen fjordreichen Küste entlang verstreut und erstrecken sich durch lange Täler tief in den Block des Hochlandes hinein. Was es hier in den letzten Dezennien an Flüssen gegeben hat, über die Brücken gebaut, an Bergstrecken, über die fahrbare Straßen gelegt werden mußten, davon bekommt man vielleicht eine kleine Ahnung, wenn man erfährt, daß ein Viertel der Gesamteinkünfte des isländischen Staates nun seit langem und noch für unabsehbare Zeit ausschließlich zum Wegbau verwendet wird. Diese schwierigen Terrainverhältnisse haben es bewirkt, daß Island in trafikmäßiger Hinsicht eine der wichtigsten Entwicklungsstufen, die Eisenbahn, übersprungen hat, während es augenblicklich nur wenige Länder gibt, wo die Autos der Prozentzahl nach zahlreicher sind; und allmählich scheint sich auch das Flugwesen hier einzubürgern.

Als Land besitzt Island übrigens einen eigenen Zauber, der sich in Worten nur schwerlich schildern läßt. Sind es die öden endlosen Sande, mit dem Möwenschimmer in der Luft? Oder die schwer dahinrollenden Gletscherflüße, schlammbraun vor eingefressener Raserei? Oder das vertrauensvolle Gras, das an den barschen Berghängen emporklettert und den Gletscher als Wetterschutz benutzt? Oder die Küsten, an die das Brausen des großen Meeres in sanften Wellenschlag verklingt? Oder die Vogelberge, welche sich Meile um Meile steil aus dem Meer erheben, 2000 Fuß in die Höhe, gesprenkelt von gelben und roten Sandsteinlagen zwischen den Basaltschichten, gesprenkelt von Miriaden umherflatternder Vögel? Sind es die schmalen Fjorde zwischen den schroffen Klippenmauern, die so still daliegen, die Sonne in ihren Himmel versenkt, mit fischenden oder segelnden Booten, mit Booten, darin Knaben spielen oder Männer arbeiten? Oder die breiten Fjorde, mit den breiten wohlzufriedenen Höfen Seite an Seite den Strand entlang? Sind es die Berge mit ihren wechselreichen Konturen, so klar gezeichnet in der reinen Luft? Oder die mächtigen Wasserfälle mit ihrem Regenbogenflimmer in der Sonne; oder die kleinen schlanken Wasserfälle? Sind es die würzigen Bergkräuter, oder die einsamen, treuherzigen Vögel der Heiden? Sind es die schwefeligen Springquellen oder die stinkenden Schlammvulkane? Oder die verträumten Bergseen mit den eingewohnten Schwänen, die umgeben von Schwärmen grauer und bunter Enten umhersegeln? Es ist dies alles und noch vieles mehr. Bereits der älteste Bericht über Island, niedergeschrieben von dem englischen Priester Beda, dem ehrwürdigen Mann (672—735), enthält ein Naturbild von dem märchenhaften Eiland, welches er Thule nennt: dorthin kommt „im Winter kein Tag, im Sommer keine Nacht", sagt er.

Das Leben in diesem Lande hat sich im Laufe der Jahrhunderte überaus verschiedenartig gestaltet. Die norwegischen Großbauern und Häuptlinge, welche im 9. Jahrhundert das Land kolonisierten, bildeten hier einen Freistaat, dessen Errichtung gerade in diesem Jahr zu seinem tausendsten Geburtstag gedacht wurde. Über drei Jahrhunderte hielt sich dieser Freistaat vollkommen unabhängig, und neben oder vielleicht eher dank dem materiellen Wohlstand und dem ge-



Cesar Klein

sunden Gefühl einer schrankenlosen Freiheit, gründete dieses Auswanderervolk eine Kultur, die wohl so ziemlich ohnegleichen dastehen dürfte, schrieb jene Literatur, die gern als die altnordische bezeichnet wird, die aber, da sie in Island und ausschließlich durch Isländer entstand, richtiger die Altisländische heißen würde: die isländischen Familiensagas und norwegischen Königssagas.

Später geriet das Land durch Ränke unter Norwegen; mit Norwegen zusammen fiel es Dänemark zu. Ein selbständiger Staat wurde es erst im Jahre 1918, als Dänemark auf jede Oberhoheit über diese seine ehemalige Besitzung freiwillig verzichtete — ein sicherlich einzig dastehender Fall, der für alle Zeiten in untrübbarem Glanz Dänemarks Namen und das Angedenken seines edlen Volkes umstrahlen wird —, so daß von den unkündbaren Angelegenheiten zwischen den beiden Ländern der König allein übrig blieb; jedoch nicht als dänischer, sondern als isländischer König.

So stehen die Isländer nun da mit der vollen Verantwortung für ihr schwie-

riges Land; eine sowohl gefährliche als auch erfreuliche Situation. Und eine Situation, die selbstverständlich das ganze Leben im Lande prägt. Ein Fremder hat ein Buch über Island „Island im Gießlöffel" betitelt. Das ist richtig gesehen und getroffen: wir sind im Gießlöffel. Wir haben die Segel gehißt zur gefährlichsten Fahrt, von der die Geschichte des Landes meldet. Im Laufe weniger Jahrzehnte ist die Landwirtschaft, früher ein Haupterwerb, vor der Fischerei vollkommen ins Hintertreffen geraten (was Einkünfte anlangt). Der isländische Fischer, der einst nicht einmal ein Deckboot besitzen durfte, sondern nur offene Boote, bringt seinem Land jetzt jährlich etwa 50 Millionen ein. Aber die Landwirtschaft hat sich auch auf die Beine gemacht. Auf einem Hof, der bis vor kurzem nur fünf bis sechs Kühe ernähren konnte, prangt jetzt, durch das Unternehmen eines tüchtigen, reichen Mannes, eines Trawlerbesitzers, einer der modernsten Kuhställe der Welt, ganz aus Eisenbeton mit allen denkbaren modernen Einrichtungen versehen, selbstverständlich auch mit automatischer Melkung, und dieser Kuhstall — der sich rentiert —, faßt 180 Kühe, die der Hof dank der Bodenpflege füttert. An anderen Orten — und zwar an den meisten — kann man indessen noch Kuhställe sehen, wie man sie auch vor 1000 Jahren dort hätte sehen können.

Oder *Reykjavik*, die Hauptstadt. Im Jahre 1901 hatte die Stadt 7000 Einwohner; gegenwärtig hat sie 26 000. Man kann sich selbst einigermaßen vorstellen, wie es in einer solchen Stadt aussehen muß, in einer Stadt, wo geschafft und geschafft und immer wieder geschafft wird, wie sonst nur an Bord eines Fischdampfers, der mitten in der Fischzeit an der Hafenmole liegt. Und dennoch, aus der Kolonistenstadt entwickelt sich langsam aber sicher das Reykjavik der Zukunft. Die wellblechbezogenen, in grellen Farben prangenden Holzhäuser machen nun großen soliden Eisenbetonbauten immer mehr Platz. Ein völlig modernes Hotel mit Entree, Umkleideraum und Bad bei jedem Zimmer steht nun mitten in der Stadt. Eine Gemeindeschule für etwa 2000 Kinder und mit Ausbaumöglichkeiten, eine Schule mit einem Kino zu Unterrichtszwecken und einer Schwimmhalle unter dem Turnsaal, einer Schwimmhalle, in die das Wasser aus den warmen Quellen geleitet wird. Ferner ein ebenso modernes Hospital. In Ausführung befindet sich eine 21 Kilometer lange Wasserleitung, welche die ganze Stadt mit Wärme von den heißen Quellen versehen soll; die Benutzung wird zwangsweise; wenn aber jeder Haushalt zehn Jahre lang bezahlt hat, was er jetzt für Heizung ausgibt, sind die großen Unkosten, die die Anlage beträgt, schon bezahlt, und die Kommune wird nunmehr das warme Wasser, wenn nicht gerade gratis, so jedenfalls ungemein billig leiten können. Andererseits findet man aber gleichzeitig in und um Reykjavik herum, jedoch hauptsächlich draußen auf dem Lande, Behausungen, deren jahrhunderte alte Primitivität jeder Beschreibung spottet.

Das ist Island; so ist das Land und so ist sein Leben. Voller Widersprüche, nahezu alle Extreme umspannend. Und wie das Land, so auch das Volk.

Der Isländer von heute hat ja nicht nur eine neue Landnahme vor sich — eine Landnahme, die mindestens so beschwerlich und gefahrvoll ist wie die erste; er befindet sich mitten drin. Es sind nicht mehr die Wogen des Atlantischen Meeres, die am gefährlichsten drohen, obwohl die See um Island noch in unseren



Eduard Kayser

Tagen mehr Leben fordert als irgendwelche Krankheit; es ist das Meer des Lebens und der Zeit, darüber er sein schwaches Fahrzeug führen soll. Daß er mit dem Leben davon kommt, darf man wohl sicher annehmen; da ja doch das Glück nicht allein den Kühnen, sondern auch den Tollkühnen begleitet. Aber wird er auch seine alte Kultur über das gefährliche Meer der jähen Änderungen hinüberretten? Wird es ihm gelingen, fremde Kultur einzuschmelzen als einen lebendigen Teil seiner eigenen Kultur? Und vor allen Dingen: wird er die Hellsichtigkeit bewahren, die nötig ist, um Kultur von Zivilisation unterscheiden zu können? Wird er es verstehen, sich die allen modernen Menschen unentbehrlichen Güter der Zivilisation zu unterwerfen, so wie er jetzt seine Erdhitze ausnutzt, ohne in ersteren unterzugehen oder in letzteren verbrüht zu werden? Vorläufig darf man hoffen, wenn man ja auch nicht ohne Angst der Zeit zusehen wird. Aber hoffentlich glückt es. Hoffentlich darf man die Treibhäuser, die jetzt, dank der inneren Hitze des Landes den isländischen Winter in ewigen Sommer verwandeln, wo Gewächse und Früchte des Südens gedeihen und reifen, daß man auch hier in so hohem Norden ihre Süße auf der Zunge verspüren kann, hoffentlich kann man sie als ein glückliches Symbol betrachten.

Wir Isländer sollten indessen nicht wegen der Autos und Flugmaschinen unser Pferd vergessen — das isländische Pferd, das beste aller Erdentiere. Und der Fremde, der das isländische Pferd nicht kennen lernt, hat noch nicht die beste Bekanntschaft gemacht, die man in Island machen kann. Wir Isländer werden es nie vergessen, so lange es ein Island gibt, wird es Pferde geben, der größte Teil des Landes wird nie zugänglich werden außer auf Pferderücken. Klein ist das isländische Pferd, aber seine Kräfte sind groß und seine Bereitschaft grenzenlos. Und seine Gutmütigkeit. Und sein Humor. Durch die schweren Ströme hat es uns getragen, solange das Land bewohnt ist. Sind die Flüsse zu tief, daß es den Grund erreichen könnte, schwimmt es mit uns hinüber. An Hängen so steil, daß man selbst nur schwerlich dort Fuß fassen könnte, klettert es sicher mit seinem Herrn im Sattel. Fällt es, und fällt man mit ihm, so ist es das erste, was es tut, wenn es wieder auf den Beinen ist, daß es zu einem hinkommt, einen anschnuppert, ob etwas im Wege ist. Hat man es eilig und läßt es laufen, läuft es, bis es tot umfällt. Wenn die Menschen in Island bloß so tüchtig und treu sind wie die Pferde: dann gibt es nichts zu befürchten.

Deutsch von Jóhann Jónsson

DER BRÄUTIGAM HENRI ROUSSEAU

Von

SENT M'AHESA

Man weiß: nirgends macht die Verwaltung des eigenen Ruhmes weniger Umstände als in Paris; dort kann man es damit ganz nach Belieben halten. Nur muß man auch wirklich das Zeug zum Ruhm haben. Dann kann man ihn lagern lassen oder zu den Akten legen; was noch längst nicht das Dümmste ist. Oder man kann sich geräuschvoll feiern lassen, wie das letzthin Emil Ludwig und Furtwängler geschah, die von begeisterungstrunkenen Ministern umarmt, von dreitausend Zuhörern beklatscht wurden. — Man kann es aber auch machen wie Henri Rousseau. Als er der „clou" des Salon des Independants war, fuhr er seine Bilder im Handwägelchen zur Ausstellung und hängte sie dort selbst auf. So gefiel es ihm!

Die Ausstellungsleitung ehrte ihn dadurch, daß sie aus schlichten Bänken ein kleines Amphitheater rings um die Bilder baute. Aber diese Ehrung war nicht eigentlich freie Geste, sondern service, Dienst am Kunden, notwendige Handlung. Denn tagaus, tagein sammelten sich hier die Menschen zu dichten Haufen und reckten sich die Hälse nach Rousseaus Bildern aus, angelockt durch Glücklichere, die weiter vorn standen, kommentierten, lachten, Witze rissen.

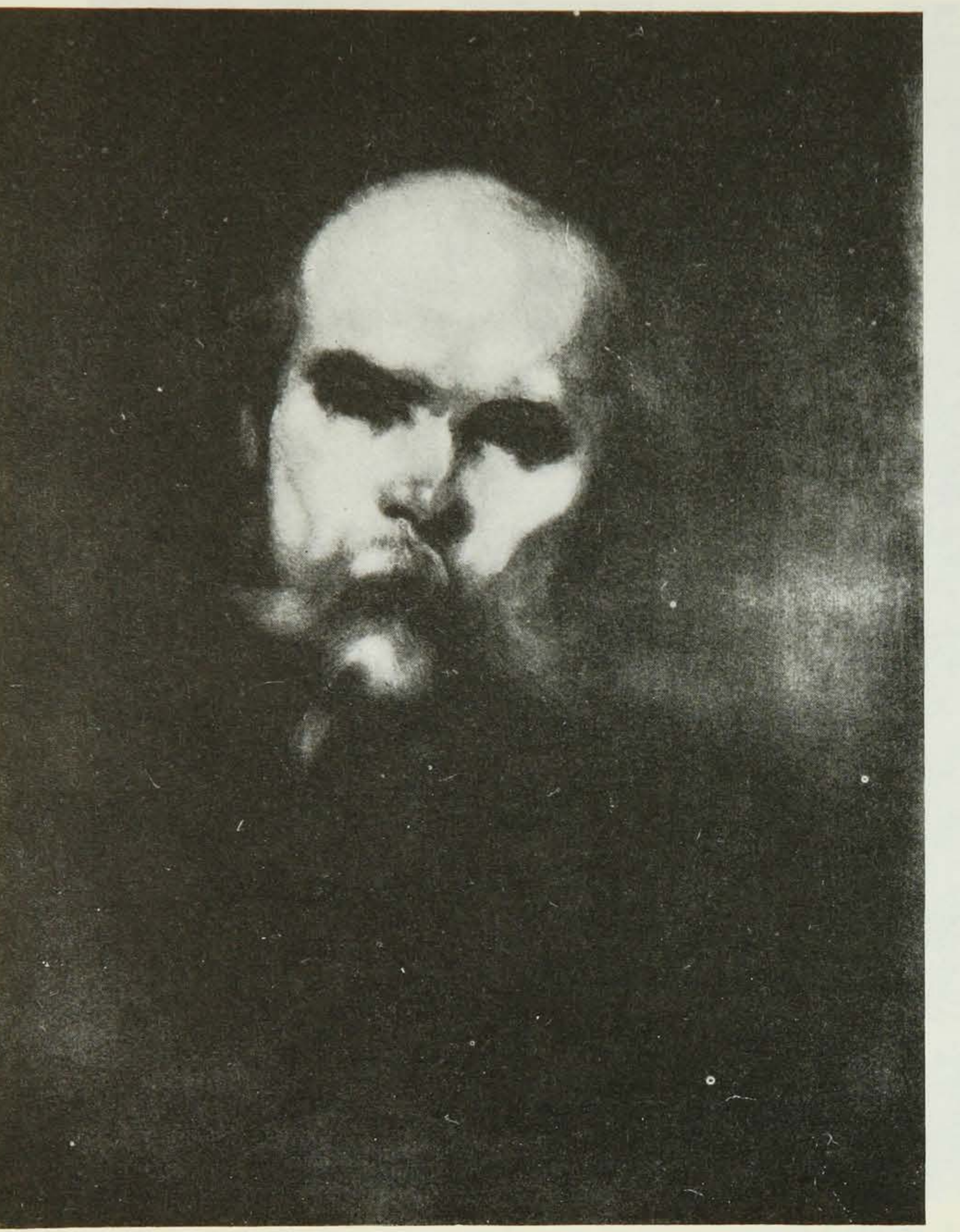
Der Anblick des Gedränges gab Rousseau tiefe Befriedigung, obzwar ihm seine eigne Größe so sehr Gewißheit war, daß er Beweise nicht brauchte. Sein künstlerisches Selbstbewußtsein drückte sich nicht einmal in hohen Bilderpreisen aus: mit 300 Francs schien ihm — selbst am Ende seines Lebens — ein größeres Bild gut bezahlt zu sein. Er verkaufte leicht: ein kleiner Kreis von Erleuchteten holte ihm, wenigstens in den letzten Jahren, die Bilder noch naß von der Staffelei.

Trotzdem wäre er lieber, wenn er die Wahl gehabt hätte, ein gut bezahlter Beamter mit sicherem Einkommen gewesen. *Denn dann hätte er seine Jugendliebe heiraten können.* Seit unausdenklichen Zeiten war er mit ihr verlobt, aber die Eltern seiner 55*jährigen Braut*, kleine Bürgersleute, ließen die Heirat mit dem Maler noch immer nicht zu: Rousseau sollte einen bürgerlichen Beruf und dazu auch dessen Nahrhaftigkeit nachweisen können. Bis an sein Lebensende hat er nicht aufgehört, einen solchen Beruf zu suchen. Er fand ihn nicht, und deshalb litt er bis zuletzt an der Tatsache seines Künstlertums. Für ihn gab es in der Kunst selbst keine Probleme: er malte, wie er meinte, aus Passion, weil er es nicht lassen konnte, und weil es für ihn nichts Besseres zu tun gab.

So schildert ihn der deutsche Bildhauer H., der ihn vor 25 Jahren in Paris hin und wieder sah.

* * *

H. hatte einmal ein Bild bei Rousseau bestellt. Als er es abholen ging, begleitete ihn seine junge Frau, die Rousseau noch nicht kannte. Sie fanden ihn beim *Violinunterricht:* drei kleine Knaben quälten ihre billigen Geigen, und der Maestro stand vor ihnen und klopfte den Takt mit dem Fuß. Vor dem Besuch wollten die drei den Bogen sinken lassen, aber Rousseau ließ es nicht zu: sie mußten weiterspielen.



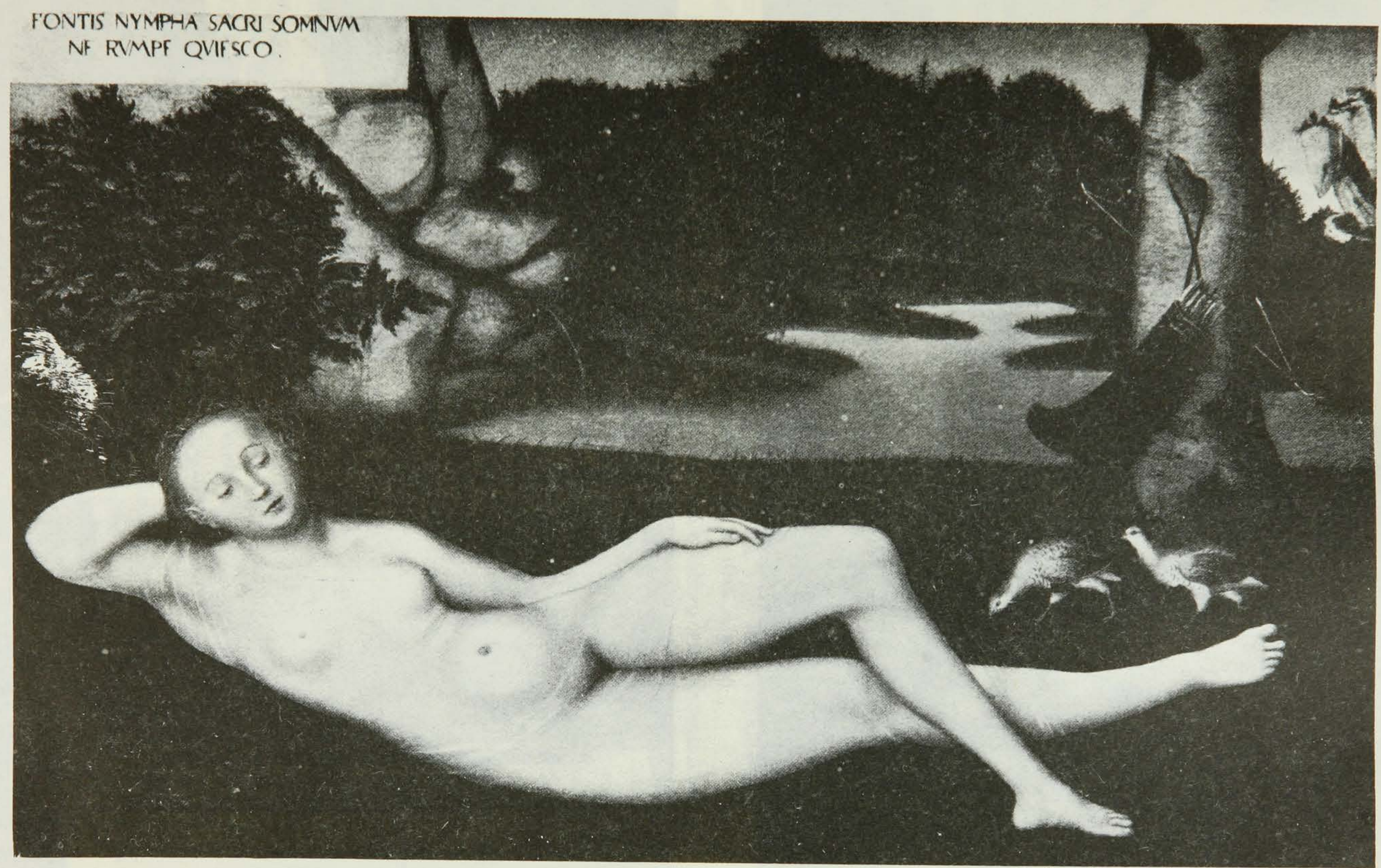
Eugène Carrière, Paul Verlaine

Fantin-Latour, Arthur Rimbaud



Aus Baslers Monographie, Librairie de France

Henri Rousseau, Der Traum



Lucas Cranach, Ruhende Diana

München, Neue Pinakothek, Sammlung Thyssen

Bakunins Zelle in der Petersburger Peter-Paul-Festung

Photo Grete Berg

Teilbares Schlafzimmer im Landhaus Dr. L., Nikolassee

DER STRÄFLING VERLAINE

Von

NICO ROST

Nichts in dieser Stadt, in deren Straßen der Maler Eugen Carrière mit Vorliebe spazieren ging, deutet darauf hin, daß eine knappe halbe Stunde weiter das „Borinage", das riesige belgische Kohlengebiet beginnt, in dem 80 000 Arbeiter ihr unterirdisches Dasein fristen. Es ist eine tote Stadt, wenn auch Al Jolson dort jeden Abend sein „Sonny Boy" singt und Remarque in jeder Buchhandlung zu finden ist. Wer eine Stunde durch die leeren Straßen von *Mons* (Bergen) schlendert, trifft mit Bestimmtheit immer wieder dieselben Menschen; die alte Jungfer mit dem Einkaufskorb am Arm, den pensionierten Offizier, der seinen Hund an der Leine führt, die Polizisten, bei denen man unwillkürlich an Operettenfiguren denkt. Auf dem Platz vor dem Militärlazarett sind die Soldaten damit beschäftigt, Unkraut zu jäten. In Abständen von fünf Metern knien sie auf den Steinen; sie drehen sich Zigaretten, und dann und wann bücken sie sich, um ein Grashälmchen auszurupfen. Über alldem liegt eine friedliche Ruhe, die durch nichts gestört wird. Auf dem Marktplatz stehen ein paar Menschen. Sie kommen von einer Probe; der Städtische Theaterverein beabsichtigt, ein Stück von Erckman-Chatrian aufzuführen.

Ich bitte den pensionierten Offizier, dem ich heute mittag zum dritten Male begegne, mir zu sagen, wo das Gefängnis ist. Er erschrickt sichtlich, faßt die Hundeleine fester und beschleunigt seine Schritte, ohne mir zu antworten. Am äußersten Ende des Marktplatzes bleibt er stehen und sieht sich scheu nach mir um. Aus einem vornehmen Haus, an dem ein Schild „M. Delahay, Notair" verkündet, tritt ein Greis. Ich spreche ihn an; sein Gesichtsausdruck verrät, daß ich es mit dem Herrn Notar höchstpersönlich zu tun habe. Meine Frage bringt ihn einigermaßen aus der Fassung. Er erwidert stotternd, daß sich das Gefängnis irgendwo in der Nähe der Rue du Parc befinde. In der Rue du Parc bitte ich eine Frau, die mühselig einen Handwagen vor sich herstößt, um nähere Auskunft. Sie wundert sich nicht im geringsten, und bietet sich an, mich hinzubegleiten. Sie meint, wir sollten uns beeilen, denn ich würde doch gewiß einen Freund oder ein Familienmitglied besuchen wollen, und um drei Uhr sei die Besuchszeit zu Ende. Ich will jedoch diesmal weder einen Freund noch einen Angehörigen besuchen, sondern den französischen Dichter Paul Verlaine, der in diesem belgischen Gefängnis 446 Tage zugebracht hat. Die Brüsseler Cour d'Appel hatte ihn im März 1873 verurteilt, weil er eines Tages, als ihn ein sinnloses Ohnmachtsgefühl packte, ein paar Revolverschüsse auf einen anderen Dichter abgegeben hatte, auf Arthur Rimbaud.

Ich gehe durch herbstliche Anlagen, in denen ein einsamer Parkwärter ein paar dürre Blätter zusammenharkt. Hier in der Nähe befindet sich also das Gefängnis, von dem Verlaine sang: „Château, château magique où mon âme s'est faite —". Hier entstand „Sagesse" und jenes andere Bekenntnis: „De la musique avant

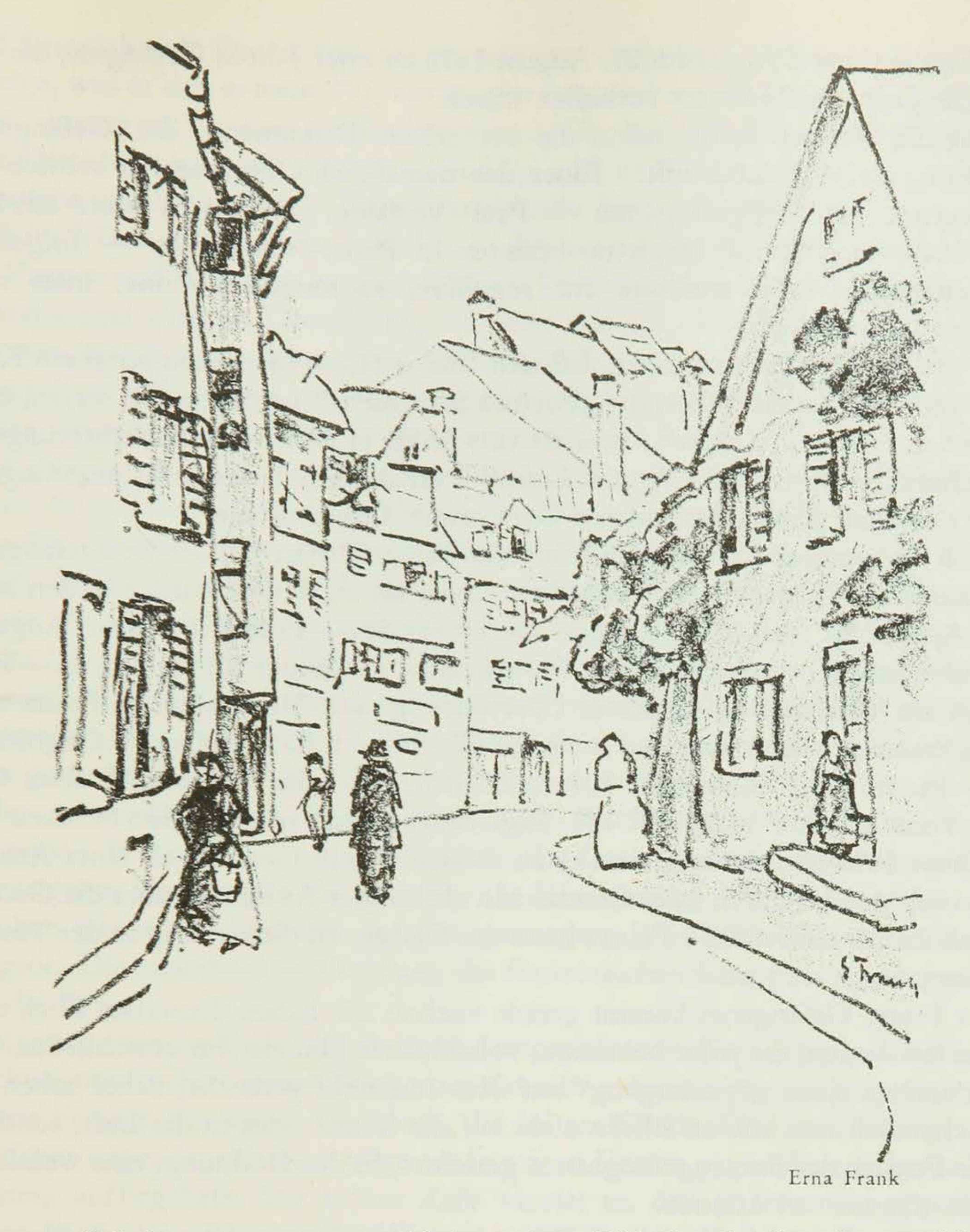
toute chose.“ Langsam rollt ein Gefängniswagen durch das breite Tor. Zwei gefesselte junge polnische Grubenarbeiter steigen aus. Sie stehen im Verdacht, einen Aufseher — ihren „porignon“ — in den Zechen von Jemappes ermordet zu haben. Sie werden von den Gendarmen fortgeführt. Der alte Portier, der schweigend meinen Brief vom Belgischen Justizministerium liest, schüttelt den Kopf: „Einen Paul Verlaine haben wir hier nicht. Vielleicht sitzt der in Charleroi.“ Er bringt mich jedoch auf meine Bitte zum Direktor, allerdings in der Überzeugung, daß mir dieser die gleiche Auskunft geben wird.

In vergilbten Papieren der Gefängnisverwaltung stehen einige merkwürdige Einzelheiten über den Aufenthalt Verlaines in diesem „château“. Übrigens verbringen dort auch heute noch etwa dreihundert Sträflinge ihre trostlosen Tage, während in dem angrenzenden Frauengefängnis ebensoviele weibliche Gefangene sehnsüchtige Seufzer ausstoßen. Kann man sich vorstellen, was für Gedanken diese Männer und Frauen bewegen, die nur durch eine Mauer getrennt und doch füreinander unerreichbar sind?

Die eigentliche Geschichte von den verhängnisvollen Revolverschüssen kann man hier nicht finden. Sie ist in den Akten Rimbaud-Verlaine enthalten, die das Justizministerium in Brüssel aufbewahrt; ein Teil davon wird aus unverständlichen Gründen nicht veröffentlicht.

In der Aufwallung eines krankhaften Heroismus hatte Verlaine seine kranke Frau in Paris zurückgelassen, um Rimbaud nach London zu folgen — Rimbaud, der wieder einmal ausfliegen wollte und genug hatte von Paris mit all seinen Literaten, Zirkeln und Kränzchen, während Verlaine gegen seine Natur handelte und wahrscheinlich selber wußte, daß er nicht seinen eigenen Weg ging. Schon zu diesem Zeitpunkt muß er gespürt haben, daß Rimbaud der Stärkere von ihnen war und daß es für diesen Dichter, der sich über Menschen und Gesellschaft erhaben fühlte, keinen Kompromiß gab. Während des Aufenthaltes in London kam ihm das alles noch deutlicher zu Bewußtsein. Die beiden führten ein unstetes Leben, waren oft wochenlang ohne Geld, und in solchen Zeiten war der Alkohol ihre einzige Zuflucht. Da dachte Verlaine an seine Frau, die er verlassen hatte und die er doch mehr liebte als irgend jemanden auf der Welt — auch mehr als Rimbaud, wenn er sich das auch nicht eingestehen wollte. Augenblicklich war Rimbaud für ihn die Kraft, die er gern besessen hätte, aber nicht besaß. Dann begann er nächtelang nach seiner Frau zu jammern, bis Rimbaud, dem die Schlappheit und das Gestöhne zu viel wurden, ihn verließ. Wenn es so mit Verlaine stand, dann mußte dieser Unglückliche eben zu seiner Frau zurückkehren und war für das Vagabundenleben, für Freiheit und Unabhängigkeit unbrauchbar.

Verlaine war verzweifelt und flehte ihn in seinen Briefen an, wiederzukommen. Schließlich willigte Rimbaud ein, und wieder begann dasselbe Leben, das nun zu einer wahren Hölle wurde. Verlaines Frau drängte auf Ehescheidung. Rimbaud machte den Querulanten, diesen „chagrin-idiot“, lächerlich und hatte nur Hohn für ihn übrig. Unvermittelt reiste Verlaine, der all dies nicht mehr aushalten konnte und sich auch zu sehr nach seiner Frau sehnte, nach Brüssel ab. Rimbaud ließ er ohne Geld in London zurück. Obgleich er sowohl seiner Frau wie seiner Mutter geschrieben hatte, sie möchten ihn in Brüssel treffen, kam nur seine Mutter. Seine Frau verharrte in dem Wunsch, sich von ihm scheiden zu lassen, und hatte bereits


Erna Frank

die ersten Schritte unternommen. Als kurz darauf Rimbaud auftauchte — nicht aus Sympathie, sondern aus Geldmangel — und verkündete, daß auch er ihn endgültig verlassen und nach Paris zurückkehren wolle, war Verlaine verzweifelter denn je. Er drohte, er bat den Freund flehentlich, bei ihm zu bleiben. Dann fielen Schüsse. Wieder war Verlaine der Schwächere — Rimbaud war nur leicht an der rechten Hand getroffen. Verlaines Mutter verband die Wunde. Man versöhnte sich noch einmal, setzte sich zusammen an den Tisch, trank. Ein paar Stunden später brachten Verlaine und seine Mutter den andern an die Bahn. Es war vereinbart, daß Rimbaud vorläufig nach Charleville, nicht nach Paris fahren sollte. Wieder bekam Verlaine Angst, Angst vor dem Unbekannten in Rimbaud und Angst vor der Einsamkeit, die nach dieser Abreise kommen würde. Wieder zog er den Revolver. Rimbaud, der im Augenblick keinen anderen Ausweg sah, rief einen vorübergehenden Schutzmann zu Hilfe und bat ihn, den Mann — „cet homme qui veut me tuer" — zu verhaften. Dann nahm die „Gerechtigkeit" ihren Lauf. Erst saß Verlaine in den „Petits Carmes" zu Brüssel in Untersuchungshaft. Dann verur-

teilte ihn die Cour d'Appel am 27. August 1873 zu zwei Jahren Gefängnis, die im Strafgefängnis von Mons zu verbüßen waren.

Über die Haftzeit selbst teilen die verblaßten Dokumente der Gefängnisverwaltung verschiedenes mit. Einer der damaligen Oberbeamten schrieb in das Register des Strafgefangenen — Paul Verlaine, geboren in Metz am 30. März 1844, von Beruf Magistratsbeamter in Paris, verheiratet — folgende Kennzeichnung: „Sa conduite fut regulière, sa moralité bonne, mais son caractère était faible."

An gleicher Stelle ist zu lesen, daß sich Victor Hugo für seinen jüngeren Kollegen, von dem damals schon die „Poèmes Saturniens" veröffentlicht waren, eingesetzt hat. Auf Grund seiner Autorität verschaffte er ihm einige Erleichterungen; sein Schützling durfte beliebig viel Lesestoff erhalten und war nicht gezwungen, an der täglichen Arbeit der anderen Gefangenen teilzunehmen.

Noch viele andere Einzelheiten kann man hier erfahren: daß der Strafgefangene Verlaine sein Mittagessen von außerhalb holen lassen durfte; daß er in den Monaten April, Mai, Juli, Oktober und Dezember 68.— Francs, im Juni, August, September und November dagegen 76.— Francs, im Januar jedoch nur 70.— Frs. ausgegeben hatte; daß er bei seiner Überführung nach Mons noch im Besitz von 112.80 Francs gewesen war, und seine Familie ihm im Laufe seiner Gefängniszeit 827.— Francs hatte zukommen lassen; endlich, daß seine Strafe kraft eines Gesetzes vom 4. März 1870 auf 446 Tage herabgesetzt wurde, seine Strafzeit am 22. Januar 1875 beendet war, und er an diesem Tag in Gesellschaft einer Anzahl Diebe und Mörder durch zwei Gendarmen als lästiger Ausländer über die Grenze abgeschoben wurde. 132,59 Francs hatte der Dichter an diesem Tag in der Tasche — seine „masse de sortie".

Ein Trupp Gefangener kommt gerade vorbei; alle haben denselben Blick und die matten Augen, die jeder bekommt, sobald diese Mauern ihn umschließen. Sie haben soeben einen „Spaziergang" auf dem Innenhof gemacht; dabei haben sie wahrscheinlich ihre stieren Blicke nicht auf die Sonne oder in die Luft, sondern auf die Fenster des Frauengefängnisses gerichtet, in der Hoffnung, eine weibliche Gestalt erkennen zu können.

Unter den Strafgefangenen von Mons war Verlaine die Nummer 1. Von der Zelle 1 aus, die im Mittelteil des Gefängnisses liegt, vermag niemand, soviel Mühe er sich auch gibt, das kleinste Stückchen Himmel zu entdecken. Die Pritsche, die, gleich nachdem der Gefangene durch den Wärter geweckt worden ist, zusammengeklappt werden muß, dient tagsüber als Tisch. Auch zu Verlaines Zeit war diese Pritsche da, wie der Direktor versichert. Und sollte sie auch durch eine neue ersetzt worden sein, das Modell ist jedenfalls noch dasselbe. Auch die Luke, durch die der Gefangene Nummer 1 sein Essen zugeschoben bekam und noch heute bekommt, ist dieselbe geblieben, wie das Guckloch, durch das er jeden Augenblick, Tag und Nacht, bespitzelt werden konnte. Viel hat sich in der Menschheitsgeschichte geändert in diesen fünfundfünfzig Jahren, welterschütternde Erfindungen sind gemacht worden, Revolutionen kamen, Kriege haben gewütet. Auf das Strafgefängnis von Mons haben die Ereignisse nicht die geringste Wirkung gehabt. Die Zelle Nummer 1 ist in all diesen Jahren unverändert geblieben. An der einen weißgekalkten Wand hängt hinter Glas ein Blatt mit weisen „Sprüchen

und Sittenlehren". Das ist das einzige, was der Strafgefangene hier lesen kann, das einzige, was er den ganzen Tag vor Augen hat, und was er daher, ob er will oder nicht, immer und immer wieder lesen muß. Hat auch Verlaine es lesen müssen? Der Direktor bleibt die Antwort schuldig und weiß nur mitzuteilen, daß diese „Sprüche und Sittenlehren" beim Inkrafttreten des neuen Sprachgesetzes sogleich auch ins Vlämische übersetzt wurden, so daß sie nun ihren Einfluß gleichermaßen auf Vlamen und Wallonen ausüben können. Die Anzahl der banalen pädagogischen Anweisungen geht ins Unendliche, und kurz war nur die Zeit, in der es mir möglich war, einige zu notieren. Man legt den Gefangenen ans Herz: „Unrecht Gut gedeihet nicht!"; warnt ihn vor Vergnügungen, denn „Lust bringt Leid!"; ermahnt ihn, sparsam mit den Stunden umzugehen; „Nütze die Zeit und nütze sie gut!"; fordert ihn auf, vor allen Dingen nie untätig zu sein, denn „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen!"; und erteilt ihm sogar den Bumerang-Rat „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!". In jeder Zelle hängt neben diesen Sprüchen der Gekreuzigte — einerlei, ob Christ oder Jude sie bewohnt. Vor diesem Kruzifix in der Ecke von Nummer 1 hat Paul Verlaine gekniet, als der Direktor ihm unerwartet die Nachricht brachte, daß das ‚Tribunal Civil de la Seine' die Scheidung zwischen ihm und seiner Ehefrau Mathilde Mauté ausgesprochen habe; sein Junge — er ist 1927 als Schaffner der Pariser Untergrundbahn gestorben — war der Mutter zugesprochen worden. Eine Stunde, nachdem er diesen Bericht empfangen hatte, bat er den Beichtvater zu sich. Dieser brachte auf seinen Wunsch einen Katechismus, „Le Catéchisme de Persévérance" des Monseigneur Gaume (ein Katechismus für Erwachsene). Verlaine gewann seinen Glauben wieder; er flüchtete aus der grausamen Wirklichkeit in die Nebel der Religion. Die melodischste Dichtung der französischen Literatur — „Sagesse" — war die Folge.

Man atmet in der Zelle 1 die dumpfe Atmosphäre von Trostlosigkeit und Unterdrückung und richtet seinen Blick vom Kruzifix auf die schweren Riegel, das vergitterte Fenster, das kleine Guckloch, die kalten Wände. Und man wundert sich, daß dieser begnadete Dichter nirgends in seinen Versen gegen die gültige Lebensordnung aufbegehrte. Mit keiner Zeile verriet er, daß er seine Umgebung begriffen hatte. Er schien nicht zu wissen, daß in den Nachbarzellen Menschen schmachteten und sich leidenschaftlich nach Freiheit sehnten. Er beschäftigte sich ausschließlich mit seinem eigenen Seelenheil und bekümmerte sich nicht im geringsten um seine dreihundert Leidensgenossen. Es gibt nur wenig Gefängniserinnerungen, die denen von Verlaine gleichen. Der Dichter fühlte sich in seiner Zelle vollkommen behaglich, kam sich sogar in den Gefängniskleidern elegant vor und wäre gern länger geblieben, wenn seine Mutter nicht nach ihm verlangt hätte. Hier war er geborgen gegen die vielerlei Verführungen der Außenwelt. Seine Strafhaft war eine unfreiwillige, aber eine als Wohltat empfundene Flucht aus dem Leben.

Der Strafgefangene Nummer 1, der heute die Zelle bewohnt, teilt solche Anschauungen nicht. Er ist wegen Einbruchs in die Kontore der Bank von Hornu-Wasmes zu drei Jahren verurteilt. Auf die Frage, ob er wisse, wer Paul Verlaine, sein großer Vorgänger in dieser Zelle, gewesen sei, antwortet er: „War das ein Revolutionär?" Was ich mit bestem Gewissen verneine.



G. H. Wolff

UNWEIT MONS

Von

PAUL VERLAINE

Im schwarzen Rauch, im Nebelhauch
vorüberschwimmt die graue Stadt.
Die Luft schmeckt scharf, wie Bitter-
es dröhnt das große Eisenrad. [*lauch,*

Zerbrochene Fenster der Fabrik
mit Leibern nackt und rostig rot:
der Tod hängt jedem im Genick
für einen kleinen Bissen Brot.

Welk tropft vom Ahorn gelbes Laub,
Gesichter sind nicht mehr zu sehn
im Regenwind, im Kohlenstaub.

Ein grelles Menetekel schreibt
manchmal der Blitz und übertreibt
den Spuk, wenn schrill die Feuerhörner
[*gehn.*

Deutsch von Paul Zech.

DIE LÄUSESUCHERINNEN

Von

ARTHUR RIMBAUD

Wenn des Knaben rote Stirn aus seiner jungen Fieber Nestern
Bitterlich beschwört der weißen Träume haltlos Schlingern,
Treten an sein Bett zwei große feine Schwestern,
Silbernägel an den reizend überzarten Fingern.

Und sie setzen ihn ans offne Fenster, wo wie Tränen
Blaue Lüfte auf ein Dickicht Blumen niedertauen,
Und durch seine schweren, seine feuchten Strähnen
Fahren ihre Hände, spendend Zärtlichkeit und Grauen.



Jack v. Reppert-Bismarck

Er verspürt der langen Atemzüge warmes Streicheln,
Die wie rosige Honigpflanzen sein Gefühl versüßen,
Und mit pfeifenden Seufzern manchmal perlt ein Speicheln
Scheu auf ihre Lippen, oder Durst, zu küssen.

Ihre Wimpern hört er schlagen, dunkel lüstern,
In des Schweigens unempfindlichem Gehäuse,
Und, zerdrückt von den elektrischen Fingern, knistern
Unter ihren königlichen Nägeln seine kleinen Läuse.

Da durchläuft der Wein der Lässigkeit den Jungen,
Und wie Falten der Harmonika zu fiebern scheinen,
Fühlt er unter ihren langsam wachsenden Liebkosungen
Quellen, sinken, quellen eine Lust, zu weinen.

Deutsch von Alfred Wolfenstein.

MIT ENGLISCHEN AUGEN

Von

ROBERT GRAVES

Als der Krieg erklärt wurde, war ich in Harlech. Ich entschloß mich, einige Tage später, mich anwerben zu lassen. Obwohl man nur mit einem sehr kurzen Kriege von allerhöchstens zwei oder drei Monaten rechnete, konnte es doch gerade lange genug dauern, um den Beginn meiner Studien in Oxford im Oktober, vor dem ich mich fürchtete, zu verzögern. Ich dachte nicht weiter über die Möglichkeit nach, daß ich mich aktiv am Kriege beteiligen müßte. Ich dachte, es würde nur Garnisondienst zu Hause bedeuten, während das aktive Heer draußen wäre. Zweitens glaubte ich bestimmt, daß Frankreich und England in einen Krieg hineingezogen wurden, den sie nie beabsichtigt und für den sie völlig unvorbereitet wären. Ich dachte nie an die Möglichkeit, daß Zeitungen und Staatsmänner lügen könnten. Ich vergaß meinen Pazifismus — ich war bereit, von den Deutschen das Schlimmste zu glauben. Die Zeitungsmeldungen vom zynischen Bruch der belgischen Neutralität empörten mich. Ich schrieb ein Gedicht, das Rache für Löwen versprach. Ich zog vielleicht ein Fünftel von den einzelnen Greueltaten als Kriegsübertreibung ab. Das war natürlich nicht genug. Kürzlich las ich folgende Ausschnitte aus gleichzeitig erschienenen Zeitungen, irgendwo in chronologischer Folge zitiert:

Als der Fall Antwerpens bekannt wurde, läuteten die Kirchenglocken (z. B. in Köln und anderswo in Deutschland). *Kölnische Zeitung.*

Nach der Kölnischen Zeitung wurde die Geistlichkeit Antwerpens gezwungen, die Glocken zu läuten, als die Festung genommen wurde. *Le Matin* (Paris).

Nach dem, was die Times aus Köln über Paris gehört hat, sind die unglücklichen belgischen Priester, die sich weigerten, die Kirchenglocken zu läuten, als Antwerpen genommen wurde, zu Zwangsarbeit verurteilt. *Corriere della Sera* (Mailand).

Nachrichten zufolge, die ‚Corriere della Sera' aus Köln über London erhielt, wird bestätigt, daß die barbarischen Besieger Antwerpens die unglücklichen belgischen Priester wegen ihrer heldenhaften Weigerung, die Kirchenglocken zu läuten, dadurch bestrafen, daß sie sie als lebende Klöppel mit dem Kopf nach unten aufhängten.
Le Matin (Paris).

Als ich einige Monate später im Schützengraben lag, gehörte ich einem Kompaniekasino an, in dem vier von uns fünf jungen Offizieren zufällig entweder eine deutsche Mutter oder einen naturalisierten deutschen Vater hatten. Einer von ihnen sagte: „Natürlich freue ich mich, daß ich gleich eingetreten bin. Wenn ich es noch ein oder zwei Monate aufgeschoben hätte, würden sie mich für einen deutschen Spion gehalten haben. Sowieso ist mein Onkel im Alexandra-Palast interniert, und mein Vater durfte nur Mitglied seines Golfklubs bleiben, weil er zwei Söhne im Schützengraben hat." Darauf sagte ich: „Nun, drei oder

Jón Stefánsson, Sommernacht

Jón Stefánsson, Winterzeit

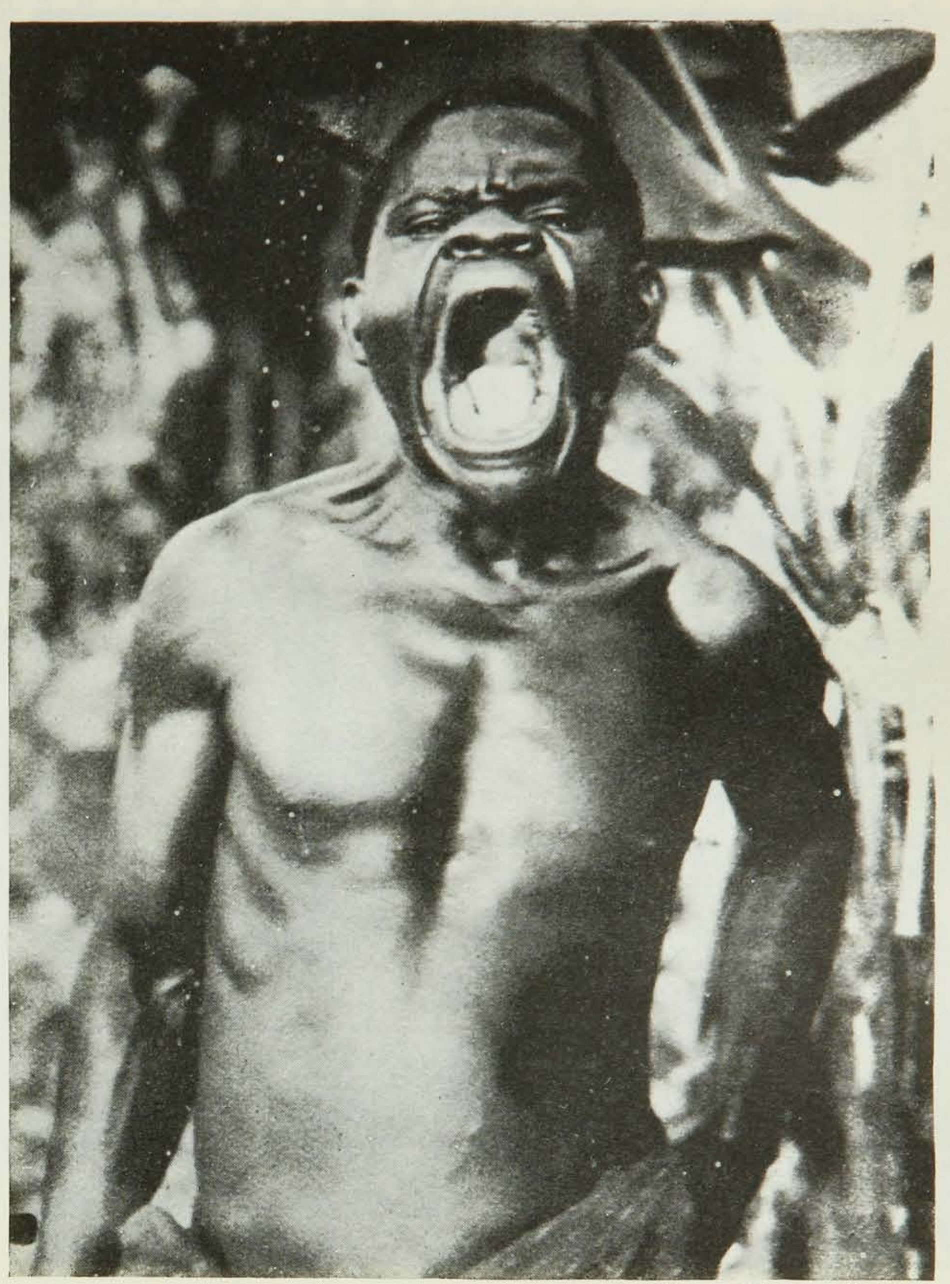
Holzhäuser in Reykjavik



Photo Gross

Das neue Reykjavik

Injuna, der Waldgorilla (Gabon, Westafrika)



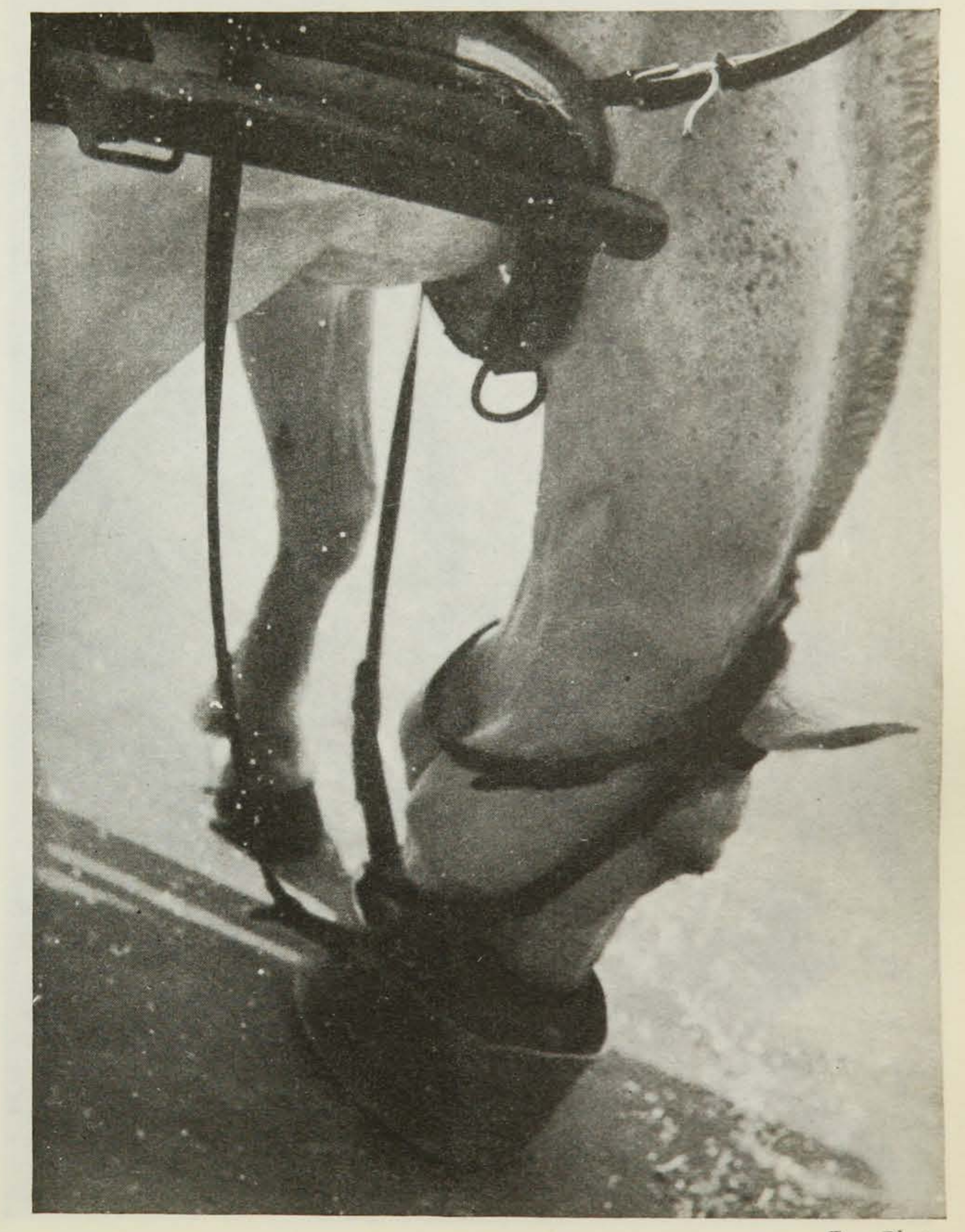
Photos Hermann Freyberg

Der Neger Badinga



Photo Elli Marcus

Heinz Rühmann in der neuen Revue der Berliner Komödie



Ecce-Photo

Frühstück

vier Onkel von mir sitzen irgendwo drüben und auch eine Menge Vetter. Ein Onkel von mir ist General. Aber das schadet nichts. Ich prunke nicht mit ihnen. Ich spreche nur vom Onkel, der als britischer Admiral in der Noremündung kommandiert.“

Einer meiner feindlichen Verwandten war mein gleichalteriger Vetter Conrad, der Sohn des deutschen Konsuls in Zürich. Januar 1914 hatte ich mit ihm zwischen den Bäumen in den Wäldern oberhalb Zürich Ski gelaufen. Wir waren zusammen die Dolderstraße in Zürich hinuntergerodelt. Dort waren die Laternen durch Sandsäcke gesichert, und Familienschlitten, die in den Kurven schleuderten, wurden oft von Einsitzerskeletons angefahren. Arme und Beine brachen dutzendweise, und die Menge hielt es für einen großen Spaß. Konrad stand während des ganzen Krieges in einem bayerischen Eliteregiment und erwarb den Pour le mérite, der seltener als das britische Viktoriakreuz verliehen wurde. Nach dem Kriege ist er von den Bolschewisten in einem Dorfe im Baltikum, wo er requirieren sollte, erschossen worden. Er war ein edler, stolzer Mann, der sich hauptsächlich für Naturgeschichte interessierte. Er pflegte viele Stunden in den Wäldern zu verbringen, um das Leben des Wildes zu studieren; es abzuschießen widerstrebte ihm. Die hervorragendste militärische Leistung war vielleicht die meines Onkels, der mit sechzig Jahren als Leutnant bei der bayerischen Artillerie Dienst tat. Mein jüngster Bruder traf ihn vor einigen Jahren und erwähnte zufällig, daß er Reims besuchen wollte. Mein Onkel stieß ihn mit dem Ellenbogen an: „Sieh dir die Kathedrale an. Ich lag da mit meiner Batterie im Kriege. Eines Tages kam der Divisionsgeneral zu mir und sagte: ‚Herr Leutnant, ich habe gehört, daß Sie Lutheraner und nicht Katholik sind.‘ Ich bejahte dies. Dann sagte er: ‚Ich habe einen sehr unangenehmen Auftrag für Sie, Herr Leutnant. Diese verfluchten Schweine, diese Franzosen, brauchen die Kathedrale als Beobachtungsposten und sie lassen von dort aus unsere Gräben aufnehmen. Ich verlange also von Ihnen, sie auszuräuchern.‘ Ich brauchte nur zwei Salven, bis die Spitze herunterkam und die Franzosen dazu. Es war eine feine Schußleistung. Ich war stolz, den Schaden so eingeschränkt zu haben. Du mußt es dir wirklich ansehen.“

* * *

Sommer 1915 gab die „Times“ in der täglichen Spalte „*Mit deutschen Augen*“ den Bericht einer deutschen Zeitung von Herrn Wolff, einem ausgetauschten Gefangenen, über seine Erlebnisse in Lancaster 1914 wieder. Die „Times“ fand die Behauptung Wolffs sehr erheiternd, nach der er und vierzig andere Kellner aus dem Midland-Hotel in Manchester festgenommen und mit Handschellen und *gefesselt* in besonderen Eisenbahnwagen unter Begleitung von fünfzig mit Karabinern bewaffneten Manchester Polizisten nach Lancaster gebracht worden waren. Aber es stimmte. Ich war der Offizier, der sie vom Polizeiinspektor übernommen hatte, er machte in verschnürter Uniform gute Figur und grüßte mich großartig. Ich unterschrieb eine Bescheinigung für seine Gefangenen, und er grüßte noch einmal. Er hatte seine Sache gut gemacht und war stolz darauf. Das einzige Mißgeschick war der zufällige Bruch von zwei Fensterscheiben im Zuge durch die umgehängten Karabiner. Wolff schrieb auch, daß sogar Kinder im Lager inter-

niert wären. Dies stimmte auch. Es waren rund ein Dutzend kleiner Jungens der deutschen Kapellen, die interniert worden waren, weil es menschlich freundlicher erschien, sie bei ihren Freunden zu lassen, als in ein Armenhaus zu schicken. Ihre Sicherheit im Lager machte dem Kommandanten schwere Sorge.

* * *

Als ich beim Kadettenbataillon war, ging ich fast jeden Sonntag zum Tee nach Garsington. Philip und Lady Ottoline Morrell wohnten dort im Herrenhause. Die Morrels waren Pazifisten, und hier hörte ich zum ersten Male, daß die Frage der Kriegsschuld zwei Seiten hatte. Clive Bell arbeitete auf dem Gute. Er war ein Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen, und es war ihm gestattet, diese für die Volksernährung wichtige Arbeit zu verrichten anstatt einzutreten. Aldous Huxley, Lytton Strachey und der Hon. Bertrand Russell waren häufige Gäste. Aldous war nicht kriegsdienstverwendungsfähig, sonst wäre er sicher irgendwo eingetreten, wie Osbert und Sacheverell Sitwell, Herbert Read, Siegfried, Wilfred Owen, ich und die meisten anderen zeitgenössischen jungen Schriftsteller. Keiner von diesen glaubte aber jetzt mehr an den Krieg. Bertrand Russell, der die Altersgrenze für den militärischen Dienst überschritten hatte und doch — ein seltenes Zusammentreffen — ein eifriger Pazifist war, wandte sich einmal plötzlich zu mir: „Sagen Sie mir, wenn eine Kompanie Ihres Regiments herangeholt würde, um einen Streik von Munitionsarbeitern zu bekämpfen, und die Munitionsarbeiter sich weigerten, nachzugeben, würden Sie dann Ihren Leuten Befehl zum Schießen geben?"

Ich sagte: „Ja, wenn alles andere vergebens wäre. Es würde in Wirklichkeit nicht schlimmer sein, als auf Deutsche zu schießen."

Er schien erstaunt und fragte: „Würden Ihre Leute gehorchen?"

„Selbstverständlich, sie hassen Munitionsarbeiter und würden nur zu gerne einige abschießen, sie halten sie alle für Drückeberger."

„Aber Sie sehen doch ein, daß der Krieg halber Wahnsinn ist."

„Ja, ebensogut wie Sie." Meine Einstellung konnte er nicht begreifen.

Lytton Strachey war nicht kriegsverwendungsfähig. Aber anstatt sich von den Ärzten abweisen zu lassen, zog er es vor, als Kriegsverweigerer vor einem Militärgericht zu erscheinen. Er erzählte von dem fabelhaften Eindruck, den ein Luftkissen hervorgerufen hatte, das er während der Sitzung als Protest gegen die Härte der Bänke aufgepustet. Als durch den Vorsitzenden die übliche Frage gestellt wurde: „Hab ich recht verstanden, Herr Strachey, daß Sie aus Gewissensgründen gegen den Krieg sind?", antwortete er mit seiner merkwürdigen Falsettstimme: „O nein, gar nicht, nur gegen diesen Krieg." Besser noch war seine Antwort auf die zweite Frage, die man immer bereit hatte und die noch nie ihren Zweck verfehlt hatte, den Angeklagten in Verlegenheit zu bringen: „Sagen Sie mir, Strachey, was würden Sie tun, wenn sie sähen, daß ein deutscher Soldat Ihre Schwester überfiele?" Mit edler Tugendmiene antwortete er: „Ich würde versuchen, dazwischen zu kommen."

Deutsch von Reichsminister Treviranus

GRUNDSÄTZE

Von

JEAN COCTEAU

Kunst ist die fleischgewordne Wissenschaft.

Der Musiker öffnet den Zahlen den Käfig, der Zeichner befreit die Geometrie.

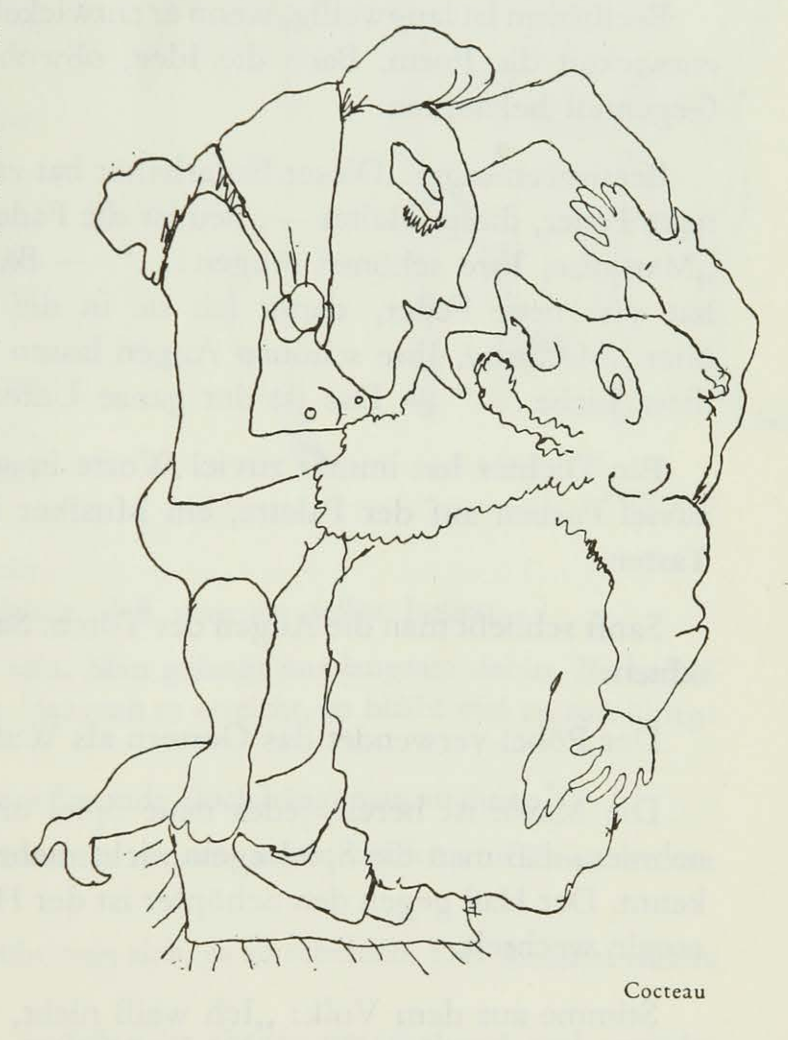
Ein Kunstwerk muß alle Musen befriedigen. Das nenn ich seine Neunerprobe.

Ein junger Mann soll keine sichern Werte kaufen.

Der Takt in der Kühnheit besteht darin: zu wissen, wie weit man gerade noch springen kann.

Wir müssen Baudelaires Vorurteil verlieren. Baudelaire war Bürger. Das Bürgertum ist unsere große Mutter. Alle französischen Künstler gehen aus ihm hervor. Bei uns stehen hinter jedem bedeutenden Werk ein Haus, eine Lampe, ein Herd, Brot, Wein und Pfeifen . . .

Unser Instinkt verlangt nach einer Methode, die ihn leitet; aber einzig der Instinkt hilft, die uns eigene Methode zu entdecken, durch die wir ihn leiten können.



Cocteau

Unter den Komödianten gibt es Taschenspieler, die uns belustigen; aber man verzeiht ihnen nur, wenn der Griff gelang. Ein Kaninchen in einen Hut zu legen und nachher aus einem Käfig zu ziehen, gefällt. Aber ein Kaninchen hineinzutun und ein Kaninchen herauszuziehen . . . sollte sich dieser schlechte Taschenspieler für einen Dichter halten?

Die Quelle tadelt fast immer den Lauf des Flusses.

So kann der Mann, der als der Vater einer Schule gilt, weil er sie schuf,

eines Tages die Achseln zucken und sie verleugnen, was diese Schule in nichts herabsetzen soll.

Man muß gleichzeitig ein lebender Mensch und ein posthumer Dichter sein.

Die Wahrheit ist zu nackt, sie reizt die Menschen nicht.

Unser schlechtes Gewissen hindert uns daran, die ganze Wahrheit zu sagen, und macht daraus eine Venus, die ihr Geschlecht mit der Hand verbirgt. Aber die Wahrheit zeigt selbst mit der Hand auf ihr Geschlecht.

Beethoven ist langweilig, wenn er entwickelt, aber Bach nicht. Beethoven entwickelt die Form, Bach die Idee, obwohl die meisten Menschen das Gegenteil behaupten.

Beethoven sagt: „Dieser Federhalter hat eine neue Feder, — er hat eine neue Feder, dieser Halter —, neu ist die Feder an diesem Federhalter oder „Marquise, Ihre schönen Augen . . .“ — Bach sagt: „Dieser Federhalter hat eine neue Feder, damit ich sie in die Tinte tauche und schreibe“ oder „Marquise, Ihre schönen Augen lassen mich vor Liebe sterben, und diese Liebe . . .“ — Das ist der ganze Unterschied.

Ein Dichter hat immer zuviel Worte in seinem Satz, ein Maler immer zuviel Farben auf der Palette, ein Musiker immer zuviel Noten auf den Tasten.

Sanft schließt man die Augen der Toten. Sanft soll man sie den Lebenden öffnen.

Der Pöbel verwendet das Gestern als Waffe gegen Heute und Morgen.

Die Masse ist bereit, jedes neue Spiel unter der Voraussetzung anzunehmen, daß man die Spielregeln nicht mehr wechselt, wenn es sie einmal kennt. Der Haß gegen den Schöpfer ist der Haß gegen jenen, der die Spielregeln wechselt.

Stimme aus dem Volk: „Ich weiß nicht, was das vorstellen soll.“ Das Volk will zuerst verstehen, dann fühlen.

Wir bergen einen Engel, den wir ohne Unterlaß verraten, und doch müssen wir Hüter dieses Engels sein.

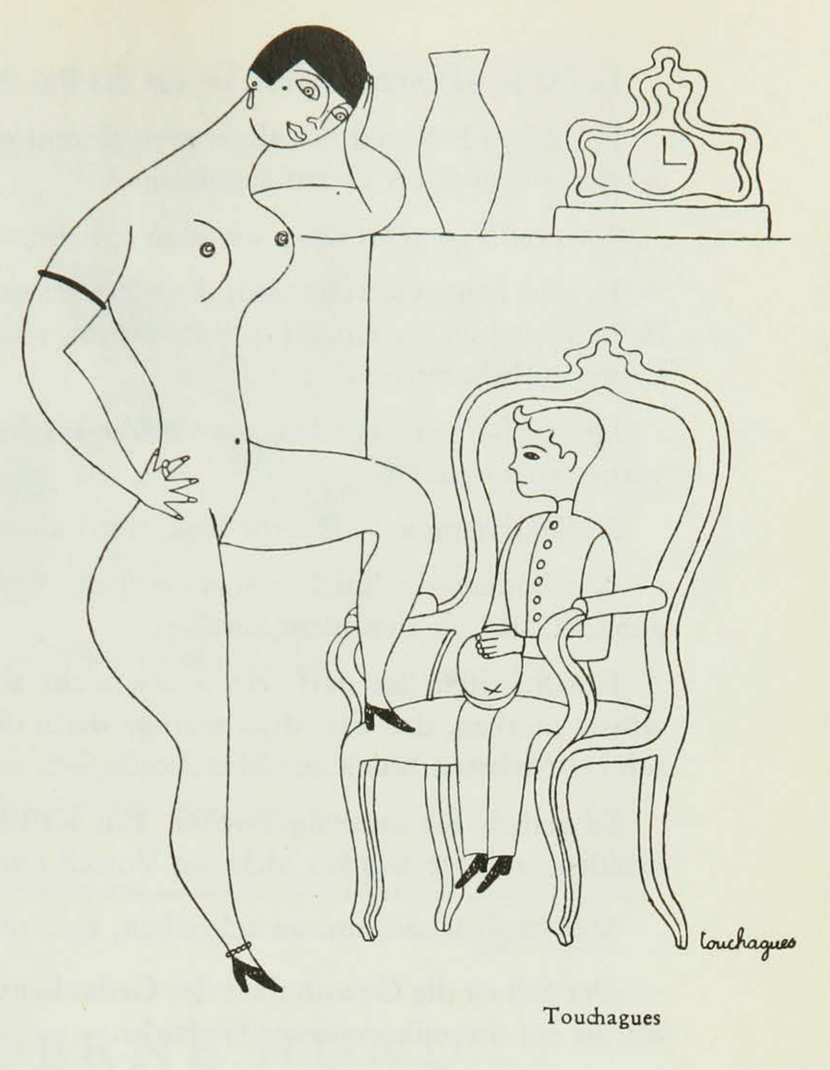
Was denkt wohl die Leinwand, auf die man ein Meisterwerk malt? „Man beschmutzt mich. Man quält mich. Man verdeckt mich.“ So zürnt der Mensch seinem schönen Schicksal.

Deutsch von A. Burgauer

GLÜCK UND GESCHMACK

Von

JULES RENARD



Touchagues

Es ist nicht nötig, den Reichen zu verachten; es genügt, ihn nicht zu beneiden. Glücklich sein heißt beneidet zu sein. Nun gibt es immer jemanden, der uns beneidet. Es handelt sich nur darum, ihn herauszufinden.

Der Geschmack reift auf Kosten des Glücks.

Unser Leben ist so, wie unser Charakter es haben will. Wir gestalten es, wie die Schnecke ihr Gehäuse.

Ein Mensch kann sagen: ich werde nie Vermögen erwerben, weil es nicht in meinem Charakter liegt, reich zu sein.

Daß man die Fehler der anderen so deutlich erkennt, kommt daher, daß man sie selbst besitzt.

Unser Ziel ist: glücklich zu sein. Man gelangt nur langsam dahin. Es bedarf dazu einer täglichen Bemühung. Hat man es erreicht, so bleibt viel zu tun übrig: die anderen zu trösten.

Man liebt nicht die Fehler seiner Freunde, doch hängt man an ihnen.

Sie werden niemals so viel Schlechtes von mir sagen, wie ich von Ihnen denken würde, wenn ich an Sie dächte.

Man ist nicht gut, doch bemüht man sich, es zu scheinen. Das Resultat ist das gleiche.

Wozu viel genießen? Nicht genießen ist ebenso unterhaltend und ermüdet weniger.

Kritik ist leicht, und Kunst ist schwer, und beide sind nicht bequem.

Er hat mehr als Geist: er hat kein Herz mehr.

Man braucht Zeit, um ein Buch zu lesen; weniger, um es zu beurteilen.

Der Tod ist der normale Zustand. Man überschätzt das Leben.

Ich habe keinen Glauben, aber ich habe kleine Glaubenssätze, die mich aufrechterhalten.

Die Wahrscheinlichkeit ist es, die das Publikum mit der Wahrheit verwechselt.

Publikum bedeutet das allgemeine Stimmrecht in der Kunst. Genügte es nicht, es in der Politik als Herrn zuzulassen?

Man muß so schreiben, wie man spricht, — wenn man gut spricht.

Es gibt keine Gerechtigkeit. Es gibt nur unsern Geschmack und unsere Laune. Es handelt sich für einen Kritiker darum, seinen Geschmack zu bilden und seine Laune zu beherrschen.

Die Gefahr des Erfolges ist: an die erschreckende Ungerechtigkeit der Welt vergessen zu lassen.

Kollektivismus. — Talent kann nur individuell sein.

Wie können die Kritiker sich ansehen, ohne zu lachen? — Aber sie sind so eingebildet, daß sie sich nicht ansehen.

Ein Schriftsteller darf sein Stück nicht allzu häufig im Theater anhören, er würde merken, daß das Mittelmäßige darin den meisten Erfolg hat, und sich bei seinem nächsten Stück zur Mittelmäßigkeit entschließen.

Schreiben Sie zwanzig Bücher. Ein Kritiker wird sie in zwanzig Zeilen beurteilen, und Sie werden nicht im Vorteil sein.

Man muß leben, um zu schreiben, und nicht schreiben, um zu leben.

Der Stil ist die Gewohnheit des Gedankens, seine zweite Natur. Ein schlechter Stil ist ein unvollkommener Gedanke.

Die Worte sind das Kleingeld des Gedankens. Es gibt Schwätzer, die uns mit Pfennigen abspeisen, andere geben dagegen nur Goldstücke aus.

Es wäre richtiger, immer zu schweigen. Man sagt nichts, wenn man spricht. Entweder vergröbern die Worte den Gedanken, oder sie verkleinern ihn. Welche Sicherheit bei den einen! Welche Bedenken bei den anderen! Die Hand, die schreibt, soll nichts von dem Auge wissen, das liest.

Schreiben ist gleichsam: Sprechen, ohne unterbrochen zu werden.

Man muß reisen, um sein Leben zu bereichern. Die größten Künstler, nicht wahr, finden sich in den Reihen der Geschäftsreisenden?

Im allgemeinen gibt es nichts Abgeschmackteres als die Gespräche von Reisenden. Sie haben den Ort gewechselt, nicht die Gedanken.

Der Tourist: In einer viertelstündigen Unterhaltung verleidet er mir die halbe Welt.

Wozu reisen? Natur, Leben, und Geschichte finden sich überall.

Alle Menschen haben ungefähr die gleichen Dinge gesehen, aber nur der Künstler vermag sie in seiner Erinnerung aufleben zu lassen.

Deutsch von Olga Sigall



Otto Pankok

DER MODERNE HUND

Von

HANS HYAN

Sind unsere Hunde auch mit der Zeit mitgegangen, daß sie, wie das jünglingshafte junge Mädchen oder die kurzgeschürzte Großmama, der gesteinachte Greis modern geworden sind? — Nein, das trifft glücklicherweise nicht zu. Die Hunde bellen und beißen noch immer wie früher, sie benutzen ihren „Stammbaum“ oder die Hauswände mehr als den Portiers lieb ist, und sie sind, Gott sei Dank, noch eben so treu wie vor hundert Jahren, wenn man sie, was leider nicht allzu häufig ist, richtig und gut behandelt.

Aber der Mode unterworfen sind sie ohne Zweifel. Um die Wende des Jahrhunderts wurde der Schäferhund modern. Man entzog ihn seiner heimatlichen Trift und der Herde, die er umkreisen und hüten sollte. Und kaum hatte man ihn zum „Salonwolf“ avancieren lassen, so wurde er auch entsprechend „verfeinert“ und „veredelt“. Der Fang (Schnauze) konnte nicht adlig genug gezüchtet werden. Ein graziler Bau, d. h. schwache Knochen und schlappe Muskeln, wurden bevorzugt, und gar nicht lange dauerte es, da war aus dem starken, mutigen Hütehund, der auch den Wolf nicht scheute, ein lendenlahmer, feiger Köter geworden. Und die Staupe, das Seuchengespenst des Rassehundes, ging an keinem dieser schwächlichen Tiere mehr vorbei. Inzwischen haben die großen Schäferhund-

vereine das Übel erkannt und durch Zuführung frischen Herdenhundblutes wieder ein Tier geschaffen, das allen Anforderungen an Ausdauer, Mut und Kraft entspricht; und das sich nicht allein in der Gunst seines Heimatlandes behaupten konnte, sondern sich auch die Anerkennung des gesamten Auslandes verdient hat.

Mit dem Schäferhund, der als Polizei-, Kriminal-, Sanitäts- und Blindenhund unentbehrlich geworden ist, kann sich so leicht keine Rasse an Verdiensten und zweckbewußter Vielseitigkeit messen. Aber in dieser seltsam bewegten Kriegs- und Nachkriegszeit, in der die menschlichen Instinkte so oft in ihrer ganzen wilden Ursprünglichkeit wieder hervorbrechen, ist das Verhältnis zwischen Mensch und Hund viel näher, gewissermaßen urzeitlicher geworden. Dazu kommt, daß wir in Deutschland von einer Hundezucht und Rassenpflege überhaupt erst seit fünfzig Jahren reden können. 1882 erschienen auf der Ausstellung zu Hannover die ersten beiden deutschen Schäferhunde „Tiraß“ und „Greif“. Sie gehörten dem Jägermeister Frhrn. von Knigge, Weyenrode. Sehr interessant ist, daß die Hunde damals entweder fuchsrot, meistens aber weißgrau gestromt oder gefleckt auftraten, während wir heute den wolfsgrauen oder gelbschwarz gesattelten Hund am liebsten züchten.

Auf den Ausstellungen der letzten Jahre hat man nun mehrere neue, oder wenigstens bei uns nicht gesehene Rassen gezeigt. So sah ich 1929 in Berlin ein paar exzellente Bobtails, das sind die stummelschwänzigen englischen Hirtenhunde, die der Engländer Shapdogs nennt. Sie sind silbergrau, lichtgetönt mit viel langem und glatten Haar, das über den sehr runden Kopf fällt, so daß die Augen fast verdeckt bleiben. Der Shapdog ist ein Tier von hoher Kultur, außerordentlich wachsam, klug und zuverlässig. Sehr ähnlich in Haar und Typ sind die mehr dunkelgrauen finnischen Otterhunde, die in Deutschland bisher auch nur einmal gezeigt wurden . . . Aber die große Mode von 1930 ist der Chow-Chow auch einfach „Chow“ genannt, jener Chinesenspitz, dessen züchterischer Ursprung sich im Nebel der Jahrtausende verliert. Er ist ein entzückender Hund in gelb, gelbrot, blau oder schwarz, aber vorläufig noch recht teuer. In China, wo der Chow keineswegs ein Modehund ist, findet er Verwendung als unbestechlicher Wächter, als Zugtier, aber auch als Sonntagsbraten und gilt den „Söhnen des Himmels“ als Delikatesse, etwa im Range der Holothurie (Seegurke), der Schwalbennester, des Agar-Agar und schließlich des unausgereiften, daher gallertartigen Geweihes der mandschurischen Hirsche. Wobei zu bemerken ist, daß der gelbe Mann mit seiner Gourmandise stets den Gedanken an ein kräftiges Aphrodisiakum verbindet.

Die Farben überhaupt sind am meisten modisch veränderlich. So wird die deutsche Dogge jetzt mit Vorliebe schwarz-weiß getigert gekauft. Der in der Form sehr edle, ja majestätische Hund eignet sich wie kaum ein anderer zum Schutz und zur Begleitung. In edler Zucht bietet er ein herrliches Bild neben einer schönen und elegant angezogenen Frau. Ebenso wie man sich ihn — man denke an Bismarck — mit dem Herrn der Schöpfung immer passend vorstellen kann. An Intelligenz wird die Dogge, die außerdem besonders gern braun und gelb gezüchtet wird, wohl von dem Neufundländer übertroffen. Und es ist seltsam, daß dieser Hund, dessen geistige wie körperliche Fähigkeiten die aller

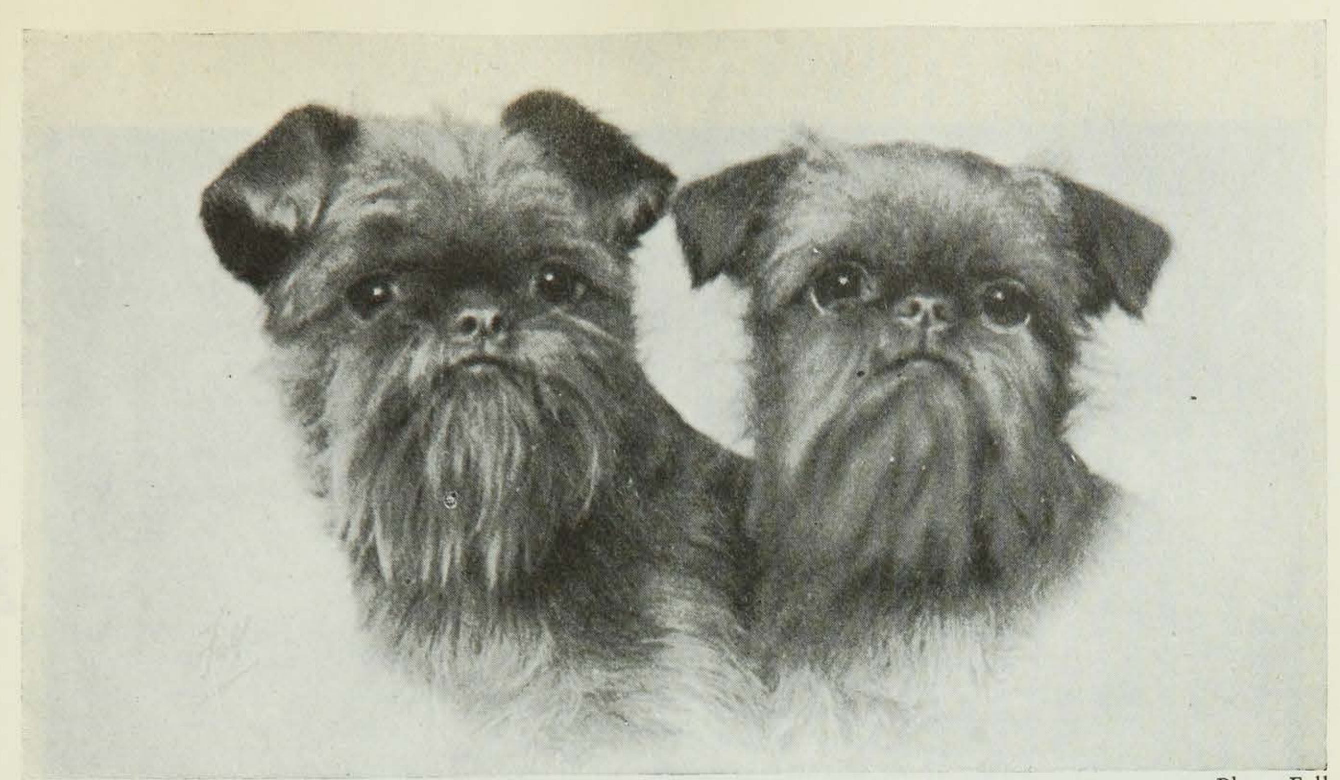


Photo Fall

Brüsseler Griffons



Photo Rud. Grossmann

Schwarzwälder Schuljungen

Photo Fall

Chow-Chow



Photo Keystone View Co.

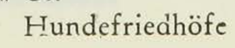
Pudel



Photo Keystone View Co.



Photo Service Général de la Presse



Hundefriedhöfe

in Stahnsdorf bei Berlin

in Asnières bei Paris



Photo Grüll

Negerfamilie im Sudan



Photo Erich Zeiß

Kerrey Bloe Terriers

anderen großen Hunde überragen, sich so wenig einbürgern kann. Daß während der mageren Kriegszeit und später in der Inflation, als man am besten Papier gefrühstückt hätte, die großen Hunde wenig Liebhaber fanden, erklärt sich aus den Bedürfnissen ihres Magens. Aber auch heute ist die Nachfrage nach großen Tieren nicht übergroß. Das Publikum bevorzugt die mittelgroßen Hunde; man sieht besonders den Airedale, den rauhaarigen Stallpinscher, auch Schnauzer geheißen, den Boxer, am liebsten in gelber Farbe mit schwarzer Maske, dessen Zucht in Deutschland einen ausgezeichneten Standard hat, und in neuerer Zeit wieder etwas mehr den Pudel. Dieser so ungemein kluge und gelehrige Hund, der, was nicht allen bekannt ist, auch sehr wachsam und scharf genannt werden darf, kann, ebenso wie der Mops, seine früher so große Beliebtheit trotz bester deutscher Zucht nicht zurückgewinnen. Vielleicht liegt der Grund in der für Pudel so wichtigen Haarpflege. Es gibt bekanntlich Wollpudel und Schnürenpudel. Die Schnürenbildung entsteht dadurch, daß das abgestorbene Haar nicht abgestoßen wird, sondern mit der angesetzten Spirale durch ständig frischen Nachwuchs so innig verwächst, daß sie wie aus einem Stück gewachsen erscheint. Ursprünglich eine Abnormität, ist der Schnürenpudel durch besondere Zuchtbildung konstant geworden. Man kann aber jeden Schnürenpudel wieder zum Wollpudel machen, indem man ihm die Lockenschnüre abschneidet und das Haar auskämmt. Doch auch der Wollpudel muß sehr häufig gekämmt und gebürstet werden. Weiße Pudel kann man oft waschen, schwarze nur mit großer Vorsicht, da das Haar leicht rötlich wird. Ein richtiger Schnürenpudel mit englischer Frisur sieht immer aus wie ein Groteskkomiker vom Zirkus.

Und auf dieses Aussehen seines vierfüßigen Begleiters, auf den besonders ausgeprägten Typ des Hundes, sollte jeder, der nicht etwa einen Fixköter an der Strippe hat, Bedacht nehmen. Für einen dicken Schlächtermeister wird sich der silbergraue, hochfeudale Barsoi schlecht eignen. Und die derniercri angezogene Mondäne kann keine englische Bulldogge mit Tonnenbeinen und faltigem Riesenschädel an der Leine führen. Natürlich liebt der Geschmack auch Gegensätze. So, wenn ein bekannter Ringkämpfer, von dem der zweite Schlag schon ins Erbbegräbnis führt, einen Japan-Tschin aus seiner Jackettasche nimmt, der in der Tat nicht so groß wie die Hand dieses Knockoutmenschen ist; oder ein Baby von Tanzgirl einen Mastiff befehligt (englische Riesendogge), auf dem sie ruhig zur Vorstellung reiten könnte.

Man muß es sich schließlich vorher überlegen, ehe man einen Hund kauft, welche Rasse man wählen soll: einen Wach- und Schutzhund, der auch etwas weniger schön sein darf, wenn er nur ein kräftiger Liebhaber fremder Waden ist; einen Begleithund rassig und edel, wenn auch nicht so charaktervoll; oder ein kleines Amüsiervergnügen, was ja in tausend spielerischen Varietäten zu haben ist . . . Daß der Hund vor allen Dingen seelische Werte besitzen kann und damit auch geistige Freuden in seinem Besitzer auslösen wird, daß er ein wundervolles Objekt für Zuneigung und liebevolle Erziehung darbietet, das ist nicht zu vielen Menschen bekannt und wird noch zu wenig gewürdigt. Und doch liegen hier zweifellos seine höchsten Werte. Um sie zu gewinnen und ganz zu genießen, bedarf es, wie zur Vorbereitung jeder menschlichen Lust, nur ein wenig Mühe und Arbeit.



L. Steiner

DER HUNDEFRIEDHOF IN ASNIERES

Von

EDGAR CASPARIUS

Plus je connais les hommes,
plus je préfère les chiens.

Diese Worte über den Gräbern von Biche und ihren Kolleginnen könnten, um das Hundertfache vergrößert, über dem Eingang jenes kleinen Parkes stehen, der in Asnières, dicht bei Paris auf einer Insel in der Seine gelegen, den Tieren als letzte Ruhestätte dient. Tieren, die es in ihren meist kurzen Leben vermochten, die Stunden eines Einsamen zu verkürzen, einen Blinden zu führen oder den Kindern einer Familie schönstes Spielzeug und bester Kamerad zu sein. Eine Vorstadt, übeistes Paris, im Hintergrund sieht man die elektrische Eisenbahn nach St. Germain über die Asnières-Brücke sausen, auf dem rechten Ufer, den Fabriken, Gasanstalten und Bretterzäunen gegenüber, eine fête foraine, ein Rummel mit den üblichen Glücksrädern, Karussells und Schmalzgeruch. Hier oben jedoch auf der Höhe der Insel herrscht Friedhofsruhe, nur hin und wieder rattert die Elektrische vorbei, die von der Madeleine nach Asnières fährt, oder ein Ruderboot mit Liebespärchen, das einen der Seine-Arme hinabgleitet, läßt ahnen, daß man so nahe bei Paris ist.

Sei es nun eine Art Totemismus, der Rest eines überlieferten Aberglaubens, sagen wir eine Art Tier- oder Ahnenverehrung der primitiven Völker, welche die Errichtung dieser Schädelstätte veranlaßte — im alten Ägypten verehrte man Katzen und Schakale, den Hindus ist der Affe und die Kuh heilig, und in Südasien, sowie im alten Inkareich gab es sogar einen Schlangenkult —, wer weiß, welche dunklen Gründe Herrn *George Laguen* einst die Veranlassung zu dieser Friedhofsbegründung waren: vielleicht daß dem Gründer Vorstellungen vorschwebten, daß das Tier eine ihm innewohnende Gottheit verkörperte und als Inkarnation der zur Gottheit gewordenen Seele eines Verstorbenen verehrungswürdig sei, oder daß einfach die große Tierliebe der Engländer, die als erste Gesetze gegen Tierquälerei ausgaben und die auch als erste einen Tierfriedhof errichteten, Vorbild dieser 1890 erfolgten Gründung des Pariser Tierfriedhofs war. Wie dem auch sei, der kleine Park von Asnières ist ein Museum der Tierliebe, und die unzähligen Namen auf den kleinen Monumenten ehren die Menschen, die sie errichteten. Denn wir können viel, wenn nicht alles

von diesen Tieren lernen, von denen ein französischer Schriftsteller (es kann Barbey d'Aurevilley gewesen sein) sagte: „*Ils aiment pour aimer, sans rien demander en échange.*"

Da liegen sie nun alle durcheinander, alle nur denkbaren Rassen, alle Spielarten der Canidae. Doggen, Mastiffs, Bernhardiner, Schäferhunde, Loulous de Poméranie (wie die Spitze in Frankreich heißen, von denen kaum je einer Pommern sah), Pudel, Pinscher, Skye-, schottische und gewöhnliche Terrier, Spaniels, Malteser, King Charles und Chows. Und Nachrufe und Namen liest man, daß man oft nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll. Gleich am Eingang steht ein Denkmal für Barry, den berühmten Bernhardiner, der 40 Menschen das Leben rettete und beim 41. Menschenleben selbst umkam, dann folgen in bunter Reihe die in Paris verstorbenen Hunde. Sogar einige andere Tiere sind hier beigesetzt, da diese letzte Stätte nicht ausschließlich den Hunden reserviert ist, sondern auch anderen verdienstvollen Tieren, verdienstvollen und innigstgeliebten. Da liegt Gribouille, ein 35jähriger Schimmel, da liegen — auch im Tode unzertrennlich — Popo und Nono, zwei Turteltäubchen, da liegt Kraumir, Henri Rocheforts Katze, 1913 verschieden, und ein Papagei von 45 Jahren, der allerdings im Verhältnis zu seinem unlängst verstorbenen Londoner Kollegen im zartesten Papageienblütenalter dahingerafft wurde. Der Londoner Papagei stammte nämlich noch aus dem Besitz Massénas und soll sich persönlich noch erinnert haben, von Napoléon geneckt worden zu sein (wer weiß, wie weit es sich bei diesem Papagei um eine Ente handelte). Es würde sich aber fraglos lohnen, eine Geschichte dieser Nachrufe und Hundenamen zu schreiben, sicherlich waren die Herrchen und Frauchen von Tommy, Poucette, Flopette, Toy, Tic Tac, Paff, Puff und Salambo untröstlich. Wieviel verdrängte Liebe, wieviel zurückgehaltenes Gefühl und wieviel Unbefriedigtsein spricht aus diesen Steinen, wieviel menschliche Enttäuschung und wieviel rührende Anhänglichkeit an diese Tiere, die niemand enttäuschten. Wie schön sind solche Nachrufe: Er war ein bon bonhomme — Fais dodo Folette — Allons bonhomme — Pauvre coco — oder wie schlicht: „Bijou rettete mein Leben", nichts weiter.

Da liegen Hunde von Henri Bataille, von Domingue und von Bonnard, selbst englische und ein russischer Hund. Ein schönes, geschmackvolles Grabmal schwingt sich über den sterblichen Resten von Diane, der „letzten Neigung Sully Prud'hommes", während etwas weiter in der Mitte des Parks, in der Nähe des Rond point des amis des bêtes, Marquise und Tony der Prinzessin Lobanof liegen. Nahe dem Wasser ist der Fourcamatoire, in dem die Tiere verbrannt werden, falls sich jemand die Asche seines Lieblings mit in sein Heim nehmen will. Die Tierbesitzer können Herrn Laguen gar nicht genug danken für alle die Umsicht und Liebe, die er walten ließ und mit der das Ganze angelegt ist, und die Leute, die mit dem Urteil über die Franzosen als Tierquäler immer gleich bei der Hand sind (wobei sie vergessen, daß der Südländer den Tieren gegenüber eine gänzlich andersgeartete Einstellung hat als der Nordländer), sollten sich erst einmal diesen kleinen Friedhof ansehen, um dann ihr Urteil vielleicht zu revidieren. Sie werden sehen, daß ein französisches Kind mit derselben Liebe an seinem Spielkameraden hängt wie andere Kinder auch, und daß der schönste, der aufrichtigste dieser Nachrufe, von einem Kinde stammt: *Nun können wir niemals mehr zusammen herumtoben.*

HUND IST HUND

Von

BACC

Der Hund ist ein vom Menschen mittels Hieben, Würsten und weichen Bettchen korrumpiertes Geschöpf. Ich lasse mich nicht davon überzeugen, daß das Getue mit den Vierbeinern eine Garantie sei für „Frauchens gutes Herz". Ich glaube nie an das, was ich gezeigt bekomme, sondern nur an das, was ich sehe. Frauchen hat noch lange kein gutes Herz, weil sie ihren Spaniel mit glacierten Veilchen füttert. Man hat sich nun einmal auf bestimmte repräsentative Formen für die Erregungen des Herzens festgelegt, wie man ja auch dem Herzen selbst eine liebliche und gemeinverständliche Form gegeben hat: ein Biedermeierornament, kirschrot und symmetrisch gerundet; verwendbar für Postkarten, Lebkuchen, Buchvignetten und ländliche Locusfensterchen. Sehen Sie sich, meine sehr Verehrte, so ein richtiges Herz einmal an, mit dem Sie so gern allerhand Unfug treiben! Wohnen Sie einmal einer Sezierung in der Anatomie bei! (Und vergessen Sie nicht, gleich Nachbarin samt Fläschchen mitzubringen!) Sie werden sehen, daß das, was man so obenhin als menschliches Herz zu bezeichnen liebt (ich meine jetzt die Metapher!), viel mehr Ähnlichkeit mit jenem quabbeligen Eingeweide hat, das man in Spiritus einwecken muß, um es vor Verwesung zu schützen, als mit dem harmonisch geformten, kirschroten Postkartenemblem. Es ist mir überhaupt unverständlich, warum man als Symbol alles dessen, was man mit der Bezeichnung „Herz" erfassen will, nicht ein harmonischeres Eingeweide gewählt hat, etwa die Niere oder die Gallenblase.



August Macke

Ich freue mich über Hunde, die rennen, lauschen, nach Fliegen schnappen. Ich liebe Hunde nicht weniger als z. B. Menschen, Stachelschweine, Radieschen oder das Mittelmeer. Bei all den zu umschlingenden Millionen stehen Heckenröschen, tibetanische Büffel, junge Negerinnen und alte Gerichtsvollzieher meinem Herzen gleich nahe. (Was die Ausnahmen weiter nicht berührt.) Aber

ich will nun mal jedes Wesen an seinem natürlichen Ort wissen und finde, daß Hunde ebensowenig ins Zimmer gehören wie Stachelschweine ins Bett oder Radieschen in den Bücherschrank. Und junge Negerinnen in Kürassieruniform sind mir geradezu ein Greuel. Wundervoll sind weidende Fohlen, flatternde Vögel, wiederkäuende Rinder; wie alle Tiere in ihren natürlichen Funktionen. Häßlich können nur Menschen sein. Wenn wir die Häßlichkeit der eigenen Spezies genau verfolgen, so finden wir ihre Ursache *nicht* im Spiel der Natur, sondern in deren Abtötung. Ergo ist ein Hund, der „Männchen" macht, ebenso widerwärtig wie ein Mensch, der „Hundchen" machen würde. Mir ist es z. B. immer noch sympathischer, wenn Sie, verehrte gnädige Frau, singen, als wenn Sie . . . bellen. Ein Hund, der „Küßchen gibt", mißfällt mir nicht weniger als seine Herrin, die sich diese Küßchen geben läßt und gar zurückerstattet. Es ist ebenso überflüssig, meine Gnädige, daß Sie Ihren Mops oder Foxl küssen, wie es geradezu absurd ist, ein Dromedar oder einen Schimpansen zu küssen. Sie werden einwenden, Hunde seien Haus-, in manchen Fällen sogar (horribile dictu!) Schoßtiere. Das spricht aber keineswegs für die Hunde, die sich dazu haben degradieren lassen. Wölfen, Iltissen und Stachelschweinen wäre das nicht im Traum eingefallen. Und sicher wäre so ein kleiner Iltis oder ein Streifenhyänchen gar kein so übles Spielzeug. Sicher war einmal der deutsche Schäferhund eine Art reißender Wolf, ehe er ein Wauwau wurde. Damals bekam ihm frisches Lamm- und Menschenfleisch (von Ihren Herren Ureltern, gnädige Frau!) ausgezeichnet, während er jetzt ewige Magenbeschwerden hat und Grießpudding fressen muß.

Wieviel Hunderassen sind künstlich gezüchtet, verdanken ihre Originalität und ihren Kurswert (worauf es nämlich letzten Endes doch nur ankommt!) nur dem Umstand, daß man ihren Ahnen die Beine verbogen oder die Nasen eingeschlagen hat. Durch allerlei komplizierte Kreuzungsexperimente hat der Mensch jene bellenden Salongarnituren geschaffen, die sich von Chesterstangen und Reis à la Trautmannsdorff nähren. Diese Tiere haben eine gewisse Ähnlichkeit mit jenen Menschen, die den Geruch frischer Maiglöckchen nicht vertragen können, und denen es unmöglich ist, sich zu rasieren, wenn nicht im Nebenzimmer Jack Smith auf Electrola flüstert. Die Seltenheit hat sie nicht glücklicher gemacht, den menschlichen Décadent so wenig wie das Palasthündchen.

Wenn ich bei Ihnen zum Tee eingeladen bin, gnädige Frau, so bin ich immer hinreichend männlichen Geschlechts, nicht nur wegen der Petit-fours zu kommen, von denen ich doch nicht so viel nehmen kann, wie ich es mir seit meiner frühesten Jugend wünsche. Also: man redet so drumrum; man legt imaginären Dritten in den Mund, was man selber nicht gern so direkt sagen möchte, und stichelt mit absichtlichen Mißverständnissen. Sie waren schon im Begriff, von einer netten Plauderei über frühgotische Holzplastiken oder über die Vorzüge der Schwingachse zu den „Fehlleistungen" Ihrer Freundin Maud überzuleiten, nachdem ich mir die unerläßlichen psychoanalytischen Übergriffe bereits geleistet habe. Ihre Gesten, Ihre Stimme, Ihre Augen enthielten das, was man ebenso treffend wie bequem als das „gewisse Etwas" bezeichnet. Schon drohte der nächste Satz (über die Freundin Maud) pathetisch und vielversprechend mit „Immerhin" anzufangen. Da kam Ihr Pinscher! Und statt des graziösen Übergangs zur großen

Szene lautete er folgendermaßen: „*Ei, da tommt ja mein süßes deliebtes Hundhundi, gib Frauchen Küßchen — sooo is sssööön! Will das Hundi auch Suckerli hamham? Soooo!*“ Sehen Sie, meine Verehrte, jetzt weiß ich ungefähr, wie das Liebesgeflüster einer sieggewohnten Königin ausschaut. Und um alles in der Welt möchte ich es niemals auf mich bezogen wissen.

Sie halten mich natürlich für einen Neidhammel. Ich werde Ihnen also einen Fall erzählen, da lege ich für meine Objektivität die rechte Hand ins kalte Wasser. Anwesende: Frau N. N., zwei Anwälte, eine Gegenpartei und, vollkommen überflüssig, der Referent. Es ging nur um die Existenz von Frau N. N., und ihre Sache stand sehr schlecht. Plötzlich erschien auf der Bildfläche irgendein Köter. Und Frau N. N. vergaß, daß gerade in diesem Augenblick die Verhandlung ein wenig günstigere Perspektiven zuließ, daß dieser Augenblick in Anbetracht der knappen Zeit der Gegenpartei ausgenutzt werden mußte, sie vergaß ihre Spannung, ihre Redegewandtheit, die allein diesen günstigen Augenblick herbeigeführt hatte, vergaß ihre Existenz usw. Denn jetzt galt es, zunächst einmal den Köter zu veranlassen, „schön zu machen“, wobei er die interessante Mitteilung anhören mußte, daß Frauchen kein Zuckerchen bei sich habe. Dann konnte weiter verhandelt werden.

Zur Beruhigung: Männer sind genau so albern. Wenn ich mit meinem Freunde W. zusammen sitze und über die Reformbedürftigkeit des Aktienrechts oder den Wehretat diskutiere (*er* ist immer *dafür*), dann kommt immer mal wieder sein Dackel Max und zieht mir die Fäden aus dem Homespun oder wischt sich an meinen Gamaschen die Speisereste von der Schnauze. „Bitte, geben Sie ihm keinen Zucker (ich dachte gar nicht daran), der Arzt hat ihm ausdrücklich Diät verordnet! Geh schön aufs Plätzchen, Max. Willst du gleich aufs Plätzchen, du verdammter Köter! Komm, geh schön aufs Plätzchen!“ Und überall hin begibt sich dann Max, nur nicht aufs Plätzchen. Da nun die Fäden unserer Themen gleich denen meiner Hose abgerissen sind, beginnt W. mit einem ausführlichen Bericht über Maxens Verdauung, seine noble Abstammung, seine Hobbies und Geschlechtsnöte.

*

Es gibt Leute, die immer erzählen, sie „hielten gerne Zwiesprach mit ihrem treuesten Freund, dem Hund“. Das ist nur zu selbstverständlich, wenn man bedenkt, daß ihnen dieser treueste Freund niemals beweisen kann, was für ein Blech sie reden.

*

Die einzig brauchbaren Hunde sind die, vor denen an Hoftoren gewarnt wird. Mit Recht hat sich der Mensch ihre natürlichsten Eigenschaften nutzbar gemacht. Auf dem Pferd reitet der Mensch, von der Kuh trinkt er die Milch, beide Tiere spannt er vor den Pflug, er nährt sich vom Schwein und vom Huhn und läßt die lieben Mitmenschen vom Hofhund beißen. Sehen Sie, gnädige Frau, das hat Sinn! Ich sei zynisch, finden Sie? Traun fürwahr, das ist kein Kompliment. Ich weiß mir keine widerwärtigere Eigenschaft als Zynismus. Aber ich darf Sie vielleicht darauf aufmerksam machen, daß „zynisch“ vom griechischen „kyon“ kommt, was auf deutsch „Hund“ heißt, also eine Spezies bezeichnet, zu der nun einmal Ihr süßer küßchengebender Mops auch gehört.



Eugen Croissant — Deutscher Schwimmverein

MARGINALIEN

DER FLUCH DER DEUTSCHEN TÜCHTIGKEIT

Von Harold Nicolson)*

Als ich unlängst in mein Studierzimmer kam, sah ich, daß der Postbote dagewesen war. Er hatte verschiedene Briefe und eine kleine zusammengerollte Zeitung aus Deutschland gebracht. Ich erledigte die Briefe rasch und beschloß dann, ehe ich meinen Artikel über die Ehescheidung anfangen würde, die kleine deutsche Zeitung anzusehen.

Diese Zeitung erledigte mich. Ich sah sofort, daß sie mit der größten deutschen Gründlichkeit verpackt war. Die Zeitung, oder vielmehr die Zeitschrift, ist eine ausgezeichnete Veröffentlichung und wird *Der Querschnitt* genannt. Sie war so eng mit ihrem Umschlag verbunden, daß kein Raum zum Atmen übriggeblieben war. Ich drehte das Ding rund herum, um zu sehen, ob nicht irgendwo eine Kordel sein würde, an der man ziehen könnte. Ich habe schon früher manchmal Um-

*) Wir finden diesen Aufsatz in „Vanity Fair" und übersetzen ihn (zum Teil), um die Gründlichkeit des ausgezeichneten Autors und die Objektivität des Querschnitt zu illustrieren, der übrigens neuerdings flach in Pappe verpackt seine Abonnenten aufsucht. (Anm. d. Red.)

schläge gesehen, die irgendwo einen kleinen freundlichen Faden verbergen. Wenn man an diesem noch so leicht zieht, öffnet sich der Umschlag und enthüllt die Zeitschrift. Aber da war kein Zeichen einer Kordel im Umschlag, und so suchte ich nach meinem Brieföffner. Ich gebrauche meinen Brieföffner nicht oft, da es eigentlich rascher und natürlicher ist, den menschlichen Finger zu benutzen, aber hier fühlte ich, daß ein Problem vorlag, für dessen Lösung Brieföffner erfunden wurden. Ich liebe meinen Brieföffner, da er einer der wenigen Gegenstände in meinem Besitz ist, die ich durch Diebstahl erworben habe. Er gehörte früher der Regierung seiner Majestät und trägt in seiner Mitte die Buchstaben S. O., d. h. Stationary Office. Er hat einen schwarzen Ebenholzgriff, eine Stahlscheide, die elegant gebogen wie der Hals eines Schwanes aussieht. Man dringt mit dem Ende in den Umschlag ein und schiebt den Öffner gerade entlang. Der Umschlag soll dann abfallen.

Jedoch in diesem Falle war kein Raum zwischen dem Umschlag und der Zeitschrift, nicht genug, um selbst der dünnen Klinge meines Brieföffners einen Aufenthalt geben zu können. Alles, was geschah, war, daß der Brieföffner dieses Ding angriff, kleine dreieckige Papierchen aus dem Umschlag herausriß und so den gelben glänzenden Rücken der Zeitschrift zerriß und verwundete. Ich legte den Brieföffner hin und versuchte, den Umschlag zu bewegen, entweder der Länge oder der Runde nach die Zeitschrift zu entblößen. Ich hielt die Enden der Zeitschrift in einer Hand, und mit der Handfläche der andern versuchte ich, erst liebenswürdig und dann kraftvoll, dieses entsetzliche Ding wegzubekommen. Es hielt sein Opfer in einer eisernen Umarmung. Die vorstehenden Enden der Zeitschrift wurden zerrissen, aber der Umschlag selbst blieb vollendet, zusammenhängend und unversehrt. Es war nun klar, daß eine Seite dieses Umschlags, eine innere Zunge des Ungeheuers, fest in den innersten Seiten der Zeitschrift saß, und diese Entdeckung machte mich schließlich wütend.

Ich besitze einen Dolch, der mir vor vielen Jahren von einem Hotelbesitzer in Marokko geschenkt wurde. Er hat eine gebogene Klinge und einen Horngriff. Der letztere ist mit einem großen Bogen getriebenen Silbers verziert, der mit dem Horn nur ziemlich lose verbunden ist. Mit dieser Waffe nun griff ich den Umschlag an. Ich quetschte meine Haut zwischen Silber und Griff, doch ich arbeitete immer weiter, unaufhörlich. Nach einer halben Stunde war die Zeitschrift endlich von ihrem Umschlag befreit. Sie lag da, zerstört und in Fetzen. Sie war wirklich ein Querschnitt geworden, und der Umschlag stak noch jetzt in Streifen braunen Papiers.

Ich war jetzt so ärgerlich, daß ich jede Hoffnung aufgab, meinen Artikel über Ehescheidung zu schreiben. Ich ging hinaus in den Wald und hackte mit einer schweren Axt. Und während ich hart auf Weißdorn loshackte, formulierte ich in einer intensiv konzentrierten Form meinen Haß gegen alle unnotwendige gründliche Tüchtigkeit.

Die *Deutschen* sind natürlich in dieser Beziehung die allergrößten Sünder. Sie stellen sich vor, daß, wenn eine Sache leicht ist, sie notwendigerweise oberflächlich ist, und wenn sie schwer ist, muß sie notwendigerweise Tiefe besitzen. Sie wühlen im Schaffen von Komplikationen und Schwierigkeiten, wo keine Notwendigkeit besteht, daß sie existiert. Sie packen ihr Aspirin in Schachteln,



Photo Binder

Der Sohn von Else Eckersberg (Baronin Schey)



Photo Dr. Gröpel

Löffelreiher

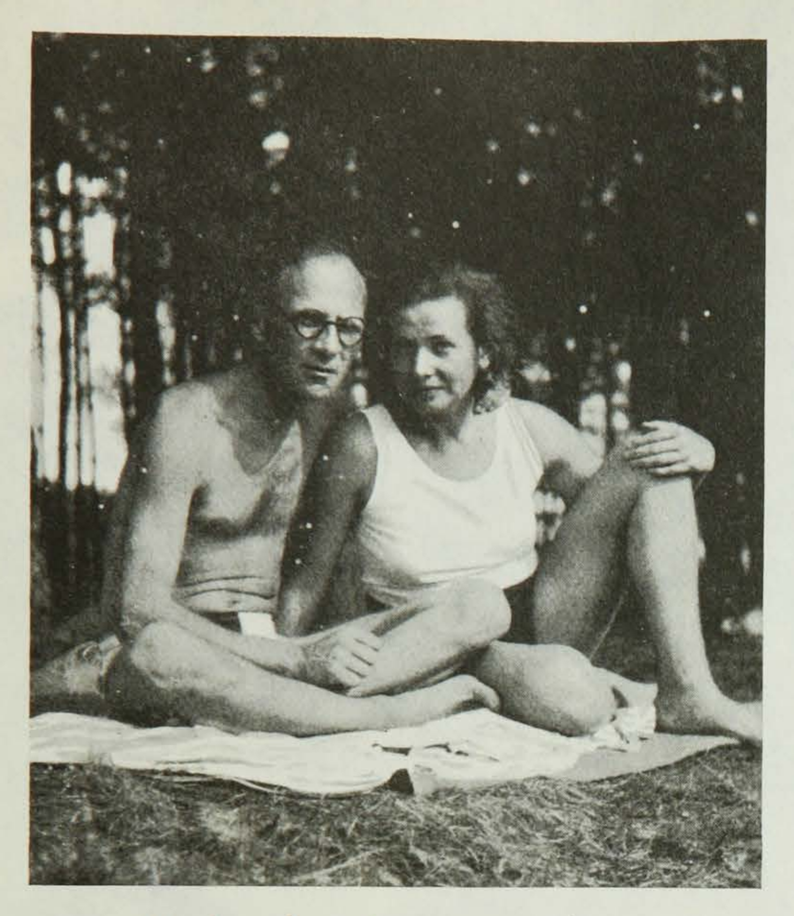


Photo Elfe Schneider

Geheimrat Heck, der 70jährige Direktor des Berliner Zoos, mit einer Giraffengazelle aus dem Somaliland



Geheimrat Lewald, der 70jährige Vorsitzende des Deutschen Olympischen Ausschusses, mit den Kampfspielsiegerinnen Fräulein Kapp und Fräulein Borgs

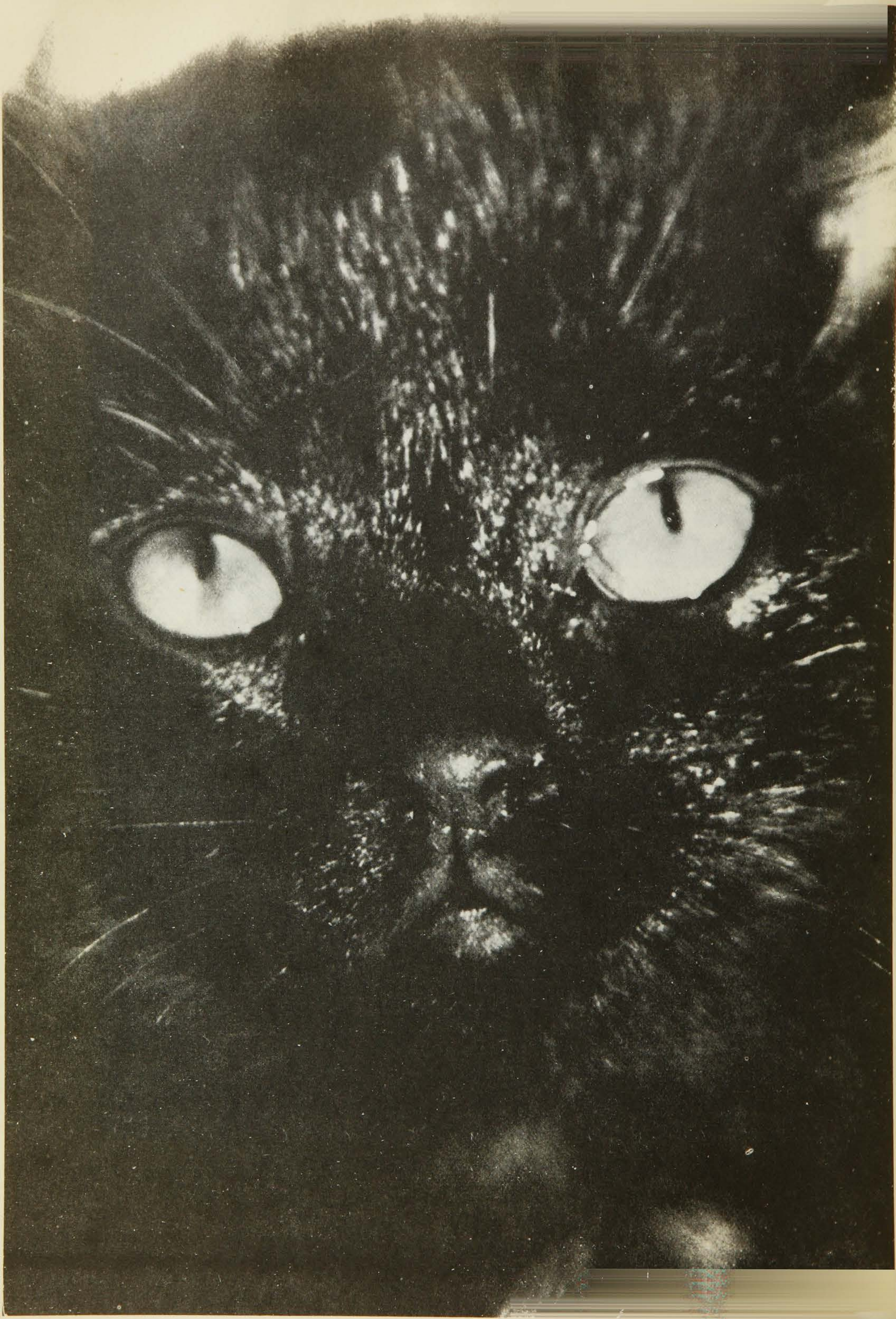


Munkepunke und Frau am Nedersee



Mudahmuhan und Frau auf Sumatra

Der Affenpinscher „Rigo“ des Prof. Curt Glaser, Berlin



welche nur durch einen dazu ausgebildeten Menschen geöffnet werden können. Sie erfinden Flaschen für Zahnwasser, die nur einen Tropfen in 30 Sekunden hergeben und die, wenn sie einmal geschlossen sind, nie wieder benutzt werden können; sie erfinden Bleistifte, schwierig wie ein Seismograph, und Federn, für die ein tüchtiger Mechaniker notwendig ist, und sie umgeben ihre Zeitschriften mit Umschlägen, die nur der brutalen Gewalt weichen können*).

Sie besitzen auch all die Arroganz der wirklich Tüchtigen. Sie sind stolz auf die Hindernisse, die sie in die Pfade der andern Menschen werfen. Sie sind sogar stolz auf ihren *offiziellen Fahrplan*, eine Statistik, die zu lesen viele Jahre gründlichsten Studiums und einige Kenntnisse in Chemie, Physik und Geometrie verlangt. Dieses Ding ist besternt und unterbrochen durch kleine Bildchen von Betten und Messern und Gabeln und Luftschiffen und Messinginstrumenten musikalischen Ursprungs, Posthörner und merkwürdige Symbole darstellend, die von den frühesten Pyramiden kopiert sein müssen. Dann gibt es dort Pfeile — das deutsche offizielle Kursbuch gleicht dem heiligen Sebastian, soweit es sich um Pfeile handelt. Da findet man Pfeile, die nördlich und südlich und östlich und westlich weisen, es gibt diagonale Pfeile und runde Pfeile und vielförmige Pfeile. Da ist die besonders peinigende Form eines Pfeiles, der sich zu sich selbst zurückwindet und einen rechten Winkel bildet; da ist eine andere Form von Pfeilen, die von einer Spalte des Fahrplans zur andern laufen. Von allen Pfeilen, die Unglück bedeuten, ist dieser zwischenlineare der entsetzlichste. Manch ein wohlmeinender Deutscher wurde durch jenen Pfeil von Berlin nach Baden-Baden geschickt, wenn sein Herzenswunsch und seine Absicht war, von Berlin nach Wien zu kommen. Manch ein ängstlicher Deutscher, der von Moskau in den Schoß seiner ängstlichen Familie zurückkehren wollte, wurde durch jenen Pfeil so weggeleitet, daß er sich nach dreitägiger anstrengendster Reise in Omsk befand. Und obwohl sie alle unter der offiziellen Zeiteinteilung der Reichsbahn leiden, schlägt das große Herz des deutschen Volkes heftiger und stolzer, wenn es sein *Reichskursbuch* sieht. Keine andere Nation, so fühlen sie, könnte einen solchen Fahrplan hervorgebracht, so viele verschiedene Symbole erfunden haben. Keine andere Nation könnte diese Symbole zu einem solchen Muster von richtiger Schwierigkeit verbunden haben, keine andere Nation schließlich würde die Geduld, die Energie, die Erziehung, die Gründlichkeit oder die Kultur haben, die Schwierigkeiten dieses Bandes zu meistern oder die Zeit und die Bequemlichkeit vor dem Altar solcher Tüchtigkeit zu opfern. Unsere eigenen einfachen Fahrpläne, in welchen man, wenn man von Margate oder Baltimore zu reisen wünscht, unter M oder B nachschlägt, eine ganz einfache Kategorie, beeindruckt keine deutsche Seele. Sie lächeln über diese kindischen Dinge, es existiert ein merkwürdig abweisendes Lächeln, das die Deutschen annehmen, wenn sie die Produkte weniger aufgeklärter Zivilisationen prüfen. „*Entzückend*", wird er murmeln, wenn er einem das ABC zurückgibt, und man weiß nur zu wohl, daß mit dem Wort „Entzückend" das Oberflächliche gemeint ist. Es kann auch niemand leugnen, daß, mit dem Kursbuch der Reichsbahn verglichen, die winzigen Fahrpläne der britischen oder amerikanischen Eisenbahn sehr oberflächlich erscheinen.

---

*) Unsere Leser scheinen athletisch zu sein oder Freude an körperlichen Übungen zu haben, denn wir erhielten noch keine Beschwerde. (Anm. d. Red.)

Dann gibt es die deutschen *Hausschlüssel.* In England hat man einen winzigen kleinen Schlüssel, der an einer Uhrkette hängt und mit dem man das ganze Haus durch eine Umdrehung öffnet. Das ist für das deutsche Gemüt zu oberflächlich. Auch will der Durchschnittsdeutsche keinem Hausverwalter trauen. Er schließt die Tür seiner Wohnung mit einem Schlüssel, dessen Größe dem Schlüssel der Bastille gleicht. Dann verschließt er die äußere Tür mit zwei Schlüsseln, die aussehen, als ob sie die Modelle für die päpstlichen Waffen abgegeben hätten. Er schiebt dann einen dieser Schlüssel in seine rechte Tasche, einen in seine linke und den dritten in seine Hüftentasche. Er schwankt leicht unter dem Gewicht dieser Bürde, diniert dann bei Savarin oder im Esplanade und tanzt damit später in der italienischen Gesandtschaft. Er kehrt ziemlich feucht und erschöpft um 2 Uhr zurück. Um 2 Uhr 30 wird er die äußere Tür seines Wohnhauses öffnen und um 2 Uhr 45 wird er mit dem Schlüssel der Bastille und furchtbarer Muskelanstrengung seine Wohnung betreten haben. Dann wird er sich, vollständig erschöpft, aber in Lächeln eingehüllt, auf ein Sofa werfen. Keine andere Nation, so fühlt er, würde die Tüchtigkeit oder Gründlichkeit gehabt haben, ihr Heim so sicher abzuschließen. Dann wird er noch ein letztes Glas Bier der deutschen Tüchtigkeit zutrinken.

Und doch ist wirkliche Tüchtigkeit eine ruhige und vertrauenerregende Sache. Aber sie endet da, wo sie Geschäftigkeit zu werden beginnt, in dem Augenblick, in dem die Mittel anstatt des Zieles bedacht werden. Ich selbst glaube, und das mag nationale Eitelkeit sein, daß England das tüchtigste Land Europas ist. Es ist das einzige Land, in dem es nicht notwendig ist, sein Gepäck zu registrieren, einen Empfangsschein zu nehmen, wenn man ein Telegramm schickt, oder seinen Hut in einer Theatergarderobe zu deponieren; in dem es nicht notwendig ist, einen Identitätsbeweis in seiner Tasche zu tragen oder mit tausend anderen Dingen sich abzugeben, die eine Regulierung und Verzögerung bedeuten, deren Absicht wohl die Möglichkeit des sozialen Lebens verbessern soll, während sie sie in Wirklichkeit zerstören. England ist das einzige Land Europas, in dem man nicht Leuten beim Diner vorgestellt wird, wo man nicht seine Karte bei Gastgebern abzugeben braucht, wo man nicht, weil es Konvention ist, am 1. Januar Blumen schicken muß. Unsere Kritiker meinen natürlich, daß wir leichtfertig dahinleben und daß wir deshalb auch nicht die Fähigkeit gehabt haben, uns von den Erfolgen des Krieges zu erholen. Vielleicht ist dem so. Aber wenn wir wirklich leichtsinnig sind, wie leicht ist dann das Leben und wie nahe kommt es jenem Wort Talleyrands, der es „la douceur de vivre" nannte. *(Deutsch von Nelly Simon)*

Der deutsche Erfinder. 1 098 809 D. R. G.: Mundharmonika in Form eines Revolvers. (5. 12. 29.)

1 097 912: Kundenwerbestuhl. (5. 12. 29.)
1 099 192: Hausbesitzerabzeichen. (5. 12. 29.)
1 103 510: Selbsttätiger Sargverschluß. (23. 1. 30.)
1 100 516: Als Nasenklemmer ausgebildetes Scherzflugzeug. (16. 1. 30.)
1 106 008: Vorrichtung zum Waschen mit Hilfe eines Staubsaugers. (6. 2. 30.)
1 116 852: Schleifenverzierung für eßbare Ratten- und Mäusefiguren. (24. 4. 30.)
1 117 389: Liebesbriefordner. (24. 4. 30.)

(Aus dem „Deutschen Patentblatt.")

MAN SPRICHT DEUTSCH.

FÜR DEUTSCHEN REISENDEN:

Wertstücke. Keine Zahlungsfähigkeit soll die Direktion annehmen für den Verlust Geldes oder Schmucksachen oder anderer Wertstücke außer solche Sachen dem Verwalter um zu beschützen seien angegeben worden.

Bar. Die Bars sollen sich rechtgemäß dem zeufuredikt zufolge verschließen. Es ist den Herren Fremden gestatten das Getränk bei den Residententeilen des Hotels bis halb-zwölf abends zu bekommen. Es ist nach das edikt untersagt alkoholisches Getränk für Freunde die nicht Bewohner sind zu kaufen.

Das Früh Wecken. Alles Ansuchen um früh geweckt zu werden oder Früh zu speisen soll man bei dem Bureau machen.

Rechnungen. Den Herren Fremden werden die Rechnungen zweimal wöchentlich abgelegt. Diese muß man unverzüglich bezahlen.

Bankanweisungen. Dem Verwalter ist es Verboten Bankanweisungen zu einwechseln oder als Zahlung einer Rechnung zu einnehmen.

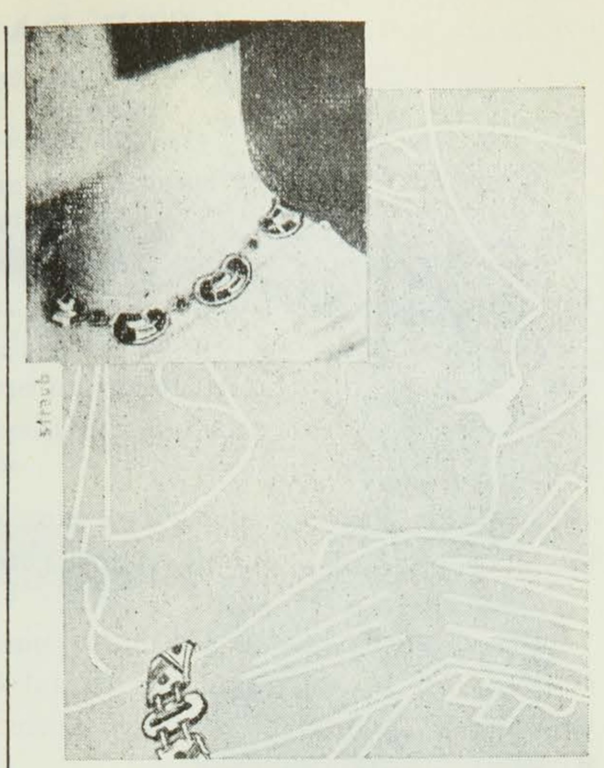
Speise auf dem Zimmer. Für alle Speise auf dem Zimmer serviert muß sich ein fernerer Preis anschreiben. Dieser bezieht aber nicht auf dem Thee am frühen Morgen genommen, der einen sonderpreis haben soll.

Zimmer. Die Herren Fremden sollen vor Mittag im Zimmer niederlegen und das Gepäck wegnehmen, auf andere Weise müssen sie den Preis eines anderes Tages bezahlen.

Schlüssel. Die Schlüssel muß man vor das Weggehen bei dem Bureau einreichen.

(Aerodrome Hotel, Croydon)

Das nächste Heft des Querschnitt erscheint am 18. September (Donnerstag) mit Beiträgen über körperliche und medizinische Probleme.



Für den Nachmittag,

zu dessen vielerlei Veranstaltungen die Kleidung der Frau am meisten variiert, ist der hochwertige Fahrner-Schmuck die schönste Beigabe. Die reiche Auswahl an wirklich aparten neuen Modellen gibt jeder Frau die Möglichkeit, ihren Nachmittagsanzug so individuell zu gestalten, wie sie es sich wünscht.



Für jedes Kleidungsstück in Form und Farbe der passende Schmuck.

Nur echt mit der Plombe

FAHRNER-SCHMUCK

MIT DER PLOMBE

Am 1. September erscheint das neue Schmuckmodeheheft „FAHRNER-SCHMUCK, DER SCHMUCK UNSERER ZEIT" (mit vielen Abbildungen schöner Modelle!). Erhältlich in jedem guten Juweliergeschäft und Kunstgewerbehaus. Bezugsquellennachweis durch den alleinigen Hersteller: Gustav Braendle, Theodor Fahrner, Nachfolger, Pforzheim.

ES LEBE DAS PLAGIAT!

Im alten Café des Westens. „Herr, Sie können mich —" Rudolf Johannes Schmied einfallend: „Pardon, das ist von mir!" (Anm. d. Red.)

Ohne die Plagiatoren spräche man nie von den Plagiierten.

*

Die Leute werden immer zahlreicher, welche behaupten, daß man nicht schreiben kann, ohne irgend jemand zu plagiieren, daß Ludwig XVI. aufs Schafott stieg und Napoleon auf St. Helena starb. Um in ihren Augen den Vorzug eines originellen Schriftstellers zu bewahren, müßte man feststellen, daß besagte zwei Herrscher beide Schlaganfällen erlegen sind, der eine in Versailles, der andere in den Tuilerien.

*

Der Plagiierte bringt eine Klage ein, wie eine kleine Schauspielerin, der man ihr erstes Collier gestohlen hat: eine gute, nicht teuere Reklame.

*

Der Plagiierte beklagt sich nicht immer ... besonders wenn er tot ist ... aber es findet sich meist jemand, der darauf brennt, an seiner Statt diesen Diebstahl aufzudecken, der gewiß von allen Diebstählen der harmloseste und für die Gesellschaft unschädlichste ist.

*

Ein Plagiat ist im Grunde nichts anderes als ein Zitat ohne Quellenangabe. Und gibt es etwas Lästigeres als Quellenangaben?

*

Das Wichtigste für ein Werk ist nicht sein sofortiger Erfolg und seine große Verbreitung: das Wichtige ist, daß es existiert; überzeugt, ich gab dies einmal ganz unbescheiden zu, daß meine kleinen Arbeiten auf die Nachwelt übergehen werden, tröste ich mich vollkommen darüber, im Dunkeln schreiben und denken zu müssen. Ich weiß sehr gut, daß das Wenige, Neue und Originelle, das mir gelungen ist, eines Tages ans Licht kommen muß. Denn ein Plagiator wird kommen ... und schon jetzt, statt mich über ihn zu ärgern, spreche ich ihm meinen herzlichsten Dank aus.

*

Die Frau, die Salomo als die richtige Mutter erkannte, war einverstanden, ihr Kind von einer Fremden aufziehen zu lassen, man durfte es nur nicht töten. Für einen Plagiierten zählt eine Idee nur, solange sie als die seine gilt. Er sieht sie lieber tot, als von einem andern großgezogen. Lieber hätte er überhaupt nicht gedacht.

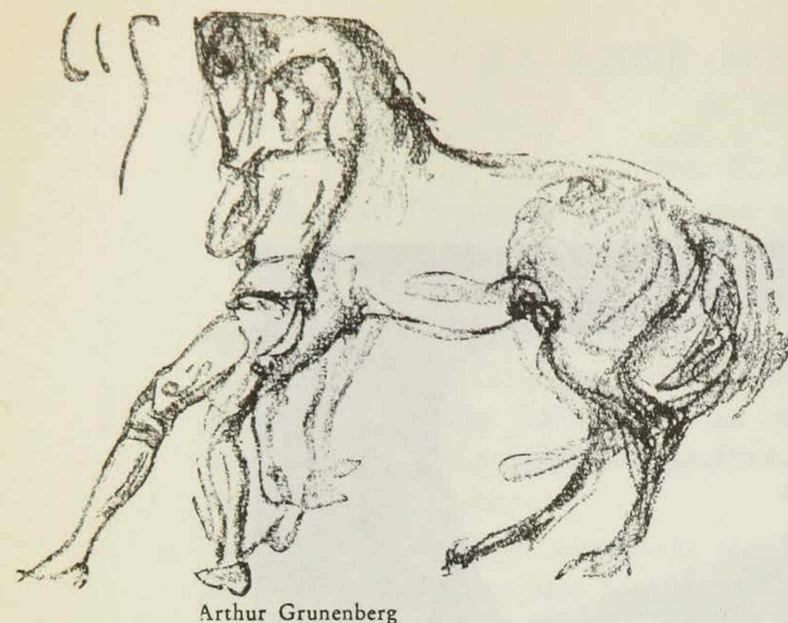
*

Das Eigentumsgefühl ist bei diesen Geistern so ausgeprägt, daß sie dahin gelangen, ihre Gedanken, die Früchte ihrer Arbeit, diese völlig immateriellen Dinge als etwas Greifbares, ja geradezu als Immobilien anzusehen. Einer glaubt, eine Hypothek auf die erste Liebe Stendhals, ein anderer auf die erste Reise Shelleys und ein dritter auf die erste Krankheit Maupassants zu besitzen.

*

Im Grunde liebe ich das Plagiat ja gar nicht, aber in letzter Zeit hat man so unsinnige Beschuldigungen erheben gesehen, daß ich aus Justament die Partei des Plagiators ergreife, und wäre er es selbst auf schmählichste Weise. Beinahe fühle ich mich selbst versucht, einer zu werden. *Pierre Lièvre.*


"CASTELL"
A.W. FABER


Arthur Grunenberg

UNTER PFERDEN.

Von *Norbert Schiller.*

Rentenmark, Reitpferd.
Samweller I, ehem. Rennpferd.
Rosa Butterwerk (auf Samweller sitzend).
Ihr Begleiter (auf Rentenmark sitzend).

Rosa Butterwerk: Hali und Hallo, Hali und Hallo.

Der Begleiter: Ich bin Reitersmann.

Rentenmark: Herrschaften, macht Schluß, ich hab heut schon meine Stunde Bahn.

Samweller: Ich schwitz auch durch und durch.

Begleiter: Ich kann zum Beispiel stundenlang hinter schönen Beinen hergehen. Ganz unerotisch. Nur Aesthetik.

Rosa Butterwerk: O ja. — Das Wildpret zu erjaágen mit männlichem Behaágen.

Begleiter: Hali, hali und hallo. — Scharitt. (Rentenmark und Samweller I gehen im Schritt.)

Rentenmark: Du darfst nicht alles gleich so schwer nehmen, Kamrad.

Samweller: Ich denk jetzt wirklich nicht an die Preise, die ich beim Rennen gemacht habe. Und daß ich heute für gemeine Reitkundschaft da bin.

Rentenmark: Wein dich aus, Samweller!

Begleiter: Zum Beispiel könnt ich Sie nackt sehen, ohne was zu denken.

Rosa Butterwerk: Tatsächlich.

Samweller: Schau, Bruder. Mir wär am liebsten, es wär auf einmal mit allem Schluß. Abkratzen möcht ich. Ganz plötzlich.

Rentenmark: Das sind die Nerven, Sam.

Samweller: Es ist mir alles so langweilig. Jetzt bin ich neun Jahre. Tag für Tag dasselbe. Auf was soll man noch warten.

Rentenmark: Bruder, ich bin zwölf. In Wirklichkeit bin ich fünfzehn. Und auf mir probiert jeder herum. Was soll ich sagen?



Begleiter: Bitte, versuchen Sie es. Ich bin kühl wie die Schnauze irgendeines Hundes. Ich habe nur ästhetisches Gefühl.

Rentenmark: Solche Schweine. — Zum Glück verstehen sie uns nicht.

Samweller: Ich wollt, wir verstünden sie auch nicht. Dieses blöde Gerede. Immer dasselbe. — An so einem Herbsttag komm ich immer früh am Morgen auf, und packt mich eine wahnsinnige Sehnsucht nach der Kindheit. Nach Wiesen. Richtigen Wiesen. Hat doch das Gras damals ganz anders gerochen. Und alles.

Rentenmark: Man hätt viel mehr leben müssen. Es tut mir heut auch leid.

Samweller: Drüben auf der Rehwiese hab ich einen von meinem Gestüt getroffen. Der hat geweint, wie er mich gesehen hat. Glaubst du mir, daß ich als Kind der Lustigste war. Alle haben sich den Bauch gehalten vor Lachen.

Rentenmark: Ich weiß nicht. Es war aber früher auch anders. Die Kollegen waren anders, die Menschen waren anders. Früher wurde was verlangt. Was da heute auf einem herumkriecht. Man möcht sich selber schämen.

Samweller: Weil du sagst: Kollegen. Mit wem, außer dir, kann man bei uns ein vernünftiges Wort reden? Und gar die Herren Vollblüter. Das stinkt ja vor Arroganz.

Rosa Butterwerk: — Hali und Hallo?

Begleiter: Sie weichen aus. Aber meinetwegen. Galopp!

Rentenmark: Das hab ich gern, Galopp rufen und falsche Hilfe geben. — Hörst nicht gleich auf mit den Sporen!

Samweller: Schmeiß ihn ab, den Hundling!

Rosa Butterwerk: — Ola. Weh getan?

Begleiter (im Gras): Nicht der Rede wert. Ich glaube, ob eines Hasen gescheut.

Samweller: Laß ihn nicht mehr hinauf.

Begleiter: Rentenmark? Was ist. Rentenmark?! — Will es lieber in den Stall führen. Zu temperamentvoll. Ich glaube, ein Dreijähriger.

Rentenmark: Vorgestern hab ich auch einen abgesetzt. Bin dann im Schritt nach Haus gegangen. Meinen Weg. Steht so ein blondes Flitscherl vorm Stall. Sagt dir der Lausknecht nicht: „Toll durch die Wälder gefegt. Ahoi."

Samweller: Ich bin bloß zu feig. Sonst hätt ich schon lang Schluß gemacht.

Rosa Butterwerk: Rentenmark hat wenigstens Mark. Aber dieser Samweller.

Samweller: Canaille, — Pfui Teufel! (Er spuckt aus.)



CLEMENCEAU IN ANEKDOTEN

Der Tiger ist 1841 in der Vendée in Molleron en Pareis geboren. Er liebte dermaßen seine Heimat, daß er sich am südlichsten Küstenreich der Vendée ein altfranzösisches Schloß kaufte, wohin er oft seine intimen Freunde einlud, um ihnen über seine Heimat zu erzählen. Einmal sprach er über einen Schulaufsatz, den er mit elf Jahren schrieb und in dem ungefähr folgendes stand:

„Der Vendéer hat Aehnlichkeit mit den Bretonen. Finster und neugierig wie ich sehen die Leute aus. Vendée ist ein stilles Land. Man nennt mit Recht die Vendéer eine unnahbare Nation. Die Ortschaften gleichen wilden Festungen. Die Häuser sind fensterlos und sehen von außen unbewohnt aus. In der Vendée sind die berüchtigsten Räuber- und Politikerverstecke. Vendée ist ein Sumpfland, aber hier gibt es auch die Charente, den schönsten Fluß von Frankreich, und hier spielten sich einst die Hirtenidylle und Jagdleben ab. Die Vendée ist auch der Ort des politischen Hasses. Bei jeder Revolution spielt auch die Vendée eine Rolle. In der Vendée haben sich die heftigsten Hugenottenkämpfe abgespielt. Die Vendée hatte die schärfsten Kämpfe gegen die Revolution und gegen die Republik geführt. In der Vendée ist Richelieu und bin ich geboren, und das ist charakteristisch."

*

Clemenceau hat in Nantes Medizin studiert, 1865 wurde er Doktor. Als man den Tiger einmal fragte, warum er ein Fach studiere, das zu seinem späteren Beruf gar nicht paßt, erwiderte er: „Im Gegenteil, nur als Arzt kann man Menschenkenntnisse erwerben. Um geschickte Politik zu treiben, muß man die Krankheiten seiner Mitmenschen kennen."

1869 etablierte sich Clemenceau als Arzt auf dem Montmartre. Er trug eine stürmische Bohémienkrawatte, aber er haßte schon damals die Bohémiens. Er war nur immer für die Arbeit. Er schrieb neben seiner Aerztepraxis Artikel im „Matin", „Le travaile", „La jeune France", aber alles das befriedigte ihn nicht. Er wollte etwas Besonderes machen, und alle seine Freunde bestürmte er damals mit der Frage: „Wissen Sie nichts für mich, daß ich gründen könnte?"

*

Clemenceau sprach alle Dialekte von Frankreich. Als man ihm gratulierte, daß er 1870 zum Bürgermeister von Montmartre gewählt wurde, sagte er: „Ja, man wählte mich, weil ich einen guten Tenor ersetze."

*

Clemenceau war in den achtziger Jahren Pazifist und ein Gegner Rußlands. Auf der zweiten interparlamentarischen Konferenz 1890 sprach er über den Weltfrieden und sagte: „Ich hasse die Politik der Rache, und deshalb ist Elsaß-Lothringen für mich kein Problem."

*

Die Russen bemühten sich sehr oft um den Tiger. Großfürst Wladimir hat schon in den neunziger Jahren mehrere Male mit Clemenceau verhandelt, um ihn für Rußland zu gewinnen. Aber der Tiger war damals für Oesterreich-Ungarn. 1906 war er zwar schon gegen die Donaumonarchie, aber als man bei ihm für Rußland warb, lehnte er mit den Worten ab: „Der Zarismus ist für mich zu sehr an Poincaré attachiert, und mit diesen Mittelstandsherren will ich nichts zu tun haben."



als Kind

Clémenceau



als sozialistischer Redner

Altschwedische Bauernkunst

Die Cembalistin Wanda Landowska bei Rodin



Etienne de Beaumont (Paris)



Fräulein Lillycläre v. Gontard

Herr Werner Schleber

Photos Binder

Der Tiger war krank und nahm sich eine Krankenschwester, die einmal fragte:
„Gehen Sie manchmal in die Kirche?"
„Niemals, Schwester."
„Lesen Sie die Bibel? Denken Sie manchmal an die Schönheiten des Himmels? Wissen Sie, daß dort alles von Gold und Diamanten strahlt?"
„Das glaube ich nicht, Schwester, denn wenn das wahr wäre, hätten die Engländer schon längst die Hand daraufgelegt."

*

Rochefort stellte einmal eine Liste zusammen, aus der man sah, wie viele Male der Tiger seine politische Anschauung wechselte. 1861 war er nach Terys Feststellung Anhänger des Anarchisten Proudhon. 1870 begeisterte ihn Louise Michel für die Kommune. Später fand er, daß die Republik den Sozialisten zu viele Konzessionen machte. Bei der Dreyfus-Affaire unterstützte er plötzlich die Sozialisten. Kaum war die Dreyfus-Affaire liquidiert, wurde er Ultrapatriot. Als man Clemenceau diese Liste zeigte, sagte er lachend: „Was wollen diese Leute? Ich liebe doch nur die Zivilisation."

*

Clemenceau sagte einmal: „Demokratie ist eine Idee, aber kein politisches Rezept."
Jemand fragte den Tiger in der Glanzzeit seiner Erfolge:
„Wie denken Sie heute über die Barrikaden?"
„Noch immer wie früher, nur würde ich heute auf der anderen Seite stehen."

*

Der Tiger gehörte zu den wenigen französischen Politikern, die für das Aushalten im Kriege waren. Er sagte und schrieb Jahre hindurch: „Wir haben alles für den Krieg gegeben, die dreijährige Dienstzeit, unsere Kinder und unser Geld, und deshalb haben wir eine Berechtigung, von dem Militär, das wir verhätschelten, zu fordern: daß es sich für unsere Opfer mit einem Sieg bedankt."

*

Während der Cholerazeit fragte jemand Clemenceau:
„Haben Sie Vorsichtsmaßregeln gegen die Epidemie getroffen?"
„Gewiß."
„Nun, was haben Sie getan?"
„Ich habe alle meine Freunde erinnert, daß Sie mich in ihrem Testament nicht vergessen sollen!"

*

1910 sagte Clemenceau: „Briand wird wirklich einmal etwas erreichen, weil er eine amüsante Energie hat, wenn ihm nur vorher nicht das Malheur passiert, daß er in die Hände eines Flic fällt, der es mit seinem Beruf ernst meint."

*

Clemenceau sagte einmal: „Briand weiß nichts, versteht aber alles. Poincaré weiß alles und versteht nichts."
Ueber Caillaux: „Ich habe ihn immer nur als zu jung in Erinnerung."

*

Als Clemenceau und Poincaré schwer krank waren, sagte der Tiger zu seinem Arzt: „Es ist eine Schweinerei, daß Poincaré gleichzeitig mit mir sterben will."

Als Clemenceau Minister des Innern war, inspizierte er einmal ein Departement. Es war ein schöner Frühlingstag. Clemenceau ging durch mehrere Zimmer, aber sie waren leer, denn die Beamten hatten es vorgezogen, spazieren zu gehen. Endlich fand er in einem Dachstübchen einen Beamten; der Mann saß in einer Ecke und schlief. Der Direktor wollte ihn wecken, aber Clemenceau hielt ihn mit den Worten zurück: „Wecken Sie ihn um Gottes willen nicht auf, denn sonst geht auch er uns durch!"

*

Als Clemenceau einmal erfuhr, daß ein Jude Minister wurde, meinte er: „Die Juden sind doch eine tragische Rasse."

*

Zu Monet: „Die Impressionisten haben etwas von einem lyrischen Chirurgen."

Clemenceau liebte Rodin, doch er sagte über ihn: „Er hatte das Genie, aber er war nicht genügend bürgerlich, um es philosophisch auszunützen."

*

Monet und Clemenceau waren unzertrennliche Freunde. Jeden Sonntag weilte der Tiger als Mittagsgast in Monets Villa. Die Freundschaft dauerte bis zum Tode des Malers. Nur ein einziges Mal erlitt sie einen Stoß. Monet hatte 12 seiner Bilder dem Rodin-Museum versprochen, aber der Abschied von so viel Bildwerken auf einmal wurde ihm schwer: „Wartet damit, bis ich tot bin."

Clemenceau erwiderte: „Mein lieber Monet! Wenn man seinem Lande etwas versprochen hat, so muß man es halten. Sie werden für mich immer ein großer Künstler bleiben, aber Sie haben einen Freund verloren."

Acht Tage später befanden sich die zwölf Bilder im Rodin-Museum. Am darauffolgenden Sonntag lag das Gedeck des Tigers wieder auf Monets Tisch.

*

Man fragte Clemenceau, was er von Paul Valéry halte. „Valéry? Kenne ich nicht."

Darauf ging ein Journalist zu Valéry: „Meister, was halten Sie von Clemenceau?"

Valéry antwortete: „Kenne ich zu gut."

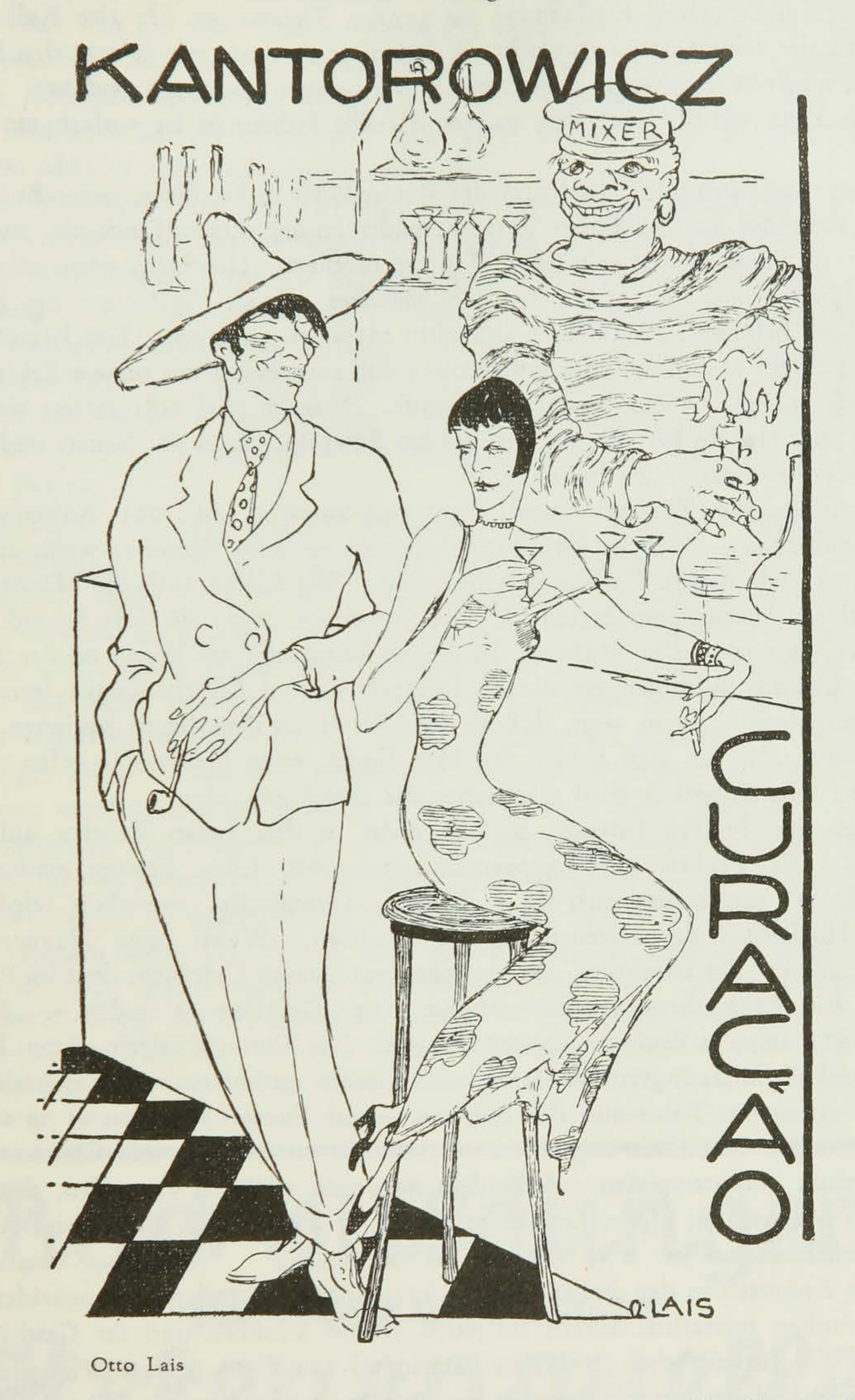
(Mitgeteilt von Emil Szittya.)

Das Haus, das George Clemenceau in Paris bewohnte, stieß an einen großen Klostergarten, dessen Bäume das Arbeitszimmer des „Tigers" sehr verdunkelten. So beredt er sonst sein konnte, dem Abbé des Klosters gegenüber fehlte ihm der Mut. Er klagte einem Freunde sein Leid, der den Abbé des Klosters kannte. Eines Morgens, als Clemenceau sein Arbeitszimmer betrat, war es hell, die dichten Bäume waren gefällt. Dankbar sandte er dem Abbé einen Brief, der so begann: „Mon père, je vous appelle mon père, parce que vous m'avez donné le jour ..."

Der Abbé antwortete: „Mon fils, je vous appelle mon fils, parce que je vous ai ouvert le ciel ..." *(Mitgeteilt von Julie Elias.)*

Deutsche Kunstkritik. Der belgische Künstler, Auguste Rodin, den man als markanten Verherrlicher der Arbeit in imposanten Monumenten kennt, erschien mit einem stattlichen graphischen Oeuvre als Bekenner leidenschaftlicher Minne; in Zeichnungen und Aquarellen, die nach Antlitz und Körper einer vollen, üppigen Figur Rubensscher Prägung, einer über alles geliebten Frau gehören, wandelt er sein Thema ab und gewährt damit dem Beschauer einen Einblick in sein heißes Erleben — und in sein eminentes Können, durch das er nicht nur den Meißel, sondern auch Pinsel und Stift mit

souveräner Sicherheit handhabt. Bemerkenswert an dieser interessanten Schau auch das Publikum; immer wieder Beschauer, die dem Künstler durch Sprache und Nationalität nahestehen. Keiner seiner hiesigen Landsleute wird verfehlen, ihm



Otto Lais

den Besuch und die Huldigung darzubringen, auch wenn er der Kunsterfassung nicht kundig ist. „Nehmt euch ein Beispiel dran!“ Wo deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft und deutsche Arbeit im Ausland zu Worte kommen, darf kein Deutscher fehlen! *(Westfälische Landeszeitung.)*

FOLIES BERGERE AUS DER FROSCHPERSPEKTIVE

Von *Konrad Leinert* (Hilfspersonal).

Die sympathischste Erscheinung im ganzen Theater ist der alte Kellner an der Bar, der seine Gäste heranlockt. Während er ermunternde Worte den Leuten zuruft, hüpft er die Arme schwenkend hinter seinem Tische hin und her. Dieser Mensch kann wirklich mit dem ganzen Gesicht lachen; er ist einfach ein guter Kerl.

Sind tatsächlich alle Tanzlehrer der Revue-Girls so kindliche, naive Burschen? Wenigstens der in den Folies Bergère macht immer diesen Eindruck, wenn er vormittags in der Halle mit seiner Truppe probiert. Uebrigens sehen alle Girls ungeschminkt und im Badekostüm viel hübscher aus als abends auf der Bühne. Und diese Beinchen! Man kann sich nicht sattsehen an ihnen. Das Bewußtsein, sie ganz allein betrachten zu können, ohne daß sie jemand mit seinem Feldstecher förmlich annagt, ist ein besonderer Genuß. Manche sind sehr eifrig; sie probieren noch einzeln für sich vor den großen Spiegeln, die ja auf Schritt und Tritt in den Folies Bergère zu finden sind.

Ekelhaft, die Zigarren- und Zigaretten-Stummel aus den Aschenbechern herauszuklauben. Manche sind ganz zerbissen — kein Wunder, wenn auf der Bühne so viele nackte Frauen zu sehen sind. Wo sollten auch die Männer ihre zu höchster Potenz gesteigerten Gefühle loswerden, wenn sie nicht irgend etwas zerfetzen können. Die Wirkung der Revue kann man am besten an der Menge der in kleinste Stückchen zerrissenen Programme und Eintrittskarten feststellen. Manche gehen sogar so weit, daß sie den Sessel zu demolieren beginnen. Das Schlimmste aber ist, daß keiner den Mut findet, seine Nervosität offen zu bekennen; fein säuberlich wird alles unter die Sessel geworfen.

Wer den Freitag fürchtet, soll ja nicht in den Folies Bergère auftreten wollen. Die Proben auf Engagement sind dort jeden Freitag nachmittag. „Schicksale" entscheiden sich da. „Merci mademoiselle" — schon wieder ist einer Hoffenden der Lebensfaden abgeschnitten. Welch feine Nuancen hat dieses „Merci" des Direktors, der, umgeben von seinen Getreuen, dort im Parkett sitzt. Ein Tanz-Akrobaten-Paar scheint seinen Gefallen zu finden — „Merci" flötet jetzt seine in Zucker getauchte Stimme. Die Klavierspielerin, deren Pflicht es ist, all die hoffnungsvollen Damen und Herren zu begleiten, hat es auch nicht leicht. Arien aus Tosca und der Bohème — auf Puccini hat man es an solchen Nachmittagen besonders abgesehen — muß sie untermischt mit Chansons und Tanzmusik herunterspielen. Außerdem bekommt sie noch von allen, den mordenden Mercis zum Opfer Gefallenen einen vorwurfsvollen Blick beim Abgang zugeschleudert.

Die Kokotten in den Folies Bergère kann manche Straßendirne beneiden. Für 200 Franken monatlich dürfen sie jeden Abend kommen und ihr Geschäft eröffnen. Ein französischer Journalist hat einmal von ihnen gesagt: Wie gefangene Raubtiere laufen sie im Promenoir hin und her und warten auf Beute. Manche sind sehr hübsch. Die Feststellung wäre eigentlich interessant, wieviele der Besucher Leute sind, die hingehn, um das Pariser Nachtleben zu studieren, und wieviele es sich ehrlich eingestehn, daß sie ihre überschüssigen Energien loswerden

wollen. Dieses Interview könnte sich aber nur ein Journalist leisten, der gut boxen kann. Amerikaner wären sicherlich seine Gegner.

Sehr malerisch sehen die Soldaten mit dem langen, schwarzen Schweif am Helm aus. Ob sie vom Theater angestellt sind, um für Ruhe und Ordnung zu sorgen, oder nur wegen ihrer auffallenden Uniform, ist nicht ganz klar. Sie trinken jedenfalls immer zur selben Zeit in der Bar-Küche ihren Kaffee. Polizisten sind auch da; die fallen aber nicht auf. Im Gegensatz zu den Soldaten mit dem schönen Helm trinken sie lieber Bier.

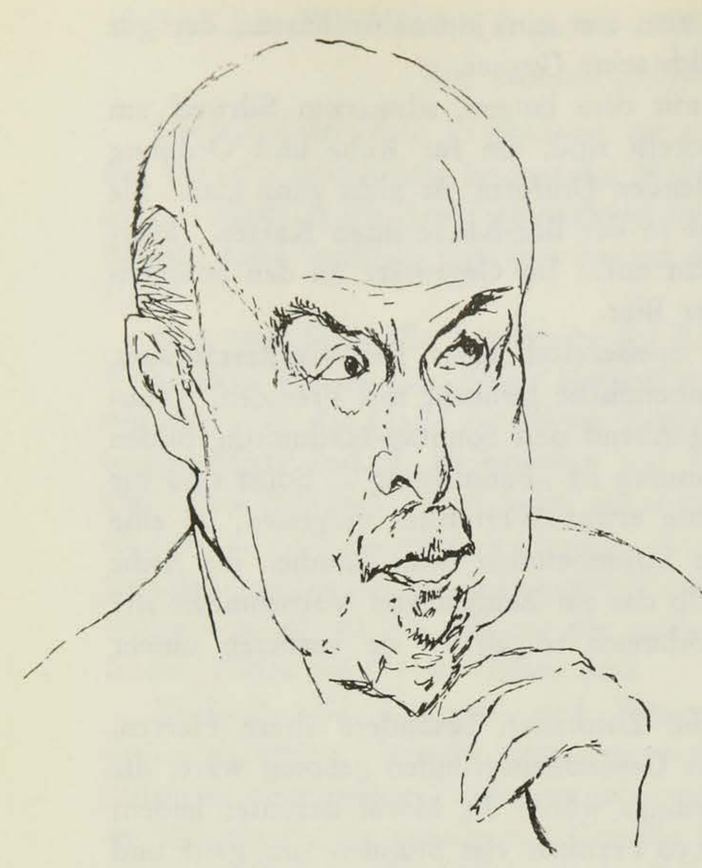
Das Publikum wechselt wie der Speisezettel eines Prix-fix-Restaurants. Fremde gemischt mit Einheimischen, Einheimische gemischt mit Fremden. Toujours la même chose. Nur der Samstag-Abend und Sonntag-Nachmittag bilden Ausnahmen. Samstags ist es „voll", Sonntag ist „Familientag". Sonst sind die Gäste vornehm-international; daß sie nie etwas Wertvolles vergessen, ist eine betrübliche Tatsache. Komisch, daß die Logenbesucher beim Rauchen die Asche mit Vorliebe auf den Boden streuen. Ob das ein Zeichen von Vornehmheit ist? Wenn die Damen wenigstens echten Schmuck trügen — sie verlieren immer falsche Perlen.

Die Revue ist wundervoll! Manche Zuschauer, besonders ältere Herren, bekommen solche Stielaugen, daß es aus Gesundheitsgründen geboten wäre, die „anstößigen" Bilder zu streichen. Allerdings würde die Moral darunter leiden; denn es ist nicht zu leugnen: Wer für 7,50 Franken vier Stunden lang ganz und teilweise ausgezogene Frauen der verschiedensten Breitengrade betrachten kann, kommt auf keine schlechten Gedanken mehr. Einige sind unverwüstlich, sie müssen unbedingt etwas erleben. Das sind dann die sogenannten Wüstlinge. Bei einigen Gläsern Limonade und Kaffee versammeln sie die Halbwelt um sich. Zu Hause werden sie wohl erzählen, wie toll sie es in Paris getrieben.

Ungelöst ist das Problem, warum die vielen weggeworfenen Zigaretten das Theater nicht in Brand stecken. Prominente Gäste haben sich darüber schon den Kopf zerbrochen. Es wäre also gut, auf diese Frage bald eine Antwort zu finden.

Zu diesem Heft. Der Beitrag von *Robert Graves* ist in seinem Buch „Good bye to all that" entnommen, das deutsch unter dem Titel „*Strich drunter*" im Transmare-Verlag, Berlin, erscheinen wird. — Die Aphorismen von *Cocteau* sind aus seinem Buch „*Le Rappel à l'ordre*" (Librairie Stock, Paris). — Die Foto: Dach mit Katze ist von Martin Munkacsi aufgenommen, der Katerkopf von Bale.

Bad Wildungen
für Niere und Blase
Helenenquelle
Zur Haus-Trinkkur: Bei Nierenleiden-Harnsäure-Eiweiss-Zucker-
Badeschriften-sowie Angabe billigster Bezugsquellen f. das Mineralwasser durch d. Kurverwaltung



Rudolf Grossmann, Der 80jährige Fürstenberg

MELANCHOLIE

Wir treiben auf dem Sinn des Lebens
Wie Blüten auf dem Ozean,
Wer Unglück hat, sagt sich vergebens:
Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Mein Schiffchen fuhr durch manches Wetter,
Doch blieb es heil und sank noch nicht.
Das Schwein im Leben spart den Retter,
Und sparen ist die erste Pflicht.

Wer weiß, wo ich noch einmal lande
Und wo mein Schicksal mich erwischt —
Vielleicht verlaufe ich im Sande,
Na schön; dann war es eben nischt.

Werner Fink.

Dem Bankdirektor Fürstenberg (der am 28. August seinen 80. Geburtstag feiert) wurde ein Beamter zur Beförderung empfohlen. Der Personalchef hob besonders die Bescheidenheit des Angestellten hervor. „Worauf ist er denn so bescheiden?“ fragte Fürstenberg.

LES J'M' ENFICHISTES

Ils ont commencé par être rois,
Princes, archi-ducs, grands bourgeois.
Ils avaient leur loge au spectacle —
Survint la débâcle.

Y en a dont on n'entendit plus,
— Les vagues ont passé dessus —
Ils n'ont pas retrouvé la terre.
C'est la guerre.

Mais d'autres ont ressuscité
Pour ainsi dire nouveaux-nés.
Qui prirent un élan — tant pis,
C'est la vie.

Ils essayent ceci et cela,
D'habitude cela ne marche pas.
Ils dînent d'un bout de hareng
Avec une fourchette d'argent.

Ils font rarement des affaires.
On leur paye leur bonnes manières,
La coupe de leur vieux veston,
Et l'ex-auréole du blason.

Ils dirigent poliment er sans bruit
Des clubs et des boîtes de nuit.
Les clients les invitent parfois
Pour une fine ou un verre d'Irroy.

Ils ne sont ni gais, ni tristes.
Ils sont surtout j'm'enfichistes.
Ils prennent tout pour du provisoire —
C'est leur gloire.

Anita.

Zum 28. August. „Goethes Geburtstag; sonst ein lebendiger Feiertag, jetzt ein vergessener, unbeachteter! — Mich dünkt, die Zeit von Goethe ist schon weit von uns ab; die Welt hat seitdem eine andere Wendung genommen, sie sieht wenig zurück, sie kann nicht viel zurücksehen, sie hat so viel vor sich, hat alle Hände voll zu tun. Das Leben wird alle Tage unruhiger, geräuschvoller, eiliger, zerstreuter. Der Zollverein und die Eisenbahnen tun viel dazu, aber auch die jüngere Denkart überhaupt. Alles ist gespannt, gehetzt, nimmt an allem ringsumher Anteil und will in allem nur sich selbst. Ueberall ist ein zu großer Maßstab angelegt, da wird denn alles klein, Bildung so gut wie Vermögen, Geselligkeit und Bedeutung ...“ *(Karl August Varnhagen von Ense, am 28. August 1842.)*



Pelikan-Füllhalter

mit sichtbarem Tintenstand
für jede Hand geeignet

GÜNTHER WAGNER * HANNOVER * WIEN

DER KLUB DER DICKEN IN PARIS

Gaston Peroux, wohnhaft am Boulevard Montparnasse, war der erste, der mich auf den Klub der Dicken in der Rue Pelouze aufmerksam machte. Unabhängig von dem Kaloriengeschrei des Tages, von der Entnationalisierung der Küche durch demokratische Speiseanstalten und Hotels, findet sich dieser Klub jeden Mittwoch abend bei dem Pianisten Walter Rummel zusammen, um dem esprit de manger zu huldigen. Rummel ist ein Enkel von Morse, dem Erfinder der Morse-Telegrafie, und zeichnet sich nicht so sehr durch die, von der traditionellen Abstammung bedingte Wohlbeleibtheit, als durch die Gabe aus, mit Magen und Gaumen genau so wie mit Ohren und Augen (wenn nicht noch anderen Sinnen) das Leben zu genießen. Das Lebensgefühl muß gesteigert werden, es muß jenen phantasievollen Zusatz von der Erfindung amüsanter und geistreicher Gerichte bekommen, der nicht den Verschwender, auch nicht den Snob, sondern den Raffinierten begeistert. Raffinement und l'ésprit de manger gehören zueinander! Aus diesem Grunde fragt auch immer Gaston Peroux: „Wissen Sie schon, daß die Königin Marie Antoinette vor den Tagen der Revolution Dejeuners bestehend aus siebenzehn Tassen Kaffee und Anchovisbrötchen zu sich genommen hat?" Womit allerdings nicht die Charakteristik seiner Persönlichkeit, sondern die Aufgabe des Klubs umrissen erscheint, in jeder Sitzung von einem durch das Los bestimmten Mitglied Vorlesungen über die Kunst des Kochens, Essens und der Gourmandise abhalten zu lassen.

Sitzung im Klub „L'ésprit de manger". Zunächst ist der Treffpunkt in der Bar des Clown Footit, wohin an neun Taxis beordert werden, um das Gewichtige der einzelnen Persönlichkeiten in gebührendem Umfange zu fassen. Alsdann setzen sich die Wagen langsam in die Gegend der Rue Constantinople in Bewegung, würdig hintereinander herfahrend, um nicht die kostbare Last durch Erschütterungen in den Zustand eventueller Magenverstimmungen zu versetzen. Geistreiche Spiele vertragen keinesfalls deprimierende Einwirkungen von außen. Da das Gefühl vor dem Essen Impression, alle Tiefe Witz ist, so ist auf die Mitglieder zarteste Rücksicht zu nehmen.

Voilà die Dicken! Warum gerade sie dazu ausersehen wurden, der sterbenden Gourmandise zu beweisen, daß es noch Anhänger eines Grimod und Brillat Savarin gibt, hat seine Ursache in dem Feingeschmack aller Dicken. *Dick ist noch lange nicht fett,* zumal die wirklichen Feinschmecker niemals die Quantität des Essens geschätzt haben. Dicke Feinschmecker aber werden niemals der Kunst des Essens Opposition bieten. Sie essen nicht gedankenlos, nein sie besitzen das Wissen um die subjektive Zubereitung, sie geben sich den Eindrücken der kulinarischen Möglichkeiten hin und verabscheuen die Gleichgültigkeit.

Dicke sind *nicht* gefräßig, sie eint nur das Empfinden, daß die propagierte Kalorienmode, das künstliche Abmagern ebenso wie das Nichtessen, unästhetisch verflachen und lächerlich machen würde, nein, sie sind die Künstler, die ihren Lebensbereich erweitern. Und um dieser Erweiterung willen wurde der Mittwoch als jour fixe ausersehen.

Erstes und oberstes Gesetz für die gemeinsamen Mahlzeiten ist die Ungestörtheit. Da die Frau in der Geschichte der Kochkunst eine völlig untergeordnete Rolle spielt, werden Frauen und Zuschauer ferngehalten. Obgleich der Tradition gemäß der berühmte Grimod de la Reynière (geb. 1785, gest. 1837) in seinen Aufzeichnungen besonders hervorhebt, daß er und seine Freunde bei ihren berühmten Diners niemals vergessen haben, Leute einzuladen, die von





Männer auf Neu-Guinea

Der Kunsthändler Gutbier (Dresden) mit seinen Söhnen

einer Galerie aus — wie einst während der Ritterturniere — die Schlacht da unten betrachten durften. Die Zuschauer hielt man nicht der Ehre für würdig, selbst an der Tafel teilzunehmen. Zu jener Zeit gab es aber in Paris noch keine hundert Wirtshäuser, in denen man essen konnte, Köche waren nur in Diensten des Hofes und des Adels, sie bezogen Ministergehälter. Durch die Entwicklung der öffentlichen Speiseanstalten jedoch ist die Ruhe für den privaten Klub vorbildlich: Konzentration auf die Atmosphäre, keinerlei Ablenkung durch überflüssigen Tafelschmuck, keinerlei Wandgemälde im Speiseraum. Kritik über Speisefolge und Speisen darf erst unmittelbar nach dem Essen gefällt werden, wenn die Reizung der Nerven und Sinne durch die erlesenen Mahlzeiten erfolgt ist. Die Dicken beherzigen treulich die erste Satzung ihres Klubs, mit dem Essen das Wohlbefinden und seelisches Gleichgewicht zu vereinigen. Dieses seelische Gleichgewicht — viele legen es als Phlegma aus, viele als Gutmütigkeit, aber es bedeutet etwas ganz anderes. Es bedeutet: die Diplomatie auf dem Lebenswege, dem Wege des Unbehagens, mit Behagen zu wahren.

Jede Woche bereitet ein anderer das Menü mit dem Klubgehilfen vor. Für das ganze Jahr sind bereits die Speisenfolgen im voraus bestimmt, und amüsant ist es, wenn all die Dicken in der gemeinsamen Diskussion — nach dem Essen und dem vorausgegangenen Essenskolleg — sich einzeln vor den Spiegel stellen und aufatmend konstatieren: Eigentlich sind wir gar nicht so dick. Rummel lächelt dann sein diplomatisches Lächeln, denn seine Aufgabe besteht lediglich in der Anordnung der Tafel, der Beschaffung der Weine, dem Cocktail-Mixen. Sogenannte Cocktail-Parties, Wettbewerbe um neue Cocktailrezepte, zählen nicht zu dem Aufgabenkreis des „L'ésprit de manger". Der Klub ist und bleibt exklusiv auf nur zehn Personen beschränkt. Das hat in Paris Furore gemacht. Die wenigen Häuser, die die Kultur der Küche noch zu pflegen verstehen, sind mit den Außenseitern in edlen Wettstreit getreten. Jede gute Gesellschaft schuldet es ihrem Renommé, einen Dicken dieses Klubs zu ihren Ehrengästen zu zählen. Jede Hausfrau triumphiert lächelnd, wenn Gaston Peroux, Henri Coréon, Roger de Sevigné, Paul Poiret und ihre Kameraden an ihrer Tafel Platz nehmen. Das bedeutet uneingeschränktes Lob, das bedeutet Exklusivität.

Die Dicken triumphieren. Wer sollte es jetzt noch wagen, einen Dicken auf die Sahne im Kaffee, den Zucker im Tee, die Krebsschwänze im Reis, den Strudel im Topf, die Pralinés in der Bonbonnière hinzuweisen? Er wird mit einem verächtlichen Lächeln das heroische Bekenntnis des Dicken hören, daß er sich weder dick noch sonstwie behindert fühle, denn er glaubt sich seinen Brüdern verbunden, die als allererste in Paris den offiziellen Schritt zur restlosen Anerkennung der übervollschlanken Linie wagten. Der Dicke gehört von nun an zum Schmuck der Tafel. Er ist ebenso unentbehrlich wie die Blumen, die das Reglement der gesellschaftlichen Konvention vorschreibt.

Nicht jeder Dicke, bitte nur ... der dicke Gourmet!

Helmut Jaro Jaretzki.

Kohrener Festwoche. (Aus dem Programm.) Montag, 2. Juni: 8 Uhr: Andacht. Oberkirchenlicht D. Zenker-Leipzig. 9 Uhr: Vortrag. Pf. Eckert-Greifenhain: „Bleibende Werte im Augsburger Bekenntnis" (in sächsischem Dialekt!). 14 Uhr: Schlußfeier in der Kirche, Pf. Marx-Kohren. 16 Uhr: Hauptversammlung der Teilnehmer und des Ausschusses. Auf jeden Vortrag folgt freie Aussprache. — Dienstag, 3. Juni: Alle sind reif fürs Narrenhaus; 8 Uhr Abmarsch dahin. *(Altenburger Zeitung für Stadt und Land.)*

M. 2,85

Von *Gustav Kiepenheuer.*

Der Börsen-Vereins-Vorstand (d. h. der Vorstand jenes Vereins, dessen Mitglieder dazu berufen sind, die geistigen Schöpfungen aller Nationen, insbesondere der Deutschen, zu verlegen und zu vertreiben) hat zur Cantate-Versammlung dieses Jahr in Leipzig den eigenartigen Beschluß gefaßt, den Mitgliedern nahe zu legen, billige Ausgaben moderner Autoren nicht mehr zu vertreiben, sondern Volksausgaben älterer Autoren, sagen wir also Friedemann Bach, Ben Hur und ähnliche schöne Werke unserer Kinderzeit dem Publikum vorzulegen. Sie glauben, verehrter Leser, dies sei ein Aprilscherz, nein, erstens passierte es im Mai, und zweitens war ich selbst dabei. Ich habe diesen Beschluß nicht vergessen, nur ließen mich die wahrhaften Beschwerden eines 50jährigen Jubilars nicht früher zu einer Stellungnahme kommen. Inzwischen gab mir der „Querschnitt" den Auftrag, etwas aus dem Buchhandel zu erzählen, und ich ergreife nunmehr in bester Laune die Feder, um am ersten Ferientag fern der Heimat in Oslo diesem unserem Vorstand die gute Meinung zu sagen. Da ich somit auch fern von meinen lieben Kollegen bin, fällt es mir leichter, objektiv zu sein, dem verehrten Lesepublikum zur Freude, den Kollegen vielleicht etwas zum Schmerz. Also zur Sache: Der Vorstand schlägt diesen kultur-feindlichen Beschluß vor, damit das alte Privileg der festen und teueren Ladenpreise nur nicht umgestoßen werde. Privilege sind längst erloschen, meine Herren. Alte Zöpfe schneidet man ab (sehen nicht heute die jungen und alten Damen viel besser aus als früher?). Meine Herren vom Vorstand, Sie haben die neue Zeit verschlafen, Sie haben mit diesem Beschluß Ihre vollkommene Unfähigkeit erwiesen, dem Ihnen anvertrauten Stand wirksam zu helfen. In einer Zeit, die erwiesenermaßen einer neuen Bildung bedarf, die erwiesenermaßen einen Heißhunger nach guten Büchern hat, soll ausgerechnet ein Prinzip beibehalten werden, das es den meisten unmöglich macht, sich moderne Autoren zu kaufen. Von den wirtschaftlichen Verhältnissen gar nicht zu sprechen. Wollen Sie, verehrte Herren, daß diejenigen Kreise, die diese Bücher kaufen, vielleicht ihren eigenen Verlag aufmachen, wollen Sie vielleicht im Interesse des Buchhandels, daß die Buchgemeinschaften mehr an Boden gewinnen? In Amerika hat fast jeder sein Auto, warum, weil die Wagen billig sind. In Deutschland hat längst nicht jeder 20 Bücher, warum, weil sie zu teuer sind. Der deutsche Buchhandel muß dazu übergehen, dem Beispiel anderer Länder zu folgen, billige Ausgaben moderner Autoren herauszubringen. Genügt hierfür nicht das Beispiel der Buddenbrooks? In England sind fast alle modernen Autoren in ein bis zwei Jahren nach Erscheinen in billigen Ausgaben zu haben. Sehen Sie sich die Preise der französischen Bücher an. Als vor vielen Jahren Meyer und Reclam mit 10- bzw. 20-Pfennig-Ausgaben anfingen, gab es einen endlosen Krach — der Erfolg: Reclam hat über 7000 Nummern. Der geistige Erfolg: Jeder Deutsche hat durch Reclam gelernt.

Also deutsche Verleger, bringt maßvoll billige Ausgaben moderner Autoren heraus. Nicht zu schnell. Vielleicht acht bis zehn Jahre nach Erscheinen der ersten teueren Ausgabe. Bis dahin ist die Kaufkraft der teueren Ausgabe erschöpft. Und Vorsicht in der Auswahl: nicht jedes Buch und nicht jeder Dichter ist dafür geeignet. „Ja, aber was fällt Ihnen eigentlich ein, Herr Kiepenheuer, wie soll ich denn bei den billigen Büchern verdienen, da mache ich lieber meinen Laden zu. Lieber verkaufe ich ein Buch zu 10 Mark und verdiene daran 5 Mark

dann weiß ich, was ich geschafft (d. h. verdient) habe." So lauten die Einwürfe des Sortimenters. Sie sind falsch. Billige Ausgaben steigern den Umsatz, die Leute kommen von selbst in den Laden, kündigen den Buchgemeinschaften, da sie sehen, daß auch im Laden billige und gute Bücher zu haben sind, und kaufen schließlich auch manches andere Buch mit. Diesen Glauben hatten bisher in Deutschland ein Paar Millionen Menschen nicht. Ist das nicht wichtig genug? Sie werden viele neue Kunden bekommen aus allen Kreisen, die Ihnen bisher verschlossen waren. Und teuere Bücher werden weiterhin gehen, genau so wie früher, denn die neuesten Bücher will man auch haben und nicht erst viele Jahre warten.

Nicht wir Verleger sind auf die Idee der Volks-Ausgaben gekommen, sondern die Zeit hat sie geschaffen. Sie ist geboren einmal aus wirtschaftlicher Not, das andere Mal aus dem Drang nach Bildung jener Klassen, die wenig Mittel haben. Wir moderne Menschen leben auch Gott sei Dank mehr in den lebenden Autoren, als es früher der Fall war.

Zum Schluß: Die Frage nach billigen Büchern ist nicht nur eine geschäftliche, sondern auch eine kulturelle Angelegenheit. Ich erinnere an die Sammlungen Göschen und Teubner, die in der Wissenschaft die sogenannten billigen Ausgaben darstellen, an Seemanns Kunstblätter, die für 1 Mark es ermöglichten, sich das schönste Bild anzuschaffen. Warum nicht endlich auch in der neuen schöngeistigen Literatur Volks-Ausgaben, warum nicht?

„Buddenbrooks", das geistige Marzipan Lübecks — nur 2,85 RM.

(Plakat an einem Lübecker Bücherkarren.)

Vom Schreiben. In einer Wiener Familie ist Gesellschaft. Es geht lustig und ein wenig geräuschvoll zu. Ein Stockwerk tiefer wohnt der Schriftsteller P., und es dauert nicht lange, da erscheint das Dienstmädchen an der Tür und sagt: „Herr P. läßt bitten, nicht solchen Lärm zu machen, er kann nicht schreiben." — Der Familienvater läßt zurücksagen: „Eine schöne Empfehlung an Herrn P. Wir haben seine Bücher gelesen und wissen, daß er nicht schreiben kann."



BOMBASTUS-WERKE • FREITAL-ZAUCKERODE BEI DRESDEN

BÜCHER-QUERSCHNITT

HENRY DE MONTHERLANT, Die Tiermenschen. Insel-Verlag, Leipzig.
Welch ein interessantes Thema für einen Biographen, die leibhaftige vie romancée, dieser Henry de Montherlant. Aus altem Geschlecht, Stierkämpfer aus Leidenschaft, tapferer Soldat, Fußballspieler, Leichtathlet, gut zu Pferde, einsamer Weltfahrer mit weiter Bildung, Dichter von Geist und Sprachfähigkeit — das alles ist höchst respektabel und kann einem wohl gefallen. Es verspricht viel. Weniger hält dieser Roman. Man wäre versucht, an ein notwendiges Maß von Widerspruch zwischen Romanfigur und Romanschreiber zu glauben. So sehr der Autor alles erlebt hat, so viel Tempo der Lebensanbetung (vor der wir schmählich intellektuell bleiben bis ans Herz hinan) er einsetzt — eine letzte entscheidende Wirklichkeit fehlt, die der blutleerste Schreibtischmensch haben kann, wenn er nur begnadet ist. Der Stil macht die Wahrheit. Es geht um Blut, aber Blut in Hirn verwandelt. Leben und Kunst sind nur durch sehr undurchsichtige, ja unnatürliche Transformationen ineinander überzuführen. Das Schwerste für einen Dichter: das Wahre so zu schreiben, daß es wie wahr aussieht. Die körperlichen Ahnen des Herrn von Montherlant waren gewiß kühne Ritter und große Herren, unter seinen literarischen Ahnen glaube ich doch jenen verstaubten Sar Péladan zu sehen, der mit oft wahrhaft spiritueller Eloquenz erhebliche Banalitäten zu sagen wußte. Was mir am besten gefällt, das ist — Herr von Montherlant möge es mir nicht übelnehmen, es bedeutet, sit venia verbo, das rote Tuch für ihn — das Pariserische, das in Witz und Ironie manchmal durchschlägt. Trotz allem — das Buch ist nicht langweilig und geistlos. Für des Lesers Unterhaltung ist gesorgt: da ist ein junger adliger Franzose, der in Andalusien seiner Stierkampfpassion nachgeht, nicht ohne von einer schönen und vornehmen Soledad ein wenig abgelenkt zu werden, und er steigert sich bis zum Mythos von Stier, Blut und schöpferischer Grausamkeit (aber freilich, wie excellent und lebenshaltig hat den sehr entlegenen minoischen Stierkult jüngst Leo Matthias geschildert, der wohl kaum selbst Stierkämpfer ist). *Ernst Schwenk.*

PAUL VALÉRY, Variété II. Gallimard, Paris.
Sammlung der letzten fünfzehn kritischen Arbeiten des Dichters. Es gibt Leser, die Valérys Prosa seinen Versen vorziehen, die sie bei zugegebener Intensität des Ausdrucks und der Aspiration leer finden im Vergleich mit den Mitteilungen, die der kritische Prosaist V. zu machen hat. Nun, es begibt sich eben auf zwei verschiedenen Ebenen, und Verbeugung vor der Prosa muß nicht unbedingt zur Folge haben, daß man den Versen das Hinterteil zuwendet. *F. B.*

RIMBAUD, Leben, Werk, Briefe. Uebertragen von *Alfred Wolfenstein.* Internationale Bibliothek Berlin. — *Gedichte.* Uebertragen von *Franz von Rexroth.* Dioskurenverlag, Wiesbaden.
Die erste Uebertragung der Gedichte Rimbauds nahm, von mir veranlaßt, *Klammer* (K. L. Ammer) auf sich, zuweilen noch verlainisch etwas infiziert, aber im ganzen treffend. Dann kam Zech, dessen Uebertragung ich nicht kenne. Nun hier zwei neue. Die Bedeutung Rimbauds als Dichter erklärt den immer wiederholten Versuch. Als ich zum erstenmal Claudel sah und sprach, es war in Prag und er da Konsul, saß er über den Korrekturen einer von ihm edierten Prachtausgabe der Poésies complètes. Was er Rimbaud verdankt, daß er seine dichterische Erweckung von ihm datiert, war Inhalt eines langen Gespräches. Diese beiden letzten Uebersetzer sind Poeten nicht geringen Grades. Man wird durch die „Richtigkeit“ ihrer Uebertragungen ihr eignes dichterisches Gewebe durchschimmern sehen. Nicht zu entscheiden, ob ihnen Rimbaud sozusagen kongenial ist oder bloß überaus interessant und aufregend. Die geniale Identität von Original und Verdeutschung, wie sie Borchardts übertragenes Werk auszeichnet, den Swinburne zum Beispiel, diese erreichen sie bestimmt nicht. Aber was sie getan haben, bleibt trotzdem sehr bemerkenswert. Rexroth bringt bis auf drei Gelegenheitsgedichte, die hinfällig geworden sind, alle Gedichte. Wolfenstein beschränkt sich auf etliche zwanzig, gibt aber dafür alle Prosa und die Briefe. Samt einer Einleitung, die das Leben Rimbauds erzählt. *F. B.*

Das Kaiserreich vor der Katastrophe:

FÜRST BÜLOW

Denkwürdigkeiten

jetzt in der

VOSSISCHEN ZEITUNG

4.30 M. monatlich. Bestellungen bei der Post und beim Verlag Ullstein / Berlin

HANS H. HINZELMANN, Der Freund und die Frau des Kriegsblinden Hinkeldey. Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Einen Holsteiner Großbauern, den der Krieg blind, ohne Erinnerungsvermögen und ohne Erkennungsmarke ausspie, führt man nach amtlichen Ermittlungen auf einen fremden Hof zu einer fremden Frau; alle halten ihn für seinen totgeglaubten Vetter gleichen Namens. Ein Tuch deckt sein Gesicht, das zu verstümmelt ist, um sich einem Blick zu enthüllen. Plötzlich überfällt ihn die Klarheit; er findet in sein eigenes Haus zurück. Aber seine Frau hat inzwischen seinen besten Freund geheiratet. Er flüchtet wieder in das Leben des andern, in das er sich verirrt hatte, aber auch um das betrügt ihn wieder der beste seiner neugewonnenen Freunde. Diese überflüssige Parallele ist das einzige, das in dem Buch stört. Das Leid zweier Leben, auf einen Menschen gehäuft, scheint fast schon jenseits des Faßbaren. Häufung des Gräßlichen wirkt leicht konstruiert, hier aber, schon durch den oft trockenen Vortrag, lebenswahr. Auch ohne das unverfälschte Platt könnte man aus der ganzen Haltung des verbissenen Gefühls den Norddeutschen im Autor wittern. Ein Buch, das auch den Abgebrühtesten erschauern lassen wird. *Oskar Baum.*

HAROLD NICOLSON, Die Verschwörung der Diplomaten. Frankfurter Sozietätsdruckerei Verlag.

Sie kennen „Miß Plimsoll und andere Leute", nicht wahr? — Nun, das waren so Handübungen dieses spirituellsten Engländers, Profile, Zeichnungen, Studien zu diesem großen Bilde eines Politikers inmitten anderer Politiker. Man denkt, der Akten und ihres Staubes sich erinnernd, der die Politiker schon zu Lebzeiten zudeckt, unserer neueren zumal deutschen Memoirenschreiber und ihrer Rechtfertigungs- und Anklageschriften und der grauslich großen Vokabeln, denen sie leerklingende Töne entlocken. Hier bei Nicolson nichts davon. Wie fein und natürlich sind die menschlichen Unzulänglichkeiten aufgewiesen, deren Opfer auch der Diplomat ist. Wie lebendig werden Dokumente. Wie außerordentlich ist die Einordnung politischen Geschehens nicht nur in die politischen, sondern auch die menschlichen Zusammenhänge. Wie überaus vivificiert ist das alles. Wie spannend ist es daher zu lesen. Nirgendwo gibt es diese Böllerschüsse großer Worte. Nirgendwo die Wasserstürze heroischer Gefühle. Nie wird im Trüben des Lesers gefischt. Nie auf den Affekt spekuliert. Was für ein sympathisch heller Kopf, was für ein sauberes Hirn ist dieser Harold, Arthurs Sohn, den die englische Politik nicht vertrug, weil er ein für sie viel zu guter Schriftsteller ist! *F. Blei.*

KRIEG UND KRIEGER. Herausgegeben von *Ernst Jünger.* Junker und Dünnhaupt, Verlag, Berlin.

Ernst Jünger läßt seinen engeren Freundeskreis zu Wort kommen. Lauter ehrliche Idealisten, die für eine Idee kämpfen, in der sie leider stark voreingenommen sind. Mit den Quellen, aus denen sie schöpfen, kann man auch das Gegenteil beweisen. Ich

Zu dem heutigen Aufsatz über PILSUDSKI

Die übrigen geistvollen Essays des in Paris lebenden Russen M.-A. ALDANOV behandeln Clemenceau, Lloyd George, Briand, Ludendorff, Winston Churchill, Stalin, Lunatscharski und Uritzki. Sie sind zusammengefaßt in dem Werk:

Zeitgenossen von M.-A. Aldanov

Großoktav
8 Vollbilder
Preis in Leinen
9.50 RM

SCHLIEFFEN-VERLAG • BERLIN W 35

halte es nicht für unmöglich, daß manche von ihnen am Ende ihres Lebens pazifistisch denken werden. Trotzdem empfehle ich die Lektüre des Werkes, denn es ist gärender Most, aus dem einmal guter Wein werden kann. Die Thesen, für die der Jünger-Kreis kämpft, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Das Vaterland, die Nation über alles. Ihrem Wohl kann und muß auch ein Krieg dienen, aber nicht ein plutokratischer Profitkrieg, sondern nur ein echt heroischer, dem das Volksganze aus innerer Ueberzeugung dienen muß. Mit einer gewissen Scheu gehen die Verfasser um die wirtschaftlichen Hintergründe der Kriege herum. Sie sind Gegner der Plutokratie, schweigen sich aber über die Frage Kapitalismus und Sozialismus mehr oder minder aus. Die historischen, soziologischen und biologischen Beweisführungen sind vielfach schief und anfechtbar. Ernst Jünger, der geistige Kopf des Freundeskreises, sieht die Halbheiten des Weltkrieges ganz klar. Darum fordert er für den Zukunftskrieg „Totale Mobilmachung". Er will die Völkerwanderung gewissermaßen modernisieren. Er übersieht aber die seitdem ganz veränderte Weltlage. Die wirtschaftliche Verstrickung der Völker ist da und wird auch von denen, die das für ein Unglück halten, nicht mehr beseitigt werden. Diese Leute, die sich mit Stolz Nationalisten nennen, sehen auch nicht, welchem Wandel die Nationen und die Vaterländer im Laufe der Jahrhunderte unterworfen gewesen sind. Wenn einer von ihnen einen Großvater gehabt hätte, der in dem schönen hessischen Dörfchen Birstein geboren war, so hätte er ihm erzählen können, wie er innerhalb von 55 Jahren seines Lebens seine Vaterlandsliebe dreimal hätte umkrempeln müssen. Erst mußte er sein Leben dem Vaterland Isenburg-Birstein, dann Kurhessen, dann Preußen und endlich Deutschland weihen. Merkwürdigerweise scheint keiner der Verfasser auf den Gedanken zu kommen, daß auch das Deutschland, das Frankreich, das Polen und all die anderen Vaterländer nicht unverändert der Welt Ende erleben werden.

Paul Freiherr von Schoenaich.

GEORGES CLÉMENCEAU, Größe und Tragik eines Sieges. Union Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Welcher Autor dürfte es sich leisten, seinem Buch einen offenen Brief an einen Toten voranzustellen — ihn darin per Sie zu apostrophieren und von halber Höhe abzukanzeln? Er darf es, wenn er Clémenceau heißt, und wenn der Tote der Generalissimus Foch ist. Stolz und gerad, wie der Geist dieser Vorrede, ist das ganze Buch. Klassik schon im Augenblick, da es auf den Markt kommt. Und da haben sie gesagt, was der Alte schreibe, sei giftiges, verbohrtes, haßröchelndes Greisentum! Ja, Haß (und Chauvinismus) füllt das Buch Clémenceaus. Aber man muß taub und blind, man muß ein Parteimann sein, um nicht zu spüren, daß dieser Haß das getrocknete Blut der Humanität ist, dieser Chauvinismus das umgestülpte Futter der Menschenliebe! Das Kaliber macht alles . . . über die Tatsachen mögen die Politiker disputieren. Sie dürfen dabei feststellen, daß Clémenceau kein Pazifist war. *—uh.*

Was nicht im „BAEDEKER" steht

DREI neue Bände dieser Serie über Städte, die besonders notwendig einen Führer durch die Reize und Geheimnisse ihres heutigen Lebens brauchen. Wirklich, mit diesen Büchern in der Tasche wird eine Reise zu einem Erlebnis, das nicht verblasst.

HANS HARBECK **HAMBURG**
Kart. RM 3.80, Leinen RM 4.80

H. v. WEDDERKOP **LONDON**
Kart. RM 5.50, Leinen RM 7.50

HANS REIMANN **FRANKFURT**
MAINZ • WIESBADEN
Kart. RM 3.80, Leinen RM 4.80

R. PIPER & CO • VERLAG • MÜNCHEN

Der Weltkrieg im Spiegel der Literatur!

»Juli 14« von Emil Ludwig

140. Tausd. 21 Übersetzungen. Kart. RM 3.80

»Das Werk ist die stärkste und fesselndste Darstellung, die wir über die Ereignisse des Juli 14 haben.« *The Times, London*

»Dieses Buch wird der ganzen Welt zu denken geben!« *Evening Standard, London*

»Ein Werk, das man in einem Atemzug ausliest.« *De Telegraaf, Amsterdam*

»Dies notwendige Buch mußte endlich geschrieben und in Massen gedruckt werden. Es mußte von Ludwig geschrieben werden, weil er das Ohr der Völker hat. Es wird die Gesinnungen von Millionen stärken oder ändern, es ist eine politische Tat.« *Berliner Tageblatt*

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 50

Ludwig Renn

KRIEG

150 Tausend Auflage

Übersetzt

in alle Weltsprachen

Societäts-Verlag, Frankfurt-Main

KARL FEDERN

Hauptmann Latour

Nach den Aufzeichnungen eines Offiziers

20. TAUSEND

LEINEN RM 6.—

Krieg vom Standpunkt des Offiziers gesehen, keine Propagandaschrift. Wer die Bücher des gemeinen Soldaten tendenziös nennen möchte, lese zuerst diese Aufzeichnungen. Heinrich Mann

Adolf Sponholtz Verlag GmbH. Hannover

WILHELM MICHAEL

INFANTRIST PERHOBSTLER

Mit bayerischen Divisionen im Weltkrieg

360 Seiten karton. 4.50 RM, in Leinen 6.- RM

Unvergeßlich sind die Kapitel, die seelische Situationen beleuchten; ihretwegen sei das Buch gepriesen, durch sie wird es wirken; durch sie wird es leben, wenn die Konjunktur in Kriegsbüchern längst vergessen ist. (Die Literarische Welt)

Rembrandt-Verlag, G. m. b. H., Berlin

RODION MARKOVITS

SIBIRISCHE GARNISON

Roman unter Kriegsgefangenen

Das erschütternde Tagebuch eines Ungarn, das in alle Weltsprachen übersetzt wurde. In Deutschland 20. Tausend.

Brosch. 4 Mark 50, in Leinen 6 Mark

DER PROPYLÄEN-VERLAG

ROBERT VON RANKE-GRAVES

STRICH DRUNTER!

Übersetzt und eingeleitet von Reichsminister Treviranus

Leinen RM 10.—

Das Buch der englischen Kriegsgeneration. Robert von Ranke-Graves schildert sein Leben, geformt durch Abstammung, Erziehung, Fronterlebnis und die Verwirrung der Zeit nach dem Kriege.

TRANSMARE VERLAG / BERLIN W 10



Photo Anneliese Kretschmer

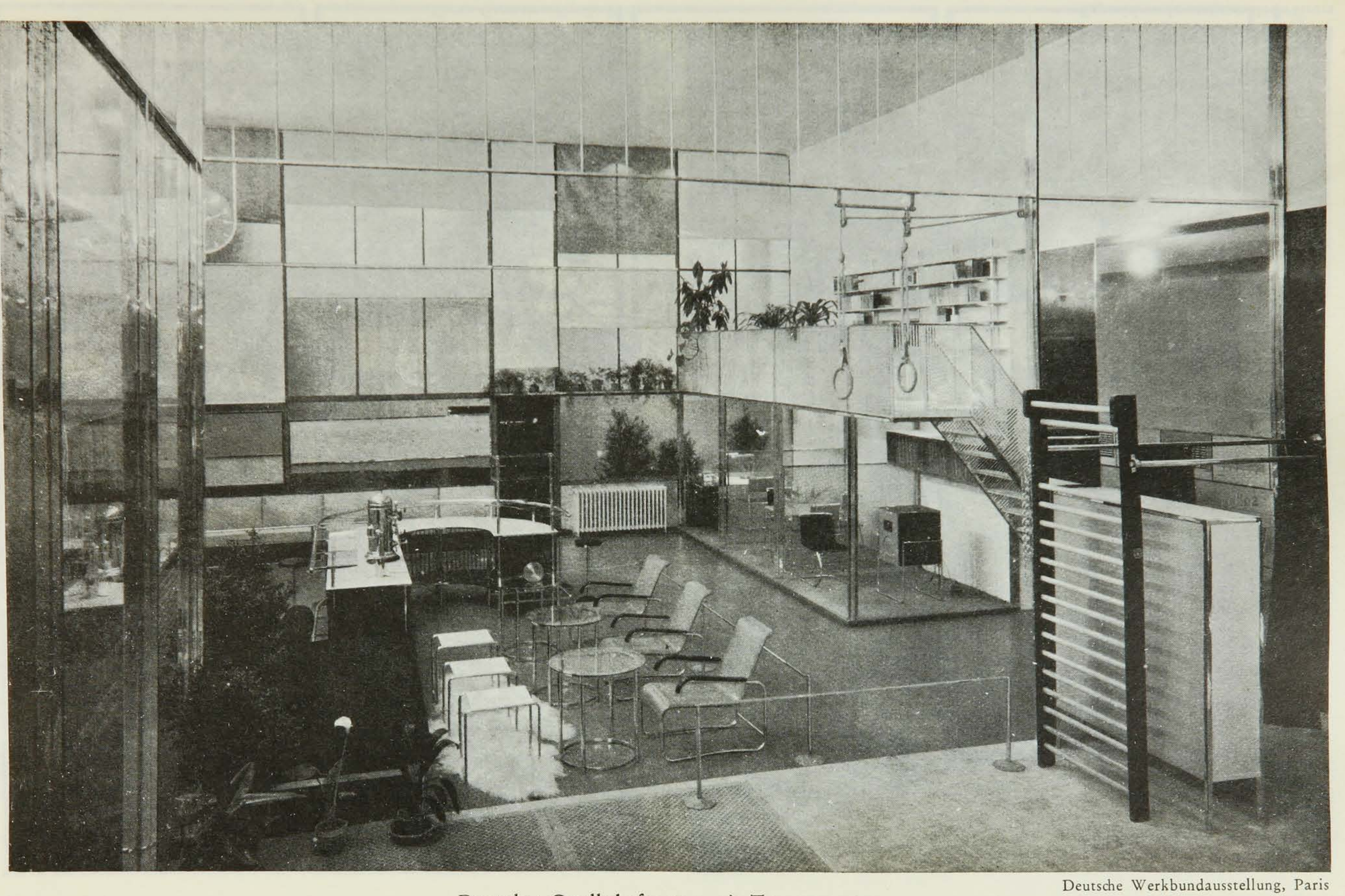
Sonnenblenden



L'APPARTEMENT DIE WOHNUNG THE LODGING

Schulwandbild

Verlag Ed. Hölzel, Wien



Deutsche Werkbundausstellung, Paris

Deutscher Gesellschaftsraum mit Turnapparaten

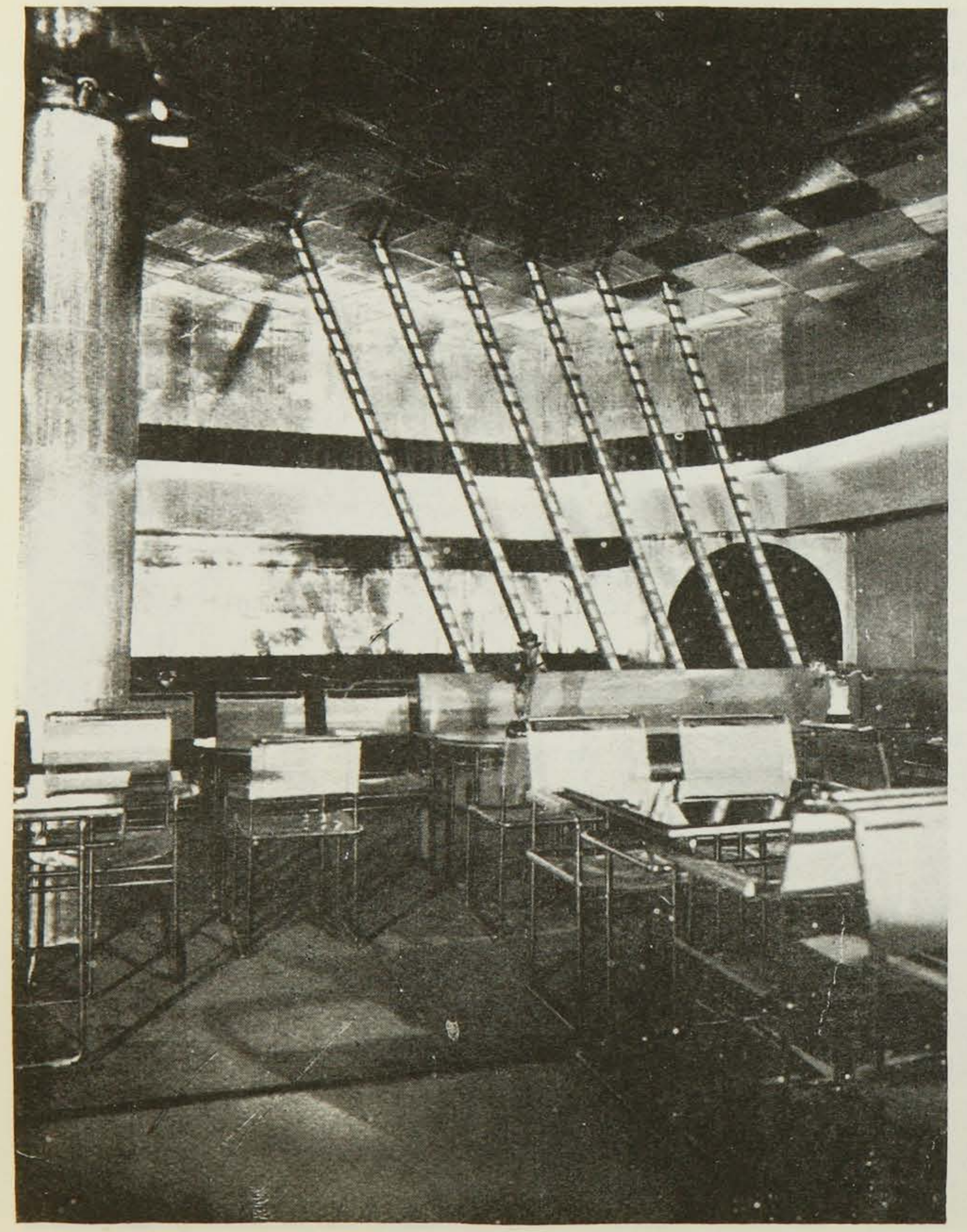
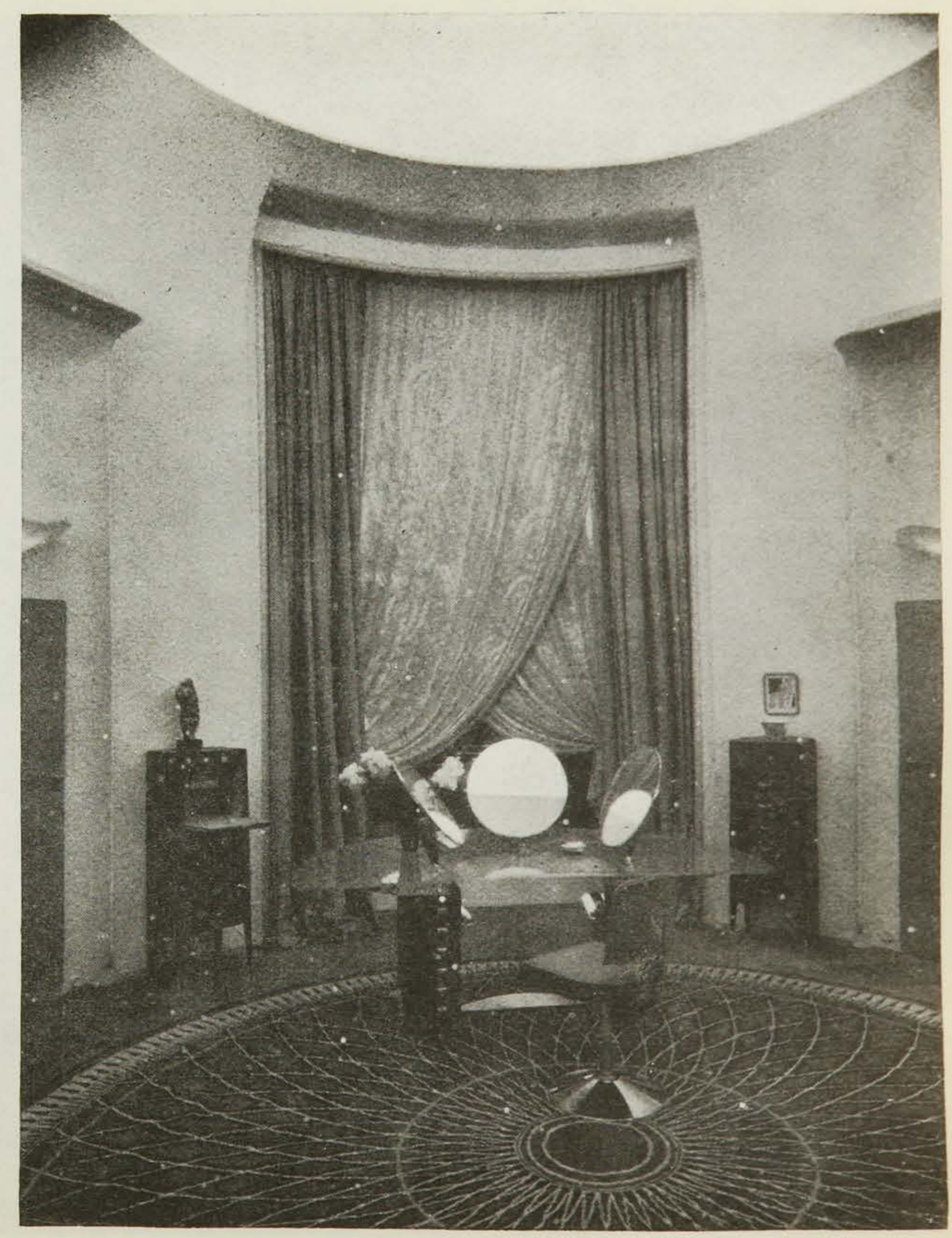


Photo Germaine Krull, Paris

Die neue Pariser Bar „Les enfants terribles“



Exposition des artistes décorateurs

Jacques Ruhlmann, Französisches Boudoir

Der Weltkrieg im Spiegel der Literatur!

RUD. G. BINDING / AUS DEM KRIEGE

In diesen Tagebuchblättern ist alles unmittelbare, feste Anschauung. Dies rücksichtslose, aber nie gehässige Buch ist das einzige, das bis heute objektiv den Krieg in Erscheinung und Wesen darstellt und beurteilt. (Deutsche Rundschau) *Geh. 5.-, Ln. 7.-*

PAUL ALVERDES / DIE PFEIFERSTUBE

Die Geschichte von vier durch Kehlkopfschüsse verwundeten Soldaten, die auf einer Stube vereinigt sind und mit gutmütigem Spott die „Pfeifer" genannt werden, ist eines der schönsten, vielleicht das schönste dichterische Erzeugnis, das wir bislang aus der Weltkriegsatmosphäre gewonnen haben. (Kölnische Zeitung) *Leinen 2.-*

RÜTTEN & LOENING VERLAG / FRANKFURT A. M.

EDLEF KÖPPEN

HEERESBERICHT

480 Seiten. Brosch. M 6.—, in Ganzleinen M 9.—

Hier spricht der Krieg selbst. Der einundzwanzigjährige Feldartillerist von 1914 war in seiner Naivität der erlebnis-empfindlichste photographische Apparat, der mit unabänderlicher Genauigkeit die Realität des Geschehens aufnahm. Diese äußere und innere Realität vollzog sich vor Arras, Lens, der Lorettohöhe, Souchez, in der Sommeschlacht, an der Marne, — überall dort, wo an der Westfront Großkampf herrschte — mit jener unbedingten Folgerichtigkeit, wie kein Kriegsteilnehmer, der nur zeitweise an der Front war, sie erkennen konnte. Dies Buch *ist* der Krieg. Das ist seine Rechtfertigung und seine Bedeutung.

HOREN-VERLAG • BERLIN-GRUNEWALD

HENRIETTE RIEMANN

„Schwester der vierten Armee"

Männer schilderten den Krieg wie ihn der Einzelne fühlte. Hier spricht zum ersten Male die Frau. Dies Kriegstagebuch flammt aus dem Chaos, eine Fackel in deren Licht der heroische und leidende, der dämonische und philiströse Deutsche lebendig wird in seiner Vielgestalt. Nur eine Frau vermochte das Antlitz des unbekannten Soldaten so ganz zu erfassen. Schicksalshafte Fügung schuf ihm den Zeugen, der sah was war und zu gestalten vermochte was er sah.

Preis in Leinen RM 5

Karl Voegels Verlag, Berlin O 27

PLIVIER

DES KAISERS KULIS

Roman der deutschen Kriegsflotte

Auflage 40000 — 350 Seiten

Kart. RM 3.20 Leinen RM 5.—

DOS PASSOS

DREI SOLDATEN

Amerikanischer Kriegsroman

Auflage 17000 — 380 Seiten

Kart. RM 2.80 Leinen RM 4.80

SINCLAIR

JIMMIE HIGGINS

Roman eines Proletariers im Weltkrieg

Auflage 80000 — 340 Seiten

Kart. RM 2.80 Leinen RM 4.80

MALIK-VERLAG

v. KUHL, Gen. d. Inf. a. D. — *Verlag Tradition Wilh. Kolk, Berlin SW 48*

Der Weltkrieg 1914-18

Dem deutschen Volke dargestellt

2 Bde., 1200 S. mit 31 Kartenskizzen
in Leinen RM 45.-, in Hlbld. RM 55.-

Das Buch unserer Generation!

Das Berliner Tageblatt urteilte: *Wir fordern: Ehrlichen Wahrheitswillen und geistige Befähigung des Verfassers. Beides bezeugt Kuhl's Weltkrieg. Ein Werk, zur Zeit das stärkste!*

Fragen Sie Ihren Buchhändler! Verlangen Sie kostenlos den Sonderprospekt mit Textprobe!

Der Welterfolg des Kriegsbuches von E. M. Remarque:

Im Westen nichts Neues

Es wurden gedruckt in:

Deutschland	über	1000000	Exemplare
England		360000	"
Nordamerika		325000	"
Frankreich		440000	"
Rußland		400000	"
Spanien		105000	"
Schweden		67000	"
Dänemark-Norwegen		70000	"
Holland		70000	"
Ungarn		21500	"
Tschechische Ausgabe		81500	"
Slowakische Ausgabe		3000	"
Polen		20000	"
Rumänien		6000	"
Bulgarien		6500	"
Griechenland		3000	"
Finnland		25000	"
Lettland		23000	"
Estland		1000	"
Portugal		3000	"
Japan		50000	"
Jiddische Ausgabe		6700	"
Esperanto-Ausgabe		2400	"

Die katalanische und hebräische Ausgabe sind erschienen, ohne daß ihre Auflage bisher festzustellen war, die ukrainische und südafrikanische (Kap-Dialekt) sind in Vorbereitung. Gesamtauflage des Werkes in 28 Sprachen

fast 3½ Millionen!

OTTO FLAKE, Marquis de Sade. S. Fischer Verlag, Berlin.

Marquis de Sade lebt sich selbst, ist aber nicht naiv genug, es unbewußt zu tun, was ihm einen Platz in der organischen Entwicklung der Menschheit einräumen würde. Ein erschütterndes Erlebnis gibt uns Flake, indem er den Kern Sades, des Menschen, aufdeckt: Ein Fanatiker der Vernichtung, der Grausamkeit, des Unethos, oder, wenn wir wollen, des „Bösen", gibt es in ihm keine Brücke zum zweiten Ich, das sein Wesen beherbergt — zum Ethos, zum „Guten". Man bedenke: zwei Welten, so nah einander und zugleich so unversöhnlich fremd. Auch der Künstler kennt diese Sprengung des Ichs. In ihm aber wird gerade das Gegenspiel der Gewalten des Schattens und des Lichts das Werk, oder vielleicht gar das Leben, zu höchster Reife führen. Hier aber sehen wir die schreckliche Vereinsamung eines Menschen in sich selbst. Von Natur aus asozial, muß er mit seiner Zeit in Konflikt geraten, und so verbringt de Sade mehr als ein Drittel seines Lebens in den Gefängnissen Frankreichs. Einer Gestalt, die so sehr all das anstrebte, und sich als Gottheit überordnete, was wir verabscheuen, einem Propheten der Finsternis, die keinen Morgen kennt, einem Nihilisten des Herzens Sympathie entgegenzubringen, war unmöglich. Allein ihn zu schildern und ihm gerecht zu werden, ist eine Tat höchster Menschlichkeit. Die Tragik Sades und zugleich seine unheimliche Größe liegt darin, daß er selbst nicht an den Sieg seiner Unideen geglaubt hat. Es ist hier in ein paar knappen Zeilen nicht annähernd der psychologische und sittengeschichtliche Wert dieses Buches zu würdigen, denn hinter den immer klarer und klarer aus den Nebeln falscher Vorstellungen und Ueberlieferungen hervortretenden Konturen des Marquis de Sade steigt das achtzehnte Jahrhundert auf, die Gewalten und Ideale, die eine bemerkenswerte Epoche regierten, kommen zum Vorschein. Flake schafft die Spannung zwischen einem Außenseiter und seinem Jahrhundert. *Alexander von Sacher-Masoch.*

EDOUARD NIGNON, Les plaisirs de la table. J. Meynial, Paris.

Man gebe die Salade Dinardaise (ohne Essig), le grand bouillon, le homard Palestrina, als Zwischengericht etwa coeurs de céleri aux noisettes und den faisan Gramont zur salade Rosemonde. Man sorge für einen recht trockenen Sekt (Cocktails als apéritif überlasse man den Snobs und Sanatorienanwärtern) und für Richebourg, Burgunder Hochgewächs. . . Dies wundervolle, mit der gerade richtigen Dosis historischen Klatschs gewürzte Kochbuch macht Durst, Appetit und Schlaf. Es wird den Kennern eine willkommene Bereicherung zu den klassischen Werken sein, und sie werden die mit so kostbaren petits riens vervollkommneten Rezepte begrüßen. Man wird schon bei der Lektüre froh und schmatzt mit der Zunge. Man erinnert sich eifrig und gern gleichgesinnter verständiger und schweigsamer Freunde und schwelgt in der Zusammenstellung auserlesener Menus. Man läßt den Smoking aufbügeln und sagt in der Küche zu Jean: „Denk mal, dieser Nignon bringt ein zweites Rezept zur Sauce blanche L'Albuféra . . ." *ost.*

FRANZ LEPPMANN, 1000 Worte Deutsch. Ein Sprachführer für Nachdenkliche. Verlag Ullstein, Berlin.

Trotzdem es, falsch: obgleich es eine Menge informativer, nein: instruktiver Bücher gibt, die dem Volk Wolfgang von Goethes, falsch: Wolfgangs von Goethe den richtigen Gebrauch der deutschen Sprache beibringen wollen, so deucht uns, falsch: dünkt uns dieses Büchlein keineswegs überflüssig. Man braucht es nur flüchtig zu durchblättern, um zu erkennen, daß es (nicht: dasselbe) nützlicher wie, soll natürlich heißen: als die meisten Werke dieser Art ist, weil es, ohne an den nötigen Ernst, falsch: des nötigen Ernstes zu vergessen, eine Eigenschaft besitzt, nein: hat, die in Wolfgangs Goethe Volk, nein, umgekehrt diesmal: Wolfgang Goethes Volk so selten ist, daß sie nur mit dem Fremdwort „Charme" zu bezeichnen ist, wobei übrigens der ganze Satz erst entschachtelt und in seine Bestandteile aufgelöst werden müßte, um gut deutsch zu klingen. Dank der Lehre des Autors, die mir oder mich solches wies! Ein Jakob Grimm im Gewand eines munteren Kabarett-Conferenciers. Ich bin froh, daß er nicht adlig ist, sonst hätte ich Franzens von Leppmann Lob singen müssen. *—uh.*

NEUE SCHALLPLATTEN

Toscanini dirigiert die New-Yorker Philharmoniker.

Orpheus (Reigen seliger Geister) v. Gluck. Electrola E. J. 541 (Rückseite). — Unglaublich zart und doch kraftvoll gespielt. Musikschwingende Pausen, Illusion von Sphärenklängen.

Haydn-Symphonie, Nr. 4, D-dur. Electrola E. J. 440-43. — Bei aller Zärtlichkeit für die kleinste Einzelheit und ihre vorbildliche Darstellung, stete Wahrung der langatmigen, melodischen Linie.

„Haffner"-Symphonie, Nr. 35, D-dur, v. Mozart. Electrola E. J. 539-41. — Das blödsinnige Schlagwort von Mozartscher Rokokomusik kann nicht überzeugender widerlegt werden als durch diese technisch und künstlerisch gleich geniale Interpretation Toscaninis.

„Sommernachtstraum"-Scherzo (Mendelssohn-Bartholdy). Electrola E. J. 443 (Rückseite). — Unerreichbar virtuos und geistvoll, ideales Perpetuum mobile. Ganz tolle Platte.

„Je pleure", Text und Musik von Roby Frey. Diseuse: Irene de Noiret m. Orchester. Dir. Grosz. Ultraphon 408. — Künstlerisch sprechgesungener Vortrag entzückenden Operettenschlagers, der in seiner Originalfassung Anwartschaft auf hitzige Popularität hat . . .

„Es war einmal ein Frühlingstraum" und *„Rot ist dein Mund", zwei Tonfilm-Gesänge, komponiert von Tauber. Orch. Odeon-Künstler. Dirig. Dr. Weißmann. Odeon 4968.* — Besonders schön gesungene Augenblickslieder.

„Paris, stay the same" aus „The Love Parade", Paramount. Bariton: Maurice Chevalier. Electrola E. G. 1863. — Endlich Chevalier auf deutschen Platten! Pariserisch empfundener guter Schlager.

„I'm in love with you" and „Every now and then" aus „The Great Gabbo". Gerun Orch. with Vocal Chorus. Brunswick A. 8471. — Kunstreiche Duoverschlingung, brillant gequäkter Refrain, famose Platte.

„Es gibt ein Herz auf dieser Welt, ich weiß nicht wo . . ." aus dem Farbentonfilm „Cilly". Harry-Jackson-Orch. Tri-Ergon 5876. — Gefühlvolle Instrumentierung mit symphonischem Einschlag.

„Heut Nacht — eventuell, komm ich zu Dir" aus dem gleichnamigen Tonfilm. Fred Bird Rhythmicans. Refrain: Bernauer. Homocord 4-3663. — Auffrischender Six-Fight, herzhaft gewagnertes Blas-Intermezzo.

„The woman in the shoe" aus „Lord Byron of Broadway". Brevities-Quartett with Piano. Brunswick A. 8690. — Beispiel für geschickt angewandte Mischung von Revellers- und Jack Smith-Effekten.

„Phaea": „Guck' doch nicht immer auf den Tangogeiger" und *„Ich mache alles mit den Beinen". Curt Bois m. Orch. Dir. Mackeben. Ultraphon A. 428,* sowie *„In Sankt Pauli bei Altona". Slow-Fox. Theo Mackeben m. Orch. Ultraphon A. 459.* — Hervorragend in dramatischer Lebendigkeit, Präzision und Klang. Ia Platten.

„Eine kleine Sehnsucht", Tango aus „Phaea". Komor-Kapelle. Refrain: Mühlhardt. Tri-Ergon 5874. — Netter kleiner melodischer Einfall — Leierkastenstimmung.

„Looking at you" and „Let me sing and I'm happy" from the Motion-Picture „Mammy". Al Jolson with Orch. Brunswick A. 8701. — Typische Jolson-Platte. American sentiment! Wetten, daß der gefeierte Mikrophonist im Konzertsaal versagen würde —.

„Zwei Herzen im ¾ Takt" und *„Auch Du wirst mich einmal betrügen" aus dem Zwei-Herzen-Tonfilm. Refrain: Monosson. Livschakoff-Orch. Gramola 23068.* — Stärkster Erfolg deutscher Kulturpropaganda im Ausland. Charmante, zweckentsprechende Tonfilm-Illustration.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

Richard Aldington
HELDENTOD!
Deutsch von Dagobert von Mikusch
Einzige ungekürzte Ausgabe
Geheftet 6.50, steif kart. 7.–, Leinen 9.50

Ein erstaunliches Buch, das das ganze englische Leben der letzten Jahrzehnte mit einer Eindringlichkeit darstellt, wie ich sie noch nicht erlebt habe. Mit handfester Entschlossenheit werden alle Hüllen weggerissen. Nichts mehr von Galsworthys jovialer Breite. Eine neue, raschere, brutalere Generation spricht. Ein Verwandter unserer jüngsten Prosaisten, doch scheint mir mit erheblich größerer Weite des Blicks.
Axel Eggebrecht in der Literarischen Welt, Berlin

Der Roman von Aldington ist, wie er vorliegt, eines der großartigsten, ehrlichsten und leidenschaftlichsten Bücher, die in der Weltliteratur der Gegenwart geschrieben wurden. Es ist notwendig, sich zu ihm zu bekennen. Es zwingt unwiderstehlich dazu, es zu bewundern und zu lieben.
Alfred Kantorowicz in der Vossischen Ztg., Berlin

PAUL LIST VERLAG / LEIPZIG

TRI-ERGON
DIE BEVORZUGTE QUALITÄTSPLATTE

Die neuesten Schlager:

5875	Eine Freundin, so goldig wie du	Tango
	Ich hab' dich lieb	Tango
5874	Edelweiß gab mir mein Mädel (Jackson's Tanzorchester)	Marschlied
	Eine kleine Sehnsucht (z. d. Komödie „Phaea“)	Tango-Einlage
5889	Mein Liebster muß Trompeter sein	Foxtrott
	Du bist meine große Liebe u. mein klein. Kamerad, (aus dem Tonfilm „Rheinlandmädel“)	Marschlied
5876	Es gibt ein Herz auf dieser Welt, ich weiß nicht wo... (aus dem Farbentonfilm „Cilly“)	Waltz
	Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt (aus dem Tonfilm „Der blaue Engel“)	engl. Waltz
5877	Micky-Maus	Foxtrott
	Babys erste Uhr	Foxtrott
5854	Auch du wirst mich einmal betrügen	Walzerlied
	Zwei Herzen im Dreivierteltakt (aus dem Tonfilm „Zwei Herzen im Dreivierteltakt“)	Walzerlied
5853	Grüß' mir mein Hawai	Slow-Fox
	Majanah	Tango
5862	Ich küss' dir deine Tränen fort	Tango
	Denk' an mich, wenn du nicht bei mir bist (aus „Denk' an mich“)	Lied u. Tango
5863	Liebe für eine Nacht (aus dem Tonfilm „Der Tiger“)	Lied u. Tango
	Um das bißchen Liebe (aus dem Tonfilm „Meine Schwester und ich“)	Tango
		u. a. m.



TRI-ERGON SCHALLPLATTEN
sind in jedem besseren Musikgeschäft erhältlich.
Bezugsquellennachweis durch:

TRI-ERGON-MUSIK A.-G. / BERLIN
SW 68, RITTERSTRASSE 46-47 / FERNSPRECHER DÖNHOFF 2512-13





AUSSTELLUNG
DRESDNER KUNST 1930
BRÜHLSCHE TERRASSE
JUNI — SEPTEMBER

SOMMERAUKTIONEN IN LUZERN

GALERIE FISCHER, HOTEL NATIONAL

I. Möbel, Antiquitäten, Tapisserien, alte Bilder. Aus einem schweizer Schloss, aus basler Familienbesitz und anderer Provenienz.

Auktion 21.-23. August. Ausstellung ab 9. August

II. Bilder moderner und alter Meister aus dem Nachlass des zürcher Sammlers Alfred Rütschi. U. a. Hodler, Amiet, Pissarro, H. Huber, Gimmi, A. Giacometti, Utrillo, Pechstein. — Böcklin, van Dyck, Lawrence, van Os, Huysum, Bronzino.

Aus gleichem Nachlass: 700 Fingerringe

Auktion am 30. August. Ausstellung ab 25. August.
Ausstellung in Zürich, Galerie Neupert 15.-22. Aug.

AUKTIONSLEITUNG:
THEODOR FISCHER, LUZERN, HALDENSTRASSE

DIE KÖLNER WERK SCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. ● Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. ● Beginn des Herbst-Trimesters am 29. September. Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. ● Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen, Ubierring 40. Der Direktor: Riemerschmid





HERMANN NOACK

GEGRÜNDET 1897 **BILDGIESSEREI**

Berlin-Friedenau, Fehlerstraße 8

Tel. Rheingau 133

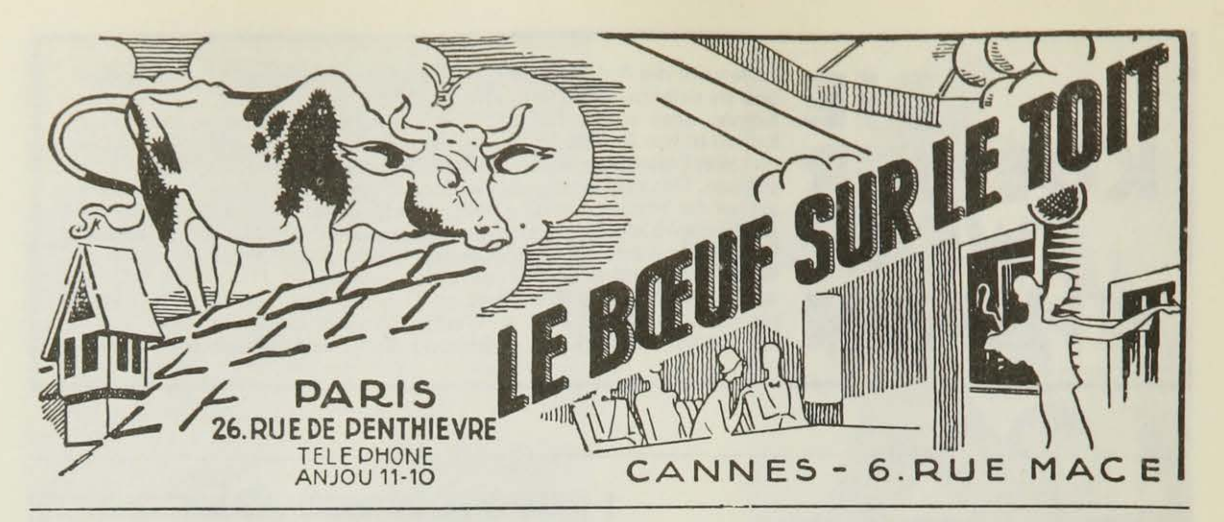
GIESST FÜR:

ERNST BARLACH, RUDOLF BELLING, MAX ESSER, EBBINGHAUS, DE FIORI, GAUL, O. KAUFMANN, KOELLE, GEORG KOLBE, KLIMSCH, LEHMBRUCK, MARCKS, REEGER, SCHARFF, RICHARD SCHEIBE, RENÉE SINTENIS, TUAILLON, VOCKE, WOLF U. A.

SPEZIALITÄT:
WACHSAUSSCHMELZUNG



Bildhauerin: Reneé Sintenis, Berlin
„SICH LECKENDES PFERDCHEN" (Mit Genehmigung der Galerie Flechtheim.)



PARIS

Pension „Bon Accueil"
85, Boulevard St. Michel

gegenüber Jardin du Luxembourg, nahe d. Sarbonne. Aller Komfort. Bei Tisch Korrektur französischer Konversation.

Vollständige Pension ab Fr. 45.—

IN PARIS

finden Sie den großen Komfort eines Luxushotels zu vernünftigen Preisen **60, Rue des Mathurins.** Zimmer mit Bad, auch mit Wohnsalon, Appartements mit Küche auf Tage und Monate. Sehr zentral, Nähe Opéra-Madeleine gelegen. Vornehmes ruhiges Haus.

MADAME COUSIN

Bad Kudowa Kreis Glatz Herz-Sanatorium!
Kohlens. Mineralbäder d. Bades i. Hause, Aller Komfort, Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5.

Deutsche Professoren u. Studenten finden in Paris
ein gemütliches Heim im Hôtel des Balcons, 3. rue Casimir Delavigne am Odéon, Nähe d. Universität. Zimmer mit allem Komfort 3.50—5 RM.

Merken Sie sich
diese wertvolle Adresse für Ihre nächste Reise nach

PARIS

Hotels Saint James et d'Albany

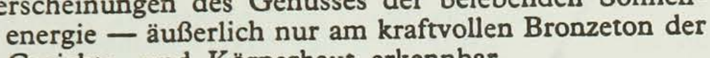
211, Rue St. Honoré et 202, Rue de Rivoli
Telegramm-Adresse: Jamalbany III Paris
Telefon: Opéra 02—30, 02—37, Inter 12—66

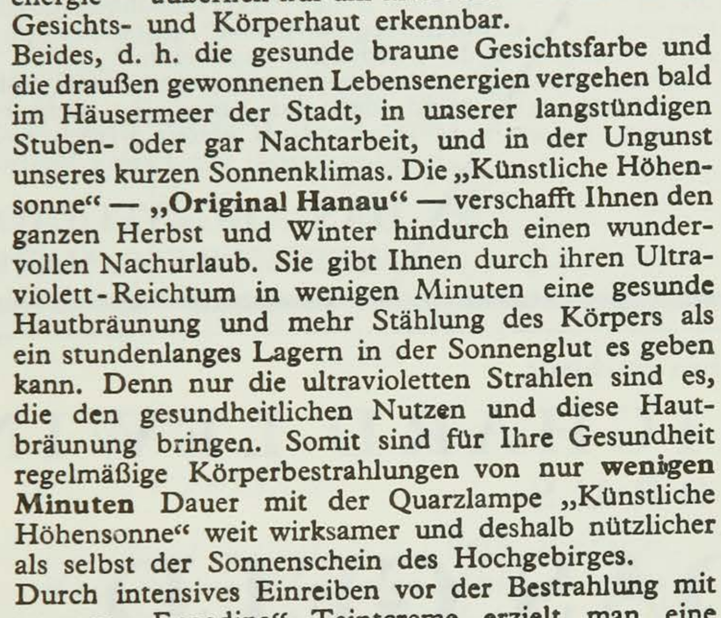
Das bekannte Hotel Saint James war ehemals das Palais und die Residenz König Karls X. und des Herzogs von Noailles. Heute, durch einen gepflegten Privatgarten mit dem Hotel d'Albany zu einem Komplex vereinigt, gehört es, traditionsgemäß, zu den bevorzugten Häusern anspruchsvoller Gäste. Unter den vielen Vorzügen zählen wir hier nur folgende auf: äußerst zentrale Lage, die Zimmer bieten teils herrliche Aussicht auf die Tuilerien, teils gehen sie auf den Privatgarten aus, und zählen daher zu den ruhigsten von Paris, feine altfranzösische Küche, billige Preise / 300 Zimmer, 150 Badezimmer / Einen freundlichen Empfang versichert besonders allen Querschnittlesern

A. Lerche
Besitzer

Die gesunde braune Urlaubshaut

war nur das äußerlich sichtbare Merkmal der belebenden Sonnenenergie, die Ihr Organismus im Urlaub in sich aufnehmen konnte. Alle anderen wohltätigen Wirkungen der Ferien, d. h. die körperliche und geistige Entspannung, das dauernde Gefühl des Wohlbehagens, die Wiederbelebung und darauf folgende stolze Erstarkung und Steigerung aller Lebensfunktionen waren nichts anderes als die natürlichen Folgeerscheinungen des Genusses der belebenden Sonnenenergie — äußerlich nur am kraftvollen Bronzeton der Gesichts- und Körperhaut erkennbar.





Beides, d. h. die gesunde braune Gesichtsfarbe und die draußen gewonnenen Lebensenergien vergehen bald im Häusermeer der Stadt, in unserer langstündigen Stuben- oder gar Nachtarbeit, und in der Ungunst unseres kurzen Sonnenklimas. Die „Künstliche Höhensonne" — **„Original Hanau"** — verschafft Ihnen den ganzen Herbst und Winter hindurch einen wundervollen Nachurlaub. Sie gibt Ihnen durch ihren Ultraviolett-Reichtum in wenigen Minuten eine gesunde Hautbräunung und mehr Stählung des Körpers als ein stundenlanges Lagern in der Sonnenglut es geben kann. Denn nur die ultravioletten Strahlen sind es, die den gesundheitlichen Nutzen und diese Hautbräunung bringen. Somit sind für Ihre Gesundheit regelmäßige Körperbestrahlungen von nur **wenigen Minuten** Dauer mit der Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" weit wirksamer und deshalb nützlicher als selbst der Sonnenschein des Hochgebirges.

Durch intensives Einreiben vor der Bestrahlung mit unserer „Engadina"-Teintcreme erzielt man eine sonnengebrannte, bronzeartige und samtweiche Haut. Nach der Bestrahlung ist wieder mit dieser Creme einzureiben, um das Abschälen der Haut zu vermeiden. Auf diese Weise lassen sich auch Teintfehler, wie Sommersprossen usw. erfolgreich verdecken.

Fragen Sie Ihre Bekannten nach den Bestrahlungserfolgen, versuchen Sie einige Bestrahlungen bei dem Arzt. Sie werden von der Wirksamkeit der „Künstlichen Höhensonne" freudig überrascht sein und sich gesundheitlich immer im „Freien" fühlen. Kleines Modell für Wechselstrom 264.30 RM. (Auf Wunsch nur 50.— RM Anzahlung und 12 Monatsraten von 18.— RM.) Die Abbildung zeigt dieses Modell auf Bodenstativ (Mehrpreis 28.— RM) angebracht, und zwar zusammen mit der neuen Kombination-Solluxlampe (Mehrpreis 67.— RM), die ebenso wie das Stativ zu jeder vorhandenen Handlampe nachbezogen werden kann. Verlangen Sie die kostenlosen Aufklärungsschriften LK von der **Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H., Hanau a. M.,** Postfach 1862 (Ausstellungslager Berlin NW 6, Luisenplatz 8, Telefon: Sammelnummer D 1, Norden 4997). Vorführungen in medizinischen Fachgeschäften und durch die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft (AEG) in allen ihren Niederlassungen.

Da Sie Schreiben können können Sie auch ZEICHNEN

Dieser auch Ihnen schon sicher längst bekannte Werbespruch ist keine vage Behauptung, sondern eine seit Jahren bewiesene Tatsache. Das Schreiben haben Sie erlernt, warum sollte es schwieriger sein, das Zeichnen zu erlernen? — Unsere Methode ermöglicht allen, mit größter Leichtigkeit und in kürzester Zeit sehr gute Zeichner zu werden. Ohne es zu wissen, haben Sie schon seit Ihrer Kindheit die für die ABC-Methode nötigen Vorübungen ausgeübt. Sie haben bereits beim Schreibenlernen eine gewisse graphische Geschicklichkeit erworben. Wir nutzen einfach diese aus und ermöglichen Ihnen nach unserem mnemotechnischen Verfahren, das Zeichnen in kürzester Zeit zu erlernen. — **Namhafte deutsche Künstler unterweisen Sie durch individuellen Briefunterricht in der von Ihnen gewünschten Art des Zeichnens:** *Skizze, Landschaft, Porträt, Karikatur, Reklamezeichnen, Dekoration, Mode usw.* — Jedermann kann, unabhängig von Alter, Beruf und Wohnort, an unserem Fernunterricht teilnehmen, dessen größter Vorzug ist, daß er nicht an Ort und Zeit gebunden ist.

„Wer nach der ABC-Methode gewissenhaft arbeitet, geht einen sicheren Weg zur Kunst“, sagt der bekannte Kunstkritiker Hugo Kubsch in der „Deutschen Tageszeitung“.

„Eine der hervorragendsten Seiten dieses Systems besteht darin, daß der Unterricht nicht etwa schablonenhaft, sondern rein individuell erteilt wird“, bestätigt das „Berliner Tageblatt“ in einem Artikel von Franz Wynands.



Reizende Federzeichnung eines ABC-Schülers nach 7 monatigem Unterricht

An die Direktion des ABC-STUDIO, Berlin SW 68

Ich bitte um kostenlose und unverbindl. Zusendung Ihrer Broschüre: „Die rationelle Methode zum Erlernen des Zeichnens“.

Name: ....

Adr.: ....

....

Querschnitt

DAS ABC-STUDIO für Zeichnen GmbH.
BERLIN SW 68, MARKGRAFENSTRASSE 26

Soeben erschien:

RICHARD LEWINSOHN
MORUS

DAS GELD IN DER POLITIK

Geheftet 7 RM, in Ganzleinen 9.50 RM

Wer finanziert die Wahlen? Wer steht hinter den Parteien? Wer unterstützt die Presse? Wer beeinflußt die Ämter? Was kostet die Politik? Was bringt die Politik den Politikern ein? Das sind die Fragen, die hier zum erstenmal auf Grund reichen, authentischen Materials beantwortet werden. In diesem Zusammenhang werden auch die Korruptionsaffären der Vor- und Nachkriegszeit in ihrer ganzen Abenteuerlichkeit geschildert. Aus einer neuen, besonders interessanten Perspektive entrollt sich die innerpolitische Geschichte Deutschlands von den letzten Jahren der Monarchie bis heute. Eine eingehende Darstellung der ausländischen Demokratien, des fascistischen Italien und des bolschewistischen Rußland bietet wertvolle Vergleichsmöglichkeiten.

S. FISCHER VERLAG • BERLIN

DER QUERSCHNITT

X. Jahrgang — Berlin, Ende September 1930 — Heft 9

INHALT

Marginalien:

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Willi Baumeister

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner

Ob 20 oder 2000 Bände

JDEAL-
BÜCHERSCHRÄNKE

SOENNECKEN

sind immer die zweckmäßigste und wirtschaftlichste Form der Aufbewahrung. Sie werden aus einzelnen zentral verschließbaren Abteilen zusammengesetzt, deren Anzahl sich ganz nach dem jeweiligen Bedarf richtet. Mit kleinsten Mitteln können Sie den Grundstock zu einem beliebig erweiterungsfähigen Bibliotheksschrank legen. Eiche, bestes ausgesuchtes Material. Farbe nach Wunsch. Verlangen Sie ausführl. Sonderprospekt Nr 1908 M.

F. SOENNECKEN • BONN

BERLIN W 8, MOHRENSTRASSE 58/59 · LEIPZIG, MARKT 1 (ALTES RATHAUS)



BESUCHT DIE JAHR-SCHAU

1.-15. OKTOBER

IN DEN VERKAUFSSTELLEN

VERKAUFSSTELLEN DEUTSCHER WK-MÖBEL

Berlin S 42, Oranienstraße 144
Bielefeld, Niedernstraße 17
Breslau, Neue Graupenstraße 7
Danzig, Gr. Wollwebergasse 28
Dortmund, Reinoldihaus
Dresden-A., Wallstraße 14
Düsseldorf, Königsallee 60
Essen, Eickhaus, am Hauptbahnhof
Frankfurt a. M., Kaiserstraße 28
Freiburg i. Br., Kaiserstraße 149
Halle a. S., Alter Markt 1-2
Hamburg, Hütten 85-92
Köln, Zeppelinhaus, Richmondstr.
Königsberg, Französ.-Str. 12-13a
Magdeburg, Breiteweg 3a
Mannheim, M. I. 4 und G. 2-22
München, Brienner Straße 52
Nürnberg, Königstraße, Mauthalle
Saarbrücken, Hohenzollernstr. 9
Stettin, Kantstraße 3
Stuttgart, Kriegsbergstraße 42

Verlangen Sie bitte von der nächsten WK-Niederlassung kostenlos unsere Broschüre Nr. 26



George Grosz

KÖRPERFORM, BEWEGUNG UND CHARAKTER

Von

Dr. ALFRED ADLER

Hier sollen, meiner Fachwissenschaft entsprechend, der Individualpsychologie und ihren wissenschaftlichen Befunden, beide Erscheinungsformen, wie sie bei der Spezies Mensch sich zeigen, nach ihrem Wert und in bezug auf ihren Sinn besprochen werden. Eine wissenschaftliche Menschenkenntnis muß natürlich Erfahrungen zu ihrer Grundlage machen. Aber die Sammlung von Tatsachen ergibt noch keine Wissenschaft. Jene ist vielmehr die Vorschule dieser, und das gesammelte Material bedarf einer zulänglichen Einreihung unter ein gemeinsames Prinzip. Daß die im Zorn erhobene Faust ebenso wie das Knirschen der Zähne, ein wutvoll geschleuderter Blick, laut ausgestoßene Verwünschungen usw. Bewegungen sind, die einem Angriff entsprechen, ist aber so sehr in den common sense übergegangen, daß dem menschlichen Forschungsdrang, der Wahrheit näher zu kommen — was das Wesen der Wissenschaft ausmacht —, in diesem Bereich keine Aufgabe mehr gesetzt ist. Erst wenn es gelingt, diese und andere Manifestationen in einen größeren, bisher unentdeckten Zusammenhang zu bringen, wo sich neue Gesichtspunkte erschließen, bisherige Probleme gelöst erscheinen oder auftauchen, hat man das Recht, von Wissenschaft zu sprechen.

Der Beweis, daß eine Arbeit wissenschaftlichen Wert hat, kann nur dadurch erbracht werden, daß sie in sich weniger Widersprüche zeigt als ähnliche Versuche, daß sie dem common sense höchstens widerspricht, um ihn zu fördern, und daß sie nicht stecken bleibt in der Umschreibung bekannter Tatsachen durch neue Worte.

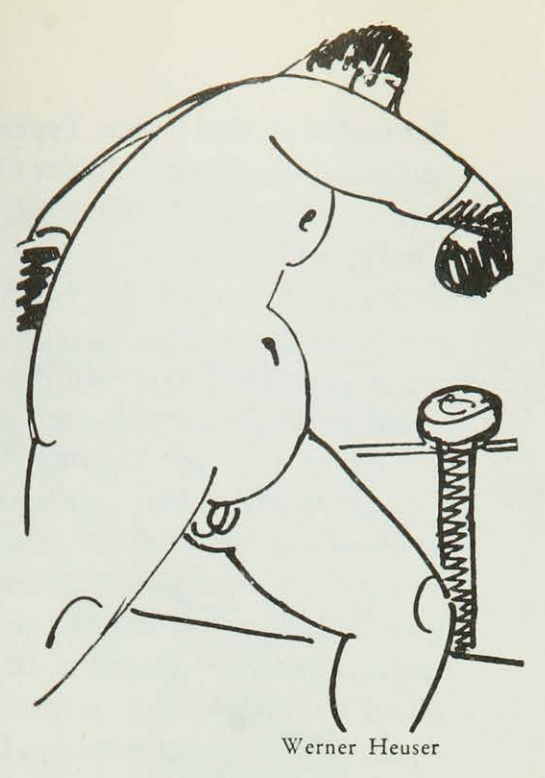
Die Form der menschlichen Organe sowie die äußere Form des Menschen steht in einem ungefähren Einklang mit seiner Lebensweise und verdankt sein Grundschema dem Anpassungsprozeß an die für lange Zeitläufe stabilen äußeren Verhältnisse. Der Grad der Anpassung variiert millionenfach und wird in seiner Form erst auffällig, wenn eine gewisse, irgendwie merkliche Grenze überschritten ist. Auf diese Grundlage menschlicher Formentwicklung wirken freilich noch eine Anzahl von anderen Faktoren ein, von denen ich hervorheben will:

1. Den Untergang von bestimmten Varianten, für die vorübergehend oder dauernd keine Lebensmöglichkeiten bestehen. Hier greift nicht bloß das Gesetz der organischen Anpassung ein, sondern auch irrtümliche Formen der Lebensweisen, die größere oder kleinere Gruppenbestände übermäßig belastet haben (Krieg, schlechte Verwaltung, Mangel der sozialen Anpassung usw.). Wir werden demnach außer den starren Vererbungsgesetzen, etwa nach der Mendelschen Regel, auch noch eine Beeinflußbarkeit der Organ- und Formwertigkeit im Anpassungsprozeß zu berücksichtigen haben. Eine Beziehung der Form zu den individuellen und allgemeinen Belastungen wird sich als Funktionswert ausdrücken lassen.

2. die sexuelle Auslese. Sie scheint infolge der wachsenden Kultur und des gesteigerten Verkehrs auf eine Angleichung der Form, des Typus, hinzuarbeiten und wird mehr oder weniger durch biologisches, medizinisches Verständnis sowie durch das damit zusammenhängende ästhetische Gefühl, wohl Wandlungen und Irrungen unterworfen, beeinflußt. Schönheitsideale wie der Athlet, der Hermaphrodit, Üppigkeit, Schlankheit zeigen den Wandel dieser Einflüsse, der sicherlich durch die Kunst namhaft angeregt wird.

3. Die Korrelation der Organe. Sie stehen zueinander, gemeinsam mit den Drüsen mit innerer Sekretion (Schilddrüse, Sexualdrüsen, Nebenniere, Gehirnanhangsdrüse) wie in einem geheimen Bunde und können sich gegenseitig unterstützen oder schädigen. So kommt es, daß Formen bestehen können, die im einzelnen dem Verfall geweiht wären, in ihrem Zusammenhang aber den Gesamtfunktionswert des Individuums nicht wesentlich stören. In dieser Totalitätswirkung spielt das periphere und zentrale Nervensystem eine hervorragende Rolle, weil es im Bunde mit dem vegetativen System in seinen Leistungen eine große Steigerungsfähigkeit aufweist und im eigenen Training, körperlich und geistig, den Gesamtfunktionswert des Individuums zu erhöhen imstande ist. Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß selbst atypische, geradezu fehlerhafte Formen den Bestand von Individuen und Generationen keineswegs bedrohen müssen, da sie aus anderen Kraftquellen eine Kompensation erfahren, so daß sich die Bilanz des Gesamtindividuums im Gleichgewicht, gelegentlich sogar darüber halten kann. Eine unvoreingenommene Untersuchung wird wohl zeigen, daß sich unter den hervorragendsten, leistungsfähigsten Menschen nicht gerade immer die schönsten finden. Dies legt auch den Gedanken nahe, daß eine indi-

viduelle Rassen- oder Völker-Eugenik nur in sehr beschränktem Ausmaß Werte schaffen könnte und mit einer solchen Unsumme von komplizierten Faktoren belastet wäre, daß ein Fehlurteil viel wahrscheinlicher wäre als ein gesicherter Schluß. Eine noch so gesicherte Statistik könnte für den Einzelfall keinesfalls ausschlaggebend sein.



Werner Heuser

Das mäßig kurzsichtige Auge in seinem langgestreckten Bau ist zumeist in unserer für Naharbeit eingerichteten Kultur ein unzweifelhafter Vorteil, weil eine Ermüdung des Auges nahezu ausgeschlossen ist. Die in fast 40 vH verbreitete Linkshändigkeit ist sicher in einer rechtshändigen Kultur von Nachteil. Und doch finden wir unter den besten Zeichnern und Malern, unter den manuell geschicktesten Menschen eine auffallende Zahl von Linkshändern, die mit ihren besser trainierten rechten Händen Meisterhaftes leisten. Die Dicken wie die Dünnen sind von verschiedenen, aber in ihrer Schwere kaum ungleichen Gefahren bedroht, wenngleich sich vom Standpunkt der Ästhetik und Medizin die Waagschale immer mehr zugunsten der Schlanken senkt. Sicherlich erscheint eine kurze, breite Mittelhand wegen der günstigeren Hebelwirkung für Schwerarbeit besser geeignet. Aber die technische Entwicklung macht immer mehr körperliche Schwerarbeit durch die Vervollkommnung der Maschinen überflüssig. Körperliche Schönheit — obwohl wir uns ihrem Reiz nicht entziehen können — zieht ebensooft Vorteile als Nachteile nach sich. Es dürfte manchem aufgefallen sein, daß sich unter den ehelosen und Nachkommenschaft entbehrenden Personen auffallend viele wohlgestaltete Menschen finden, während oft weniger ansprechende Typen wegen anderer Vorzüge an der Fortpflanzung teilnehmen. Wie oft findet man andere Typen an einer Stelle, als man erwartet hätte, kurzbeinige, plattfüßige Hochtouristen, herkulische Schneider, mißgestaltete Günstlinge der Frauen, wo erst ein näherer Einblick in die psychischen Komplikationen ein Verständnis ermöglicht. Jeder kennt wohl infantile Gestalten von seltener Reife und männliche Typen mit infantilem Gehaben, feige Riesen und mutige Zwerge, häßliche, verkrüppelte Gentlemen und hübsche Hallunken, weichlich geformte Schwerverbrecher und hartaussehende Gesellen mit weichem Herzen. Daß Lues und Trunksucht den Keim der Nachkommenschaft schädigt, ihr recht häufig ein erkennbares äußeres Gepräge verleiht, ist eine feststehende Tatsache, sowie auch, daß diese Nachkommenschaft leichter erliegt. Aber Ausnahmen sind nicht selten, und erst in den letzten Tagen machte uns der im Alter noch so rüstige Bernhard Shaw mit seinem trunksüchtigen Vater bekannt. Dem transzendenten Prinzip der Auslese steht das dunkle, weil allzu komplizierte Walten der Anpassungsgesetze entgegen. Wie schon der Dichter klagt: „Und Patroklus liegt erschlagen und Thersites kehrt zurück.“ Nach den männerverzehrenden Schwedenkriegen fehlte es an Männern. Ein Gesetz zwang alle Übriggebliebenen, Kranke und Krüppel zur Ehe. Nun, wenn man völkermäßig vergleichen kann, gehören heute die

Schweden zu den besten Typen. Im alten Griechenland griff man zur Aussetzung mißgestalteter Kinder. In der Ödipus-Sage zeigt sich der Fluch der vergewaltigten Natur, vielleicht besser gesagt: der vergewaltigten Logik des menschlichen Zusammenlebens.

Vielleicht trägt jeder von uns ein Idealbild der menschlichen Form in sich und mißt den andern danach. Wir kommen im Leben ja niemals über die Notwendigkeit des Erratens hinweg. Geister, die einen höheren Flug nehmen, nennen es Intuition. Dem Psychiater und Psychologen stellt sich die Frage, nach welchen uns innewohnenden Normen wir die menschliche Form beurteilen. Hier scheinen Erfahrungen aus dem Leben, oft geringfügigen Umfanges, und stereotype Bilder, meist in der Kindheit festgehalten, den Ausschlag zu geben. Lavater und andere haben ein System daraus gemacht. Entsprechend der ungeheuren Gleichartigkeit solcher Eindrücke, wie wir uns geizige, wohlwollende, boshafte und verbrecherische Menschen vorstellen, ist, trotz allen berechtigten Bedenkens, nicht von der Hand zu weisen, daß da unser heimlich abwägender Verstand die Form nach ihrem Inhalt, nach ihrem Sinn fragt. Ist es der Geist, der sich den Körper schafft?

Ich möchte aus den Leistungen auf diesem Gebiet zwei hervorheben, weil sie imstande sind, einiges Licht in das Dunkel des Problems von Form und Sinn zu werfen. Wir wollen den Beitrag *Caros* nicht vergessen, um dessen Wiederbelebung sich Klages sehr verdient gemacht hat. Noch sollen von neueren Forschern Jaensch und Bauer nicht übergangen werden. Aber für diese Studie möchte ich besonders *Kretschmers* hervorragende Arbeit betreffend „Körperbau und Charakter" sowie Adlers „Studie über Minderwertigkeit der Organe" heranziehen. Letztere ist die weitaus ältere. Ich dachte darin die Spuren der Brücke gefunden zu haben, die aus angeborener körperlicher Minderwertigkeit, einer formalen Minusvariante, durch Erzeugung eines größeren Minderwertigkeitsgefühls Anlaß zu einer besonderen Spannung im psychischen Apparat gibt. Die Anforderungen der Außenwelt werden daher als allzu feindlich empfunden, und die Sorge um das eigene Ich erhöht sich bei Mangel eines richtigen Trainings in deutlich egozentrischer Weise. Dadurch kommt es zu seelischer Überempfindlichkeit, Mangelhaftigkeit des Mutes und der Entschlußfähigkeit, und zu einem unsozialen Apperzeptionsschema. Die Perspektive zur Außenwelt ist einer Anpassung im Wege und verleitet zu Fehlschlägen. Hier ergibt sich ein Aussichtspunkt, von dem aus man mit allergrößter Vorsicht und fortwährendem Spähen nach Bestätigungen oder Widersprüchen aus der Form auf das Wesen, auf den Sinn schließen könnte. Ob erfahrene Physiognomiker instinktiv, jenseits der Wissenschaft, diesen Weg gegangen sind, muß ich dahingestellt lassen. Daß andererseits das psychische Training, aus dieser größeren Spannung entsprungen, zu größeren Leistungen führen kann, konnte ich oft bestätigen. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich aus einigen Erfahrungen den Schluß ziehe, daß durch ein geeignetes Training, psychisch und im Verhalten, endokline Drüsen wie z. B. die Sexualdrüsen gefördert und im ungeeigneten Fall geschädigt werden können. Es dürfte kein Zufall sein, wenn ich so oft bei infantilen, mädchenhaften Knaben sowie bei knabenhaften Mädchen gleichzeitig ein Training im verkehrten Sinne gefunden habe, das durch die Eltern angezettelt worden war.

Kretschmer hat durch die Gegenüberstellung des pyknoiden und schizoiden

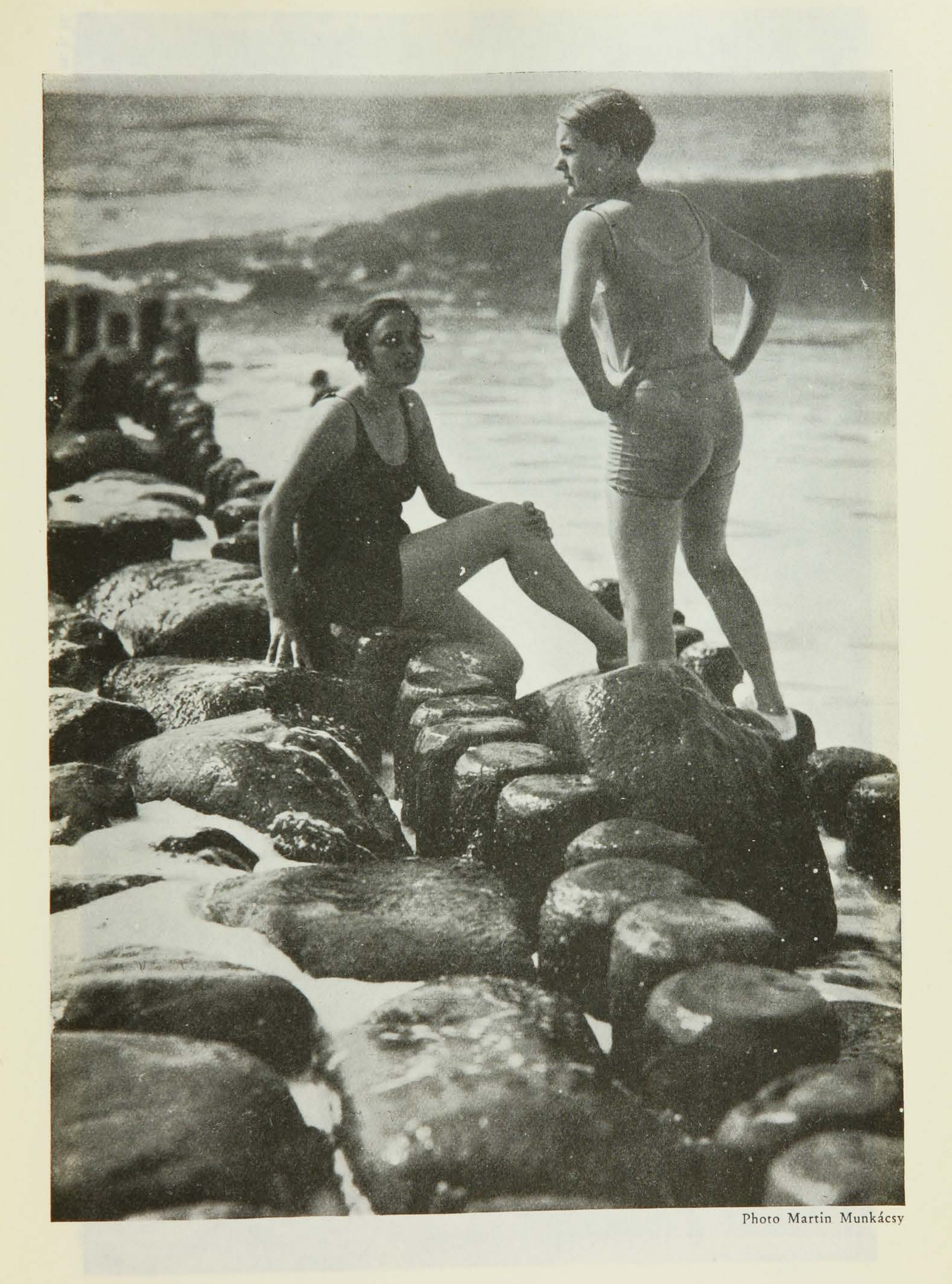


Photo Martin Munkácsy



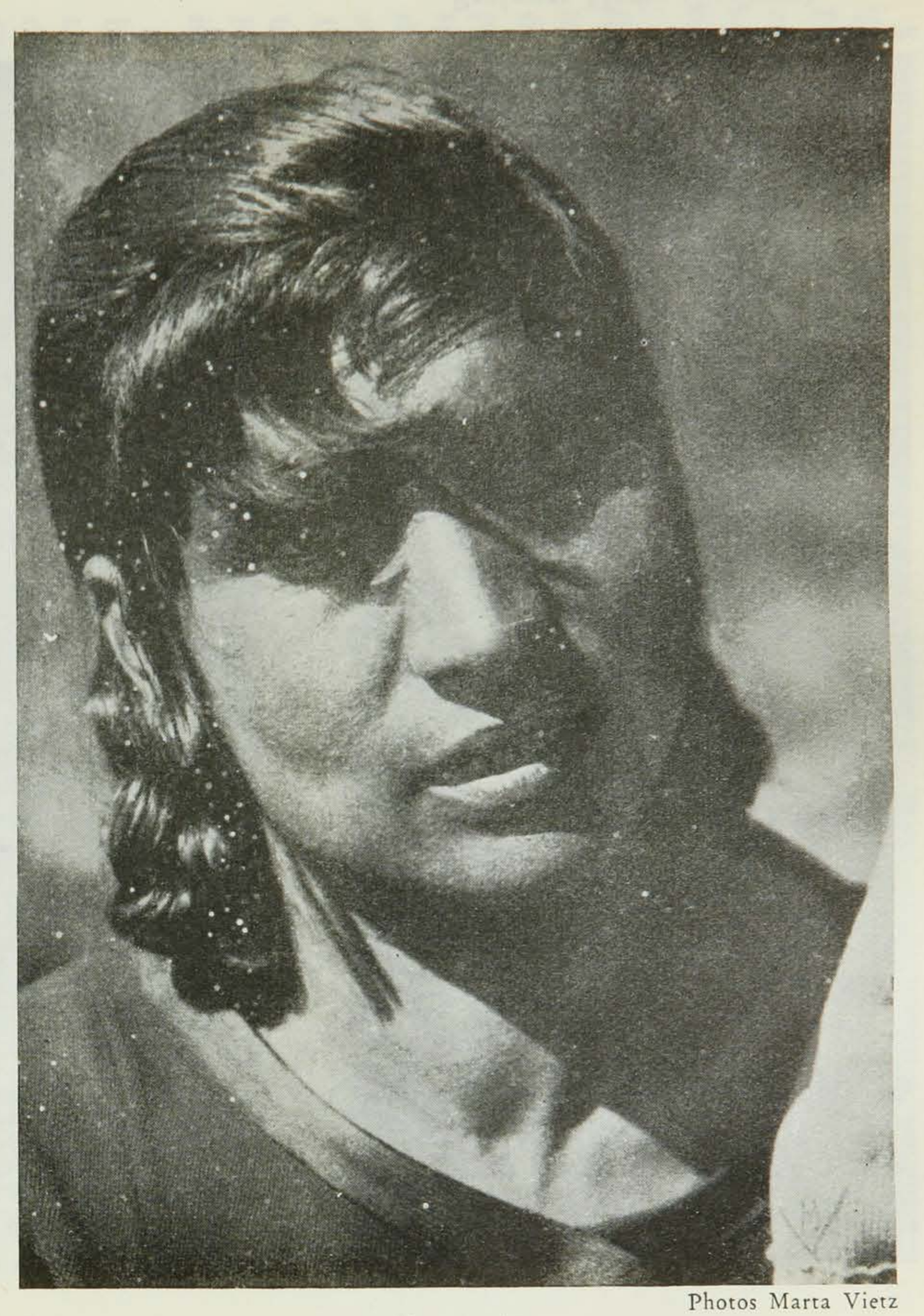
Photo Grüll

Abessinierin

Unionbild G. m. b. H.

Usbekin (Samarkand)

Chinesin



Photos Marta Vietz

Zigeunerin

Photo Göndör

Dr. Alfred Adler (Wien)



Photo Rud. Grossmann

Professor Hoche (Freiburg)

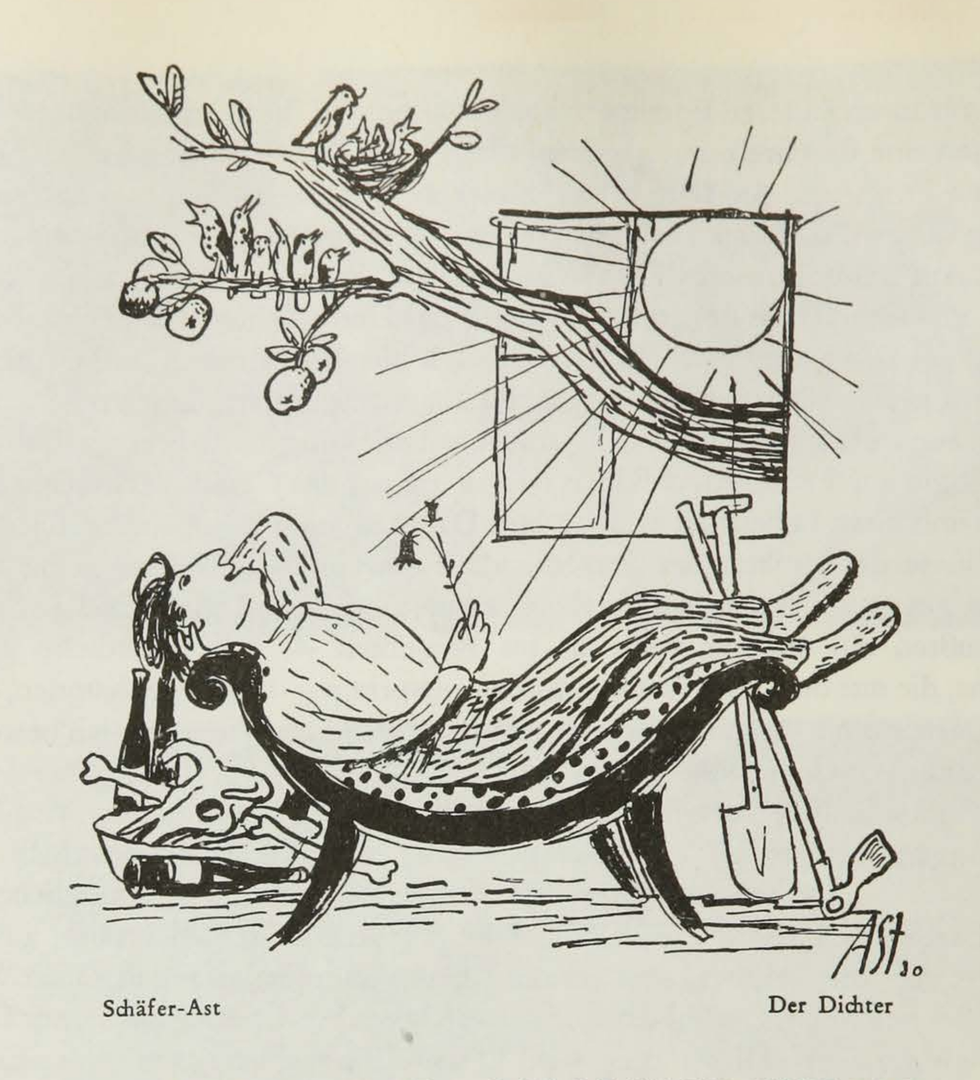
Typus mit ihren äußeren Formverschiedenheiten und ihren besonderen seelischen Prozessen eine Beschreibung gegeben, die schicksalhafte Geltung hat. Die Brücke zwischen Form und Sinn lag außerhalb seines Interesses. Seine glänzende Darstellung dieses Tatbestandes wird sicherlich einst einer der Ausgangspunkte sein, die zur Aufhellung unseres Problems beitragen werden.

Auf viel sichererem Boden befindet sich der Untersucher, wenn er an die Sinnfindung der Bewegung geht. Viel bleibt auch hier dem Erraten vorbehalten, und man wird jedesmal aus dem ganzen Zusammenhang Bestätigungen holen müssen, ob man auch richtig geraten hat. Damit sagen wir zugleich, wie es die Individualpsychologie immer betont, daß jede Bewegung aus der Gesamtpersönlichkeit entspringt und ihren Lebensstil in sich trägt. Damit sagen wir zugleich, daß jede Ausdrucksweise der Einheit der Persönlichkeit entstammt, in der es keine Widersprüche gegen sie, keine Ambivalenz, keine zwei Seelen gibt. Daß jemand im Unbewußten ein anderer wäre als im Bewußten — eine künstliche Teilung übrigens, die nur dem Analysenfanatismus entspringt — wird jeder leugnen, der die Feinheiten und Nuancen des Bewußtseins begriffen hat. Wie einer sich bewegt, so ist der Sinn seines Lebens.

Die Individualpsychologie hat versucht, die Lehre vom Sinn der Ausdrucksbewegungen wissenschaftlich auszugestalten. Zwei Abläufe innerhalb dieser sind es, die in ihren tausendfältigen Variationen eine Deutung ermöglichen. Die eine gestaltet sich seit der frühesten Kindheit und zeigt den Drang, aus einer Situation der Unzulänglichkeit zu deren Überwindung zu gelangen, einen Weg zu finden, der aus einem Gefühl der Minderwertigkeit zur Überlegenheit, zur Lösung der Spannung führt. Dieser Weg wird in der Kindheit bereits in seiner Eigenart und Variante habituell und zeigt sich als Bewegungsform in gleichbleibender Art durch das ganze Leben. Dessen individuelle Nuance setzt beim Beobachter künstlerisches Verständnis voraus. Der andere Faktor eröffnet uns den Einblick in das Gemeinschaftsinteresse des Handelnden, in den Grad oder in den Mangel seiner Bereitschaft zum Mitmenschen. Unser Urteil über den Blick, über das Zuhören, Sprechen, Handeln und Leisten, unsere Wertung und Unterscheidung aller Ausdrucksbewegungen zielt auf den Wert ihrer Beitragsleistung. In einer immanenten Sphäre des gegenseitigen Interesses herangebildet, beweisen sie bei jeder Prüfung den Grad ihre Vorbereitung zur Beitragsleistung. Die erstere Bewegungslinie wird immer erscheinen, wohl in tausendfachen Formen, und kann bis zum Tode nicht verschwinden. Im ununterbrochenen Wandel der Zeit lenkt jede Bewegung der Drang nach Überwindung. Der Faktor des Gemeinschaftsgefühls tönt und färbt diese nach aufwärts strebende Bewegung und kann durch Selbsterkenntnis eines störenden Mangels verbessert werden.

Wenn wir nun im Suchen nach den tiefsten Einheiten mit aller Vorsicht einen Schritt weiter gehen wollen, so gelangen wir zu einer Perspektive, die uns ahnen läßt, wie aus Bewegung Form wird. Die Plastizität der lebendigen Form hat sicher ihre Grenzen, aber innerhalb dieser wirkt sich individuell, in Generationen, in Völkern und Rassen gleichbleibend im Strom der Zeit, Bewegung aus. Bewegung wird gestaltete Bewegung: Form.

So ist Menschenkenntnis aus Form möglich, wenn wir die gestaltende Bewegung in ihr erkennen.



Schäfer-Ast Der Dichter

GENIE UND GESUNDHEIT

Von

GOTTFRIED BENN

Genie — sonderbar als Wort, Vorstellung und Tatsache in einer Zeit, die mit allen ihr gegebenen Talenten und Machtmitteln den Begriff des Durchschitts, der Norm und des Allgemeinen schützend umgibt. Nicht nur die Rohstoffe, die Nahrungsmittel, das Kapital und die Vergnügungen sollen allen gemeinsam und zugängig sein, nein, neuerdings auch die Begabung. Nach der Lehre der Individualpsychologie gibt es eine Einheitsbegabung, ein intellektuelles Unisono, das mit der Erbmasse mitgeboren wird, und aus dem dann mit Hilfe des sogenannten Mut- und Trainingskomplexes der Staat und seine Pädagogen den nutzbringenden Normaltyp herauspolieren können. Hochgespanntes Glücksgefühl des Forschers, der sich rühmt, bereits eine Dreiviertelübereinstimmung seiner Intelligenzprüfungen mit der Schulrangordnung feststellen zu dürfen! Perspektive voll Kühnheit und eines — sozial gestatteten — Triumphes, daß die Methode vielleicht bald so weit gesichert ist, daß man einem Anwärter die enorme Prädestination für einen Rechtsanwalt oder einen Farbenphotographen voraussagen könnte!

Genie — und neben dem Pädagogen der Samariter. In seiner Hand, als des Biologen, ruhen die Werte der Zucht. Dort holt er mit der Malariakur den

Paralytiker auf den Kontorschemel, mit Hilfe der Analyse den Neurotiker zur Geschlechtsfreudigkeit zurück: Wäre Schopenhauer nicht der neurotisch schwer gefesselte Mann gewesen, schreibt ein namhafter Analytiker, hätte er sich einer Analyse unterzogen, seine Metaphysik trüge ein anderes Gesicht — nämlich ein behaglicheres, gemütlicheres, hausväterchenhaftes, angenehmes Gesicht, so wünschte er. Oben spendet er Drüsen und unten Hormone: mit dem Hinterlappen nivelliert er die Exzentrik, mit dem Vorderlappen führt er den Debilen zum Gesangbuch empor — mit einem Wort: es gibt kein Schicksal mehr, die Parzen sind als Direktricen bei einer Lebensversicherung untergekommen, im Acheron legt man eine Aalzucht an, die antike Vorstellung von dem Furchtbaren des Menschen wird bei der Eröffnung der Hygieneausstellung stehend und unter allgemeiner Teilnahme, während die deutschen Ströme in verschiedenfarbigen Gewändern vorüberziehen, in tiefer Ergriffenheit auf ihren Normalgehalt zurückgeführt.

Wäre es doch schon die verflossenen Jahrhunderte geschehen! Hochbetagte edle Greise ständen neben uns, Barden, staatlich anerkannte Geistesringer, Ehrenbürger ihrer Vaterstadt, vitamingesichert und prohibitioniert. Leider soffen sie: *Opium:* De Quincey, Coleridge, Poe. *Absinth:* Musset, Wilde. *Äther:* Maupassant (außer Alkohol und Opium), Jean Lorrain. *Haschisch:* Baudelaire, Gautier. *Alkohol:* Alexander (der im Rausch seinen besten Freund und Mentor tötete und der an den Folgen schwerster Exzesse starb), Socrates, Seneca, Alcibiades, Cato, Septimus Severus (starb im Rausch), Cäsar, Muhamed II., der Große (starb im Delirium tremens), Steen, Rembrandt, Caracci, Barbatelli Pocetti, Li-Tai-Po („der große Dichter, welcher trinkt" starb durch Alkohol), Burns, Gluck (Wein, Branntwein, starb an Alkoholvergiftung), der Dichter Schubart, Schubert (trank seit dem 15. Jahr), Nerval, Tasso, Händel, Dussek, G. Keller, Hoffmann, Poe, Musset, Verlaine, Lamb, Murger, Grabbe, Lenz, Jean Paul, Reuter (Dipsomane, Quartalssäufer), Scheffel, Liliencron, Reger, Hartleben, Löns, Beethoven (starb bekanntlich an alkoholischer Lebercirrhose) — zitiert nach Lange-Eichbaum: Genie, Irrsinn, Ruhm.

Es starben an *arteriosclerotischer Verblödung:* Kant, Stendhal, Faraday, Linné, G. Keller, Böcklin. Litten an *Epilepsie:* van Ghog, Platen, Flaubert, Dostojewsky. Hatten klinisch manifeste *Schizophrenien:* Hölderlin, van Ghog, Tasso, Newton, Strindberg, Panizza. Starben an *Paralyse:* Manet, Makart, Maupassant, Nietzsche, Lenau, Hugo Wolf, Baudelaire, Donizetti, Jules de Goncourt, Lautensack. Waren ihr Lebenlang *asexuell:* Newton, Kant, Menzel (die berühmte Stelle aus seinem Testament: „Gleicherweise kann niemand auftauchen, irgendwelche Namensrechte geltend zu machen. Nicht allein, daß ich ehelos geblieben bin, habe ich auch lebenslang mich jederlei Beziehung zum anderen Geschlecht [als solchem] entschlagen. Kurz, es fehlt an jedem selbst geschaffenen Klebestoff zwischen mir und der Außenwelt") — wo immer also man hinsieht: das Produktive einer Masse durchsetzt von Psychopathien, Stigmatisierungen, Rausch, Halbschlaf, Paroxysmen; ein Hin und Her von Triebvarianten, Anomalien, Fetischismen, Impotenzen — gibt es überhaupt ein gesundes Genie?

Ja. Es gibt eine durch die enormste geistige Gewalt lebenslänglich kompensierte Antinomie, es gibt die immer wieder durch spirituelle Leistungen gelöschte

primäre Dyshormonie, Goethe ist der Fall dafür, auch Schiller, ähnlich Leibniz. Es ist überhaupt nicht so, daß psychopathologische Züge an sich irgend etwas mit Genie zu tun hätten. Im Gegenteil, die Masse der Geisteskranken und Psychopathen sind Minusvarianten sowohl im Sinne ihrer Intelligenz wie ihres soziologischen Wertes. Ja, *Kretschmer*, wohl der bedeutendste Spezialforscher dieses Gebiets, geht so weit, zu sagen, ein kräftiges Stück Gesundheit und Spießbürgertum gehöre zum ganz großen Genie meist mit hinzu. Dies Stück gesunder Normalbürgerlichkeit mit dem Behagen an Essen und Trinken, an solider Pflichterfüllung und Staatsbürgerlichkeit, an Amt und Würden, an Weib und Kind, dies breite Stück Normalbürgerlichkeit ist es, sagt er, was durch seinen Fleiß, seine Stetigkeit, ruhige Geschlossenheit und frische Natürlichkeit das große Genie in seinen Wirkungen weit über die lauten und vergänglichen Anläufe des Genialischen hinaushebt. Dies dürfte zweifellos richtig sein, zweifellos empirisch wahr. Und dennoch sagt auch er: die biologische Benachteiligung des Genies gegenüber dem geistigen Durchschnitt kommt sowohl in der psychopathologischen Individualstatistik wie in seiner Stellung im Erbgang klar zum Ausdruck. — Und an anderer Stelle: Genie entsteht im Erbgang besonders gern an dem Punkt, wo eine hochbegabte Familie zu entarten beginnt. — Und schließlich zusammenfassend: „Je mehr man Biographien studiert, desto mehr wird man zu der Vermutung gedrängt: dies immer wiederkehrende psychopathologische Teilelement im Genie ist nicht nur eine bedauerliche äußere Unvermeidlichkeit biologischen Geschehens, sondern ein unerläßlicher innerer Wesensbestandteil, ein unerläßliches Ferment vielleicht für jede Genialität im engsten Sinne des Worts."

Also kein Zweifel, der individuelle Organismus als medizinischer Begriff ist der Gestalter des Genies. Die geistigen Spannungen sind Korrelate körperlicher Anomalien, nicht im vagen Sinne der Parallelität, sondern des Identischen. Geschlossenes System, Monismus der Krisen. Das „le styl c'est l'homme" des achtzehnten Jahrhunderts, verwandelt unter dem Einfluß der Konstitutions- und Typenforschung der letzten Jahrzehnte in ein *„le styl c'est lecorps"*; die Kabbalistik einer Psychologie der Seele und ihrer Vermögen verflüchtigt vor einer von Geisteswissenschaften und Pathographie angesetzten Analyse biologischer Zusammenhänge. Junge Wissenschaft, erst im Entstehen. Aber schon spürt sie die unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen, die Muskelspannung, das motorische Agens aus dem Werk: in der Handschrift des Meißelhiebes oder des Pinselstrichs: rundbogig bei *Raffael*, spiralig bei *Michelangelo*, flott und breit bei Rubens und *Franz Hals*, tiftelnd bei *Meissonier*. Sammelt die sonderbare Mitteilung über *Mozarts* Ohr: sein äußeres Ohr auf einer tieferen Entwicklungsstufe stehen geblieben, ein zurückgebliebenes und mißgebildetes Ohr vom deutlichen Charakter des Atavismus. Durchforscht systematisch *Beethovens* Krankheiten, er litt bekanntlich an einer Otosclerose, einer schweren Erkrankung, die zur Ertaubung führt. Er hatte dabei Gehörs-Paresthesien: kontinuierliche Geräusche in höchsten Tönen, Pfeifen, Zischen, lang ausgehalten, teils Sausen im Pulsschlag: daher, sagt der Untersucher, in seinen Schöpfungen die häufige Kontrastierung hoher Diskantpassagen gegen tiefe rollende Bässe, daher hielten sich seine Tempi immer im Rahmen des menschlichen Pulsschlages (60—80 in der Minute). Außerdem litt er an Arteriosclerose und Herzfehler mit allen Folgezuständen, Angina pectoris —

auch dies erscheint in seinen Werken: in der Cavatina des einen Galitzinschen Quartetts op. 130 musikalisch gemalt, Vorschrift: „Beklemmt“, im Herzschlag eines Arteriosclerotikers mit unvollständig kompensiertem Herzen. Überläßt man sich anschließend einen Augenblick den von der Psychoanalyse enthüllten Zusammenhängen zwischen Triebsublimierung und Kunstschaffen, also zwischen Sexualität, diesem extrem biologischen Besitz, und ihrer Übernahme in das Werk: *Michelangelos* homo-erotische Komponente führt zu jenem unermüdlichen Erschaffen männlicher Schönheit unter starker Vernachlässigung oder auch maskuliner Umbildung weiblicher Motive. Ähnlich *Dürer*: bei seiner sehr unentwickelten Sexualität seine Idealtypen fast alle nur männlich. *Byron*, homosexuell, sowie frühzeitig und intensiv an seine Mutter fixiert, dichtet Kain und Manfred zur Selbstbefreiung von der Sehnsucht nach der inzestuös geliebten Schwester (Rank): man stößt auch hier auf den körperlichen Grund, die biologische Prämisse und durchspürt von dieser aus das Werk. Man kann ferner jene Vorfälle heranziehen, jene panischen Krisen einer fieberhaft gesteigerten Produktivität, die sich vor dem Ausbruch einer luetischen Hirnerkrankung einstellten, über mehrere Jahre erstreckten, und sich in unheimlich eindrucksvoller Weise bei *Nietzsche*, *Maupassant*, *van Ghog* *Schumann* dokumentierten, nicht anders auslegbar, als daß hier die Toxinwirkung einen positiven biologischen Reiz zur Produktionsauslösung gewann. Schließlich sei ein Wort von *Goethe*, der in sich wohl allen Dyshormonierungen des antinomischen Charakters gegenüberstand, ein merkwürdiges Wort erwähnt, er schreibt von der italienischen Reise folgendes: „*Ich lebe sehr diät und halte mich ruhig, damit die Gegenstände keine erhöhte Seele finden, sondern die Seele erhöhn.*“ Welche eigentümliche Nähe von Ernährung und Erlebnis! Welche direkte physiologische Installation der expressionistischen und impressionistischen Antithese! Aus all dem klingt doch wohl mehr als ein Ahnen, daß der Körper der letzte Zwang und die Tiefe der Notwendigkeit ist, der Monolog der Schöpfung und, wenn er in bestimmter Weise entartet, manchmal die Prämisse des Genies.



Friedrich Gäbel

OPIUM

Tagebuch eines Entwöhnten

Von

JEAN COCTEAU

Cocteau

Ich schreibe diese Zeilen nach zwölf schlaflosen Tagen und Nächten. Der Stift wird meine Pein besser ausdrücken: das, wozu die Unzulänglichkeit der Heilkunst die Kranken verurteilt, welche ein Mittel fortwerfen, das sich zum Herrn über sie macht.

In dem Blut des Opiumsüchtigen ist keine Spur Opium nachweisbar. Man träumt: eines Tages werden die Ärzte das Versteck auffinden, das Gift durch einen wahlverwandten Stoff herausziehen, wie die Schlange durch Milch. Dann muß man aber auch noch den Körper einzuschläfern und dabei doch tüchtig zu erhalten verstehen. Wie soll er sonst jähen Übergang Herbst — Frühling ertragen!

Solange sie solches nicht vermag, läuft die Wissenschaft ähnliche Gefahr, wie einst bei der Hypnotisierung von Hysterikern. Erst der Doktor Sollier hat Versuche in Richtung einer Erkenntnis der Hysterie als eines Schlafzustandes gemacht. Er bringt die Kranken allmählich zum Wachen. Er kuriert nicht, sozusagen, den Morphinismus mit Morphiumgaben.

Legt uns nicht die Natur das Gesetz Spartas und des Termitenhaufens auf? Darf man dieses dann verkehren? Wieweit reichen denn überhaupt unsere menschlichen Vorrechte? Wo ist die Grenze, die man nicht überschreiten darf?

Nur allein unsere geistige Blindheit, das Vorurteil, alles nach eigenem Maß zu betrachten, hat uns die Trägheit der Pflanzen in lächerlicher Weise als stille Einfalt interpretieren lassen. Was aber bei einer Entgiftung vor sich geht, das erraten wir vielleicht aus den Zeitlupefilmen des Pflanzenreiches, aus den Verzerrungen, Gebärden und Krämpfen. Einen Schritt weiter auf dem Tongebiet — und wir wollen die Blumen schreien hören!

Das Zerstörerische im Opium gehört der euphorischen, der wohlbehaglichen Gattung an. Die Qualen aber kommen aus der gewaltsamen Rückkehr in das normale Leben. Ein ganzer Frühling tobt dann in den Adern; die Eisblöcke wie die Lavastücke werden mitfortgerissen.

Wer erst seit acht Tagen entwöhnt ist, der mag seinen Kopf in den Arm nehmen, das Ohr anlegen und auf die Geräusche da drinnen lauschen. Katastrophen, Aufstände, in die Luft gehende Fabriken, geschlagene Armeen, die Sintflut — alles das vernimmt das Ohr, die ganze Apokalypse der gestirnten Nacht des Menschenleibes.

Die Wiederkehr der sinnlichen Klarheit, das erste unzweideutige Anzeichen

der Entgiftung, beginnt mit wiederholtem Niesen, mit Gähnen, Verschleimung und Tränenabsonderung. Ein weiteres Zeichen: Das Geflügel des Hofes mir gegenüber macht mich immer wütend, die Tauben laufen über ihre Zinkplatten hin und zurück; halten sie nicht die Hände auf dem Rücken? Am siebenten Tag aber hat mich der Hahnenschrei erfreut. Ich schreibe jetzt zwischen sechs und sieben Uhr morgens. Mit Opium aber — fängt der Tag erst um elf Uhr an.

Manche Organismen scheinen dazu bestimmt, Drogen zu unterliegen. Sie brauchen vielleicht ein Hilfsmittel, um die Außenwelt in sich aufzunehmen. Diese leben, träumen in einem Dämmerzustand. Für sie ist die Welt ein Gespenst, solange nicht irgendeine fremde Substanz ihnen Körperlichkeit verleiht sowie das Wismuth den Röntgenstrahlen. Diese Wesen finden selten Erleichterung. Oder die Erleichterung, die sie sich verschaffen, bringt sie gar um. Für sie bedeutet das durch das Opium erzeugte besondere Gleichgewicht einen Glücksfall. Es rüstet ihre leichten Korkseelen mit einem Tauchergewand aus. Für sie ist das Übel des Opiums geringer als das der anderen Gifte und vielleicht geringer als das Grundleiden, das sie also heilen wollen.



Mayo

Die Wiedergesundung der Sinne zeigt sich bei dem Manne mehr physiologisch, bei der Frau vor allem moralisch. Das Opium ändert nicht die Gesinnung des Mannes, es ändert sein Geschlecht. Bei der Frau wiederum erweckt es das Ge-

schlecht und bringt das Gefühl zum Schweigen. Am achtzehnten Tag der Entwöhnung wird das Weib zumeist zärtlich, zum Heulen gestimmt. Darum scheinen in den Sanatorien auch die Weiber alle in den Arzt verliebt.

Trotz allem, was ich erlitten, bleibe ich bei meiner Überzeugung, daß das Opium gut ist; es liegt nur an uns, es freundlich zu stimmen. Man muß damit umgehen können. Wir aber sind so ungeschickt wie möglich. Eine strenge Ordnung mit Abführmitteln, Leibesübungen, Ruhe, Leberdiät, auch unter anderem keinen Attentaten auf den Nachtschlaf, würde ein Mittel zulässig machen, das jetzt durch Unverständige in Verruf geraten ist. Man wende nicht ein, der Gewohnheitsraucher müsse die Dosen stets vergrößern. Es gehört zu den Geheimnissen des Opiums, daß der sachverständige, vorsichtige Raucher die Dosen nicht vergrößern muß.

Das Problem des Opiums ist für mich kein anderes als das auch sonst unlösbare des Bequemen und Unbequemen. Was bequem ist, bringt um, das Unbequeme ist schöpferisch. Ich rede ebensowohl von der körperlichen wie von der geistigen Bequemlichkeit. Opium nehmen und doch der verlockenden letzten Bequemlichkeit nicht nachgeben heißt, in ein geistiges Bereich den stumpfsinnigen Scherereien entfliehen, die wahrhaftig nichts mit Bequemlichkeit und Unbequemlichkeit auf dem sinnlichen Gebiet zu tun haben.

Es heißt immer, das Opium versklave. Das Gebot der zeitlichen Regelmäßigkeit verleiht nicht bloß Disziplin, es verleiht auch Freiheit. „Das Bequeme bringt um", die Wahl geht also zwischen völlig Bequemem und dem völlig Unbequemen. Nun wird man frei vom Besuchszwang, von der Gesellschaft herumsitzender Leute. Nur der Hedonist findet diese sitzenden Leute mit ihren Liebesgeschichten und Geschäften spaßhaft. Ich erwähne noch, daß das Opium im Gegensatz zur Spritze steht. Es macht den Menschen ruhig. Ruhig durch seinen Luxus, durch seine Zeremonien, den Geschmack der Lampen, der Zünder, der Pfeifen — durch die ganze weltliche Maschinerie um das altheilige Gift.

Auch wenn keinerlei Bekehrungseifer sich einmengt, kann ein Opiumraucher nicht mit einem Nichtraucher zusammen leben. Beider Welten sind getrennt. Diese Verantwortlichkeit bildet eine der ganz wenigen Hemmungen des Rückfalles.

„Ich bin innen mit Ruhe gepolstert." Solches bringt vielleicht ein lebendig Geschundener zu seiner Ehre vor.

Ein Bekannter schimpft: „Wer nicht leben kann, der verrecke! Alle Halbheit ist unmöglich, es sei denn an Frauen." — Das Opium aber ist keine Flucht, es ist im Gegenteil ein Entschluß. Einen Fehler begeht nur, wer rauchen und dabei doch in den Umständen der Nichtraucher verbleiben will. Ein Raucher gibt selten sein Opium auf. Das Opium gibt ihn auf und zieht das andere mit sich. Es ist ein Stoff, der sich der Analyse entzieht, es ist lebendig, geradezu launisch und kann sich ganz plötzlich gegen seinen Raucher kehren. Das Opium ist ein Barometer von krankhafter Empfindlichkeit. Bei einem gewissen Feuchtigkeitsgrad in der Luft wird die Pfeife zum Giftrohr. Der Raucher reist ans Meer: die Droge läuft dort und will nicht sieden. Vor einem Schneefall, einem Gewitter, vor dem Mistral



Unionbild G. m. b. H.

Wandervögel

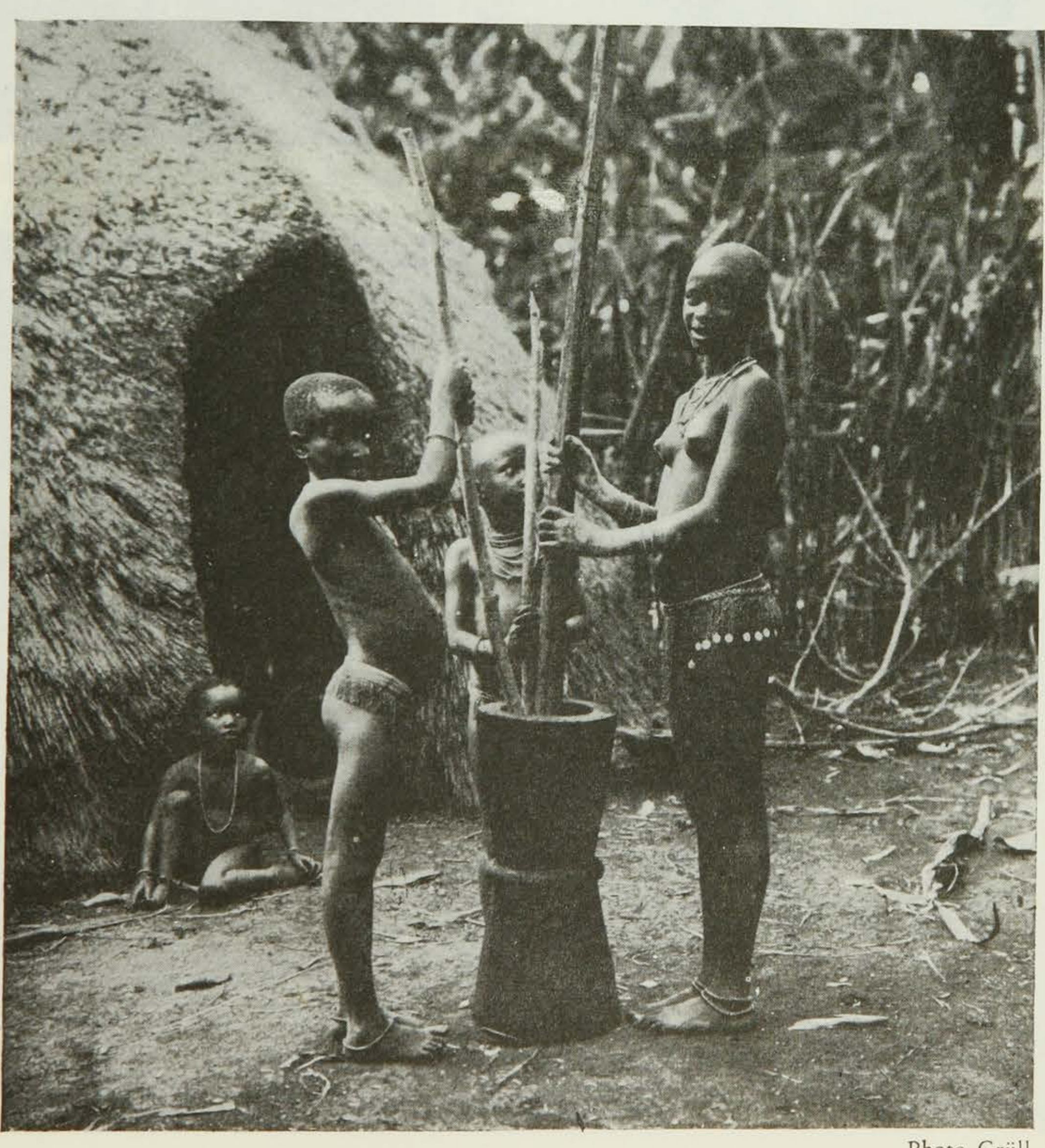
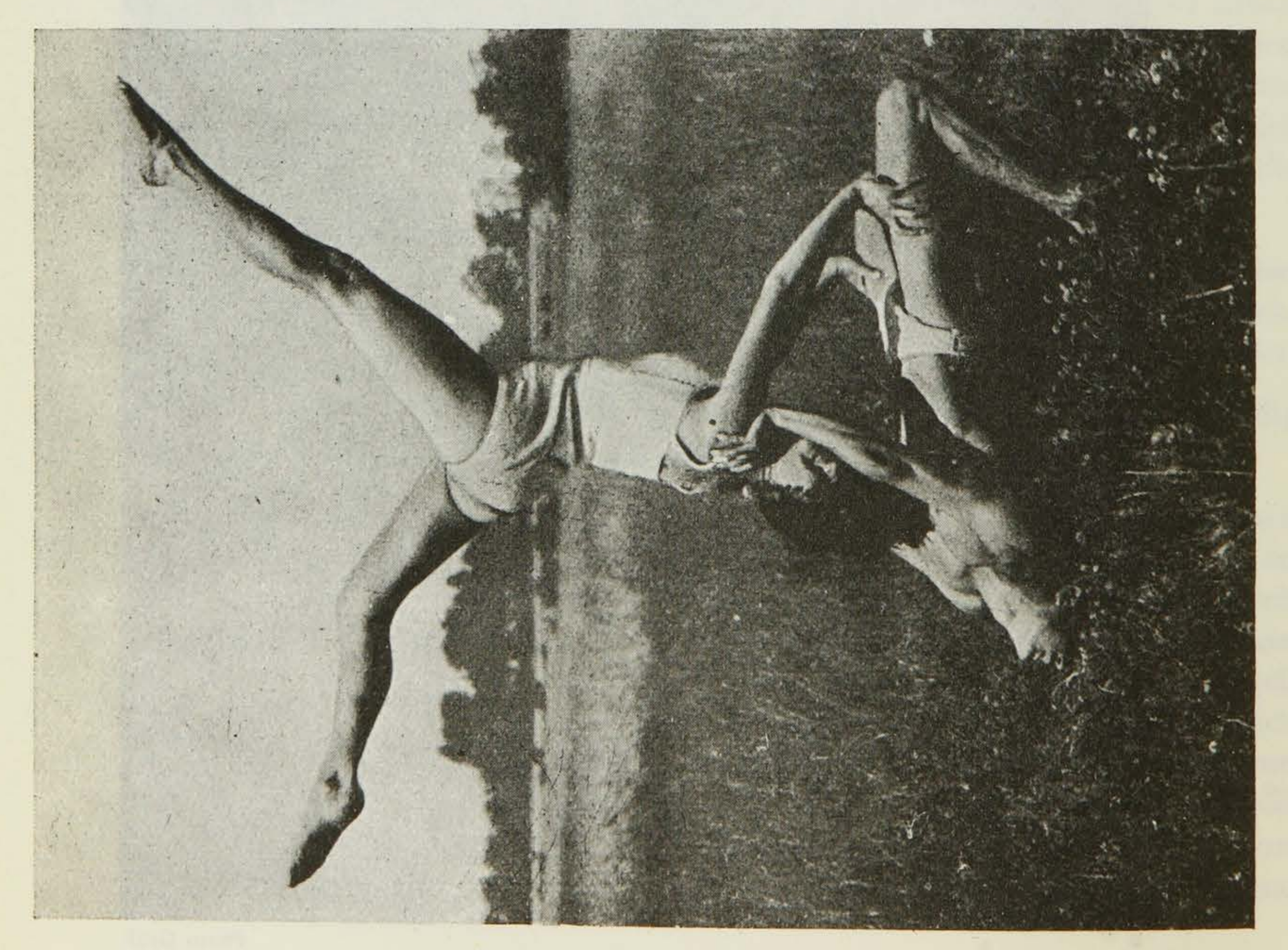


Photo Grüll

Kaffa-Neger stampfen Kaffeebohnen



Photos Riebicke

verliert sie an Kraft. So auch, wenn einer in der Nähe gar zu schwatzhaft ist. Mit einem Wort: keine Geliebte kann höhere Ansprüche stellen als dieses Mittel. Es treibt seine Eifersucht bis zu der richtigen Entmannung seines Rauchers.

Die Symptome der Sucht ordnen sich nirgendwo ein und sind unbeschreiblich. Von ihnen haben nur die Wärter in den Sanatorien einen Begriff. Es sind ganz ernsthafte Störungen. Man stelle sich vor, der Mond nähere sich etwas der Erde, oder die Erde drehe sich ein wenig schneller, und man wird die Unruhe begreifen.

Das Rad ist das Rad. Opium ist Opium. Alles andere ist kulturelle Erfindung. Ungefähr so, als hätte die Menschheit ohne die Kenntnis des Rades ihre Wagen auf künstlichen Pferdefüßen laufen lassen.

Ich kann wirklich nicht schlafen. Ich will darum das Unmögliche versuchen, will die Sucht beschreiben:

Byron sagt irgendwo: „Seekrankheit ist gewaltiger als Liebe.“ Wie die Liebe und die Seekrankheit, so ist auch die Sucht allgegenwärtig. Widerstand ist nutzlos. Zu Anfang fühlt man Unbehagen. Dann wird die Sache peinlicher. Man denke sich eine Stille gegen ein Gequäke von Milliarden Kindern, die alle vergeblich nach der Brust schreien. Es ist die Unruhe der Liebe, übertragen in das Greifbare. Ein Nichtdasein, das Herr über einen ist, eine Tyrannei des Negativen. Danach werden die Erscheinungen deutlicher. Elektrische Seiden, Sekt in den Adern, Eiswasser und Gliederkrämpfe, Schweiß an den Haarwurzeln, der Mund fließt, die Nase wird schleimig, in die Augen treten Tränen. Seid nun nicht länger beharrlich, oder alle Tapferkeit war vergeblich. Wenn du noch länger zögerst, wirst du deinen Stoff nicht hervorziehen, die Pfeife nicht mehr stopfen können. Rauche nun! Der Leib war gespannt auf diese Neuigkeit. Eine Pfeife und nicht mehr!

Es ist leicht zu sagen: Das Opium unterbricht das Leben durch Unempfindlichkeit. Sein Wohlbehagen stammt aus dem Nichtsein. Doch ohne das Opium fröstle ich, erkälte mich, bin ich appetitlos, nervös, meine Einfälle sogleich loszuwerden. Wenn ich rauche, fühle ich mich erwärmt, kenne ich keine Erkältung, bin ich bei Appetit, gänzlich unnervös. Die Ärzte mögen das Geheimnis aufklären.

„Die Wissenschaft ist nicht neugierig“, sagt Anatole France. Das ist wohl so.

Das Opium ist das Schicksal, die Parze. Die Wärter heißen es auch „das Luder“. Es entzündet die Laternen vor den Pagoden. Ich bin nicht in der Lage, Enthüllungen zu machen. Wenn sogar die Wissenschaft hier die Heilkräfte nicht von den zerstörenden trennen kann, muß ich wohl stille sein. Niemals aber bedauerte ich so sehr, daß ich nicht Dichter und Arzt zugleich war — wie einst Apollon.

Der Raucher wird eins mit den Gegenständen um ihn. Ihm fällt ein Finger aus der Hand, es war die Zigarette.

Der Raucher ist stets auf gar schräger Bahn. Er kann seinen Geist nicht stramm halten. Elf Uhr, man raucht seit fünf Minuten. Man sieht nach der Uhr: es ist fünf Uhr morgens.

Picasso sagte mir einmal: „Nichts in der Welt riecht so wenig dumm wie Opium.“ Vielleicht noch etwa der Zirkus und ein Hafen.

Bei seinem Individualismus, so aristokratisch, überflüssig, so „unnatürlich" jedes Meisterwerk sein mag, so bleibt es doch immer sozial gerichtet. Anderen zugänglich, dem Gefühl der Masse zu ihrer geistigen wie materiellen Bereicherung erreichbar. Das Bedürfnis, sich auszudrücken, in Beziehung zu der Außenwelt zu treten, es verschwindet bei dem Hedonisten. Dieser will kein Meisterwerk herstellen, er will selbst zu einem solchen werden. Zu einem unbekannten, als ein hundertprozentiger Egoist.

Man kann von einem Raucher, in seinem dauernden Zustand der Euphorie, nicht behaupten, er erniedrige sich. So wenig, wie man einen Marmorblock von Michelangelo „ruiniert" nennen kann oder eine Leinwand von Raphael befleckt, ein Blatt von Shakespeare beschmutzt. Und so wenig wie Bach ein Störer irgendeiner Stille ist. Nichts also ist weniger unrein als ein solches Meisterwerk, der Opiumraucher. Doch ist auch natürlich, daß die Gesellschaft, auf Teilung aufgebaut, es verurteilt als eine Schönheit, die allen unsichtbar bleibt, die sich nicht im mindesten verkauft.

Der Maler, der mit Vorliebe Bäume malt, ist selbst zum Baum geworden. Kinder tragen ihr Opium in sich. Der Untergang der Heuchelei ist das Kind bei seinem Pferdchenspiel, selbst zum Pferd geworden. Kinder verfügen über die Zauberkraft, sich nach ihren Wünschen zu verwandeln. Dichter, große Kinder, leiden sehr unter dem Verlust dieser Fähigkeit. Und offenbar darum greifen Dichter auch zum Opium.

Der Alkohol bewirkt Anfälle von Wahnsinn. Das Opium ruft Anfälle von Weisheit hervor.

Diese Aufzeichnungen habe ich wahllos während meines Aufenthaltes in dem Sanatorium niedergeschrieben. Ich bin nicht vor Widersprüchen zurückgescheut, ich wollte nichts anderes als die Phasen der Behandlung widergeben. Es lag mir daran, frei weg vom Opium zu berichten, ohne literarische Ansprüche und auch ohne medizinische Kenntnisse oder Vorurteile.

Die Psychiater scheinen die Kluft nicht zu kennen, die die Opiumsucht von den Opfern der anderen Gifte trennt, die Droge von den Drogen. Auch hat mein Arzt zugegeben, ein Kranker, der sich offenbart, könne der Medizin von großem Nutzen sein.

Ich will das Opium nicht im mindesten rechtfertigen. Ich will nur ein Licht in diese Dunkelheit werfen, die Füße auf festen Boden setzen, Dinge, die man zu umgehen gewohnt ist, geraden Blicks ins Auge fassen. Ich nehme an: die jüngste Richtung der Medizin will das Joch abschütteln, einige lächerliche Vorurteile beiseite setzen.

Sehr merkwürdig: unsere körperliche Gesundheit vertrauen wir Ärzten einer Gattung an, die unsere sittliche Gesundheit auf dem Kunstgebiet zurückweisen würde.

Werden die Jungen eine wirksame Art der Entwöhnung entdecken, da die jetzige nicht viel leistet, oder wenigstens einen Weg, der die Wohltaten des Mohns zu genießen ermöglicht?



Von

JEAN GIRAUDOUX

Der Sport ist das einzige Mittel, dem Menschen die Qualitäten des Urmenschen zu erhalten. Er sichert den Übergang von der verflossenen Steinzeit zur kommenden Steinzeit, von der Urgeschichte zur Nachgeschichte. Dank ihm könnte es so kommen, daß von den Greueln der Zivilisation keine Spur übrigbleibt.

Sport grenzt unsern Körper von der furchtbar unbestimmten Masse der übrigen Körper ab. Er leistet für den Körper dasselbe, was für jeden Geist die Übung des Denkens leistet.

Der Körper hat die heuchlerische Neigung, sich seinem Besitzer zu entziehen. Aber der Sport ist da und treibt ihn zurück.

Wer nicht bis zu einem gewissen Grade Athlet ist, schleppt erbärmlicherweise den Körper eines Andern durchs Leben.

Sport besteht darin, dem Körper einige der stärksten Kräfte der Seele zu senden: die Energie, die Kühnheit, die Geduld. Es ist das Gegenteil der Krankheit.

Wer Geist und Körper trennt, verdammt sich des Morgens zu zwei Erwachen, des Nachts zu zwei Schlafen, wofern es nicht zwei Schlaflosigkeiten sind.

Ich habe einen dicken Freund, der nicht dritter Klasse von Paris nach Rouen reisen würde; und reist, in seinem Körper vierter Klasse, vom Geburtstag bis zum Todestag.

Es gibt Epidemien jeder Art; der Geschmack am Sport ist eine Gesundheitsepidemie.

Laßt die Greise eines Landes an euch vorbeiziehen, und ihr werdet sehen, wie es dort um den Sport steht.

Nicht alle Tiere treiben Sport, aber die sporttreibenden Tiere sind Könige in ihrem Reich.

Das kann kein Spiel ohne Würde sein, bei dem das Gesicht vor Freude strahlt, sobald das Wetter sich aufhellt, die Sonne erscheint, der Wind sich setzt.

Der Unterschied zwischen der Sportleidenschaft und andern Leidenschaften ist der, daß der Sportsmann im Tode nie einen Helfer oder ein Ziel erblickt.

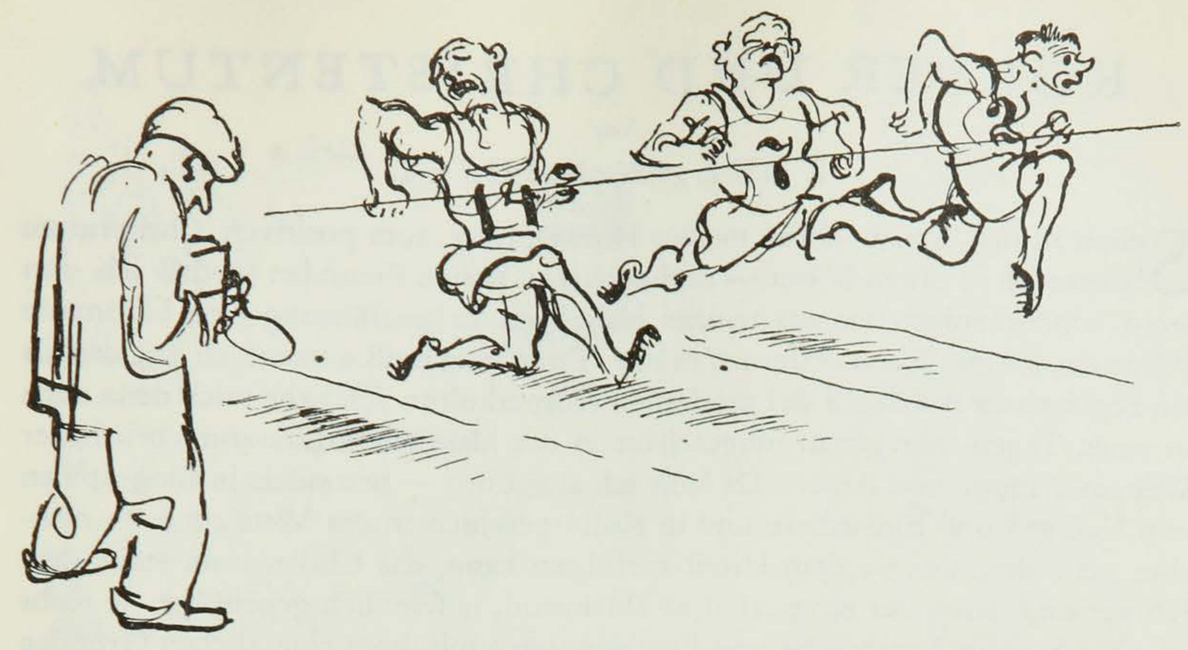
Man kann Freund oder Feind seines Körpers sein; man kann vor ihm nicht gleichgültig sein.

Schwimmer heißen die, die sich im Wasser bewegen können, Sportleute die, die sich an der Luft bewegen können. Die andern halten sich mittels einer traurigen Taucherglocke am Leben.

Es kommt ja oft vor, daß ein Sportsmann und ein Nicht-Sportsmann im gleichen Alter sterben: aber dieser lebte in konserviertem Zustande, jener im Zustand des Lebens.

Seeleute lernen nicht schwimmen; damit sie, wie sie sagen, schneller auf den Meeresgrund untertauchen, ohne sich wehren zu müssen. Wenn du nicht Sport treibst, so ist es darum, weil du zur Erde stehst wie diese Leute zum Meere.

Ich konnte beobachten, daß die Töchter der Tänzerinnen immer schön sind. Da aber ihre Verehrer gewöhnlich nicht schön sind, muß die Schönheit dieser Tänzerinnentöchter entweder vom Tanze der Mütter kommen oder von einem schönen Tänzer, der der gemeinsame Liebhaber der Mütter war.



Ottomar Starke

Kleines Rätsel: Wer holt das galoppierende Pferd ein und kommt dabei nicht außer Atem? Wer geht über hohe Berge und stürzt nicht in den Abgrund? Wer überquert Flüsse und geht nicht unter? — In Frankreich ein Waldgeist, in Schweden ein Schwede.

Turnen führt zur Athletik, Athletik zur Dusche, die Dusche ins Schwimmbecken. Jeder Sport führt zur Sauberkeit. Jeder Sporttreibende beschließt seinen Tag mit einem Schwimmbad.

Der Sport, wie jede Liebe, macht uns weniger empfänglich für andere Wonnen, zum Beispiel für die Liebe.

Ruhende Athleten. Der Sport hat unserer gehetzten Zivilisation wenigstens die antike Ruhe wiedergegeben.

Gewiß, es wäre schöner, einen Beruf zu haben, der uns die der Körperkultur gewidmeten kostbaren Stunden erspart, indem er selbst aus sämtlichen Körperübungen besteht. Ich kenne beinahe nur den Beruf des Otternjägers (aber die ideale Otternart müßte auf Bäume klettern), der einen am selben Tag tauchen, laufen, springen und klettern läßt.

Ich habe allerdings einen Bürokollegen, der dank seiner Studien alle Muskeln seines Körpers harmonisch übt durch die Art, wie er über eine Treppe schreitet, in die Straßenbahn springt, einen Aktenstoß aufhebt. Er schließt die Tür mit dem Kopf und verriegelt sie mit dem rechten Fuß. Alle die Bewegungen, an denen wir in der Untergrundbahn die Klavierlehrer erkennen, führt er in den Schuhen mit den Zehen aus.

Turne, Nicht-Athlet, in einem dunklen Raume, und du wirst sehen, welch ein entsetzlicher und störrischer Unbekannter dein Körper dir ist.

KÖRPER UND CHRISTENTUM

Von

KAPLAN FAHSEL

Schon in den ersten Jahren meiner Hinwendung zum positiven Christentum bekam ich es oft zu hören — und auch von besten Freunden — daß ich nun wohl konsequenterweise aus meiner bisherigen Lebensführung eine bestimmte Pflege des Körperlichen entfernen müßte. Denn man muß wissen: ich war damals ein begeisterter Anhänger der modernen Körperkultur. Ich habe mich denn auch in jenen Tagen sehr genau umgeschaut in der klassischen Literatur christlicher Weltanschauung und Aszese. Da habe ich allerdings — besonders in Biographien von Heiligen und Einsiedlern und in Kulturgeschichten des Mittelalters — manches gefunden, was zu dem Urteil verführen kann, das Christentum stehe dem Körper und damit der Körperkultur ablehnend, ja feindlich gegenüber. Je mehr ich aber gewisse Aussprüche und Erscheinungen mit ihren eigentlichen Gründen und Zusammenhängen in Verbindung brachte, hat sich mir die klare Überzeugung aufgedrängt, daß ich meine Körperkultur durchaus nicht aufzugeben brauche, um ein wahrer Christ zu sein.

Ich will hier versuchen, meine inneren Auseinandersetzungen mit dieser Materie kurz und klar wiederzugeben.

Der menschliche Körper läßt sich in seiner Bedeutung nach drei ganz verschiedenen Auffassungen betrachten. Und so geschieht es seit jeher bis heute in drei verschiedenen Weltanschauungen.

Der *Materialismus* kennt nur Materie, und deshalb ist ihm der menschliche Körper seiner Qualität nach der großartigste Ausdruck und Gipfelpunkt des Kosmos. Seine Kultur ist die höchste Kultur, seine Lust die höchste Seligkeit, seine Kraft und Schönheit Inbegriff aller Macht und Schönheit überhaupt. In diesem Sinne erhält bei der heutigen Ausbreitung der materialistischen Weltanschauung die moderne Körperkultur einen Charakter, der von vielen, und dazu zählen auch m. E. die wahren Christen, als unsinnig und verderblich abgelehnt wird. Markante Erscheinungen solcher Körperkultur sind heutzutage folgende: Der schnellste Läufer und der am härtesten schlagende Faustkämpfer werden mehr gefeiert als das geistige Genie, der heldenhafte moralische Charakter. Dem nackten Körper und seiner Darstellung unter verschiedenen Geschlechtern wird in der Wirklichkeit und Abbildung eine unerhörte, bisher nie dagewesene Geltendmachung eingeräumt. Die Grundlagen für solche Übertreibungen müssen im Lichte des wahren Christentums abgelehnt werden, weil sie nicht nur der Einwirkung einer übernatürlichen Kraft hindernd im Wege stehen, sondern auch der natürlichen Persönlichkeit des ganzen Menschen eine Gefahr sind.

Der *Spiritualismus* hält den menschlichen Körper entweder für etwas ganz Unbedeutendes oder sogar für ein Übel als Hindernis geistiger Höherentwicklung und steht deshalb der Körperkultur grundsätzlich ablehnend gegenüber. Besonders sind es zwei Hauptformen des Spiritualismus, die sich in der Weltgeschichte einschneidend und über weite Kreise der Menschen hin ausgewirkt haben. Die brahmanistisch-buddhistische Weltanschauung Indiens geht in ihrer Spekulation von der Grundüberzeugung aus, die ganze Welt der Erscheinung — also auch der mensch-



Coubine

liche Körper — sei ein Schleier der täuschenden Maja. Die Welt in ihrem Entstehen und Vergehen, zuvörderst die körperliche und als deren Folgeerscheinung auch das Entstehen und Vergehen der geistigen Gedanken, Wollungen und Leidenschaften, sei das Spiel des Brahm, der sich hierin ausdehnt, der in Wahrheit aber nur in seiner Zurückziehung auf das Eine und Unvergängliche besteht. Hieraus zieht Buddha die Konsequenz, alles Leben und Bewegen der menschlichen Glieder und Kräfte zu verneinen und in der Kontemplation bis auf ein Nichts zurückzuführen. Das Gefühl, das noch in dem Selbstbewußtsein vom Erloschensein all dieser Kräfte und Tätigkeiten zurückbleibt, ist der Vorgeschmack des buddhistischen Paradieses, des Nirwana. Aus diesem Grunde lehnt der indische Weise jede Körperkultur ab, und in seinem Lichte gesehen bedeutet der Körper höchstens Zunder und Öl auf der Lampe der menschlichen Leidensverkettung. Im Abendlande taucht der Spiritualismus in einer klassischen Form bei Plato auf, und seine Jünger, die sich in einen gewissen Teil seiner Lehre verbohrten, kamen zu ähnlichen Resultaten wie die indischen Aszeten. Plato sah, daß die Materie für die Annahme aller Gestalten eine Möglichkeit habe. Darum besteht die Welt der Dinge für ihn letzten Endes aus zweierlei: der Materie und den Formen. Die Materie ist wie ein Nichts. Die eigentliche Wirklichkeit sind die Ideen, die wir in

den allgemeinen Begriffen erfassen. Aus alten mythologischen Vorstellungen gestaltet er aus dem Verhältnis dieser beiden Seiten der Welt das Drama, welches dem ungeübten Auge eine Verwandtschaft mit den christlichen Lehren des Sündenfalles, der Erbsünde und der Erlösung zu sein scheint. Der Mensch ist nach ihm eigentlich nur Geist; einst war er wirklich reiner Geist. Durch geheimnisvolle Selbstverschuldung wurde er wie zur Strafe in den Körper gebannt, den viele nun für menschliche Natur erklären. Die Selbsterlösung des Menschen besteht daher in einer schließlichen Abwendung vom Körper, so sehr auch nach Plato der Körper anfangs dazu dient, durch körperliche Schönheit und Liebe den menschlichen Geist zur eigentlich wirklichen Schönheit und Freundschaft zu führen, der rein geistigen Ideen- und Gottesliebe. Dieser Teil der platonischen Lehre wird von dem Afrikaner Plotin und dem Perser Mani auf die Spitze getrieben und zu Religionssystemen erhoben, die als stärkste Konkurrenz dem jungen Christentum entgegentreten. Aus den beiden Sekten der Neuplatoniker und Manichäer erwachsen bis auf den heutigen Tag immer wieder neue Schulen und Religionsgemeinschaften, die der Sache nach dasselbe sind und deren Neuheit nur in neuen Namen und Jüngern besteht. Zu ihnen gehören Theosophie und Anthroposophie. Aszese und Kontemplation heißt bei ihnen bewußte Abwendung vom Körperlichen. Denn die Materie ist im Grunde für den Menschen nur Verhängnis und Träger aller Bosheit und Sünde.

Das Licht des wahren *Christentums* beleuchtet die Materie und den Geist in einem höheren versöhnenden Sinne, ohne beide gleichzustellen. Die Gedanken und Ideen Gottes sollen sich nicht nur in der Schöpfung einer reinen Geisterwelt der Engel offenbaren, sondern auch in der Schöpfung einer Körperwelt, die Gottes Ähnlichkeit auf einer anderen Stufe dauernd tragen soll. Der Mensch wird als Bindeglied dieser beiden Welten aufgefaßt. Der menschliche Körper gehört zur Natur des Menschen, der menschliche Geist ist vom Schöpfer so geschaffen und gewollt, daß er des Körpers bedarf, um naturgemäß zu den Ideen zu gelangen und naturgemäß seine erworbene Ideenfülle durch den Körper auszudrücken und zu gestalten. Der Körper wird nur dann zum Verhängnis für den Menschen, wenn sich sein Geist von der gottgewollten Ordnung freiwillig losreißt und dem Körper eine Stellung einräumt, welche die Harmonie des Kosmos und der eigenen menschlichen Natur zerstört.

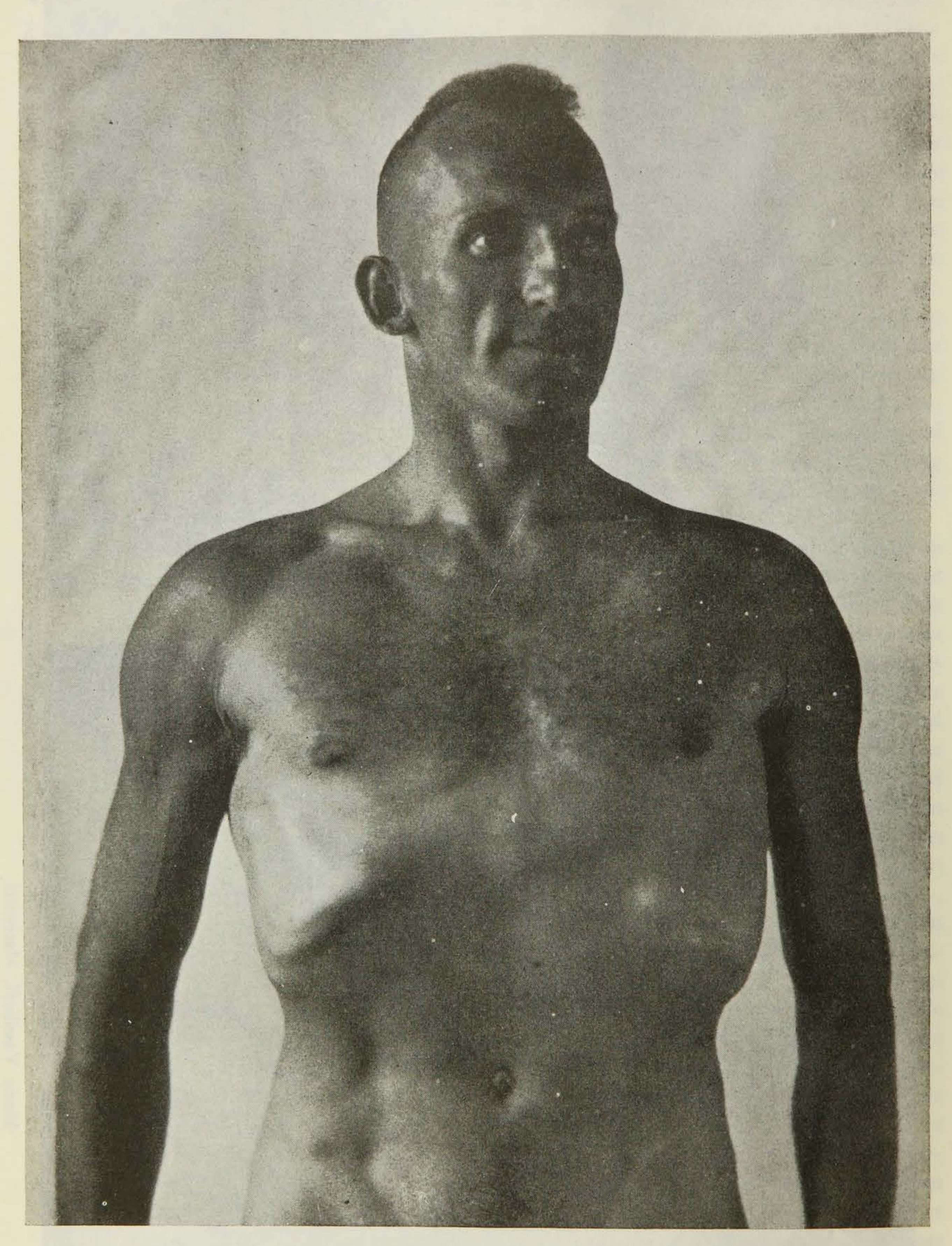
In seinem geschichtlichen Entstehen sieht sich das Christentum im entarteten römischen Weltreich einem ungeheuerlichen praktischen Materialismus gegenüber. Überschüttet und mächtig angezogen von neuen geistigen Erkenntnissen und Gnaden, die auf ein geläutertes seliges Jenseits hinordnen, verfallen viele Christen in ein gewisses Extrem der Aszese und Körperverachtung. Jede wahre Pädagogik und Psychologie weiß dies zu verstehen und auch zu würdigen. Trotzdem muß der wahre Christ auch solche Extreme vermeiden. Wenn nun aber Christen gerade solche Extreme nachahmen, ohne dementsprechend von einer gnadenvollen Versenkung in Gott tatsächlich erfaßt zu werden, so entstehen Zerrbilder und, bei weiterer Verbreitung, Lebensgewohnheiten, die den menschlichen Körper schließlich einer Vernachlässigung und Verachtung preisgeben, wie wir es hier und da in Kulturerscheinungen des Mittelalters beobachten können. Diese Erscheinungen werden neuerdings benutzt, um das Christentum als solches in



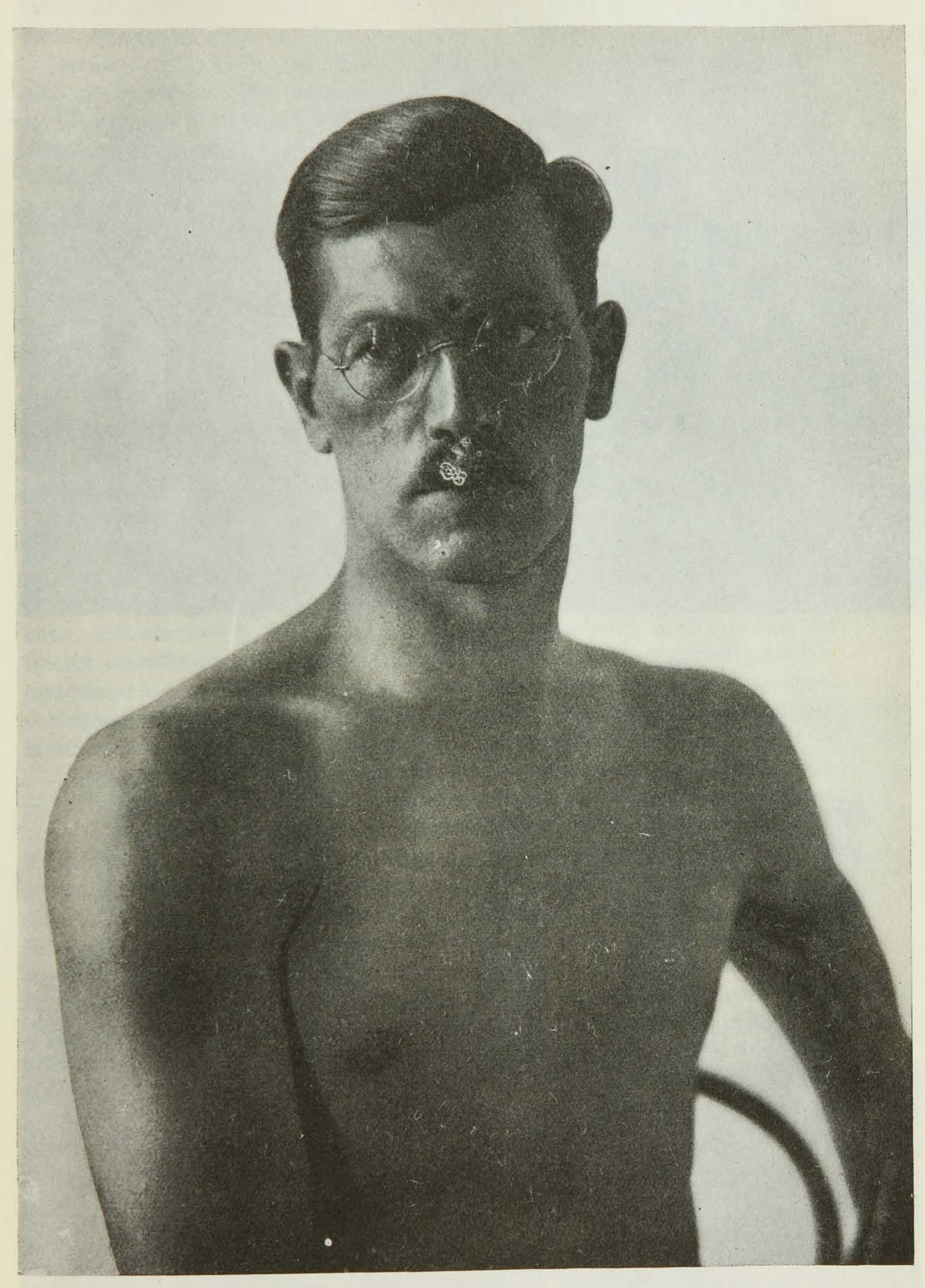
Photo Delbo

Marie Vassilieff, Maternitá

Photo Z. Kluger - W. v. Szigety

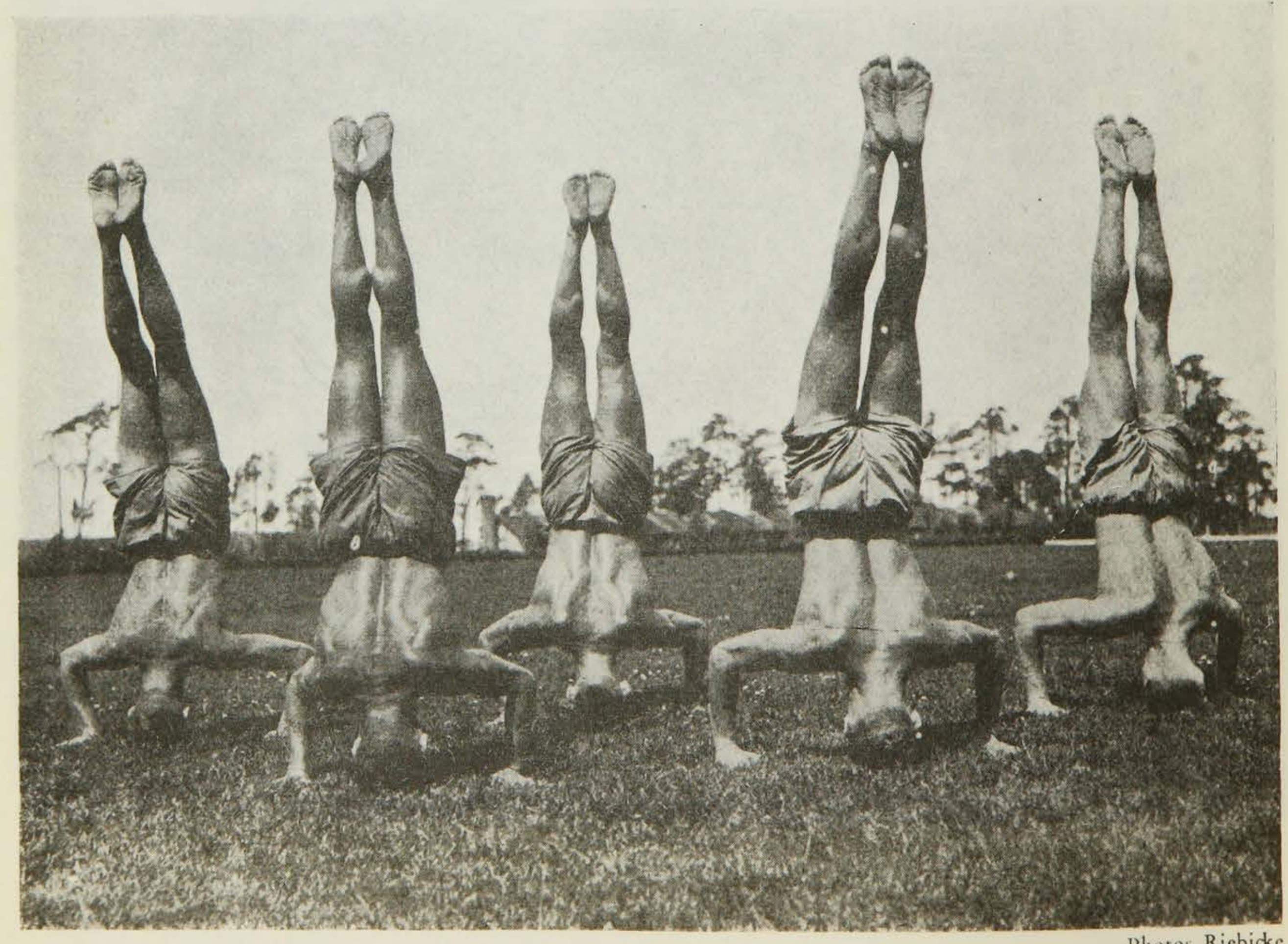


Mehrkämpfer



Sportlehrer

Deutscher Sport



Photos Riebicke

Mißkredit zu bringen. Hiergegen wehren wir uns. Aber Worte genügen nicht. Taten müssen der Wahrheit Ehre und Ausdruck geben.

Darum muß im Lichte des wahren Christentums folgendes gesagt und danach auch gelebt werden: Der menschliche Körper ist zu ernähren, und zwar wie es dem Körper als Werkzeug des Denkens und als Werkzeug bei Ausführung körperlicher Kunstwerke entspricht. Der geistige Arbeiter hat sich qualitativ und quantitativ anders zu ernähren als der rein körperlich Arbeitende. Wer das Lustgefühl des Körpers nicht in den Dienst dieser Werkzeuglichkeit stellt, sondern den Geist in den Dienst der künstlichen Vermehrung solcher Lust, um der Lust willen, treibt keine Körperkultur, sondern Kulturschande.

Der menschliche Körper ist in seiner Leistungsfähigkeit rationell zu steigern. Hierzu dient für solche, die geistig arbeiten, systematische Leibesübung. Und für alle, die in der Berufsarbeit an lästige Gleichförmigkeit gebunden sind, bedeutet körperliche Bewegung in Spiel und Sport eine notwendige Ausspannung und Erholung, die mit Freude und Genuß verbunden sein muß. Wer Training, Spiel und Sport benutzt, um der körperlichen Leidenschaft des Geschlechtstriebes oder der geistigen Leidenschaft der Eitelkeit und Gefallsucht Raum zu geben unter der Etikette des Fortschritts, der Mode, Hygiene und Ästhetik, treibt keine Körperkultur, sondern Kulturschande im sozialen Leben.

Der menschliche Körper ist notwendiges Werkzeug und Gefäß der Fortpflanzung des Menschengeschlechts und darum mit diesen seinen Anlagen in den Dienst der menschlichen Liebe und Fortdauer zu stellen. Wer diese Anlagen benutzt, entweder sich gehen lassend oder bewußt Vermehrung sinnlicher Lust als solcher anstrebend, und dadurch Keuschheit, Eheglück, Freundschaft und Familienliebe zurückdrängt oder gar zerstört, treibt keine Körperkultur, sondern untergräbt eigene geistige Spannkraft, dauerhaft harmonisches Verhältnis der Geschlechter und die Wurzeln staatlichen Gemeinschaftslebens.

Der menschliche Körper ist schließlich künstlerisch auszugestalten. Die Körper ohne Verstand hat der Schöpfer durch Form, Farbe und Beweglichkeit in ihren Arten zur Offenbarung seiner höchsten Kunst und Schönheit ausgestattet. Und so entzücken sie das betrachtende Auge des Naturforschers und Künstlers, des reinen Kindes und genialen Menschen. Solche Vorzüge sind jedoch im menschlichen Körper nur angelegt, um vom reflektierenden Geist des Menschen mannigfaltig gestaltet und vollendet zu werden. Dies ist der tiefste Grund, daß jede Zeit und Nation, jedes Geschlecht und Alter bestimmten Stil und Geschmack haben sollen, also nicht nur in äußeren Werken der schönen und nützlichen Künste, sondern auch in Behandlung des eigenen Körpers. Hierin wurzelt jede Berechtigung für Wechsel der Mode und äußerer Umgangsformen. Beschränkt sich aber solche körperliche Gestaltung nicht mehr darauf, Häßlichkeiten zu verbergen und geistigen Adel des Menschen in seinem körperlichen Werkzeug zu offenbaren, so verwandelt sich diese Art berechtigter Körperkultur in Körperverzerrung und Prostitution eitler Gedanken und niederer Triebe.

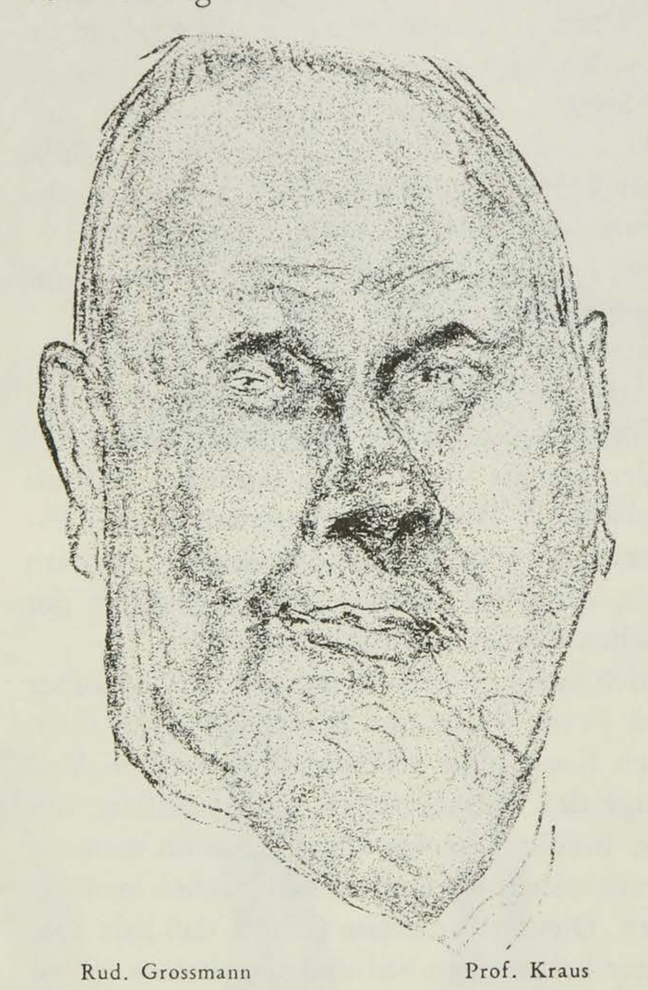
Beleuchten wir aber den menschlichen Körper nicht nur mit dem Lichte christlicher Philosophie, sondern auch christlichen Glaubens, so erglänzt noch mehr *der Adel und die Bedeutung menschlichen Fleisches*. Christus ist im Fleisch erschienen und hat die Auferstehung des Fleisches verkündet.

MEDIZINER ALS PHILOSOPHEN

Von

RUDOLF GROSSMANN

Nach einem Zeitalter, dessen Summe von Fleiß, Geschick und Genie der Materie gewidmet war, befinden wir uns heute mitten in der Reaktion. Ein metaphysisches Zeitbedürfnis mit neuen Inhalten ist im Begriff, sich durchzusetzen. Ein neues seelisches Milieu entsteht. Allerdings steckt die Wissenschaft vom Geistigen noch in den Kinderschuhen. Nach dem anders gerichteten 19. Jahrhundert ist die Psychologie noch von gestern und die psychische Forschung ist noch jünger. Im Grunde ist es eine Krise des Verstandes, eine Krise seiner Denkschemen, seiner Versuchsmethoden, auf die die bisherige Wissenschaft, von der Mathematik ausgehend, sich in der Richtung von Mechanik, Astronomie, Physik, Chemie bewegt hatte.



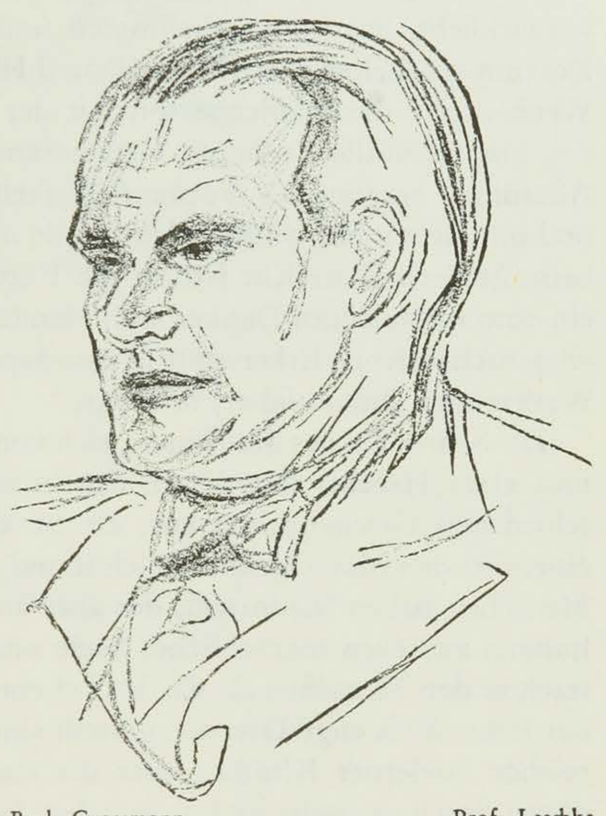
Rud. Grossmann Prof. Kraus

Diese Verstandeskrise rief schon das Unbewußte auf den Plan und schuf in seinem Extrem eine grotesk anmutende Prothese im Okkultismus. Es wächst die Schar der Magier zusehends, wie Pilze schießen Hellseher, Charakterologen oder Erfühler herauf. Spiritisten sind momentan etwas demodiert. Sie haben ihren Geist im Wesenlosen nicht allzu lange halten können und ihn uns schon zu oft und zu kraß in naiv-kindlichen Symbolen immer wieder materialisiert.

Aber auch innerhalb der Wissenschaft selbst — und hier interessieren uns die Mediziner — gärt es. Der alte Wahrheitsstreit, das alte Leib-Seelen-Problem, dieser ewige Zwiespalt, den schon auf der einen Seite Plato, auf der anderen Aristoteles vertreten haben, wird in neuer Form wieder aktuell. Man hat auch von einer Krise der Medizin gesprochen, die jungen und die alten Mediziner verstehen sich nicht mehr recht. Die jungen glauben sich mißverstanden und wollen ihre Probleme anders gewertet sehen. Die junge Medizin will den Komplexen-Menschen, und will an ihn eine ausgedehnte Apparatur heranbringen. Spezialistentum ist verpönt, und sie sind im ganzen spekulativer eingestellt. Eine neue Form von Hausarzt mit tieferer Einsicht wäre ihr Ideal. Während dieses Hinundhers gewinnt das Kurpfuschertum immer mehr an Boden.

Im folgenden soll versucht werden, über Weltanschauungsprobleme unserer bekannten Mediziner — selbst die mehr auf mechanistisches Denken gestellten Chirurgen sind in der Reihe — kurz zu referieren.

Einer der typischsten Vertreter ärztlichen philosophischen Denkens ist der Berliner Kliniker Prof. *Friedrich Kraus.* Für ihn sind Seele und Leib des Menschen eine Einheit, eine lebendige Ganzheit. Die Krankheiten des Menschen, die er im klinischen Betrieb sowohl am Krankenbett als auch im Laboratorium zu erforschen vermag, geben ihm den Schlüssel zur Einsicht in das biologische Geschehen. Ist irgendein Teil des Menschen, und sei es auch das kleinste Organ oder Organteilchen, krank, so ist immer auch der ganze Organismus krank. In seiner auf zahlreichen biologischen Versuchen aufgebauten Lehre zeigt Kraus den Zusammenhang des chemisch-physikalischen Geschehens im Körper mit den Lebensvorgängen und seelischen Ausdrucksmöglichkeiten. Die „vegetativen Strömungen" im Körper, das heißt jener komplizierte Mechanismus physikalischen und chemischen Reagierens, liefern die Grundlagen für die sogenannte „Tiefenperson", die unterbewußtes und oberbewußtes Korrelat des Lebensprozesses ist. Neben diesem vegetativen Leben, das sich durch die Triebe, die Affekte, Einfühlung, Gefühle als Triebphänomene und die intuitive, prälogische Erkenntnis äußert, gibt es beim Menschen noch die sogenannte „Rindenperson", die sich in den Funktionen der Hirnrinde, in der Gnosis (Vernunft) und Sprache offenbart, wodurch synthetische Urteile und Willenshandlungen möglich sind.


Rud. Grossmann   Prof. Leschke

Kraus hat eine Schule gebildet, zu deren Vertretern namentlich der Berliner Arzt Prof. Dr. *Erich Leschke* gehört, der als Schüler von Erdmann und Külpe von der Philosphie zur Medizin kam und ständig — neben seinen klinischen Vorträgen — an der Universität über „Leib und Seele" liest. Der Kernpunkt der Leschkeschen philosophischen Auffassung beruht in folgendem: Der sogenannte Hirnstamm, d. h. die inneren und tieferen Teile des Gehirns, ist der Träger der lebenswichtigen Triebe, Instinkte, Allgemeingefühle, Affekte, Impulse und Intentionen. Im Gegensatz dazu ist die Hirnrinde der Sitz derjenigen Zentren, welche die Triebe zu vergeistigen und sublimieren, zu veredeln und zu regulieren vermögen. Die Triebe und Instinkte bilden die Tiefenperson, das heißt das Rohmaterial für die Persönlichkeitsbildung. Dieses Rohmaterial kennzeichnet den eigentlichen Menschen. Es ist das, was ihn im tiefsten Grunde zu seinem Verhalten und zu seinen Reaktionen zwingt. Die vom Hirnstamm ausgehenden seelischen

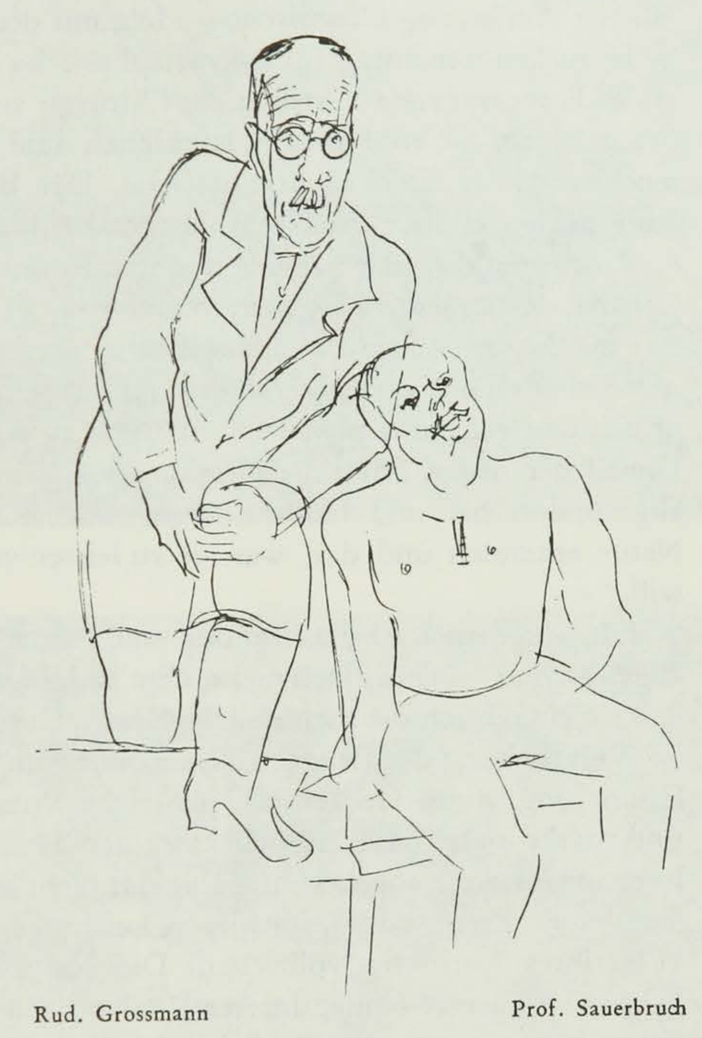
Vorgänge sind häufig verglichen worden mit einem Pferde, das von den Funktionen der Hirnrinde, die man dabei mit dem Reiter vergleichen kann, gezügelt wird. Je wilder das Pferd und je schwächer der Reiter, um so schwerer ist die triebmäßige Persönlichkeit zu zügeln. Je kräftiger der Reiter, das heißt die Persönlichkeit der Hirnrinde, um so mehr werden auch die Triebe gezügelt, die in der Tiefenperson liegen. Was uns in einem Menschen zuerst den Eindruck von seiner Persönlichkeit macht, ist nicht der Umfang seines Wissens und die Schärfe seines Denkens, das heißt die Funktion der Hirnrinde, sondern es ist sein affektives, triebhaftes, instinktives Gesamtverhalten; mit anderen Worten die von der Tiefenperson ausgehenden Reaktionen. Die völlige Unterdrückung der Tiefenperson, das heißt der Triebe, durch Enthaltsamkeit und Askese kann bei schwächeren Charakteren zu Störungen des seelischen Gleichgewichts führen.

Leschke sieht im Aufbau unserer Persönlichkeit ein allmähliches Aufsteigen verwirklicht, das vom unbedingten und bedingten Reflex hinaufführt bis zum Zusammenarbeiten von Hirnrinde und Hirnstamm, das heißt von dem dauernden Wechselspiel der Rindenperson mit der Tiefenperson. Vom Tier unterscheidet den Menschen die Vernunft. Gemeinsam hat er mit ihm die Triebe und Affekte. Allerdings beginnt die Vernunfttätigkeit nach Leschke schon in der Tierreihe und nimmt mit der wachsenden Größe und Differenzierung des Gehirns zu. Erst beim Menschen erreicht jedoch die Entwicklung des Großhirns jene Höhe, die ein vernunftgemäßes Denken und Handeln ermöglicht und die den Menschen zu wissenschaftlicher Erkenntnis (homo sapiens) und planmäßiger Anfertigung von Werkzeugen (homo faber) befähigt.

Die Sehnsucht des Mediziners, sich von dem naturwissenschaftlichen Materialismus eines Haeckel loszulösen, drückt auch Prof. *Gustav von Bergmann* bei verschiedenen Gelegenheiten aus. Er ist als Philosoph ein Eklektiker, der wohl einerseits den Materialismus ablehnt und geistige Dingen die Oberhand über den Menschen haben lassen will, der aber andererseits in den engen kausalen Beziehungen zwischen menschlicher Seele und dem Körper ein Dogma sieht. Er betrachtet den Menschen als das höchst entwickelte Exemplar der Tierwelt, dem in der Erkenntnis enge Grenzen gestellt sind. Auf Grund der Untersuchungen zahlreicher moderner Kliniker über die starke Beeinflußbarkeit körperlicher Vorgänge durch seelische und umgekehrt, kommt Professor von Bergmann zu einer Auffassung, die eine scharfe Grenze zwischen Körperlichem und Seelischem nicht anerkennt. Beides ist vielmehr durchgängig miteinander zu. einer einheitlichen „Gestalt" verbunden und am besten von einem umfassenderen Standpunkt aus zu verstehen, wie ihn auch Leschke für die Erfassung der Totalität der psychophysischen Persönlichkeit und der „ganzheitsbezogenen Regulationen" vertritt, und wie er in systematischer Weise von dem Berliner Psychologen Wolfgang Köhler in seiner „Gestaltspsychologie" durchgeführt wird.

Der Berliner Chirurg, Professor *August Bier*, hat sich besonders in den letzten Jahren eingehend mit philosophischen Problemen beschäftigt und eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Seelenbegriffs sowie seiner eigenen Stellungnahme hierzu gegeben. Wir finden bei Bier eine weitgehende Übereinstimmung mit dem vorsokratischen Philosophen Heraklit, dem Begründer der Aktualitätstheorie. Für ihn gibt es kein ruhendes Sein. Die Wirklichkeit besteht

vielmehr nur aus Werden, Geschehen und Tätigkeit. Panta rhei — alles ist in dauerndem Fluß, körperlich und seelisch. Den Organismus beherrschen Logos und Harmonie, das heißt die sinnvolle, zweckmäßige und zielstrebende Verschmelzung der Gegensätze zu einer Einheit. Darum genügt Bier die mechanistische Kausalität nicht als beherrschendes Weltgesetz. Vielmehr steht sie unter dem Logos und bedarf als ihres Gegensatzes der psychischen Kausalität. Vom Einfall der Lichtstrahlen durch das Auge bis zur Netzhaut gilt die physische Kausalität. Jenseits davon aber versagt sie nach Biers Auffassung gänzlich, da wir niemals die Entstehung von Licht- und Farbenempfindungen aus Ätherschwingungen begreifen können. Dabei beschränkt Bier seelische Vorgänge nicht allein auf die Tätigkeit des Gehirns, sondern erweitert ihren Bereich auf den ganzen Organismus, die „Physis" des Hyppokrates. Die selbständige Regelung des Blutumlaufs in den Geweben schreibt er beispielsweise einem „Blutgefühl" zu, ebenso die Arbeit der Verdauungsdrüsen einem „unbewußten Willen". Die Reizbarkeit unterscheidet das Lebendige vom Nichtlebendigen, und der Reiz ist der Anlaß, der die physische in die psychische Kausalität überleitet. Das Bewußtsein ist der große Warner und Erhalter unseres Körpers. Legt man einem Hunde eine blutabschnürende Binde um das Bein, so beißt er sie sich ab, während das stumpfsinnige Kaninchen ohne Selbsthilfe das Bein absterben läßt. Körperliche und seelische Kausalität sind keine Gegensätze, sondern bilden zusammen die Harmonie des Organismus.



Rud. Grossmann — Prof. Sauerbruch

Der Freiburger Psychiater *A. Hoche* glaubt, daß die Leib- und Seele-Frage immer ein Problem bleiben wird, dessen Lösung vielleicht einmal darin zu finden sein wird, daß die Fragestellung falsch war, ähnlich wie bei den heftig umstrittenen Fragen nach der Freiheit des Willens und der Unendlichkeit der Welt und der Zeit. Wahrscheinlich gibt es überhaupt keine Grenze des seelischen Lebens, sondern dieses ist ohne weiteres und immer mit dem Dasein organischer Materie gegeben, wenn auch bei den niederen Lebewesen nur in kümmerlicher Form. Die Vorgänge im Gehirn sind nicht Ursache, wohl aber Bedingung des geistigen Lebens. Eine Weiterentwicklung des Gehirns und des Menschengeistes ist durch-

aus möglich, ja wahrscheinlich. Es ist sogar wahrscheinlich, daß irgendwelche fernste Enkel von uns nicht nur fünf, sondern vielleicht zehn oder mehr Sinne besitzen und damit ein sehr viel reicheres und ganz andersartiges Weltbild gewinnen werden. Das Ich als eine kontinuierliche, sich gleichbleibende Größe ist eine Selbsttäuschung. Wir sind vielmehr nur ein Schauplatz, auf dem sich schichtenweise allerhand Vorgänge abspielen, die untereinander ähnlich und zum Teil gleich sind, weil sie mit einer gleichbleibenden Struktur des Gehirns verkuppelt sind. Diese bewußte Zusammenfassung aller unserer körperlichen und geistigen Beziehungen zu einer Einheit ist das eigentliche — wenn auch nach Hoches Auffassung illusorische — Ich, mit dem die Philosophie operiert.

Es ist kennzeichnend für das metaphysische Bedürfnis unserer Zeit, daß gerade einige hervorragende Vertreter der Chirurgie sich mit philosophischen Problemen beschäftigen, obwohl ihre Wissenschaft und ihr Handwerk an sich eher ein mechanistisches Denken voraussetzen. Der Berliner Chirurg Ferdinand *Sauerbruch* hat gegenüber einer rein wissenschaftlich analytisch eingestellten Denkart die Notwendigkeit der Anschauung und Intuition betont. Er beruft sich dabei auf Goethe, dessen ganzes Denken immer von der Anschauung ausging, und dessen Art der Naturbetrachtung aus seinem bemerkenswerten Ausspruch hervorgeht: „Der Mensch an sich selbst, soferne er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann. Es ist das größte Unheil der neuen Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen und das, was sie zu leisten vermag, beschränken und beweisen will." —

Für Sauerbruch ist die Intuition eine besondere Form der Erkenntnis, die uns angeboren ist — dem einen mehr, dem andern weniger; vielleicht darf man sagen, daß sie eine durch die menschliche Entwicklung verbesserte Form des Instinktes ist. Verarbeitung des Erlebten, seine Umsetzung in das Persönliche ist ihr Wesen. Erinnerung, gutes Gedächtnis, plastische Vorstellung spielen eine große Rolle, und starke optische Eindrücke scheinen besonders wichtig zu sein. Übrigens braucht uns diese angeborene Fähigkeit nicht zu überraschen. Man denke nur an die wunderbaren vernunftmäßigen Leistungen mancher Tiere, die sie nur mit Hilfe ihres Instinktes vollziehen. Die Naturwissenschaften brauchen wir zur Schärfung unserer Sinne, unseres Denkens, für die Erziehung zur Wahrheit und Klarheit, aber unter ausdrücklicher Betonung, daß es neben der vernunftmäßigen Erfassung von Lebensvorgängen auch eine andere, intuitive gibt, die der Arzt nötig hat, vor allem aber, daß Arzt sein etwas Besonderes, Eigenes ist. „Alterius non sit, qui suus esse potest", sagt Paracelsus. So kommt Sauerbruch, dessen philosophische Gedanken immer von der ärztlichen Anschauung ausgehen und auf das ärztliche Erkennen und Handeln hinzielen, zu der Forderung: „Der Arzt muß seine Erfahrungen mit der ganzen Seele machen; sonst ist Messen und Zählen, Untersuchen und Forschen toter Mechanismus. Über jedem Können und Wissen, das eine Zeit vermittelt und bestimmt, steht die Eigenart des handelnden Arztes. Dadurch wird seine Tätigkeit zur Kunst. Hier ist etwas, das unbeeinflußt von allen Strömungen unverändert bleibt und letzten Endes das Beste und Größte unseres Berufes ist."

Photo H. v. Wedderkop

Sport im Freibad Wannsee



Der Photoreporter Martin Munkácsy in Liberia



Medizinmann



Geburt

Photos Hermann Freyberg

Fetische der Bayaka-Neger



Photo Martin Munkácsy



Photo Metro-Goldwyn-Mayer

Anita Page

Diese Warnungen und Schwerezustände der Muskeln blieben eine *Sprache*, leise und fremdartig zwar wie Telefonate aus der Provinz, eine Sprache immerhin. Interessanter und in höherem Maße ich selbst als das alte, erhob sich kraft der Übung ein neues Organleben bis zur Ebene meiner Gedanken.

Als ich mir Rast bewilligte, machten mir die Venenmassage und die Beobachtung der Herzarbeit den Kreislauf des Blutes fühlbar, das durch meinen Körper rollte wie durch das Kanalsystem einer gut eingerichteten Fabrik. Die Pulsschläge entsprachen überall dem zentralen Doppelschlag: leichte und trockene Schläge am Handgelenk, fortgesetzt durch ein leichtes Zittern meines Daumens und Zeigefingers, in der Kehle ein besänftigtes Glucksen, wie Katzenschnurren; oberhalb der Gabelung meiner Beine aber lebten die Zuckungen der Schlagadern als zarte Andeutungen weiter. Als alle diese Bewegungen abebbten, entstand ein starkes Gefühl der Flüssigkeit meines Fleisches.

Das Spiel der Lungen begann schon während der Übung selbst, es machte anfangs empfindlicher gegen Gerüche, Temperaturen und die geringsten Änderungen in der Atmosphäre. Die wenigen Übungen, die ich von Zeit zu Zeit ausschließlich den Atmungsorganen widmete, verminderten meine Körpermaße durch das Gefühl einer großen, kühlen Leere, das mein Inneres entspannte; dann kam ein Kribbeln, das sich allmählich ausbreitete und mich begreifen ließ, daß der Herd im Inneren nun lebhafter brannte. In der Ruhe, die nun folgte, zog ich die Schultern zurück, um den Lungen Raum zu schaffen und mich lang an dieser Verbrennungstätigkeit zu erfreuen, die mich, zusammen mit der durchs Bad noch erhöhten Flüssigkeit meines Fleisches, mit Stolz und mit dem Ruhegefühl der Gesundheit erfüllte. Der Magen, der zuerst durch die Übung gepreßt und beengt worden war und dem die Biegungen und Krümmungen des Rumpfes die Illusion des Schlingens und Gesättigtwerdens gegeben hatten, nahm später am allgemeinen Lustgefühl teil und loderte in Hunger auf.

Seitdem mir die Organgefühle dank den heftigen Erschütterungen bewußt geworden waren, behielt ich die Fähigkeit, sie selbst in den ruhigsten Augenblicken wieder hervorzurufen, und so erwarb ich auch die Fähigkeit zu fühlen, wie mein Zeitablauf durch sie rhythmisch gegliedert wurde. Der leichte Schlendergang des Herzens rhythmisierte mir die zerstreuten Augenblicke, die Reflexionen und Emotionen, überhaupt alle Momente der Innerlichkeit; ein breiterer und langsamerer Rhythmus aber gliederte, und zwar in längere und gleichmäßigere Momentteile, die Momente der Äußerlichkeit, nämlich der Aufmerksamkeit und des Handelns. Das war nur das Minuten-Zifferblatt. Der Magen aber kannte überdies auch die Stunden des Tages: wenn sich zum Training eine regelmäßige Tageseinteilung gesellt, bedient er uns mit der Verläßlichkeit eines Chronometers.

Diese aufmerksame Beachtung der Körpertatsachen, diese neuen Fähigkeiten, die ich nicht gesucht, die sich vielmehr ungerufen eingestellt hatten, sie beschäftigten mich nach den Stunden der Übungen und gaben einem Gedanken, der an sich scharf und zielstrebig war, etwas Träumerisches. Diese Aufmerksamkeit lehrte mich an meinem Körper nicht nur das kennen, was der Sport ihm zutrug, sondern auch die Wandlungen, die er unter dem Einfluß sämtlicher Lebensmomente erfuhr. *(Deutsch von Ernst Lorsy)*



Trude Ludwig

AUF DEM WEG ZUM TYPENKÖRPER

Von

M. M. GEHRKE

Morgens 6 Uhr 30 Minuten schalten einige hunderttausend Menschen ihr Radio ein und machen nach dem Kommando eines Unsichtbaren alle miteinander die gleichen körperlichen Übungen. Wem die Stunde zu früh ist, der macht sie später nach der Grammophonplatte, oder ganz ohne Musik, oder in der Schwimmpause, oder im Abendkursus.

Es gibt vielleicht fünfzig Sportarten und ebenso viele gymnastische Systeme. Sie sind voneinander sehr verschieden, und je metaphysisch belasteter ihre Bemühungen um die Physis sind, desto heftiger befehden sie sich, desto mehr scheinen sie zu divergieren. Dennoch haben sie alle das gleiche Ziel: schlank zu machen und zu erhalten. Natürlich wollen sie auch einen kräftigen, geschmeidigen, zugleich beherrschten und gelockerten Körper schaffen; aber doch vor allem: den schlanken.

Und es gelingt ihnen. Die Entwicklung der letzten Jahre hat, vor allem in den angeblich ungesunden und naturfernen Großstädten, die Menschen durchweg verschlankt, nicht nur die Frauen, nicht nur die Gutsituierten. Die Bewegungen sind besser, das Fleisch ist straffer und weniger geworden, wir sind auf dem Wege zum zweckmäßigen und einwandfreien Typenkörper, so wie wir Typenhäuser, Typenmöbel und—Trainingsanzüge haben. Unser Körper gehört uns, insofern, als wir damit (vom § 218 abgesehen) machen können, was wir wollen. Nur: wir

wollen ja alle das gleiche, nachdem wir endlich herausgefunden haben, daß genormte Schlankheit schöner und angenehmer ist als ein individueller Bauch. Das neue Körpergefühl, von dem so viel gesprochen wird, ist absolut ein Massengefühl! Je nach dem Fortschrittsgrad des Trainings empfinden Tausende von Menschen, zusammengefaßt in Sport und Spiel, die gleiche Anstrengung, den gleichen Muskelkater, die gleiche beglückende Hochspannung und Erlösung ihrer immer gleicher werdenden Körper. (Hat es sich nicht auch allmählich herumgesprochen, daß man sich nirgends mehr gleicht als da, wo man am persönlichsten zu sein glaubt: im körperlichen Liebesempfinden?)

Daß aber die Massen Euro-Amerikas (und Japans!) ihren Körper ausarbeiten, empfinden, typisieren, daß mit einem Wort auf die jahrhundertelange Unterdrückung, Unterschlagung des Körpers durch die christliche Kultur jetzt endlich die Reaktion der Neuentdeckung des Körpers gefolgt ist, das hat naturgemäß zu einer Überbetonung des Körperlichen geführt, vor der etwas anderes unwichtig geworden ist: das Gesicht.

Man hätte denken sollen, daß in dem Augenblick, wo alle sich um die Typisierung des Körpers bemühen, der Kopf erhöhten Wert gewinnt, als eigentlicher, jetzt noch stärkerer Ausdruck des Persönlichen. Der uralte Dualismus der Spezies homo sapiens hätte da die legitimsten Orgien feiern können. Aber weit gefehlt. Im selben Maß, in dem der Körper an Wichtigkeit zu- und an Eigenart abnimmt, schreitet auch die Normung der Gesichter vorwärts. In diesem Sinn wollen wir uns einmal die Frau von heute betrachten, die Hüterin des Herdfeuers und Mehrerin der Kultur.

Es fing in den Vereinigten Staaten von Amerika an, die uns bekanntlich das Normal-Girl beschert haben. Was Paris an Schminke und Puder je auf Frauengesichter gehäuft hat — es ist nichts gegen die amerikanische Kosmetik und ihre Folgen. Madame Pompadour verblaßt vor Elizabeth Arden. Und das kommt, sit venia verbo, vom Geistigen her. Man muß unbelastet sein, traditionslos, um etwas so bezaubernd Leeres hervorbringen zu können wie das Girl. Es bleibt ein ewig bewundernswertes Rätsel, wodurch die Frauen der Alten Welt es fertig bekommen haben, das nachzuahmen.

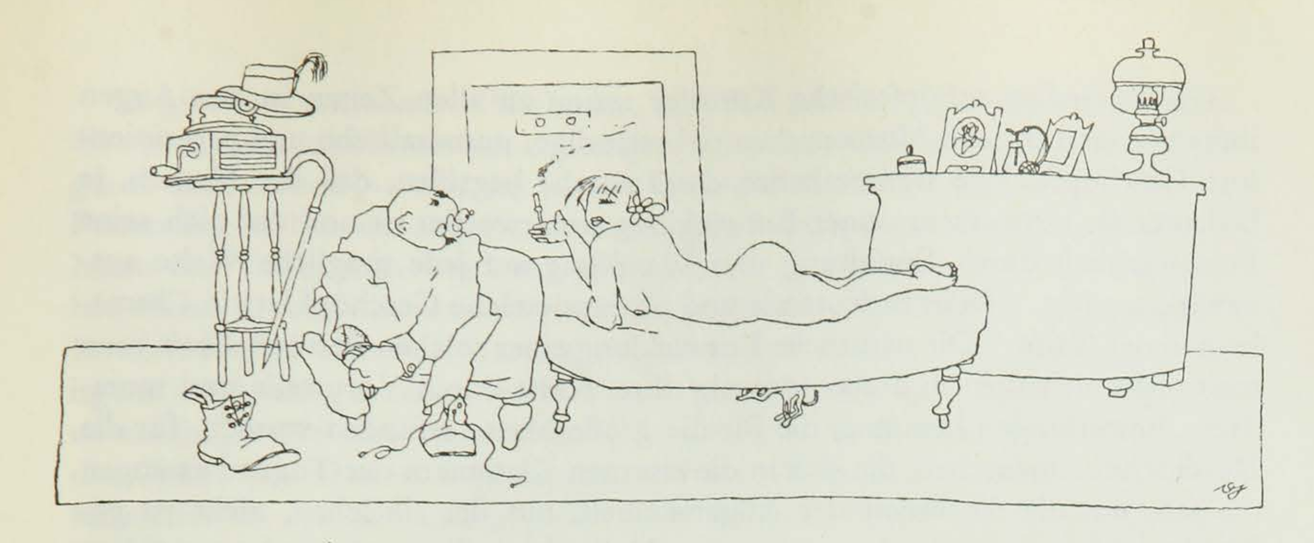
Gelingt ihnen die Nachahmung wirklich? — Sie gelingt ihnen. Sie treiben alle die gleiche Kosmetik der zwei Cremes, ob sie nun x oder y heißen (Herausnahme dieses Satzes zu Reklamezwecken bei Strafantrag verboten); sie machen alle ein bißchen Massage, Hand oder Elektrisch; sie tönen alle den Puder zur Grundfarbe ihrer Haut ab; tuschen sich alle die Wimpern, mit Ausnahme einiger weniger Orientalinnen, die es nicht nötig haben; schminken sich alle die Lippen, deren Umriß dabei sorgfältig verbessert wird, und rasieren sich alle die Brauen; die starken Naturen rupfen sie. Man könnte meinen, daß von solch äußerlichen Dingen die Züge nicht anders werden, aber sie werden es tatsächlich doch. Ich habe dafür kürzlich ein Beispiel erlebt: Wir gingen eines Sonntagnachmittags von einem verlorenen Tessiner Nest hinein nach unserer Großstadt Lugano, um ein Kinodrama anzusehen; natürlich Greta Garbo. In unserer Gesellschaft befand sich eine Frau, die an diesem Sonntag zum erstenmal das oben beschriebene make up vorgenommen hatte und dadurch stark, und zwar stark zu ihrem Vorteil, verändert war; es war eine sonst ziemlich individuell aussehende Frau, deren Typ

(wenn sie schon einem angehören sollte) etwa zwischen Tilla Durieux und Maria Bard lag. Mit ihr ging eine Freundin, eine wunderbare Schwedin, die außerhalb von Zeit und Raum lebte und nichts von Kosmetik, nichts von Gesichtsnormung und nichts von Greta Garbo wußte. Als wir vorm Kino standen, und die Schwedin bei dieser Gelegenheit zum erstenmal die Fotos ihrer berühmten Konpatriotin erblickte, sagte sie höchst erstaunt: „Aber sie sieht doch genau aus wie H.!" und wies auf die andere, die mit der Garbo nichts als die Form der Brauen und des Haaransatzes, die Tusche der Lippen und Wimpern und ein bißchen Puder gemeinsam und im übrigen doch immer ausgesehen hatte wie die Durieux . . . Aber für den Blick eines gänzlich naiven Menschen genügt das make up. Es ist so stark, daß die Individualzüge dahinter verschwinden. Sie sind nicht nur übertüncht, sie schwinden wirklich. Die dauernde Beschäftigung mit diesen äußerlichen Dingen bringt eine innere Rückwirkung zustande, und wer es sich dauernd heiß wünscht, wie Greta Garbo auszusehen, wird ihr ohnehin irgendwo ähnlich. Dabei spielt es natürlich eine große Rolle, daß Greta Garbo ein Ende ist und kein Anfang, daß sie nur scheinbar in der Nachfolge einen Typ geschaffen hat, in Wirklichkeit jedoch die letzte, höchste Ausformung eines Massentyps darstellt.

Selbstverständlich fehlt es nicht an Zeichen einer Reaktion, besser Opposition gegen diese Erscheinungen. Selbstverständlich gibt es Leute, die erklären, sie könnten „die Garbo nicht mehr sehen", sie fänden es gräßlich, daß die Frauen sich die Brauen rasierten, und überhaupt diese widerliche Schminkerei! Aber siehe da: wenn uns heute in der Stadt eine gut angezogene, gut gewachsene Frau begegnet, die nicht „zurechtgemacht" ist, so fehlt uns etwas. Sie ist unfertig und dadurch unschön. Mögen die Züge noch so eigenartig, ja selbst noch so regelmäßig sein — sie fallen aus dem Rahmen, wenn die Typisierung durch das make up fehlt. Das Aus-dem-Rahmen-Fallen stört. Das Störende wirkt häßlich. Also wirkt auch, cum grano salis, das Individuelle — häßlich.

Im übrigen findet sich ja bei den Männern die parallele Erscheinung. Die Flieger sehen aus wie die Filmstars, und die Filmstars werden ohnehin immer identischer mit den Ski-Champions. Die Magazine, die Kinoplakate, die Reklamen hämmern den Frauen die gleiche Idealnorm ein wie umgekehrt. (Nur daß die männliche Höchstform à la Greta Garbo noch nicht gefunden wurde.) Man muß sie — die Idealnorm — wohl im Neuzeittyp des Sportmannes erblicken, da die Ritter ja vor der Erfindung der Fotografie — ohne die irgendwelche Normung unmöglich wäre — ausgestorben sind. Soweit die Männer Zeit dazu haben, bemühen sie sich, der Idealnorm gleich zu werden; soweit sie keine Zeit haben, schimpfen sie auf den oberflächlichen Geschmack der Frau. Aber wir haben uns nun wirklich allzulange an die Innerlichkeit gehalten, um nicht endlich einmal die Oberfläche überschätzen zu dürfen, ja zu müssen.

Es ist hier nicht die Stelle, Werturteile zu fällen. Nur das soll noch gesagt werden, daß es sich bei dem physischen Normierungsprozeß, den wir seit einigen Jahren miterleben, um mehr handelt als um eine Mode. Er ist allzu eng verknüpft mit der ganzen Entwicklung des Maschinenzeitalters, allzusehr ihr parallel, als daß er nur Mode sein könnte. Er ist schlechthin eine der Auswirkungen dieses Zeitalters, ist eine der bezeichnenden Erscheinungen, die das Ende der privaten Sphäre anzeigen.



Friedrich Gäbel Verantwortung

IST TREUE EINE TUGEND?

Von

GRÄFIN CATHERINE KÁROLYI

Wie kommt es, daß klassische Treue stets tiefe Bewunderung bei uns auslöst und von den Dichtern aller Zeiten in Liedern besungen wird? Etwa, weil sie nur in unserer Einbildung existiert? Und schwärmen wir immer für Eigenschaften, die uns fehlen? Oder ist Treue eine altertümliche Tugend, die mit den prähistorischen Ichthyosauren ausgestorben und nur noch als Mythos aus legendären Zeiten überliefert ist? Sind wir heutzutage nicht mehr imstande, für die Beständigkeit der wunderbaren Penelope Verständnis aufzubringen, die zwanzig Jahre in Keuschheit auf die Rückkehr des umherirrenden Odysseus wartete und zweihundert Freier abwies, die vergeblich ihre Reize zu erobern suchten?

Ich glaube immer, daß selbst in jenen Tagen Treue nichts anderes als eine Erfindung poetischer Geister war — denn war Penelope nicht eine Ehebrecherin, als sie sich in die Arme des um zwanzig Jahre gealterten Odysseus warf, der — beladen mit den sicherlich nicht allzu moralischen Erfahrungen des Trojanischen Kriegs, den Schauern seiner zahllosen Abenteuer und der süßen Erinnerung an die lockenden Sirenen — für sie doch absolut ein Fremder sein mußte? Brach sie damit nicht der Erinnerung an ihren jungen Gatten die Treue, der sie mit der ersten jähen Leidenschaft der Jugend geliebt hatte, mit den idealistischen Erwartungen romantischer Liebe?

Treue, freiwillige und nicht erzwungene, gibt es nur dem Idealbild, das sich die Einbildungskraft erschuf, aber nicht dem eigentlichen Objekt gegenüber, das — wie alles in der Natur — wandelbar ist; ihm treu zu sein bedeutet daher Verrat an der Person, die man zu Anfang liebte. Don Juans vorherrschende Tugend war meiner Ansicht nach die Treue. Sein Leben lang war er einem Ideal getreu, der Frauengestalt seiner Phantasie, er wollte sich nicht mit Kompromissen begnügen. Zum Glück für ihn und für uns konnte er sie niemals finden, sonst wäre er wohl zu der komischen Figur eines tugendhaften Philisters oder des „idealen Ehemanns“ geworden.

Große Genies, schöpferische Künstler waren zu allen Zeiten in den Augen ihrer verständnislosen Mitmenschen unbeständige, unmoralische und prinzipienlose Geschöpfe. Wie wenige haben die Tatsache begriffen, daß der Mensch, je bedeutender desto mehr, einer Entwicklung unterworfen ist und daß sich seine Persönlichkeit durch Entfaltung und Wandlung auf jede mögliche Weise auszuwirken sucht. „Jedes bedeutende und phantasiereiche Geschöpf ist ein Chamäleon in der Natur." Die natürliche Entwicklung einer solchen Persönlichkeit kann man nicht aufhalten und ebensowenig ihre Kraft durch Vorurteile und moralische Bewertungen hemmen, die für die große Masse erfunden wurden, für die Durchschnittsmenschen, die sich in die eisernen Klammern der Tugend zwängen müssen, um die Sicherheit der Allgemeinheit, mit der sie leben, nicht zu gefährden. Aber warum sollen wir unsern Maßstab an die wenigen Auserwählten legen, deren Existenz das einzige ist, was das Leben lebenswert macht, deren unbefangene Gedankenwelt und lebendige Vorstellungskraft uns das einzige Vergnügen gewährt, daß das Leben bieten kann? Sollten wir ihnen nicht dankbar sein und ihnen das Privileg der eigenen Bewertung lassen, des eigenen Lebens, unabhängig von unserer Moral? Wenn Lord Byron sich mit Lady Byron begnügt hätte, wäre er dann, was er war? War es nicht gerade das Bewußtsein seiner Sünde, die Wollust seiner blutschänderischen Liebe zu Augusta (der er, nebenbei bemerkt, niemals treu war), die ihn einige seiner besten Verse schaffen ließ? Byrons Unmoral gab der Welt der Kunst und Schönheit mehr, als die tugendsam Stumpfsinnigen jemals gegeben haben.

Wer kann denn überhaupt sagen, was Tugend ist? Wenn sie erzwungen ist und der Furcht entspringt, kann man sie dann so nennen? Meiner Ansicht nach bedeutet Tugend: freie Anwendung der inneren Moral, was gewöhnlich mit einem gewissen Grad der Bemühung verbunden ist. Viele Menschen bilden sich ein, tugendhaft zu sein, und merken nicht, daß es entweder Furcht oder Mangel an Phantasie ist oder grenzenlose Trägheit, die sie auf dem sogenannten „Tugendpfad" hält.

Treue mit Gewaltmitteln zu erreichen, war von altersher die Waffe des Mannes. Seine Treue war nur dem Umstand zuzuschreiben, daß es Schwierigkeiten machte, eines andern Mannes Weib zu nehmen, so daß er also gezwungen war, faute de mieux seinem eigenen treu zu bleiben. Immer hat der Mann die Frau mehr oder weniger als sein Eigentum angesehen, und das Gesetz, das Gott auf dem Berge Sinai erlassen hat: du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Weib, Knecht, Magd, Ochse, Esel und alles, was sein ist, zeigt uns klar und deutlich, daß es sich dabei weder um Unmoral noch um Treue handelte, sondern einfach um das Gesetz der Heilighaltung des Eigentums, dem mit der stets wirksamen Waffe der Religion Geltung verschafft wurde.

Heute jedoch wollen sich die Frauen des Westens nicht mehr als Eigentum des Mannes betrachten lassen, und Treue wird immer weniger und weniger eine weibliche Tugend. Liegt der Grund vielleicht darin, daß sich unsere Muskeln durch Sport und physisches Training entwickelt haben, daß wir boxen und fechten können und den Kanal durchschwimmen, daß wir auch, wenn's nötig ist, sehr wirkungsvoll mit einem kleinen Browning umgehen können und man uns daher des Mannes physische Überlegenheit nicht länger mehr aufdrängen kann?

Es gibt aber noch andere Methoden, die Frauen in der Knechtschaft zu halten, die auf die eheliche Treue keine geringere Wirkung ausüben als der Keuschheitsgürtel alter Zeiten — und das ist die ökonomische Abhängigkeit der Frau. In Frankreich z. B., wo Napoleons Groll gegen Josephines Extravaganzen dem Mann das Verfügungsrecht über den gesamten Verdienst seiner Frau verliehen hat, ferner die absolute und alleinige Kontrolle über ihre Kinder (er kann sie in Institute stecken ohne ihre Einwilligung), wo die Frau weder ein Bankkonto noch irgend etwas sonst besitzen, weder eine Arbeit anfangen noch irgendein Geschäft unternehmen darf ohne ihres Mannes Erlaubnis — ist die Frau vollkommen auf die Gnade des Mannes angewiesen, und ihr Geschick ist weder besser noch schlechter als das der Indermädchen mit den achtzehnpfündigen Fußspangen! Wenn sie sich scheiden läßt, hat sie es noch schwerer. In den meisten Ländern kann eine selbständige Frau nicht genug verdienen, um bescheiden zu leben, besonders, wenn sie noch Kinder großzuziehen hat. Sie ist durchweg auf einen Freund angewiesen, der sie unterstützt, und das Gehalt, das man ihr bietet, ist gerade nur das Feigenblatt ihrer Anständigkeit. Die normale Frau sieht auch heutzutage noch — und wer könnte sie deswegen verurteilen — im Beruf einen Notbehelf und ihr Zukunftsglück in einer Versorgung, am liebsten legitim; illegitim nur, wenn keine andere Möglichkeit besteht. Ist es ihr schließlich nach einem aufreibenden Kampf gelungen, einen Mann zu bekommen, wird sie dann seinen Verlust riskieren — einem Phantasiegebilde zuliebe —, um sich von neuem den Härten des Einzellebens auszusetzen?

Furcht ist es nicht allein, die die Tugend der Frau behütet; oftmals ist es Mangel an Temperament oder Phantasie. Aber wo ist in diesem Fall das Verdienst? Mit welcher unberechtigten Verachtung sehen solche Frauen, die sich für tugendhaft halten, auf ihre weniger glücklichen oder glücklicheren Geschlechtsgenossinnen herab, deren Lebensweg stürmischer war als der ihre! Ich habe oft darüber nachgedacht, ob diese Frauen, die durch ihr Leben gingen ohne Versuchung, unberührt von Leidenschaften, vegetierend unter dem Glaskasten der Konvention, ihre Geborgenheit und den Ruf der Wohlanständigkeit preisgeben würden, wenn sie wüßten, was das Leben manchmal bieten kann? Ja, kann man denn Unkenntnis des Lasters „Tugend" nennen?

Und wie ist es mit der andern Kategorie Frau, die, obgleich sie niemals ihren Mann wirklich betrogen hat, doch mehrmals am Tage mit einem andern Mann in Gedanken und Wünschen Ehebruch trieb? Kann man sie treu oder tugendhaft nennen? Hat Untreue des Geistes keinerlei Bedeutung? Es ist eine merkwürdige Eigenschaft des männlichen Geschlechts, daß sich die Eifersucht nur auf den Körper der Frau erstreckt, während man sich um ihre Gedanken und Wünsche nicht kümmert. Entspringt das dem praktischen Sinn des Mannes? Hat er festgestellt, daß der Körper leichter zu kontrollieren ist?

Wenn Treue nicht erzwungen, nicht mit Gewaltmitteln kontrolliert, sondern freiwillig geübt wird, wie tugendsame Menschen es sich vorstellen, so ist das nur möglich bei völligem Stumpfsinn und Stillstand und gänzlicher Unfähigkeit zu geistiger Beweglichkeit und Entwicklung auf beiden Seiten.

(Deutsch von Eva Maag)

DER UNFUG
DER NEUDEUTSCHEN TANZKUNST

Von

KLAUS PRINGSHEIM

„Sirrende, pfeifende, grünlich schwillende Luft: Raumton. Im Hintergrunde zittert der Chor der Geister herein und stellt sich flüstrig flackernd zum Altare auf ... Von den schreienden Glocken angefallen, reißt sich der Frauenchor in fliehenden Haufen vom Platz ... Ein Schrei, in dem der Chor der Geister hilflos zerflackt. Als brächen die Horizonte klirrend auseinander, rüttelt ein wütendes Beben an den Ufern der Welt: der Herabsturz aller Glocken und Türme wird jetzt lautlich-dramatische Aktion."

Kein langes Rätselraten, das sind Regieanweisungen aus Albert *Talhoffs* „Totenmal". Das Ganze nennt sich: *Dramatisch-chorische Vision für Wort, Tanz, Licht.* Die Uraufführung war in München. Was es mit den Glocken und Türmen für eine Bewandtnis hat, darüber gibt der Dichter in einem Lehrsatz aus seiner „Dramaturgie der Sprache" erschöpfend Auskunft: „*Jeder Buchstabe ist ein Glockenturm mit überweltlichem Geläute.*"

So viel — mehr ist darüber nicht zu sagen — über Talhoffs Totenmal. Wie aber steht dazu *Mary Wigman*? Sie hat es drucken lassen: „Wie ich zu Albert Talhoffs Totenmal stehe." Kurz gesagt, erblickt sie darin den ersten groß angelegten Schritt zum eigentlichen Einbau des tänzerischen Wesens in die theatralische Gestaltung im Sinn einer synthetischen Form. Darum:

„Zum ersten Male seit meiner langjährigen Arbeit auf dem Gebiete des Tanzes habe ich die eigene Ideenwelt zurückgestellt und mich bewußt als dienender Faktor in die Ideenwelt des Talhoffschen Werkes eingegliedert; dieser Verzicht auf eigenschöpferische Tätigkeit wurde mir allerdings dadurch erleichtert, daß Talhoff Entwurf und Aufbau der tänzerischen Vorgänge selbst ganz klar gesehen und die tänzerische Komposition in einer Form niedergelegt hat, die in ihrer Bildhaftigkeit wie eine gedichtete Choreographie dasteht."

Und: hier mitzuarbeiten, ist ihr eine Pflicht, „*die eine junge tänzerische Generation von mir als ihrer Vorkämpferin fordern kann*".

Mir als Vorkämpferin, eigene Ideenwelt zurückgestellt, Verzicht auf eigenschöpferische Tätigkeit ... das ist der parvenühafte Ton, den früher Operettenlibrettisten hatten, und in dem heute nur noch Filmdrehbuchschreiber von sich reden. Aber das ist gar nichts gegen das grauenhaft verschmuste, verschmockte Fach-Idiom, dessen sich heutige Tanzkritiker im Verkehr mit ihren Lesern bedienen. Man braucht nur irgendeine berliner Zeitung in die Hand zu nehmen. In der Provinzpresse treiben sie's noch ärger. Tanz, man sollte meinen, daß das eine Sache ist, gegen die es keine ablehnenden Gefühle gibt; vulgär ausgedrückt: jeder ist gern dabei. Diesen neudeutschen Tänzern ist es mit Hilfe ihrer organisierten Propheten und Propagandisten gelungen, alle natürlichen Gefühle des Wohlwollens, die wir für sie hätten, in ihr unhöflichstes Gegenteil zu verkehren. Die Zahl derer, die sich für ihre Sache eine Art von verzweifeltem Bildungsinteresse abschwatzen lassen, ist verschwindend. *Nie hat der Kunsttanz so wenig Resonanz gehabt wie heute, da er sich als Tanzkunst gar so wichtig macht.*

Diese tanzenden Neudeutschen, denen „altes Ballett" ein Greuel ist, bilden eine Welt für sich. Sie haben ihre Kongresse, ihre Richtungen, ihre Konflikte und Polemiken; und selbstverständlich, denn sie sind ein Stückchen heutige Welt, ihre

Neudeutsche Tanzgruppe

Photos Riebicke



Dresden, Albertinum

Pankration (Ring- und Faustkampf). Griechisches Schalenbild des 5. Jahrhunderts v. Chr.



Ichikawa Ennosuke als „Regenschirm“ (einbeinig) in dem Tanzstück „Hyakumonogatari“



Photos Riebicke

Morgenlauf der Reichswehrsoldaten

Uebungen der Tanzschule Jutta Klamt, Berlin



Photo Tabard

Der Tänzer Pomaès (Paris)

Verbände. Nur ihr Publikum haben und finden sie nicht. Kein Wunder, denn sie verachten es von Herzen. Der Eindruck auf profane Zuschauer gilt ihnen als lästige Nebensache. Hauptsache ist Erfüllung ihres Seins im Tanz; Hauptsache ist, daß die Tanzenden ihr Gemeinschaftserlebnis haben. Gut also, Tanz als Lebensäußerung, Lebensentfaltung, mögen sie denn unter sich bleiben, und alles wäre in Ordnung. Aber sie zeigen sich, sie bieten sich an, trotz allem. Freilich machen sie's nicht geradezu, wie man es früher tat, nicht: Schaut her! — sondern: *Wir tanzen!* Kein Theater für Zuschauer; man macht sich sozusagen nicht wissen, daß Leute im Parkett sitzen. Tanz als absolutes Kunstgeschehen, welche Rehabilitierung des Künstlers! Zur Befriedigung der Zuschauer sich körperlich produzieren war *Prostitution?* — Vor Zuschauern zur eigenen Befriedigung sich produzieren ist *Exhibitionismus:* auch wenn er, kollektiv, als Gemeinschaftserlebnis etikettiert wird; die ethische Tournüre verrät sich als Trick einer verschmitzten Altjüngferlichkeit.

Die Auguren der neuen Zeit, die alles neu entdecken und neu erfinden, den Rhythmus, das Tempo, die Sachlichkeit, Verdi, Bach, das Saxophon, Amerika und die Schizophrenie, — sie haben also auch den Tanz neu entdeckt: die Seele im Tanz, den Tanz als rhythmische Ausstrahlung der Seele. Aber die Feststellung ist erlaubt — nicht nur, daß es so etwas schon immer gegeben hat (und nicht nur in Urzeiten des sakralen Tanzes); sondern: *in Nijinskys Beinen* — um von den Fußspitzen der Pawlowa nicht zu reden — *war mehr Seele als in einem Dutzend neudeutscher Tanzgruppen.* Nur daß man nicht so viel Aufhebens davon machte; vielleicht, weil man durch den Anblick der Beine ein wenig von der Seele abgelenkt wurde. Man hat das gewiß nicht als Manko empfunden. Auch von der Seele des Tänzers Harald Kreutzberg wird kaum gesprochen; er hat es längst nicht mehr nötig. Seele versteht sich von selbst — in aller Kunst, die mehr ist als Kunstfertigkeit. Aber es ist allemal verdächtig, wenn das Seelische sich vordrängt Darum kein häßliches Wort gegen die Meisterin des Seelentanzes. Ihre unfreundliche Kunst, dagewesen gewiß in ihren Elementen, ist gleichwohl eine sehr zeitgemäße Erscheinung; diese ekstatische Gymnastik besteht als typisches Produkt einer zwischen Sport und Expressionismus aufgewachsenen Generation. Und das ist immerhin eine legitime Erklärung für die Prominentenrolle, die Mary Wigman unter dem Strich unserer Zeitungen spielt; mehr freilich, die Bestätigung höheren Wertes, bedeutet es nicht.

Durch den zweifachen Überbau frömmlerischen Selbstbetrugs — durch die ethische Maskerade und durch das asketische Seelengetu — läßt die Tatsache sich nicht verhüllen, daß all diese Tänzer der Wigman-Schule und der Wigman-Mentalität aus ihrer Tätigkeit eine Erwerbstätigkeit machen, einen Künstlerberuf im allerbürgerlichsten Sinn, ein Gewerbe. Denn da, wo heute vielleicht die Erneuerung aller Kunst beginnen müßte, fällt auch ihnen nicht ein, ihr Leben neu anzufangen: mit der — nun nicht ästhetischen, sondern wirtschaftlichen „Verabsolutierung" und Unabhängigkeitserklärung des Tanzes; nämlich damit, die Zwangsläufigkeit des Zusammenhanges von Kunstübung und Geldverdienen aufzuheben. Wenn diese ganze Tanzbewegung, die vorgibt, eine Volksbewegung zu sein, Sinn und Kraft besäße, wenn ihr in der Tat, wie ihre Philosophen behaupten, eine Tendenz zu neuer Lebensgestaltung innewohnte: es ist klar, daß



Dolbin

diese Tendenz immer an dem herkömmlichen Vorsatz, Kunst als Mittel zum materiellen Lebenszweck zu gebrauchen, scheitern müßte. Aber zu so harten Folgerungen und Forderungen schwingen sie sich nicht auf in der damenhaften Unlogik ihres Denkens. Doch das Leben zwingt sie zu dem Schluß, daß von den unirdischen Strömen, die den tanzenden Körper durchfluten, dieser sich halt nicht ernähren kann. Für die heraufkommenden Tänzer und Tänzerinnen, die vom Tanz leben wollen, fehlt es an Beschäftigung. Die Zahl der neuen Berufstänzer wächst, aber die Verlegenheit, für sie neue Tänzerberufe zu finden, wächst zur Katastrophe. Tanzgruppenführer, Gemeinschaftslehrer und -leiter, das ist so ein neuer Beruf; der einzige bis jetzt, und er setzt eine Majorität von Geführten, ständigen Nachwuchs Lernender voraus. Den andern, der Majorität, den unabsehbar Vielen bleibt nur die Hoffnung, irgendwo im bestehenden Kunstbetrieb unterzukommen und sich doch noch in seinen Wirtschaftsmechanismus einschalten zu können; durchaus unter bewußter Zurückstellung eigener Ideenwelten und unter Verzicht auf eigenschöpferische Tätigkeit. Ob und wie das gelingt, ist kein ästhetisches und kein philosophisches Problem, sondern eine sehr banale, sehr reale Tatsachenfrage.

So wenig wie ein Publikum hat der neue Tanz sich eine Kunstgattung oder eine Kunststätte geschaffen. Als selbständige künstlerische Erscheinung hat er sich, von Ausnahmen abgesehen, nicht durchgesetzt. Und die andern Künste zeigen einstweilen wenig Neigung, am Einbau tänzerischen Wesens zu genesen. Einzige Zuflucht, wie in den finstersten Zeiten des alten Balletts: das Operntheater. Letzte Rettung: die paar Opern, in denen es zu tanzen gibt. Zehn, fünfzehn Minuten im Lauf eines langen Abends; für musiklose Tanzeinlagen, durch die sie sich verlängern ließen, ist die Oper nicht zu haben. Und hie und da vielleicht „Coppelia" als Dreingabe; oder gar einmal, festliches Ausnahmeereignis, ein Strawinsky-Ballett, „Petruschka" oder „Feuervogel" . . . Sehr viel ist nicht herauszuholen; am Ende lohnte es doch nicht, dafür eine deutsche Volksbewegung zu inaugurieren.

DER UNFUG DES SINGENS

Von

H. H. STUCKENSCHMIDT

Was mich auf dieser Welt am meisten frappiert, ist die maßlose Überschätzung des „singenden Menschen". Zugegeben, daß die menschliche Stimme das ästhetisch vollkommenste Musikinstrument ist, zugegeben auch, daß die einzigartige Personalunion von Instrument und Spieler uns einen besonderen Wertmaßstab aufnötigt. Aber da sitzen die Leute zu Tausenden im Konzert einer Koloraturistin, da werden jährlich eine Million Tauberplatten verkauft, und das alles für ein paar schöne Töne, für ein dreigestrichenes Oh, für ein hohes Weh. Hat man bemerkt, daß völlig unmusikalische Menschen oft ungewöhnlich stark auf Singstimmen reagieren? Man sollte endlich eine Psychoanalyse des Konzertsaals schreiben!

Ich bin sicher, daß die magische Attraktion unserer Gesangsstars auf einer Verwechslung beruht. Der Sinn für Stimmkünste, für die wirkliche hohe Schule des Gesangs, ist beim heutigen Publikum erschreckend zurückgegangen. Um so höher ist die Singstimme an und für sich im Kurs gestiegen — wenigstens bei jenem Publikum, das für musikalische Werte kein nennenswertes Verständnis hat. Die Gründe lassen sich unschwer durchschauen, wenn man erkannt hat, daß bei der Gefühlskunst Musik die Sexualität eine sehr merkwürdige Ehe mit dem Bildungssnobismus eingehen kann. Der Fall pflegt hier so zu liegen, daß für ein nicht eingestandenes Bedürfnis nach erotischer Anregung ein kulturelles Interesse als Etikett vorgeschoben wird.

Über die sexuelle Wirkung des menschlichen (wie auch des tierischen) Gesangs sind wir uns wohl einig. Die hohen, also die bevorzugten Töne des Stimmbands erinnern an den Brunstschrei; sie haben eine ganz unmittelbar erotische Funktion, die vom musikalischen Rahmen nicht im geringsten abhängig ist. Der primitive Mensch singt aus einem erotischen Überschwang heraus. So ist ursprünglich alle Musik entstanden. Jedes Singen ist Ausdruck eines euphorischen Zustandes und erzeugt beim Hörer eine Euphorie, die naturgemäß um so größer ist, je weniger sie durch das wache, aktiv musizierende Bewußtsein des mit Tonformen Vertrauten kon-



Rud. Grossmann

trolliert wird. Es gibt daher ausgezeichnete Musiker, die sich für die Realität einer klingenden Stimme sehr wenig interessieren.*)

Gesang ist zuerst und zuletzt ein rein körperlicher Akt. Ein vielseitiger Mechanismus von Zwerchfell-, Stimmband- und Lungenmuskeln, ein ganzer Vertikaltrust von Organen wird in Bewegung gesetzt, um dieses alltägliche Wunder des klingenden Tons hervorzurufen. Das Gesangstraining hat in gewissen Stadien einen rein sportlichen Charakter; es stellt körperliche Spannungen her, bildet neue Muskeln aus, stärkt das körperliche Wohlbefinden. Dagegen ist demnach nichts einzuwenden; für sein Privatvergnügen kann man jedem, der eine Stimme hat, nur empfehlen, sie ausbilden zu lassen.

Anfechtbar wird diese Praxis erst da, wo sie sich der Öffentlichkeit aufdrängt. Ich denke mir, daß die Konzertdirektionen diesen Unfug des Singens unter die Leute gebracht haben und mit allen Mitteln fördern. Denn wovon sollten sie heute leben, wenn nicht von den Legionen junger Kunstbeflissener, denen der Teufel eingeredet hat, sie seien zukünftige Ivogüns oder Carusos. So etwas studiert ein paar Jahre, gibt hie und da in geselligem Kreis seine Künste zum Besten und beginnt schließlich seine Laufbahn mit einer Konzert-Dernière, die nur durch die Höhe des Defizits überrascht und keinem nützt (außer eben dem Agenten, der sie arrangiert).

Das Schlimmste ist, daß diese Armen meist für andere Berufe untauglich werden. Singen kräftigt das Selbstgefühl in einer ganz bestimmten, weltfremden und unpraktischen Richtung. Es gibt in der Geschichte wohl keinen vollkommeneren Typus des schlechten, unfähigen Sängers als den Kaiser *Nero*. Er war, applaussüchtig wie alle Musiker, der Erfinder der Claque, tyrannisierte alle Welt mit seiner höchst mittelmäßigen Stimme und zeichnete Menschen, die ihn für ein Gesangsgenie hielten, auf die albernste Weise aus. Auch die moderne Empfindsamkeit unserer Dirigenten hat er vorweggenommen; denn Sueton erzählt, daß, während er sang, niemand, auch nicht aus triftigen Gründen, das Theater verlassen durfte.

Unter hundert Sängern und Sängerinnen, die heute Familie oder Öffentlichkeit mit ihrem geräuschvollen Sport beunruhigen, sind knapp zehn wirkliche Könner. Für die übrigen 90 ist das Singen eine Form des erotischen Auslebens, also eine Sache, die Leute mit gesunden Instinkten im Schlafzimmer erledigen. Die Beziehung zwischen dieser Art von Sängern und ihrem Publikum gehört zu den dunkelsten Kapiteln des modernen Musiklebens.

Die Vorstellung, daß erwachsene Männer oder Frauen sich auf ein Podium stellen und mit allen möglichen Verrenkungen des Körpers und der Seele Melodien von sich geben, ist an und für sich so grotesk, daß nur die Meisterschaft einer musikalisch-technischen Leistung damit versöhnen kann. Aber heutzutage glaubt man, Singen sei schon Musikmachen.

Ich habe im Prinzip nichts gegen erotische Emanzipation. Aber ein Exhibitionistentum, das seine privatesten Lustgefühle im Konzertsaal vorführt, legt den Wunsch nahe, die Entwicklung der Vokalmusik möchte die Wiedereinführung des Kastratensängers erzwingen.

---

*) Wer mehr über die komplizierten Beziehungen von Musik und Sexus wissen will, lese im „Handwörterbuch der Sexualwissenschaft" (A. Marcus & E. Weber, Bonn 1925) Alexander Elsters aufschlußreichen Artikel „Musik" nach.


Meseck

WENN MORI BANJO SPIELT

Von

WERNER HELWIG

Wenn Mori das Banjo in seine Arme hebt
wie eine zum Trunk gereifte Pulle,
dann sinken wir aus unseren Gesprächen fort
und atmen besoffen die Luft seiner Musik.

Frauen wie schmale warme Krüge,
vom Geschmeide ihrer Zärtlichkeiten klirrend,
in Liebe sanft gewandet,
gießen sich an unsere Herzen hin.

Mori greift weise ins metallene Haar
des Banjos, und während der Tee
summend die Hirne krault,
flutet er uns voll Melodien.

Er und der große Alkohol
machen die Berge tanzen beim Lagerfeuer.
An den schwarzen Brüsten der Nacht
mästen sich die hungrigen Sterne.

Wir haben uns das Rasieren abgewöhnt,
ein eisiger Wind, an den man sich lehnt,
ist ein trefflicher Klingenersatz,
aber Mori macht die Bärte wuchern.

Alle Organe wachsen aus ihrem Ort,
der Leib wird ein Palast der Lieder,
ungeheuer groß und tönend
wie Schluchten liegen wir im Klang.

Der Regen läßt sich einschüchtern,
er läutert milde seine Trommeln,
und wie ein Zelt hängt über uns,
vom Wind bedrängt, unser Gesang.

Manchmal schmeißen wir einen Schrei
zu den Sternen hinauf. Er fällt zurück
mit Sternen vermischt. Fällt
über uns hin — ein weißer Hagel.

In den Wald der alten Abenteuer
verführt uns Moris Musik,
wir irren zwischen den Stämmen
der alten Ungewißheiten umher.

Und wieder schwillt das Gefühl innen,
das dumpfe Weinen in die Ferne,
wobei die Seele einwelkt,
angehaucht von heißen Wünschen.

Wie Flüsse, immer ausgegossen,
hinsickernd durch den Wüstensand
oder durch bangen Urwaldrauch
unter allen Schranken unten durch.

Wenn Mori das Banjo weglegt
wie eine zerküßte Frau,
dann kehren wir in die Gespräche zurück
und in die kühleren Tatsachen.



W. Thöny

MARGINALIEN

IM SPRECHZIMMER 1935

Von

Frida von Moellendorff

Der Patient sitzt noch im Wartezimmer. Alles ist aus Glas, auch die Zeitschriften, die ein anmutiges, an Aeolsharfen erinnerndes Klingen beim Umblättern vernehmen lassen. Der Patient selbst ist derart Linie, daß man ihn erst bei sehr genauem Hinschauen entdeckt. Nach geraumer Zeit wird er von einer noch potenzierteren Ueberlinie ins Sprechzimmer gerufen.

Arzt: Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange warten ließ. Ich bin gerade sehr beschäftigt mit einer Arbeit, die zwar nicht auf meinem direkten Gebiet liegt, mich aber doch sehr interessiert. Glas hat sich ja glücklich für alle Möbel durchgesetzt. Ich kann gar nicht sagen, wie sympathisch ich es empfinde, fast überall jetzt bei meinen Patienten den Eindruck zu haben, in Operationsräume zu kommen.

Patient: Ich bin ganz Ihrer Ansicht. Was gäbe es da aber überhaupt noch zu verbessern?

Arzt: Diese Materie — natürlich wird sie alle Stunde abgesaugt — hat aber doch noch den Nachteil, daß sich überhaupt Mikroben auf ihr niederlassen können. Nun arbeite ich jetzt eine Erfindung aus, durch die bei der Herstellung dem Glas gleich Mikrobenabwehrstoffe zugeführt werden. Diese verursachen beständig einen nur den Bakterien wahrnehmbaren Luftzug, der sie gar nicht zum Niederlassen kommen läßt. Außerdem ist dieser Stoff ganz von Giftgasen durch-

setzt, selbverständlich nur für Mikroben giftig, so daß sie sofort getötet und aufgefressen werden. Solche veralteten Dinger wie Staubsauger und dergleichen braucht man dann natürlich nicht mehr.

Patient: Hervorragend! Aber wie ist es möglich, daß man auf einen so naheliegenden Gedanken nicht eher kam?

Arzt. Mein Bester! Alle naheliegenden und guten Gedanken hat die Menschheit doch eigentlich erst in den letzten fünf Jahren gehabt. Denken Sie nur an die Ernährung. Es schaudert einen doch jetzt, sich vorzustellen, was alles früher heruntergeschluckt wurde. Wenn ich nur das Wort Fleisch ausspreche — grauenhaft! Aber auch der Vegetarismus und die Rohkost — wo sind sie? Kein Mensch spricht mehr davon. Wie materiell war das alles noch: diese schlemmerhaften Mittagessen von geriebener Rübe, Apfel und Quark. Einfach widerlich! Entschuldigen Sie, wenn ich so in Harnisch komme, aber es empört mich immer zu sehr, wenn ich an diese Völlereien denke. — Doch was führt Sie heute eigentlich zu mir?

Patient: Gerade wegen meiner Ernährung wollte ich Sie um Rat fragen, Herr Doktor.

Arzt: Aber Sie haben diese doch seit Jahren ganz nach H_2O geregelt?

Patien: Gewiß. Ich habe mich auch bis vor kurzem sehr wohl bei der reinen Wasserkost gefühlt. Durch die verschiedenen Temperaturen, in denen man die drei Mahl-, wollte sagen Trinkzeiten nimmt, kommt wirklich ungeahnte Abwechslung hinein. Außerdem wird ja auch durch einen Grad mehr oder weniger immer wieder ein anderer Nährstoff im Wasser ausgelöst. Ihre wertvolle Erklärung darüber hat mir damals sehr eingeleuchtet. Aber ich fühle mich in der letzten Zeit etwas übersättigt bei H_2O. Ich finde, bei meiner sitzenden Lebensweise wird doch den Verdauungsorganen zu viel zugemutet. Deshalb möchte ich fragen, ob es nicht noch eine leichtere Art der Ernährung gäbe als das gehaltvolle Wasser.

Arzt: Das trifft sich ausgezeichnet. Ich bin gerade dabei, mit meinem Kollegen Wandel gemeinsam die letzte Hand zu legen an eine gänzlich umwälzende Erneuerung der Kost. Nämlich statt H_2O : O_2. Populär ausgedrückt: statt der Wasserkost Luftkost.

Patient: Wie wird sich das in der Praxis auswirken?

Arzt: Es handelt sich darum, daß der Mensch dreimal am Tag, zu den Zeiten seiner gewöhnlichen Nahrungsaufnahme, eine bestimmte Anzahl von sehr tiefen Atemzügen tut. Die Luft enthält nach den allerneuesten Forschungsergebnissen überhaupt sämtliche Stoffe, die der Mensch zum Leben braucht. Ich kann Ihnen verraten, daß ich schon seit längerer Zeit nur von O_2 lebe und mich ungemein wohl dabei fühle. Ich denke, in der nächsten Woche werde ich es fertig ausprobiert haben und Ihnen dann das Rezept mit der genauen Vorschrift der Atemzüge geben können.

Patient: Das freut mich außerordentlich. Und Sie meinen wirklich, daß O_2 vollkommen ausreicht?

Arzt: Absolut. Sie werden sehen, wie frisch Sie sich dabei fühlen, wie alle Hemmungen und alles Belastende, durch die zu üppige Wasserernährung hervor-



Photo Metro-Goldwyn-Mayer

Dorothy Mc.Nulty

Gräfin Cathérine Karolyi (Paris)

Mittagsschlaf des Polarbären (Londoner Zoo)



Photo Willinger

Marie Jeritza am Wolfgangsee

Express-Photo

Die Australien-Fliegerin Amy Johnson im Schoße ihrer Familie



Photo Mondiale (Mauritius)

Radclyffe Hall,
die Dichterin des Romans „Quell der Einsamkeit"

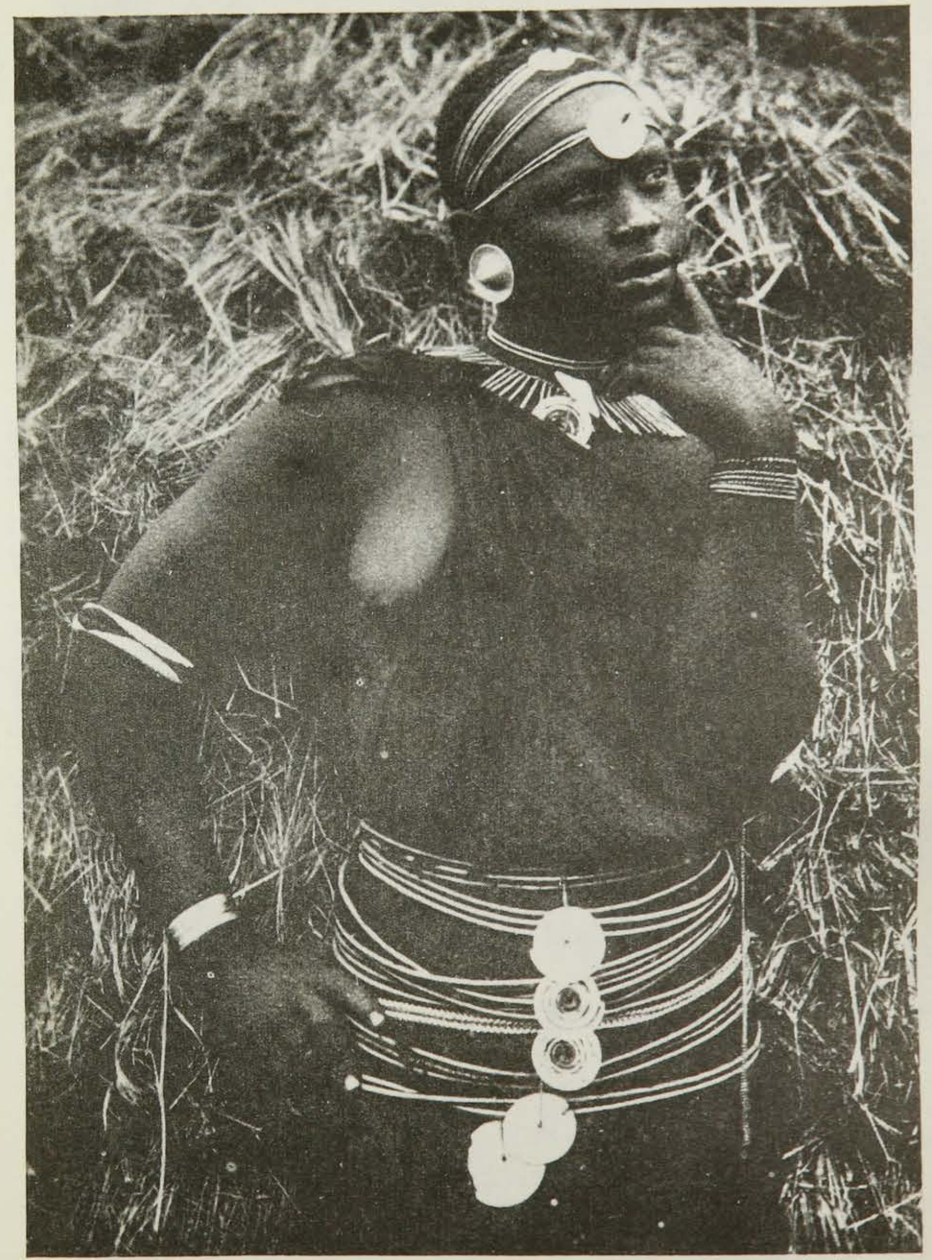


Photo Terra United Artists

Afrikanische Häuptlingsfrau

gerufen, verschwinden wird. Selbstverständlich werden auch bei O_2 regelmäßige Fasttage eingesetzt. Aber, wie gesagt, das Genauere erfahren Sie erst das nächste Mal.

Patient: Also auf Wiedersehen dann, Herr Doktor. Wie gefiel es Ihnen übrigens gestern bei dem Abendwasser des Bankiers Voran?

Arzt: Ausgezeichnet. Der Mann hat wirklich Geschmack. Daß man für die Feste durch Knopfdruck die Tagesmöbel mit den Abendmöbeln wechselt, ist ja Gott sei Dank jetzt allgemein üblich. Das Glasmilieu stand unseren Damen zu schlecht zur großen Toilette. Aber nicht jeder hat so elegante Abendmöbel: Diese Plüschsessel mit Quasten, diese Portierendraperien, diese Nippessachen, diese Makartbuketts!

Patient: Und nicht zu vergessen: Diese Hellebarden an den Gardinen statt der langweiligen Messingstangen! (Geht ab.)

Attilas Vermächtnis. Der Lift hebt mich in ein besseres Zeitalter. Drei Boys reißen eine opalgefaßte, spiegelglaspolierte, mattebenholzglänzende, pneumatisch-drehbare Tür vor mir auf, und mein Schritt versinkt klaftertief wollüstig in Teppichen, was nach Auffassung der Gerichtspsychiater eine doppelseitige Geschlechtsumkehrung zur Folge haben kann.

In diesem Vorraum hat ein sanftmütiger Innenarchitekt seine Seele an die Wand gehaucht. Perlengrauer Samt, samtgrauer Stahl, stahlgraue Perlen — künstlerische Perversionen. Das Licht leuchtet — nein, es leuchtet nicht, es kommt — von hintenherum. Sogar die Hosenknöpfe der Boys sind auf die Umgebung abgestimmt, sie sind haifischgrau — von rückwärts beleuchtet. Wieder ein Riesenerfolg Reinhardtscher Schaufensterdekorationskurse. — Seitwärts Kabinen, durch schrägbrechendes Glas ahnt man Orange der Wände. Kathedrale der Haarkunst. Eine Krankenschwester nestelt an mir, sie entfernt Kragen und eventuell anschließendes Vorhemd. Weiche Männerhände, duftend nach Houbigant, drücken den Widerstrebenden auf den marmorgefederten Operationsstuhl. Haarschneidemaschinen laufen gleich Kranen unsichtbar über die Decke. Zephir streicht linde über Backe und Kopfhaut, und aus Seifenabflußrohren küßt ohne Nebengeräusch Richard Tauber Madame die Hand. „In meinem Hause ist Fortschritt und gediegene Vornehmheit harmonisch vereinigt.“ Kultur — Ehrensache!

Bis mein Nachbar sich erhebt ... Kugelgelagerte Marderfellbürste reinigt eben den Rockkragen von garantiert keimfreiem Schuppenfall. Da steht er: links kahl geschoren, rechts kahl geschoren, der ganze Kopf steppenkahl geschoren, nur vorne der rudimentäre Mongolenschopf. (Und Attila sprach, als er die aufständischen Berliner wieder botmäßig gemacht hatte: „Ich will euch das Leben schenken, doch damit euch alle Welt erkennt, bestaunt und belächelt, sollt ihr, eure Kinder und Kindeskinder, jene Frisur tragen, die ich euch schneiden lasse.“)

In Krolwovalesko, Mazedonien, drei Stunden von der nächsten Poststation, vier Tagereise von der Bahn entfernt, besuche ich einen Friseur. An der Decke des Ladens hängt ein Fliegenfänger für die Wanzen, Melkschemel und Schafschurschere das Inventar. In diesem Laden also ließ ich mir die Haare schneiden. Ich sprach kein Wort, der Barbier sprach kein Wort — und als ich fertig war, sah ich so aus, daß ich in Paris oder in New York oder sonstwo die Tochter des Präsidenten zur Hochzeitstafel hätte führen können. Kultur — Nebensache!

Fritz Würthle.

MEDIZINISCHE ANEKDOTEN

An einer süddeutschen Universität lehrte ein Internist, der seine Hörer immer wieder darauf hinführen wollte, daß beim Fällen der Diagnose auch allgemeine äußere Anzeichen berücksichtigt werden müssen. Um kraß daran zu erinnern, stellte der kurzsichtige Alte stets laut eine vorläufige Diagnose, wenn die vorzuführenden Kranken sich noch an der Schwelle des Hörsaales befanden. — Einmal hatte sein Sohn, Mediziner im ersten Semester, mit den Korpsbrüdern eine fröhliche Nacht durchzecht. Morgens wurde ihm totenübel, und die erschrockenen Freunde schleppten den Halbohnmächtigen auf die Universität, um ihn der Behandlung seines Vaters zu übergeben. Kaum waren sie mit dem blassen Jüngling über die Schwelle des Hörsaales gestolpert, als der Professor ausrief: „Kretinismus, hereditär".

*

Professor Philipp Pick, damals Inhaber des Lehrstuhles für Dermatologie an der Wiener Universität, derselbe, auf den das geflügelte Wort der Wiener Lebewelt gemünzt war: „Bei Philipp Pick sehen wir uns wieder", stand im Hofe seiner Klinik. Zaghaft trottete ein Bauer näher und studierte lange das Schild mit der Aufschrift „Station für Geschlechtskranke".

Schließlich wandte er sich an den Professor: „Kann ich, bitte, den Herrn Stationsvorsteher sprechen?".

Toternst brummte Pick: „Wenden Sie sich an den Verkehrsassistenten, zweite Tür, rechts."

*

Sein Sohn Walter, gleichfalls Dermatologe, wurde während des Krieges von einem berühmten österreichischen General aufgesucht. Der Arzt begrüßte den Siebzigjährigen, der mit schuldbewußter Miene ins Ordinationszimmer trat, mit den Worten: „Ich gratuliere, Exzellenz . . ."

*

Hofrat Kerzl, der Leibarzt Kaiser Franz Josephs I., besuchte allmorgendlich seinen Herrscher. Die beiden alten Herren unterhielten sich vom Wetter und rauchten eine Zigarre zusammen, worauf Kerzl wieder ging. Manchmal wurde der Arzt nicht vorgelassen; das hatte immer den gleichen Grund. Franz Joseph sagte dann stereotyp zu seinem Kammerdiener: „Der Kerzl soll mich heute in Ruh lassen, ich fühl mich nicht wohl." *P. Sch.*

Pro Medico!

Wer möchte blondes Mägdelein,
taufrisch und voller Sonnenschein,
zum Bräutchen sich erküren?

Gewünscht wird junger Aesculap
von echter Oberbayernart
zum Praxis weiterführen.

Ausführliche Offerten mit Bild unter . . .

(Münchener Neueste Nachrichten).

ZWEI GEDICHTE

Von

Ibby Gordon

JETZT GEH ICH ZUM ARZT

Ich stopfe in den Ofen
wenigstens vier Kilo Kohlen
und sperrê ihn ab, damit er dich
gleichmäßig wärmt,
auf dem Nachtkästchen
findest du eine
Zitrone und Kompott.

Gib auf das Fieberthermometer acht,
wenn dein Fieber steigt,
daß du dich nicht aufdeckst!

Und weine nicht, ich werde mich eilen.
Regnets, nein, es regnet nicht.

Unten ist ein guter Verkehr,
höchstens zwei nehme ich mit hinauf,
nur in die Küche, dann
geh ich gleich um den Arzt,
in einer guten halben Stunde bin ich wieder da.



LETZTE WORTE

Ly, wenn er weinte,
verzerrte sich
sein ganzes schwellendes
Gesicht,
unter den Augen
kein Ring,
dafür konnte er aber nichts!

Einmal ging er ins Bad
und schlitzte seinen Bauch auf
und schickte den Säbel
an mich,
und einige Worte brachte
der Bote,
die waren unanständig!

HASCHISCH

Von *Katharina von Kardorff*

Der ägyptische Staat betrachtet die Kokainschnupfer und die Haschisch-Raucher als eine große soziale Gefahr; er bemüht sich ernstlich, diesen Lastern Einhalt zu tun, nicht nur durch strenge Bestrafungen, die bei Händlern, in rückfälligen Delikten, bis zu zehn Jahren Kerker dauern können, sondern auch durch ärztliche Behandlung und Entziehung der Rauschgifte. Es ist höchst interessant, die sogenannten „Lasterhöhlen" wie auch die Entziehungsanstalten in Kairo zu besuchen; mir fiel die sehr verschiedene Wirkung der Gifte auf die psychische Verfassung der Betroffenen auf: die Haschisch-Raucher werden heiter, optimistisch, während die Kokainschnupfer immer mehr in Schwermut und Lethargie versinken. In den Cafés, in Wahrheit Haschisch- und Kokainhöhlen, kann man diese beiden Typen studieren. Das Laster befällt alle Kreise, alle Altersstufen, aber sonderbarerweise nur das männliche Geschlecht.

Haschisch ist verbreiteter als Kokain, wahrscheinlich wegen seiner beruhigenden und erheiternden Wirkung, die Haschischraucher sind harmonische, unbeschwerte Philosophen, die mit einer grenzenlosen Gelassenheit allen Wechselfällen des Lebens gegenüberstehen. Wenn jemand in Aegypten besonders heiter und zufrieden erscheint, so nennt man ihn „haschisch" ... Ich habe viele von diesen Leuten beobachtet, die trotz äußerlicher Armut mit der größten Heiterkeit ihr Dasein hinlebten, d. h. eigentlich vegetierten. Die Gefahr dieser Apathie und Faulheit wird von der Regierung erkannt und seit kurzem mit energischen Mitteln bekämpft.

Man hat Entziehungsanstalten gegründet, in die man mich zur Besichtigung einließ; ich fand ganz moderne Krankenhäuser mit allen hygienischen Einrichtungen. Die Kranken werden systematisch des Giftes entwöhnt, wozu im allgemeinen ein bis zwei Wochen genügen; sie leiden sehr unter der Entziehung ihrer Rauschmittel, und sind in den ersten Tagen vollständig krank. Man behandelt sie mit großer Vorsicht und Milde, während die Händler und Zwischenträger sehr streng bestraft werden. Diese sperrt man einfach ins Gefängnis, auch wenn sie selber sich dem Laster gar nicht hingeben.

In diesen Cafés geht es sonst ziemlich harmlos zu, und die europäischen Verführungen zur Sexualität sind in Aegypten äußerst primitiv. Hinter einem Vorhang sieht man die „Stätten der Lust" sehr ungeniert stehen; es gibt Betten in einfachstem Leinenbezug bis zur elegantesten Spitzenwäsche. Die Frauen sitzen ergebungsvoll hinter Gittern und werden von den Männern skruppellos betrachtet und erhandelt. Alle diese Dinge gehen viel natürlicher und einfacher zu als in Europa, man macht gar kein Wesen von der Geschichte. Da Homosexualität ganz unbeanstandet im Lande der Pharaonen ist, so findet man sie sehr verbreitet. Die Rauschmittel sind den Aegyptern gefährlicher — nach Ansicht der Regierung — als alle sexuellen Laster und Perversitäten, so läßt man diese ruhig unbestraft ... vielleicht verlieren sie dadurch an Reiz? Ich hatte den Eindruck, daß das ganze Volk in Aegypten viel mehr den Räuschen von Haschisch und Kokain zuneigt als den Räuschen des Eros. Dieser ist am Nil ein ziemlich grober, primitiver Bursche, dessen Dienst sehr schnell erledigt wird.

„Märchen"
von Schliepstein

Rosenthal



WELTMARKE DES PORZELLANS

Erhältlich in allen guten Spezialgeschäften

SOUS LES TOITS DE PARIS

Die Begeisterung der Berliner über den neuen Film „Sous les toits de Paris" hätte etwas direkt Rührendes, wenn sie nicht zugleich so viel Trauriges, weil vermutlich schwer Abänderliches an den Tag brächte. Plötzlich sieht man nach dem wöchentlichen Unsinn, den man über sich ergehen lassen muß, wieder ein Stück blauen Himmel, wo Sonne scheint, plötzlich sieht man statt der ein für allemal und ohne Befragen erklärten Lieblinge der Leinwand auch mal sympathische Menschen, Menschen, die sich natürlich geben, und nach denen zu schießen man durchaus keine Lust verspürt, sympathische, selbstverständliche Menschen, die sich bewegen, ohne den deutlich sichtbaren Gedanken: jetzt werden mich Hunderttausende und Millionen anstarren und bewundern.

Ein Mädchen, fille du peuple — und sollte sie auch Rumänin sein —, namenlos, mit echten Instinkten, so wie sie sind in der Rue Lappe, nahe Bastille, auf den Bällen mit der Acordeonsmusik, Apachen aus der dortigen Gegend mit stärkstem Stilgefühl, die guten alten, verrückten Silhouetten des Montmartre mit seinen tausenden von Schornsteinen, und als besonders packender Untergrund das quäkende Volksinstrument, das die Dramen der dortigen kleinen Welt begleitet: eben das Acordeon.

René Clair, zweifellos einer der genialsten Regisseure, weil er nämlich Geist und dazu noch Kultur hat, machte schon vor zehn Jahren etwa einen der merkwürdigsten Filme (mit Francis Picabia), in dem er z. B. gelegentlich eines Begräbnisses die Zeitlupe höchst wertvoll verwandte. Heute ist er sich anscheinend darüber klar, daß der abstrakte Film, der gerade in Paris zu Hause ist, nicht viele Entwicklungsmöglichkeiten hat, und er ist deshalb kurzerhand und beinahe genial ins Gegenteil umgeschlagen, in dem er sich um ebenso viel rückwärts begeben hat, wie die Abstrakten sich vorwärts gewagt haben. Bezüglich des Sujets wohlgemerkt — denn dieser Film ist das Raffinierteste, was es gibt, und unterscheidet sich von den üblichen deutschen Tonfilmen, die unsere Neugier auf diesem Gebiet befriedigen sollen, wie ein naives Gestammel von einer wohlgepflegten und überlegten Sprache, nicht nur darin, wie er — stumm ist, sondern vor allen Dingen auch darin, daß er überhaupt nur an den wesentlichsten Stellen laut wird, daß die verfluchte Banalität, dies Abschreiben oder vielmehr Abhören der Natur unterdrückt wird.

Der einzige Haken bei diesem ebenso geistreichen wie anmutigen Film ist das Milieu — eben das, was zu einem großen Teil die Begeisterung der Zuschauer ausmacht. In dieser Beziehung kann man nur sagen, daß dieser Film etwas Gespenstiges hat, insofern als er eine Welt heraufbeschwört, die es überhaupt nicht mehr gibt, eine konservierte, abgelegte Welt, die trotzdem das Publikum als eine neue Offenbarung empfindet. Denn wo in Paris gibt es noch Apachen, wo gibt es noch das sentimentale Mädchen, wo noch die kleinen Tricks der pick-pockets — alles entzückende Leute, aber längst durch anderes ersetzt, durch Sport, Jazzband, Geschäft, Unsentimentalität. Mit anderen Worten: es ist das Paris d'avant guerre, sogar ziemlich lange d'avant guerre, und deshalb sollte man diesen Film als das würdigen, was er ist, — als ein raffiniert erzähltes Märchen aus alter Zeit — und ihn nicht in dieser schlei-

migen Art servieren, wie das zu Beginn mal wieder nicht unterlassen werden konnte, unter Mißbrauch eines großen Dichters, unter Mißbrauch des reizvollen Milieus und des Raffinements seiner Mache, und unter Mißbrauch vor allem des Publikums, das durch seine Begeisterung mal wieder beweist, daß trotz der Dürre, in der es künstlich gehalten wird, es den Geschmack für das Saftige und das Echte, d. h. Ersatzlose noch nicht verloren hat.

H. v. Wedderkop.



Käte Wilczynski

Stoßseufzer um den Davis-Pokal. So werden wir denn ein weiteres Jahr den Pokal des braven Herrn Davis behalten, dieses riesengroße und häßliche Gefäß, das eher aus Zink als aus Silber zu sein scheint. Und weil wir es behalten werden, wird ein Jahr lang der Durchschnittsfranzose eine leicht verwegene Miene aufsetzen, und mit den jungen Leuten über 15, die die Tennisplätze der Badeorte monopolisieren, wird einfach nicht zu sprechen sein. Und darum verstehe ich die folgende Reflexion eines anderen Durchschnittsfranzosen: „Man verliere diesen Davis-Pokal, aber sofort *et qu' on nous fiche la paix!*"

(Bill Wells im „Candide".)

Das nächste Heft des Querschnitt erscheint am 23. Oktober (Donnerstag).

Die Zeichnung auf Seite 583 dieses Heftes ist von Fedor Bogorodsky.

SIEGFRIED

Der Erbe Richard Wagners ist tot, das Erbe lebt. Lebt, trotzdem er es jahrelang verwaltete, denn er ist kein „Siegfried“ gewesen. Aber seine freundliche Art half ihm. Vorherrschend war in ihm das Gütige, vermischt mit etwas Weltfremdheit. Die Künstler hatten ihn gern. Er redete sie in Diminutivform an, wie „Müllerchen“ und so.

Als Regisseur hatte er eine ordnende Hand. Und Sinn für Humor. Seine beste Leistung war die Meistersinger-Aufführung in Bayreuth 1911. Die Prügelszene wurde zu einem sich wälzenden Haufen, dessen Abschluß der dicke Geise-Winkel (Wiesbaden) mit seinem Hintern bildete. Die letzte Tannhäuser-Inszenierung bekämpfte sich in heterogenen Stilarten. (Wie ja überhaupt die Pariser Fassung stilunrein ist.) Doch brachte er neue Ideen, wenigstens im Anlauf, zum Ausdruck. So auch in seinen Kompositionen, mit denen er seine eigenen Dichtungen vertont hat. „Bärenhäuter“, im Schatten des Titanen-Vaters erzeugt, in wuchtigen Nibelungenklängen vorbei an „Schwarzschwanenreichs“ verträumter Unwirklichkeit, bis zu „Hütchen ist an allem Schuld!“ Uebrigens ein Operntitel!

Seine Berufung, das Erbe zu hüten, versenkte ihn in eine eigene Welt. Sein Blick ging oft seltsam in die Weite, und dann erschlaffte manchmal der ganze Körper. Bei den großen Proben in Bayreuth drängten sich die arbeitsreichen Stunden. Meister Rüdel, der prachtvolle Chordirigent, eilt auf ihn zu eines Tages, um ihm einen Entschluß von Wichtigkeit und Eile abzuringen. Siegfried blickt an ihm vorbei — „Nein, Rüdelchen ist aber wieder mal aufgeregt!“ — und läßt die Unterlippe hängen.

Man liebte in ihm Bayreuth, diesen unerhörten Gedanken Wagners. Und deshalb war man voll mitfühlender Nachsicht. Seine Stabführung entbehrte leider absolut der Konzentration, hier war er in keiner Weise Führer. Die Orchester spielten nicht unter ihm, sondern trotz ihm. Als er einmal in der Philharmonie eine Probe leitete, sang ein bekannter Bariton den Monolog aus den Meistersingern. Die Stimme klang fest, jedes Wort saß — da, mitten drin läßt Siegfried den Stab sinken, das Orchester ebbt ab, alles blickt gespannt auf ihn, bis er mit leise näselnder Stimme fragt: „Wo sind wir eigentlich?“

Seinem Arm war des Vaters Waffe zu schwer. Man wird ihm das nie nachtragen. Solche Giganten, wie Richard Wagner, Napoleon, können wohl Werke schaffen, aber keine Söhne! *Hans Lüders.*

Die großen Athleten in der Bibel. Macsmen's Bibel-Kränzchen lädt euch alle freundlich ein, den erfahrenen Athleten W. W. Bustard, D. D., zu hören in der First Presbyterian Church, Hollywood, Sonntag früh Punkt 9.30 H.

„Samson, — der stärkste Mann der Welt.“
„Jakob, — der große Ringkämpfer.“
„Enoch, — der Langstreckenläufer.“
„David, — der große Treffer.“
„Saul, — der schlechte Speerwerfer.“
„Daniel, — der Athlet, der gut in Form war, — und wie gut!“
„Jesus, — der Welt-Champion.“ *(Holywood Paper.)*

Le Cancan (1860)



Cosima und Siegfried Wagner

NOUVELLES LITANIES
DES
FILLES A MARIER



A réciter chaque jour, pieds nus, en chemise, à son lever et à son coucher.

Saint Henri — Je voudrais un mari.
Saint Léon — Qu'il n'ait pas de pigeon.
Saint Vincent — Qu'il soit beau et grand.
Saint François — Qu'il ne fasse pas d'autre choix.
Saint Albert — Qu'il n'ait rien de travers.
Saint Edmond — Qu'il n'ait pas le nez trop long.
Saint Hilaire — Qu'il ait tout pour me plaire.
Saint Hector — Qu'il soit cousu d'or.
Saint Narcisse. — Qu'il me fasse tous mes caprices.
Saint Exupere — Qu'il ne se mette pas en colère.
Saint Abel — Qu'il me soit fidèle
Saint Gontran — Qu'il soit très caressant.
Saint Siméon — Qu'il ne soit pas crampon.
Saint Maurice — Qu'il ait plus de vertu que de vice.
Saint Denis — Qu'il ait beaucoup d'esprit.
Saint Clément — Qu'il soit entreprenant.
Saint Bernard — Qu'il n'arrive jamais en retard.
Saint Anatole — Qu'il m'adore, me cajole.
Saint Blaise — Que jamais ses désirs ne s'apaise.
Saint Eloi — Qu'avant de dormir il pense à moi.
Saint Germain — Qu'il ne remette rien au lendemain.
Saint Boniface — Qu'en tout il tienne bien sa place.
Saint Roger — Que je puisse l'aimer.
Saint Théophile — Ainsi soit-il !



Nouvelles Litanies
DES
Garçons à Marier

— « » —

A réciter chaque jour, pieds nus, en chemise, à son lever et à son coucher.

Ste Marie — Faites que je me marie.
Ste Sophie — Que ma femme soit jolie.
Ste Augustine — Qu'elle soit pure comme l'églantine.
Ste Clémentine — Que sa jambe soit fine.
Ste Gabrielle — Qu'elle ait beaucoup de cervelle.
Ste Pauline — Qu'elle ait une opulente poitrine.
Ste Claire — Qu'elle soit presque rosière.
Ste Hélène — Que j'en ait l'étrenne.
Ste Camille — Qu'elle soit toujours gentille
Ste Juliette — Qu'elle sache bien faire risette.
Ste Cécile — Qu'elle ne soit pas trop fertile.
Ste Suzanne — Qu'elle n'aime pas la chicane.
Ste Rose — Que son visage ne soit pas morose.
Ste Laurence — Qu'elle ne me fasse pas faire continence
Ste Charlotte — Qu'elle n'aime pas le fox trot.
Ste Antoinette — Qu'elle ne soit pas trop coquette
Ste Alice — Qu'elle n'ait pas trop de vice.
Ste Victorine — Qu'elle sache bien faire la cuisine.
Ste Emilienne — Que sa langue elle retienne.
Ste Eugénie — Que nul autre ne lui fasse envie.
Ste Edith — Qu'elle arrive bien vite.
Ste Félicité — Que je puisse l'aimer.
Ste Lucile — Ainsi soit-il.

Postkarten in französischen und belgischen Wallfahrtsorten

Satyrisches Bild zur Theaterzeitung. Nº 136

Die Conzerte der Jenny Lind in Neu York.



Ein reicher Amerikaner begiebt sich mit den nöthigen Fonds nach dem Theater um einen Sperrsitz zu abonnieren.



Ein Amerikaner verkauft sein Haus und seine Frau um sich Geld zu schaffen, das Conzert der Jenny Lind besuchen zu können.



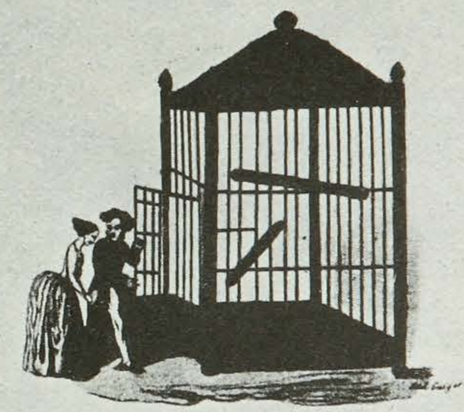
Die Amerikaner sitzen nicht, sie stehen nicht während der Vorstellung der Jenny Lind sondern sie knien vor ihr und bethen sie an.



Die Amerikaner stürzen sich mit Enthusiasmus auf die Noten welche der Kehle Jenny Linds entströmen.



Die Mitglieder des amerikanischen Kongresses führen Jenny Lind in ihr Hotel zurück.



Herr Barnum der Theaterdirector geleitet die Nachtigal des Nordens, Abends in ihre Behausung. Er schliesst sie in einen goldenen Käfig ein.

Wien im Bureau der Theaterzeitung Rauhensteing 926.

Sous les toits de Paris. Ein Film von René Clair
Pola Illery und Gaston Modot

Pola Illery und Albert Préjean

VON UNTERRÖCKEN UND DERGLEICHEN

Das Focke-Museum in Bremen, das sein Entstehen dem Sammeleifer eines Bremer Bürgers verdankt, veranstaltete kürzlich für seine Mitglieder einen Tee, dessen Attraktion eine historische Modeschau war: vier junge Damen der Gesellschaft führten Kleider vor, die heute nicht mehr in Schränken, sondern in den Vitrinen des Museums wohnen. Zwischen 1800 und 1880 wurden sie von Bremerinnen getragen. Obgleich die Museumsleitung die schlanksten der jungen Mädchen ausgewählt hatte, war es doch notwendig gewesen, alle diese Kleider ein gutes Stück weiter zu machen. Der Körperbau der Frau ist eben in den letzten 50 Jahren sehr viel robuster geworden; man ist magerer, und doch — umfangreicher! Diese historische Modeschau bewies, wie sehr sich die Kleidung des 19. Jahrhunderts am Körper der Frau — und besonders der Dame — versündigt hat.

Einen besonderen Reiz gewann dieser Nachmittag durch die Anwesenheit einer alten fast 90jährigen Dame, für die diese Vorführung eine Art Erinnerungsfeier selbsterlebter Zeiten war. Sie erzählte nachher, daß Straßenjungen ihr mit Geschrei den Weg versperrt hätten, als sie im Sommer 1859, als eine der ersten — und allein! — mit einer Krinoline durch die Stadt gegangen sei. Neun Jahre lang, von 1859 bis 1868, hätte sich die Krinolinenmode behauptet, und während dieser Zeit hätte eine wirkliche Dame nie weniger als neun Röcke getragen. Es waren:

der *wollene Rock,*
der *Barchentrock,*
der *Anstandsrock,*
die *Krinoline,*
der *Ueberrock* aus Baumwolle,
der *Tarlatanrock,*
der *Mullrock,*
der *untere Kleidrock,*
der nur bis zum Knie reichende, *obere Kleidrock.*



BOMBASTUS-WERKE • FREITAL-ZAUCKERODE BEI DRESDEN

Um sich setzen zu können, hätte es folgender Strategie bedurft: man drückte die Krinoline vorn mit der Hand leicht an das Bein, wodurch sich ihr rückwärtiger Rand etwas hob. Ohne sich umzusehen, wußte man — wahrscheinlich durch einen sechsten Sinn, den wir alle heute nicht mehr haben —, wann der Krinolinenrand sich ungefähr in Stuhlhöhe befand. Rückwärts tretend, ließ man ihn über den Stuhlsitz gleiten bis zum Ansatz der Lehne — dies war wahrscheinlich der Augenblick, für den es den „Anstandsrock" gab — und dann setzte man sich, wobei sich die Reifen der Krinoline im Rücken zusammenlegten. Eine gut erzogene Dame hätte die Füße immer unter den Röcken zu verbergen gewußt. Wenn das Straßenbild von heute, das ja noch immer reichlich viel Damenbein zeigt, damals irgend jemand im Geist erschienen und von ihm beschrieben worden wäre, so hätte man es für das Traumbild eines Wüstlings halten müssen!

Und doch war andererseits erlaubt, was heute nicht angängig ist. Man fand es z. B. ganz in der Ordnung, wenn auf den großen Bällen die Beine der Herren sich *unter* den Röcken der Damen befanden. Denn: Dicht nebeneinander stand an den Wänden des Ballsaals Stuhl bei Stuhl und Herr saß neben Dame. Die Reifröcke der Damen berührten sich dabei in ununterbrochener Kette und deckten die Beine der zwischen ihnen sitzenden Herren zu, so daß nur die Oberkörper hervorragten und aussahen wie Könige und Buben eines Kartenspiels. — Wahrscheinlich empfand man zu jener Zeit allgemein: „Je weniger Bein, desto besser!" — denn im Salon galt *Bein* für ein schreckliches Wort, das man nicht aussprechen durfte. Und es gab noch andere anatomische Tatsachen, die unaussprechlich waren.

„Mein Tanzlehrer", sagte jene alte Dame, „zu dessen Pflichten es gehörte, den guten Ton zu verkörpern, durfte natürlich von „Bein" und „Bauch" nicht sprechen. Aber er half sich durch Deckworte. ‚Meine Damen!' rief er zu Anfang jeder Stunde durch den Saal: *‚Beachten Sie alle: Nr. 2 heraus! Nr. 3 herein!'* Dann warfen wir uns alle in die Brust und zogen den Bauch ein, ohne daß wir diese beiden harten Worte hatten hören müssen."

Leider wußte die ehemalige Tanzschülerin nicht mehr, wieviel Nummern dieses anatomische Versteckspiel gehabt hatte. *Epsi.*

DIE SCHLEPPE.

Vom 16jährigen *René Maria Rilke.*

Die Schleppe ist nun Mode —
Verwünscht zwar tausendmal
Schleicht keck sie sich nun wieder
Ins neueste Journal!
Und so dann diese Mode
Nicht mehr zu tilgen geht,
Da wird sich auch empören
Die strenge Sanität:
Ist sie dann auch im Spiele
Und gegen diese Qual,

Daß man geduldig schlucken
Soll Staub nun sonder Zahl —
Schnell, eh' man es noch ahndet,
Die Schlepp' vergessen sei,
Eh' sich hinein noch menget
Gar erst die Polizei.
Die müßte an den Ecken
Mit großen Scheren steh'n,
Um eiligst abzutrennen,
Wo Schleppen noch zu seh'n.


EIN GUTES BUCH
UND - - -
„RAVIA“-PRALINEN!
Carl Preiser
SCHOKOLADENFABRIK „RAVIA“
DESSAU-ALTEN

ZWEI WAHLAUFRUFE, DIE FREUDE MACHTEN

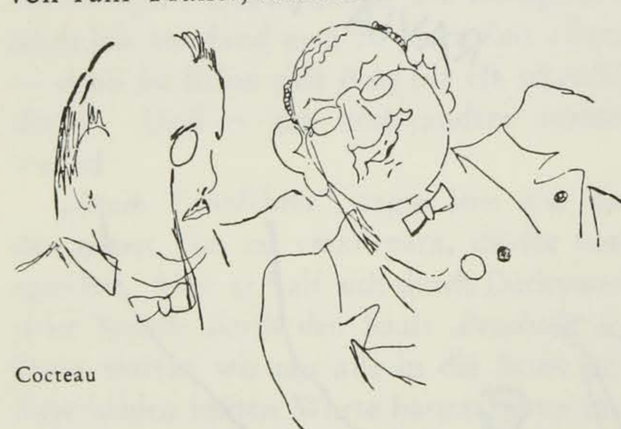
Der Vater Dumas und Paul de Kock empfehlen sich dem Volk als Abgeordnete

Im Jahre 1848 hatte Alexandre Dumas, der Vater, den Ehrgeiz, Abgeordneter zu werden. Er wandte sich ans Volk von Paris mit einem Wahlaufruf, den man nur dann phantastisch nennen dürfte, wenn seine Angaben nicht gestimmt hätten. Wahrscheinlich aber stimmten sie ziemlich genau, was der Lustigkeit der Geschichte keinen Abbruch tut. Der große Romancier, damals bereits dem Zenith seines Ruhmes nahe, wandte sich

AN DIE ARBEITER

Ich strebe die Wahl als Abgeordneter an; ich bitte euch um eure Stimme; hier meine Rechtstitel:

Abgesehen von sechs in der Schule, vier bei einem Notar und sieben als Beamter verbrachter Jahre, habe ich zwanzig Jahre hindurch täglich zehn Stunden, zusammen siebenundsiebzigtausend Stunden gearbeitet. Während dieser Jahre schrieb ich vierhundert Bücher und dreiunddreißig Stücke. Die vierhundert Bücher warfen bei einer Durchschnittsauflage von viertausend und einem Preise von fünf Francs, zusammen 11 Millionen 853 000 Francs ab:


Cocteau

den Buchdruckern 264 000 Francs,
den Buchbindern 525 000,
den Papierlieferanten 683 600
den Hefterinnen 120 000.
den Verlegern 2 400 000,
den Bücheragenten 1 600 000,
den Buchhandlungen 1 000 000,
der Post 100 000,
den Leihbibliotheken 4 580 000,
den Zeichnern 28 000 Francs.

Den Durchschnittstagelohn mit drei Francs annehmend, haben also meine Bücher, da es im Jahre 300 Arbeitstage gibt, während dieser zwanzig Jahre 1692 Personen Lebensunterhalt gewährt.

MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
PROSPEKTE AUF ANFRAGE
DAS GANZE JAHR GEÖFFNET

Die dreiunddreißig Stücke, jedes durchschnittlich hundertmal gespielt, werfen einen Ertrag von 6 360 000 Fr. ab. Davon entfiel auf:

die Direktoren 1 400 000 Francs,
die Schauspieler 1 250 000,
die Dekorationsarbeiter 210 000,
die Kostümverleiher 149 000,
die Saalbesitzer 700 000,
die Billettdrucker 60 000,
die Orchestermitglieder 157 000,
die Armen 630 000,
die Plakatkleber 80 000,
die Statisten 350 000,
die Nachtwächter und
die Feuerwehr 70 000,
die Holzhändler 70 000,
die Schneider 50 000,
die Oelhändler 525 000.
das Aufräumepersonal 10 000,
die Vorverkaufsagenten 60 000,
die Billetteure und
Angestellten 140 000,
die Maschinisten 180 000,
Friseure und Friseurinnen 93 000.

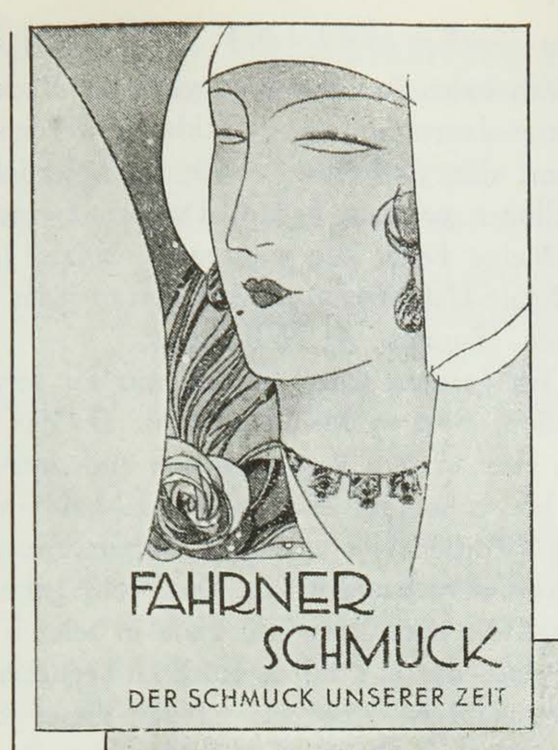
Meine Stücke gaben in Paris während zehn Jahren 347 Personen, in der Provinz, sagen wir der dreifachen Zahl: 1041 Personen, ein Brot, dazu die Logenschließerinnen, die Claquechefs, die Droschenkutscher 70 Personen. Zusammen 1450 Personen.

Meine Stücke und Bücher haben also 2160 Personen Arbeit verschafft. Ich spreche nicht von den belgischen Nachdrucken und von den ausländischen Uebersetzungen.

Al. Dumas.

*

Dieser Wahlaufruf ließ Paul de Kock nicht ruhen, und er bewarb sich um das Abgeordnetenmandat auf folgendem Plakat:



so lautet das Motto des neuen Schmuck-Modeheftes, das Sie in jedem guten Juweliergeschäft und Kunstgewerbehaus bekommen. Sie empfangen wertvolle Informationen über die neue Richtung in der Schmuckmode, die im Fahrner-Schmuck den vollendetsten Ausdruck findet. Außerdem enthält das Schmuck-Modeheft wiederum ein neues interessantes und amüsantes PREISRÄTSEL!

150

wertvolle
Fahrner-Schmuckstücke

im Gesamtbetrage von 4000 M winken als Preise. In dem oben abgebildeten Schmuck-Modeheft finden Sie die genauen Bedingungen. Die Namen der ersten 3 Preisträger werden in dieser Zeitschrift veröffentlicht.

GUSTAV BRAENDLE
Theodor Fahrner Nachf.,
PFORZHEIM

Ich habe ein unendlich größeres Recht, zum Mitglied der Konstituierenden Nationalversammlung gewählt zu werden als der Bürger Alexandre Dumas. Er rühmt sich, daß seine Verleger, Papierlieferanten und Claqueure an ihm zwölf Millionen verdient haben. Das ist ja eine Bagatelle!

Meine Feder hat während zwanzig Jahren 63 Romane hervorgebracht. Es ist keine Uebertreibung, den Ertrag jedes dieser Romane mit einer Million anzusetzen. Summa: 63 Millionen.

Ich fordere jeden heraus, mir zu beweisen, daß 63, multipliziert mit einer Million, nicht 63 Millionen sind. Da das nicht bestritten werden kann, stelle ich nun eine weitere Rechnung auf und unterbreite sie vertrauensvoll Ihrem Urteil.

Ich wohne auf dem Boulevard Saint-Martin, zu ebener Erde, und sitze jeden Tag zwischen vier und fünf Uhr nachmittags an meinem Fenster und schaue den Kokosnußverkäufern zu. Das weiß ganz Frankreich. Nun tritt kein Mensch eine Reise nach Paris an, ohne in seinem Notizbuch vorzumerken, daß er nicht vergessen dürfe, Paul de Kock zu begucken, wie er an seinem Fenster den Kokosnußverkäufern zuschaut. Jeder dieser Besucher von Paris benutzt selbstverständlich den Omnibus, der über den Boulevard Saint Martin verkehrt. Sechs Sous. Wenn sich die Leute an mir sattgeguckt haben, nehmen sie wieder den Omnibus. Sechs Sous. Zwanzigtausend Reisende leisten sich alljährlich diese Ausgabe. Dieser Zug zieht schon seit zwanzig Jahren an meinen Fenstern vorbei, hat also der Omnibusgesellschaft 4 800 000 Sous eingebracht. Ich schweige von den russischen Fürstinnen, die, um mich zu sehen, nicht einmal vor den Kosten einer Droschkenfahrt zurückscheuten.

Das ist nicht alles: eine Menge Frauen, deren Namen ich verschweigen möchte, aber deren Adresse ich jedem, der sie haben will, gern zur Verfügung stelle, haben von mir ein Porträt verlangt; ich habe ungefähr dreitausend Daguerrotypen bestellt. Andere Frauen, noch toller begeistert für meine Werke, baten mich flehend um mein Autogramm oder um eine Haarlocke. Im Hotel Bullion werden täglich für fünfzig Taler Paul-de-Kock-Autogramme verkauft, ich habe deren mindeſtens schon 6000 gegeben. Man berechne die Riesensumme, die ich auf diese Weise in Umlauf gesetzt habe. Ich schweige von meinen Haarlocken, denn heute kaufe ich sie selber überall zurück, wo ich sie auftreiben kann; ich bedauere, sie verschwendet zu haben.

Und schließlich, ein letztes und kraftvolles Argument: ich habe nicht nur den Körper einer Menge von Buchdruckern und Omnibuskutschern genährt, sondern auch Geist und Herz von drei oder viel Millionen Franzosen, die aus meinen Werken die gesündeſten philosophischen und literarischen Lehren schöpften.

Ich rechne also darauf, meine lieben Mitbürger, daß Sie mir einen Platz in der Nationalversammlung verschaffen werden, den mir ein Romancier streitig zu machen wagt, der bisher nur für lumpige elf Millionen Waren zu produzieren imstande war.

Paul de Kock.

*

Gewählt wurde weder Dumas noch Paul de Kock.

(Mitgeteilt von Georg Sipos.)

Unsere ersten Herbst-Neuerscheinungen

Floyd Gibbons: Der rote Napoleon

Roman · Deutsch von Franz Fein · 350 Seiten · Mit einer Umschlagzeichnung von Theo Matejko · Kartoniert M 6,50

Floyd Gibbons, der als Vertreter der amerikanischen Presse auf vielen Kriegsschauplätzen den Weltkrieg kennengelernt hat, gibt in diesem Buche das grandiose Bild eines Zukunftskrieges, der sich in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts abspielen wird: Der Kampf Sowjet-Rußlands gegen die kapitalistische Welt. Dies Buch ist eine politische Utopie großen Stils.

Max Krell: Orangen in Ronco

Roman · 244 Seiten · Mit einer Umschlagzeichnung von Fritz Heinsheimer · Geheftet M 4,— · Leinenband M 6,50

»Man trägt wieder Herz«, man schreibt wieder Bücher über die Liebe. Natürlich zeigen sie das Gesicht einer veränderten Welt. So sind die »Orangen in Ronco« ein Liebesroman dieser Zeit, ihrer Menschen, ihrer Gesetze, ihrer innersten Gegensätze. Der Roman enthält die große Errungenschaft des modernen Menschen: die Fähigkeit zu resignieren ohne zu verzweifeln.

Ernst von Salomon: Die Geächteten

480 Seiten · Geheftet M 5,— · Leinenband M 7,50

Hier spricht einer aus der verwirrten Kriegs- und Nachkriegs-Generation, den der vermeintliche Zusammenbruch aller Werte und der fanatische Wille ein neues Deutschland zu schaffen in ein Verbrechen verstrickte. Von Salomons Buch ist das Dokument aus den ersten wilden Jahren der deutschen Republik, da die ungereifte Kraft tatendurstiger Jugend sich nicht in den Dienst des neuen Staates stellte, sondern ihn mit allen Mitteln bekämpfte.

Josef Kastein: Sabbatai Zewi. Der Messias von Ismir

384 Seiten · Mit 12 Kupfertiefdrucken · Geheftet M 6,50 · Leinenband M 10.—

Im Vollbesitz psychologischen und historischen Rüstzeugs schreibt der Verfasser hier die seltsame Geschichte des Kabbala-Schülers Sabbatai Zewi aus Smyrna, der sich für den Messias erklärt, zahlreiche Anhänger in allen Ländern gewann, den Sultan absetzen und das Reich Gottes auf Erden herbeiführen wollte.

Annette Kolb: Kleine Fanfare

272 Seiten · 16 Abb. auf Tafeln · Mit einer Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson · Geh. 6,50 · Lnbd. M 9,50

Die Verfasserin, die in vielen Kulturzonen und geistigen Lagern Heimatsrecht besitzt, erweist sich in diesem Buche wieder als gute Europäerin. Ihr Lebensweg hat sie mit vielen führenden Persönlichkeiten zusammengeführt, deren Porträts sie mit der ihr eigenen Grazie zeichnet. Sie führt durch aristokratische Salons in Paris und durch die Berliner Gesellschaft der Nachkriegszeit.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG • BERLIN W 50

Tagore „malt". Seit zwei Jahren ist der alte Rabindranath draufgekommen, daß an ihm ein Maler verlorengegangen ist. Zwei Jahre sind eine lange Zeit. Was hat van Gogh alles in den letzten zwei Jahren seines Lebens zusammengemalt! Tagore läßt sich nicht lumpen. 500 „Bilder" hat er in so kurzer Zeit geschaffen! „Bilder" nennt es die Kritik, „Bilder" nennt er es selbst im Vorwort des von ihm verfaßten Katalogs! In Wirklichkeit sind es Tuschzeichnungen, mit dem Pinsel oder mit einer groben Feder aufs Papier gekleckst, etwas gefärbelt in Rot, Grün, Gelb, Braun und Blau. Der „Künstler" nimmt ein Kurvenlineal (wie es die Gymnasiasten in der „Darstellenden Geometrie" verwenden), zieht ein paar Kurven auf Papier, und ein Vogel mit herrlich geschwungenem Bauch, Flügeln, Kopf und Schnabel ist fertig. Ein paar Pfötchen werden aus freier Hand angehängt, und in den Kopf kommt mit dem Zirkel ein Doppelkreis: das Auge. (So bezieht Herr Tagore seinen Rhythmus!) Mit schwarzer Tusche wird die frei bleibende Fläche ausgefüllt, der Vogelleib wird mit ein paar Farben betupft. Das sind kleine Spielereien eines Dichters, aber seine Freunde gratulieren ihm zum neuentdeckten Talent, bis er es schließlich selber glaubt. Man sagt ihm, „daß seine Sachen gut, ja sehr gut seien". Dann darf man sie aber auch der Nachwelt nicht vorenthalten! Ausstellungen werden veranstaltet, erst in London, im Buckingham Palace, dann in Paris, in der Galerie Pigalle, nun in Berlin und in Dresden zugleich. Dort begrüßen ihn die Kunsthonoratioren: „Vor hundert Jahren hat Goethe unserem Kunstverein seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, heute . . ." Er antwortet: kein Land sei so geeignet wie Deutschland, seine Sachen zu verstehen. Soll es ein Lob oder soll es ein Spott sein? — Es ist eine Schande, das muß offen herausgesagt werden, daß unsere Kritik auf die dilettantischen Kritzeleien eines Greises hereingefallen ist, der nicht genügend Selbstkritik besitzt, um seine Arbeiten, die, wie er selbst sagt, aus dem „unbewußten Mut des Unwissenden" entstanden sind, an den richtigen Ort zu verweisen. Man hat die im Katalog vorgekauten Worte „Rhythmus" und „Verse in Linien" wiederholt, man vergleicht ihn mit Paul Klee z. B. Das heißt, das, was unsere Besten in den letzten zwanzig Jahren geschaffen haben, in den Kot zerren! Es ist unglaublich, daß sich eine Kunsthandlung, die sich schon soviel Verdienste um die deutsche Kunst erworben hat, nun hergab, eine solche Ausstellung zu machen! Die „Bilder" Tagores könnten aber doch noch nutzbringend verwendet werden! Alle diejenigen, die so leicht bei der Hand sind zu sagen, wenn sie moderne Kunst sehen: „Verzeihen Sie, aber das kann mein kleiner Moritz auch", müßten hierher geführt werden, denn hier kann man sehen, was dabei herauskommt, wenn der kleine Moritz zu malen anfängt! Da sich der Künstler in letzter Zeit entschlossen haben soll, seine „Werke" auch zu verkaufen, kann man vielleicht eine Anzahl davon erwerben, um ein pädagogisches Museum für systematische Kunsterziehung, durch Vorführung von Gegenbeispielen, zu errichten. In Stuttgart gibt es schon eine ähnliche Sache im Kitschmuseum Dr. Pazaureks. *Ferdinand Eckhardt.*

„Der Blick aus meinem Fenster während der Ferienzeit." Ueber dieses Thema fängt ein junges Mädchen folgendermaßen zu plaudern an: „Wenn ich mich morgens von meinem Lager erhebe, hat man einen wunderbaren Anblick."

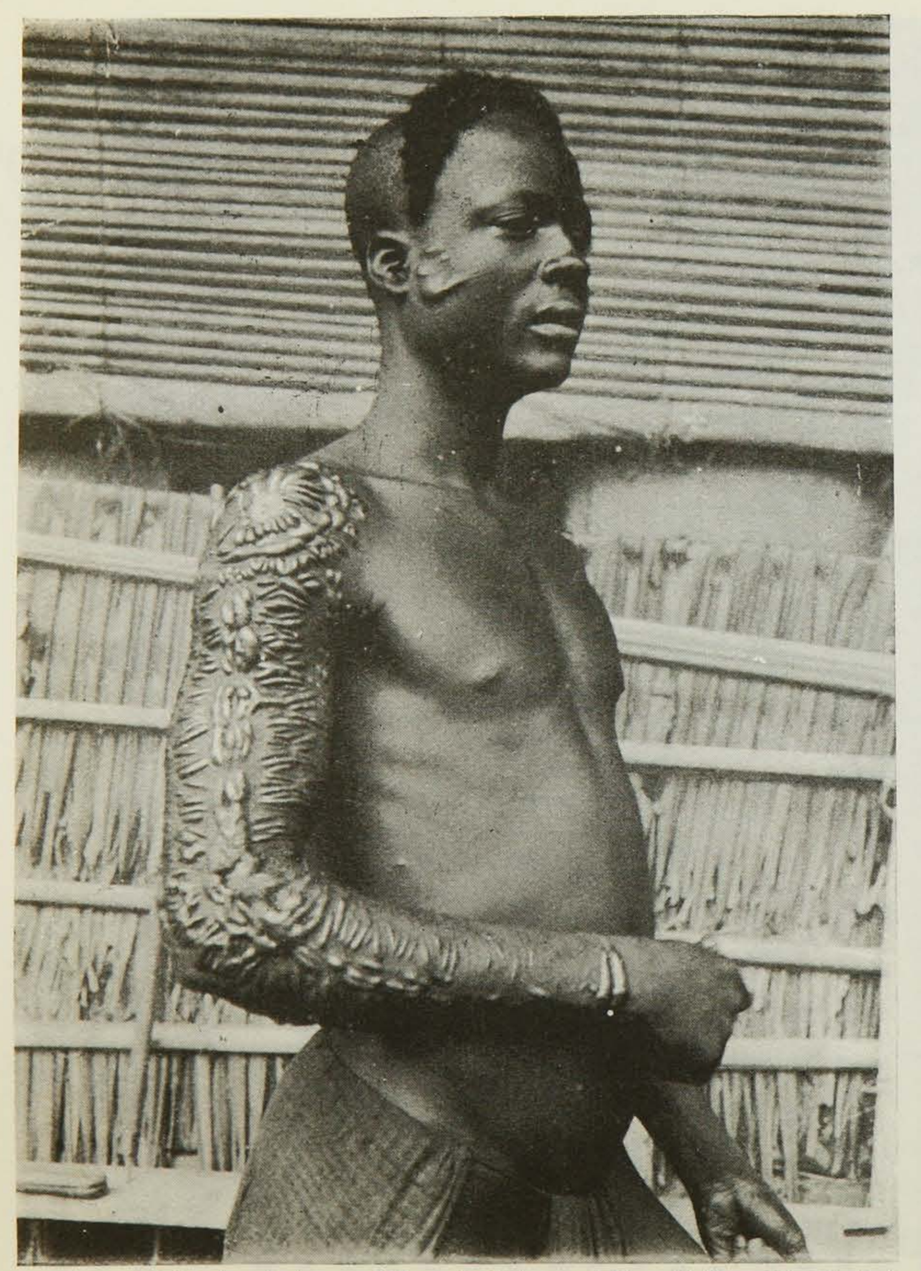


Der englische Schauspieler Charles Laughton



Photo Ernst Scheel

Der Dichtervagabund Werner Helwig



Aus Eugen Holländers Kulturgeschichte „Aeskulap und Venus" (Propyläen-Verlag)

Ostafrikaner mit Schmucknarben und Raupenhelmfrisur



Photo Stone, Berlin

Neudeutsche Haartracht

STEFAN GEORGES TEMPELGLOCKEN.

Sechshundert große Oktavseiten hindurch werden in der Schrift *„Stefan George und die Blätter für die Kunst“* von *Friedrich Wolters* (Georg Bondi Verlag, Berlin) das, was man als die großen Glocken des George-Kreises nennt, gezogen und die Rauchfässer geschwungen und dann behauptet, hiermit sei nun deutsche Geistesgeschichte seit 1890 geschrieben worden. Gleich zu sagen, die etlichen fünfzig großen Gedichte Georges lassen sich durch die Buchanstrengung, den Kreis damit zu legitimieren nicht nur, sondern zu historischer Bedeutung zu bringen, nicht unterkriegen. Und die kritische Stimme Rudolf Borchardts nicht, der in zwanzig Seiten zu und über Georges Bedeutung mehr gesagt hat als vielen tausend Seiten der Wolters et ceteri nicht gelingen kann, weil sie sich da ein Amt arrogieren, für das sie sich nicht auszuweisen vermögen. Sieg, Sieg auf der ganzen Linie! verkündet Wolters, und läßt den ganz makartisch ausschauenden Festzug defilieren, mit ausgeliehenen Altarfahnen der Kirche (oder altgekauften) und ebensolchen eines ausverkauften Königtumes, für dessen letzten Repräsentanten dieser bedauernswerte Narr Ludwig II. proklamiert wird, der „in seinen einsamen Schloßbauten, fast so einsam und zeitfremd wie im Unterreich des Algabal, vergeblich noch den letzten Prunkraum, das Palatium Majestatis, zu schaffen suchte, um überhaupt leben zu können.“ Ja, mit diesem Bruch und Schuttwerk der Königsschlösser gräßlichen Gedenkens ist der Tempelbau des George-Kreises identisch. Wie mit den marmornen Stelen, die Wagner, Böcklin, Klinger und Maximin errichtet sind. Eine Episode sei erwähnt, das erste Treffen Georges mit Hofmannsthal: „einem Jüngling, scheinbar von gleichem glühenden Trieb wie George beseelt.“ Trotz der fallen gelassenen strengen Handhabung jenes Paragraphen wird Wolters hier nicht so deutlich, wie man es aus Anstand werden müßte, wenn man die folgenden Sätze anschließt: „Doch George mußte bald erfahren, daß es Menschen gäbe, für welche das klare Wissen um das Höchste und Nötigste nicht auch die Norm ihres Handelns sei, daß man in Wien mit großem Ernste von Dingen sprechen und sie mit ebenso großem Leichtsinn bald darauf verleugnen, verlieren und verraten könne. George glaubte, jeden Bund des Vertrauens mit Hofmannsthal schließen zu können. Als H. sich diesem Glauben sogleich versagte . . . als er sich ohne verdeutlichende Erklärung geschickt dem liebenden Zugriff des Freundes entzog und dann brüsk die Freundschaft zerriß, bereitete dies George die erste furchtbare Enttäuschung.“ Und so noch weiter sentimental-pathetisch-dichterisch tuendes Abrakadabra um das simple Faktum, daß der eben nicht invertierte Hofmannsthal „sich dem liebenden Zugriff des Freundes entzog.“ Papa Hofmannsthal drohte dem das Haus und den Sohn belagernden George mit der Polizei. Aus dieser Episode und aus der Art, wie Wolters dem Gebote des Tempels folgend das Faktum vernebelt und aus einem Dichter so etwas wie ein Literatur-Lümpchen macht, erklärt sich das ganze System des Georgeschen „dritten Reiches“. Ich habe gar nichts gegen die Homosexualität und „Männerbünde“. Aber dagegen, mir und der Welt diese Dinge als das Leben in spiritu sancto einreden zu lassen, ja nicht einmal als Schutzmittel gegen einen Paragraphen. Weil männlich, ja nur menschlich geredet hier nur in der Fistel klänge, werden die ollen Tempelglocken geläutet. Weil menschlich ausgedünstet hier nicht gut röche, werden die längst schal gewordenen Arcana verbrannt. Weil zum Faktum des Georgeschen Gedichtes von anderer Seite längst alles hier zu Sagende endgültig gesagt ist, aber der „Kreis“ dabei elend durchfiel, wird hier vor, nein, nach längst erfolgtem Torschluß noch seitenlang gegaukelt, hieratisch, priesterlich, königlich, erlöserisch unter Vorantragung des, ein anderer Cid, ausgestopften George und seiner in Bronze und Stein verewigten Freunde, die sich seinem Zugriff nicht entzogen. Der ganze verstaubte Kulissenkram dieses geistigen Provinztheaters wird aufgeboten, um den Herrschaften des Kreises die Staffage zu geben, und rote Zündhölzchen werden abgebrannt, damit auf das lemurische Bleich dieser Gesichter eine Farbe zu bringen. Die letzte Anstrengung dieses Wälzers war nötig, um urbi et orbi nicht Georges Bedeutung, aber die Unbedeutung seiner entmannten Gefolgschaft zu zeigen. Nach diesem Buche bleibt nichts mehr zu sagen und zu melden. Es ist eine zweipfündige Grabschrift auf ein Scheingelebtes. *Franz Blei.*

FÜNF ROMANTIKER. Ueber den Friedrich Schlegel ist alles schon gesagt worden, aber in diesen 140 Seiten des Buches von *Gundolf* „Romantiker" (bei H. Keller, Berlin) ist es für die nächsten hundert Jahre endgültig gesagt. Wer nach diesen Gundolfschen Seiten über Friedrich schreibt, treibt Unfug. Ins Zwielicht Schleiermacher leuchten die nächsten 130 Seiten, um festzustellen, daß er nur als Vermittler Platons im Licht steht. Aus der zweiten Generation: Brentano, „das Uebergewicht der Seele, die sich im Stoff badet", — Arnim, „das Uebergewicht des Stoffs, in dem die Seele fast willenlos umherschwimmt". Der fünfte im Buche, der Nachfahr und Vorfahr Georg Büchner. Angenehm empfindet man und ist etwas überrascht, daß Gundolf auf die Begriffe und Ausdrücke der Kotteriesprache des George-Kreises verzichtet. *F. B.*

GUSTAV ADOLF PLATZ, Die Baukunst der neuen Zeit. Zweite Auflage, 6.—10. Tausend. Im Propyläen-Verlag, Berlin. In Verbindung mit der „Bauwelt".

FRITZ SCHUMACHER, Zeitfragen der Architektur. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.

Zwei Bücher über moderne Baukunst. Beide von höchstem Rang und von entschlossenem Willen zum Neuen, Lebensfähigen, Zukunftverheißenden. Zwei Bücher, die auch deshalb zusammengehören, weil von den beiden Architekten, die sie verfaßten, der jüngere, Platz, der Schüler des Aelteren ist, oder war. Schumacher, der verdiente Baudirektor des Hamburgischen Staates, gibt auf 160 Seiten die Betrachtungen eines der kultiviertesten Fachleute unserer Zeit: über „ästhetische, städtebauliche und kulturpolitische Fragen". Der Verleger Diederichs illustrierte sie mit 24 Abbildungen Schumacherscher Bauten. Das bereits in zweiter Auflage erscheinende Standardwerk von Platz gibt mit seinen 1000 Abbildungen einen reichhaltigen Ueberblick über die modernste Baukunst aller Länder einschließlich solcher älterer Baudenkmäler, die Vorläufer und Anreger dieser modernsten Leistungen geworden sind. Mit Ernst und Liebe versucht Platz in seiner Erörterung den Schöpfern dieser tausend Bauten gerecht zu werden. So rechnet er Schumacher unter die Schüler des Reichstags-Architekten Wallot, von denen Platz sagt: „Sie haben ihre Laufbahn als Künder einer neuen Monumentalität begonnen, deren Wesen leicht in übertriebene Wucht und theatralisches Pathos ausartete. Zyklopenbauten aus gewaltigem Quaderwerk mit übertrieben schweren Gliederungen füllten die Visionen der dichterisch und literarisch veranlagten Künstler, wuchsen als Denkmäler der kurzen Reichsherrlichkeit aus dem Boden." Im Gegensatz zu diesem „Pseudo-Teutonenstil" schildert Platz auch Schumachers Verdienste um die erstaunliche neue Backstein-Baukunst Hamburgs, die Platz „bodenständig" nennt. Mit dieser Bezeichnung hat Platz etwa ebenso recht wie der Mann, der nach dem Bau der ersten Eisenbahn wettete, dieses neue Beförderungsmittel werde nicht ohne „bodenständige" Zugpferde vorwärtskommen; und der seine Wette gewann, weil im letzten Waggon einige Pferde verladen waren. In den schlanken Backstein-Pfeilern des Hamburger Chile-Hauses entdeckt Platz „den Charakter mittelalterlicher Dienste'" und in der „bodenständigen" Backstein-Baukunst des neuen Hamburg „den herben Hauch nordischen Wesens". Doch handelt es sich dabei wahrscheinlich auch noch um einen Ueberrest des „Pseudo-Teutonenstils", der uns vergessen machen will, daß Hamburg vor seinem Eintritt in das Wilhelminische Kaiserreich eine hochkultivierte Stadt gewesen ist. Das Witzwort „Teutonenstil" stammt von dem feinsinnigen Hamburger Humanisten Lichtwark, auf den sich sowohl Schumacher als auch Platz berufen und dem beide in ihrem zukunftsfrohen Wohlwollen näherstehen als in ihrem künstlerischen Empfinden. In seinem edeln, geradezu mütterlichen Wohlwollen für alles Neue findet Platz ein nachsichtiges Wort selbst für die Phantasmen der modernen Glashaus-Apostel oder die „Schreckenskammer" des Holländer Baumeisters le Klerk oder die nachweislich unwirtschaftliche und schlecht beleuchtete Wolkenkratzerstadt Le Corbusiers oder ähnliche Schwächen, die Platz keineswegs verkennt. Seine geradezu ehrwürdige Sehnsucht nach dem gelobten Lande einer neuen Baukunst läßt Platz bescheiden seine eigenen baulichen Leistungen verschweigen (die tüchtig sind, ohne ultramodern zu sein) und läßt ihn sogar blind

werden für künstlerische Leistungen ersten Ranges. So zeigt Platz keinen Bau von Schmitthenner, noch von Hertlein, die weder „herben Teutonenstil" pflegen, noch, wie Le Corbusier und seine deutschen Nachahmer, schlecht bewohnbare Häuser bauen, die aber oft das künstlerische Fingerspitzengefühl bewiesen, das eine Leistung erst wahrhaft modern macht und das ein Haus davor schützt, schon in kurzer Zeit wieder als „Jugendstil" zu wirken. Aber Platz zitiert das treffende Wort des großen Bahnbrechers Adolf Loos: „Die Form dort zu ändern, wo keine sachliche Verbindung möglich ist — ist der größte Unsinn . . . Niemals sind die Architekten dazu da, um neue Formen zu erfinden." Es ist ein Glück, daß heute wieder so einsichtige Bücher wie diese beiden von Platz und Schumacher geschrieben und gelesen werden. Nie hat es eine Zeit geistiger Hochkultur gegeben, in der nicht auch die Baukunst die leidenschaftliche Anteilnahme gebildeter Laien fand. *Werner Hegemann.*

WERNER HEGEMANN, Das Steinerne Berlin. Gustav Kiepenheuer Verlag.
Der Verfasser des Napoleonbuches und geniale Zerstörer der Alten-Fritz-Legende ist mit diesem Werk auf seine besondere Kapazität des Städtebauwesens zurückgekehrt, aber wie die Dinge mit Berlins polizeilich dirigiertem Bauwesen, besser Zinskasernenbauwesen, liegen, ist auch dieses große Buch ein politisches Buch. Denn die zu scheußlichen Zinshäusern und Hinterhöfen getürmten Steine bekamen ihr unglückliches Leben ein gutes Jahrhundert lang durch den Machtspruch der Polizei, dem sich der Berliner widerspruchslos fügte. In dieser Stadt wurde gebaut, als ob nicht freies Feld zur Bebauung da wäre, sondern ein enges Festungsgebiet. Durch das Resultat wandeln wir, erdrückt und das Unbegreifliche bestaunend. Hegemann bringt diese Steine zum Sprechen, und was sie sagen, im grauenvollen Monumente dieser Stadt, ist: hier hat jeder menschliche Wille, hier hat jede Intelligenz verzichtet, um nichts zu sein als kuschender Untertan. *F. B.*

WIR GEBEN ES OFFEN ZU,

der soeben erscheinende neue Roman von Upton Sinclair, „Leidweg der Liebe", ist kein „eigentlicher Sinclair". Wer den unvergleichlichen Schilderer amerikanischer Verhältnisse, den Sozialkritiker und politischen Kämpfer Sinclair kennenlernen will, lese Werke wie „Der Sumpf", „Jimmie Higgins", „König Kohle", „Petroleum" und „Boston". Wer aber für den Menschen Sinclair Interesse hat, der wird in „Leidweg der Liebe" (Love's Pilgrimage, geschrieben 1913) eines der zartesten, widerspruchvollsten und ehrlichsten Bücher finden, die je über den Kampf der Geschlechter und über die Verlassenheit des werdenden Künstlers inmitten zielstrebiger Menschen geschrieben wurden. Georg Brandes zählte diesen Roman zu den wesentlichsten Erscheinungen der amerikanischen Literatur. Das Werk hat autobiographische Züge, es ist „Dichtung und Wahrheit" eines modernen Zeitgenossen und dennoch ein sonderbar fremdartiges Buch, — legt doch hier ein Amerikaner rein puritanischer Prägung sein intimstes Leben bloß, ein Mensch, dem die kühle Distanz, die ätzende Skepsis, die müde Weisheit der Europäer fehlt, der sich ins Leben stürzt mit einer Naivität, mit einem sieghaften Glauben an den Wert und die Schönheit des Lebens, der uns Kriegsernüchterten verlorengegangen ist. Wer immer die sogenannte Sachlichkeit als Armseligkeit empfindet, der wird diesem Buche seine Bewunderung nicht versagen.

Der von E. Canetti im besten Sinne des Wortes verdeutschte Band, 660 Seiten stark, ist in jeder Buchhandlung zum Preise von karton. 4,80 RM, Leinen 7 RM erhältlich. *Malik-Verlag*

WER IST ERNST PENZOLDT?

Ja, es gibt einen Ernst Penzoldt; Kürschners Literaturkalender auf 1930 bestätigt ihn: Er ist am 14. Juni 1892 zu Erlangen geboren, lebt als Bildhauer in München, Ditlindenstraße 14; ist Mitglied des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller und arbeitet an Lyrik, Novelle und Roman. Seine Werke: „Der Gefährte", Gedichte, 1922; „Idyllen", das Jahr darauf; „Der Schatten Amphion", 1924; „Der Zwerg", Roman, 1927; „Der arme Chatterton". Niemand kennt die Werke. *„Die Powenzbande"* aber (Zoologie einer Familie, gemeinverständlich dargestellt. Im Propyläen-Verlag, Berlin) wird ihren Autor berührt machen. Nichts in diesem Buch ist existent: Weder gibt es in Deutschland eine Stadt Mössel, noch eine „fischreiche Maar", daran sie liegt — gibt die 14692 Einwohner von Mössel nicht, am wenigsten gibt es die Powenzbande — — — und es hat all das nie, nie gegeben, ehe Ernst Penzoldt es erfand und lebendig hinstellte. Damit will ich sagen: daß Penzoldt keine Vorbilder hat und Vorgänger; daß seine Geschöpfe Baltus Powenz samt Gattin Sabine, daß die Nachkommen dieses Ehepaars: Kasper, Fabian, Heinrich, Violand, Zephirin, Jadup, Jubal und die Teufelin Lilith allzumal Kinder sind Penzoldtscher Laune, einer genialen Zeugungskraft. Vom Humor, der die Kleinstadt Mössel malt, von Parodie und Witz (der Fußnoten besonders) erhebt sich das Buch oft zu herrlichster Satire. Wenn es eines Beispiels bedürfte, den Schriftsteller der Komik vom Dichter zu scheiden: hier ist es. Sie werden gut tun, „Die Powenzbande", wenn Sie an den Schluß gekommen sind, sofort nochmals von vorn anzufangen: da erst werden Sie voll Ihre Freude haben, der Geschlossenheit der Komposition recht innewerden. Ein Buch — mit Baltus Powenz zu reden: furchtlos, fröhlich und fruchtbar. *Roda Roda.*

SIGMUND FREUD, Das Unbehagen in der Kultur. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien.

Aus der Frühzeit der Psychoanalyse, als sie vom Experiment zur Theorie überzugehen, aus einer Neurosentherapie eben zu der umfassenden Psychologie zu werden begann, die sie heute ist, stammt die Freudsche Erkenntnis, daß sich die Kultur aus Triebopfern aufbaut. Die Formulierung der heute so allgemein einleuchtenden, damals so revolutionären Wahrheit lautete etwa so: Gegen die Mächte der Außenwelt schloß sich die Menschheit zusammen, und sie mußte im Interesse der Gemeinschaft die Befriedigung ihrer Triebe beschränken. Was wir Kultur nennen, ist die Summe der Versagungen, Sittengebote, inneren Hemmungen, die den Wildstrom des Trieblebens kanalisieren, und die Kultur wird erhalten, indem jede Generation die nächste auffordert, dieselben Opfer zu bringen, die sie selbst gebracht hat. Glück ist elementare Triebbefriedigung: das hat uns die Kultur genommen. Was hat sie uns dafür gegeben? fragt Freud in seinem letzten Buch und beantwortet die Frage, wie es seiner tief pessimistischen Weltanschauung entspricht. Es ist ein erregendes Buch, bis an den Rand voll mit Gedanken, als Meisterleistung der Freudschen Sprachkunst allein würdig des Goethe-Preises. *Eugen Lazar.*



lemenceau spricht

Unterhaltungen mit seinem Sekretär Jean Martet. Deutsche Übertragung von Franz Hessel und Paul Mayer. Mit 25 Abbildungen auf Tafeln. Einbandzeichnung von Olaf Gulbransson. 10. Tausend.

„Sowohl stofflich als literarisch ein wahrer Leckerbissen." (Frankfurter Zeitung)

In jeder guten Buchhandlung vorrätig / Geheftet M 8.—, Leinenband M 12.—

ERNST ROWOHLT VERLAG / BERLIN W 50

MAX PICARD, Das Menschengesicht. Delphinverlag, München.

Tiere sehen dich an, Kinder sehen dich an: das hat man. Das Buch: Menschen grinsen dich an, hat man nun auch, aber ex inverso, indem Picard vom Verfall des Menschenantlitzes spricht, wie man ihn heute überall, aber vor allem bei der weißen Rasse wahrnehmen kann. Picard geht weiter als zu bloßen soziologischen Erklärungen zurück, wie man es wohl tun muß, um dieser grausigen Tatsache auf den Grund zu kommen. Er geht, weil hier nur ein Maß ist, auf Gott zurück, der ja „nach seinem Ebenbilde" schuf. Und er entwirft eine ebenso großartige wie tiefe Physiognomik. Höchst lesenswert. Was das immer mehr entartete Gesicht des Europäers betrifft: der mechanisch gewordene Beruf zeichnet und massakriert es. Seltsam, wie hinter der Maske, die der Beruf auf die Gesichter klebt, sich oft ein Tiergesicht der biogenetischen Reihe durchdrängt, so daß einer ganz aussieht wie ein Schwein, einer ganz wie ein Igel oder ein Fisch. Das wirkt auf einem Menschenleib wie eine Teufelsfratze. Darum ist ja wohl auch Picards erstaunliches Buch ein religiöser Traktat.

F. Blei.

RUDOLF SONNER, Musik und Tanz. Quelle & Meyer, Leipzig.

Dieser Versuch, auf einem Raum von 112 Seiten die Entwicklung des Tanzes von den Primitiven bis zum 20. Jahrhundert populär darzustellen, leidet an einer erdrückenden, nicht ganz bewältigten Fülle von Einzelheiten. Am besten sind die Kapitel von Jagd-, Toten-, Masken- und Kulttänzen, instruktiv die 28 angehängten Notenbeispiele. Die Schilderung der modernen Entwicklung ist nicht ganz frei von Fehlurteilen. So behauptet Sonner, der Tango sei durch die Jazzmusik verdrängt worden. Auch das Studium der modernen amerikanischen Tanzmusik läßt zu wünschen übrig, denn in dem sehr umfangreichen Quellenmaterial fehlen zwei standard works: Gilbert Seldes' „The Seven Lively Arts" und W. C. Handys Anthologie „Blues". Die Namen Irving Berlin, George Gershwin und Youmans sind im Register nicht genannt.

H. H. S.

HANNS SACHS, Bubi, die Lebensgeschichte des Caligula. J. Bard Verlag, Berlin.

Das kurze Leben dieses Kaisers, der als Lagerkind und von seinen zu großen Militärstiefeln her den Spitznamen Stiefelchen und dann als anfangs sehr beliebter Imperator den Kosenamen Bubi bekam, dieses ungemein kuriose, in seinen innern Komponenten recht rätselhafte Leben wird von diesem andern Hanns Sachs gut erzählt, nicht nur gut in der Benützung aller Quellen, sondern auch gut im autorlichen Sinn einer deutlichen Zeichnung. Man wird nicht medizinisch geplagt mit Diagnosen, die den Einzelfall in die Versenkung fallen lassen, um sich an dessen Stelle wichtig zu nehmen und damit dem interessierten Leser das Vergnügen, von einem Menschen noch was anderes zu erfahren als daß er „krank" war. Wer ist denn schon so gesund?! Der Verfasser kokettiert weder mit einem Moralismus noch mit einem Imoralismus, begeistert sich nicht, entrüstet sich nicht; seine Haltung ist etwa linkes Zentrum des nichts als Phänomenologischen.

F. Blei.

Soeben erscheint:

André Maurois

BYRON

Das bedeutendste Buch, das Maurois geschrieben, das beste Buch, das über Byron bisher erschienen, das schönste seit vielen Jahren. (Observer)

Geheftet . . M 8.—
Kartoniert M 10.—
Leinen . . . M 12.—

VERLAG PIPER / MÜNCHEN



„Was willst du, Knie, von meiner Stirn?“

Lesen Sie den Zyklus „Verkörperung“ im Gedichtbuch

Der Mann zwischen Fenster und Spiegel

von VICTOR WITTNER

Leinen RM 4.10

Gedichte, die mir durch ihre liebenswürdige und eindringliche Neuheit, ihre frische und zarte Kraft eine sehr glückliche Stunde bereiteten. Ich glaube, ihr Klang ist mir der liebste in aller jüngsten Lyrik, und er ist ein ganz eigener. *Thomas Mann*

Dieser stark realistischen Persönlichkeit ist jeder Feuilletonismus fremd. Ganz neu ist daher auch seine Dichtkunst. Keine Konjunkturware. *Der Zwiebelfisch*

Er ist amüsant und graziös, ohne flach zu werden. Solche Lyrik können auch Männer lesen.

Deutsche Zeitung Bohemia

PAUL ZSOLNAY VERLAG
BERLIN UND WIEN



WOLFGANG GRAESER, *Körpersinn* (Gymnastik, Tanz, Sport). C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München. Dieser früh verstorbene Wolfgang Graeser — ein Knabenkopf blickt aus dem letzten Bildnis — scheint ein reich begabter Jüngling gewesen zu sein, denn er hat, ehe er dieses Buch schrieb, Bachs Kunst der Fuge neu zusammengefügt und spielbar gemacht, eine Tat. In den Abhandlungen dieses Werkes, das eben neu erscheint, zeigt er sich als Sprengler-Schüler, der also auch mit mathematischen Methoden operiert und vor Dunkelheiten nicht zurückschreckt. Es gelingt ihm aber, das „neue Etwas“, als welches das wiedererwachte Körpergefühl sich ankündigte, durch einige originelle, wenn auch mit jugendlicher Schwere in Bewegung gebrachte Gedankengänge aufzuklären und ins rechte Licht zu lenken. Die Abstraktionen einiger Kapitel werden kompensiert durch die Lyrik der folgenden Passagen, und einige interessante Hinweise und glückliche Formulierungen sind das Ergebnis. Verdienstlich ist die Kritik am Sport zu Gunsten der reinen Gymnastik, und die Ablehnung jenes „Tänzerischen“, das nicht durch Schönheit der Körperformen legitimiert ist: so problematisch ihm auch die Körperlichkeit ist, auch er wollte wohl schöne Körper sehen und nicht tanzende Probleme. *Wtt.*

SIEGFRIED EBERHARDT, *Der Körper in Form und in Hemmung. Die Beherrschung der Disposition als Lebensgrundlage.* C. H. Beck Verlag. Zum Unterschied von Wolfgang Graeser, der offenbar Musiker war, ist Siegfried Eberhardt Geiger, also Spezialist. Von der Beherrschung des Instruments ausgehend, weist er die Wichtigkeit der körperlichen Disposition, der Beherrschung des Körpers als eines Instruments nach. In seinen gründlichen Analysen berührt sich der Violinpädagoge Eberhardt mit dem Sozialpädagogen Alfred Adler, seine Physiologie mit der Individualpsychologie. Ohne Absicht. Mit Absicht wird die Psychoanalyse angegriffen, der der Autor den Text zufälliger Zitate liest, mit Recht das verkrampfte Vokabular der Mensendieck-Schule. Das Buch ist ein Hymnus auf die Haltung.

Man tanzt um die Welt



Die feinfühlige Art, mit der Marek Weber den Rhythmus der Tanzmelodie erfaßt hat, ist einzigartig. Tanzlustige Füße können nicht stillhalten, wenn er spielt. Electrola gibt treu die feinste Schwingung jedes Geigenstriches wieder. Die größten Musiker der Welt haben deshalb ihre Werke ausschließlich Electrola anvertraut. Von RM 12,40 monatlich an können Sie eines dieser unübertroffenen Electrola Musikinstrumente besitzen. Die doppelseitige Platte kostet RM 3,75. Unverbindliche Vorführung in unseren Verkaufsstellen und Filialen.

Unwiderstehliche Musik, gespielt von Marek Weber und seinem Orchester:

Aus dem Tonfilm D.L.S. „Ein Tango für Dich"
Du Märchen vom Glück
Du bist mein Mascottchen . . . EG 1883

Aus der Operette „Die Wunderbar"
Wenn die Elisabeth nicht so schöne Beine hätt'
Das Lied von der Wunderbar . EG 1937

Volkslieder ⋆ Walzer-Potpourri . *EG 1956*

Potpourri aus dem „Walzertraum" *EG 1905*

Marek Weber als Konzertgeiger
Morgen ⋆ Ständchen, Lieder von Rich. Strauß
EG 1726

ELECTROLA

**BERLIN LEIPZIG
KÖLN FRANKFURT a. M.**

Wie werde ich schön? (Wie bleibe ich jung und schön? Neue Folge.) Ullstein Sonderheft.

Selbst wer schon viel über Kosmetik und Gymnastik weiß, kann hier noch lernen. Die Beratung ist ebenso umfassend wie eingehend, für absolute wie relative Jugend höchst wissenswert, das A—Z der Gesundheit, wie der pflichtgewordenen Eitelkeit der Frau up to date. Sehr erfreulich besonders die Ratschläge zur Beseitigung kleiner Schönheitsfehler. *Schi.*

ERNST WEISS, Tiere in Ketten. Roman. Propyläen-Verlag, Berlin.

Die Liebe eines Freudenmädchens! Die Besessenheit von einer einzigen alles vernebelnden Leidenschaft. Gemeinheit, Niedertracht und Grausamkeit unterirdischer Triebe, irdischer Umwelt und überirdischen Schicksals. Das kleine dumme Hirn einer Hure kann damit nicht fertig werden. Sie beherrscht den schmutzigen Jargon, aber nicht ihr Gefühl, unter dessen Last sie zwischen Träumen, Gesichten und Visionen, Gott und Welt herumtorkelt, friedlos, gehetzt. Dieser viel zu große Trieb macht sie ächzen, läßt sie törichte, unkontrollierte Dinge tun, überschreit ihr Ausruhn und Aufatmen, wenn sie sich in den Kleinkram des Lebens flüchtet, wie in eine sichere Festung. Und wie sich diese Leidenschaft endlich erfüllt, ausbricht, ist es wie die Geburt eines Monstrums, das sie zerreißt und zerstört. — Der neu aufgelegte Roman ist eine belletristische Kostbarkeit. *ost.*

EINE GESCHICHTE DER LIEBE. Das nämlich ist das Buch, das *Franz Blei* „Die Formen der Liebe" nennt. Nicht aber was der Verlag Trianon, wie sich in diesem Falle die Verleger Neufeld und Henius nennen, mit seiner „Ausstattung" einem sexuell ratlosen Käufer einreden will mit seinen Bildbeigaben, deren Banalität dem Buche gottseidank angehängt ist, aber nicht dessen außerordentlich gedankenreichen Text lächerlich unterbricht. Wie konnte der Verlag nur diesen Text *so* mißverstehen? Oder nicht verstehen? Und schloß er aus seinem Nichtverstehen auf ein solches der Leser und deren zu kleine Zahl und daraus resultierendes zu kleines Geschäft? Aber wir fürchten für sein großes, denn die Spekulation auf die Bilderwüstlinge dürfte sich als falsch herausstellen, da diesen die Bilder zu harmlos sein werden. Und gar beim Text werden sie nicht das finden, was sie suchen. Aber schon gar nicht. Denn er behandelt Ideen-Geschichtliches und nicht Vanderveldisches, gibt den Reichtum der Liebesformen in ihren geist-seelischen Auswirkungen, nicht die Armut eines ehelichen oder außerehelichen Funktionierens. *O. S.*

PLATTEN-QUERSCHNITT

Schlager-Platten.

„Gute Nacht mein holdes, süßes Mädchen" (E. Meyer-Helmund). Tenor: Tauber mit Orchester. Dir. Dr. Weißmann. Odeon 4971. — Musterbeispiel eines vollendet gesungenen Kitsch-Schlagers ohne die Monotonie aktueller Zote. Ia Platte.

Tango auf Tango. Hübsche Tango-Kollektion 1930 und *„In St. Pauli bei Altona". Dajos Béla Orch. Ges. Leo Frank und Alice Hechy nebst Chor. Odeon 2914.* — Besonders gelungene Interpretation des beliebten Marschliedes aus „Phaea".

„On the sunny side of the Street" and „Exactly like you" from the „International Revue". R. W. Kahn-Orch. Brunswick A 8717. — Angenehmer Drink mixed aus: symphonischem Jazz, bekannten Melodien, brillantem Spiel, plüschweicher Refrain-Stimme . . . .

Sonny Boy's „Bear-Story" from the „Singing Fool". Monologue: Davey Lee. Brunswick A 8492. — Aufregend für große und kleine Kinder. Amüsantes American-English, vorzüglich reproduziert.

„Weil ich Dich liebe, muß ich lügen". Serge Abranovic m. Orch. Parlophon B. 12212. — Sogar der Roman hat heute seinen Schlager: schmelzend, anspruchsvoll, einschmeichelnd.

„Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt" (aus „Der blaue Engel"). Greta Keller



Photo Roseman

M. Kisling, Landschaft



Fragment der Akropolis



Aus: Hege-Rodenwaldt, Die Akropolis (Deutscher Kunstverlag)

Parthenon-Fries der Akropolis

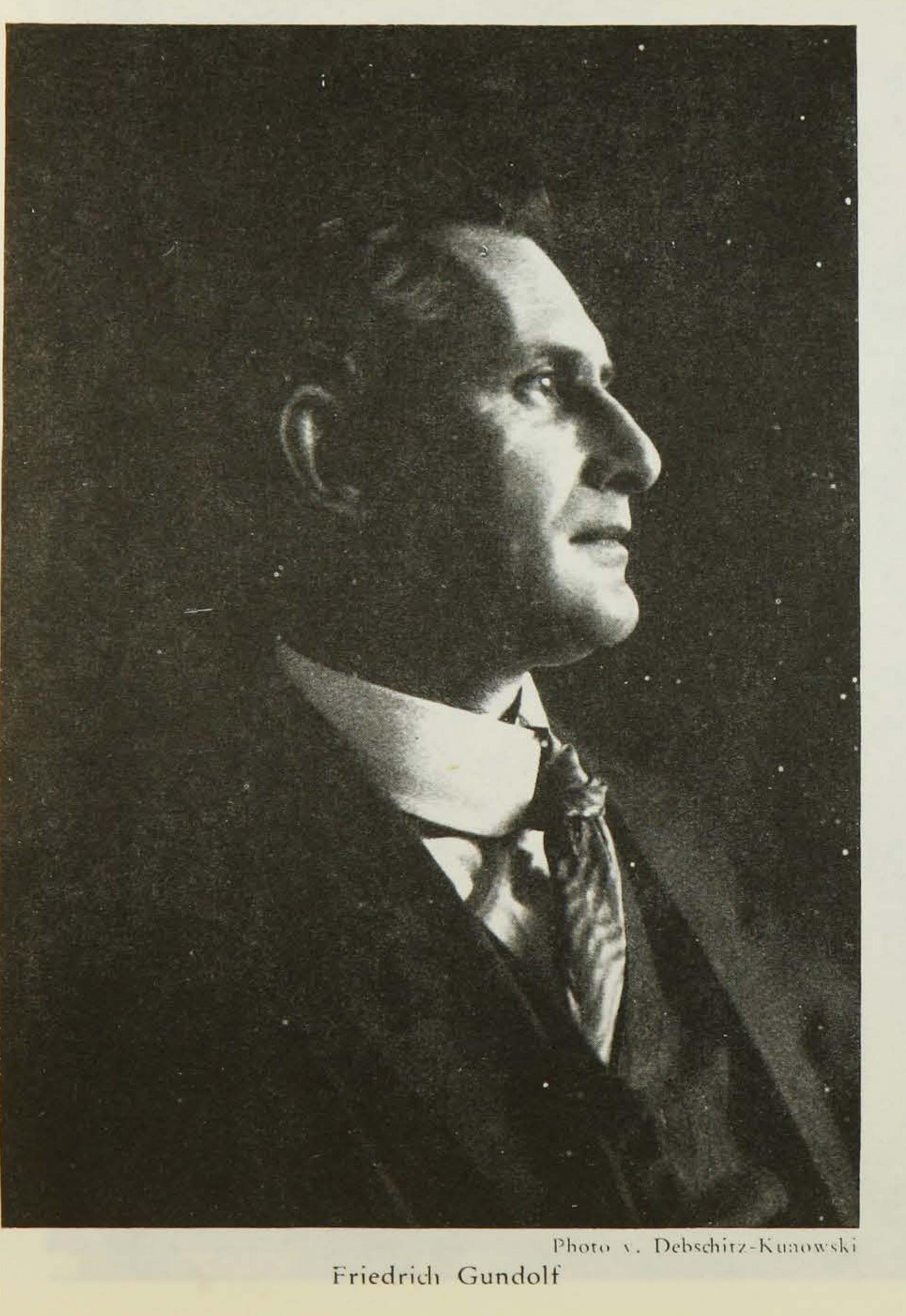


Photo v. Debschitz-Kunowski

Friedrich Gundolf

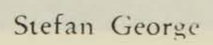


Photo Müller-Hilsdorf

Stefan George

m. Orch. Ultraphon A. 421. — Origineller weiblicher Jack Smith. Warm timbrierter Vortrag.

„Wunderschöne Frau, wir beide kennen uns doch?" und *„Kannst Du mir noch einmal verzeihen?" aus „Die Wunderbar". Godwin-Orch. Grammophon 23271.* — Geschmackvoll, beruhigend, erheiternde Illustrierung.

Potpourri aus „Wie werde ich reich und glücklich?" Ensemble m. Orch. Dir. Spoliansky. Electrola E. H. 521. — „Auf Wiedersehn": Der musikalische Einfall einer mehr auf visuellen Eindruck gestellten Revue.

„Dance of the rain-drops". Nat-Lewis Orchester, engl. Refrain. Orchestrola 2411. — Schmissiges Stimmungsplättchen.

„Wiener Tanz". Edith Lorand Orch. Parlophon B. 12205. — Verführerisch gekitschte Unterhaltungsplatte mit Ia Geige . . .

„100 Prozent Schlager" (Dostal). Fred Bird Rhythmicans-Orch. Homocord 4-9061. Dasselbe nebst Refraingesang: Greta Keller und Walter Jurmann. Theo Mackeben m. Orch. Ultraphon E. 454. — Wer die stumme Fassung dieser charmanten Schlagerrevue vorzieht, höre Homocord, wem gefühlvolle Gesangsworte lieber sind, vertiefe sich in Mackebens operistische Interpretation.

„Marianne" und *„Mickey Mouse", Trots. Nat Lewis Band m. engl. Ges. Orchestrola 2405 und 2404. „Liebeswalzer", Vocalion Band m. Ges. Orchestrola 2407.* — Leicht, fein, wohlklingend: für Freilufttanz.

„Lach' mich nicht aus". Slow-Fox. Theo Mackeben m. s Orch. Ges.: Jurmann. Ultraphon A 319. — Prächtig in Klang, Tempo, Rhythmus und Instrumentation.

„Babys erste Uhr". Fred Bird Rhythmicans. Homocord 4-3576. — Lustige Kinderplatte.

„Ich hab' kein Geld" aus „Bettelstudent" (Millöcker). Tenor: Carl Jöken m. Orch. Tri-Ergon 5834. — Fesch vorgetragenes Couplet. Aufmunterung für Regentage.

„Hofball-Tänze" (Lanner) und *„Hochzeit der Winde" (Hall). F. Kauffmann-Orchester Orchestrola Nr. 5058.* — Unwiderstehlicher Alt-Weaner Walzer!

„Ich weiß ein Kino" aus „Der doppelte Bräutigam" und *„Heimliche Liebe". Trot. Orch. Dajos Béla. Ges. Leo Frank. Odeon 11 252.* — Zeitgemäßer Text mit rabiater Tango-Begleitung.

Orchester.

Bachs „Brandenburgisches Concert" Nr. 2 in F-dur. Philadelphia-Symphony-Orchester. Dirig. L. Stokowski. Electrola E. J. 504/06. — Nur ein in allen Registern beheimateter Orgel-Könner wie Stokowski darf diese Uebertragung für großes Orchester riskieren!

Bachs Choral-Präludium „Wir glauben an einen einzigen Gott". Philadelphia-Symphon.-Orch. Dir. Stokowski. Electrola E. J. 506. — Unvergeßlicher Eindruck. Für Bach-Gläubige.

„Capriccio Italien" op. 45 v. Tschaikowski. Berliner Philharmon. Orch. Dir. Schuricht. Ultraphon E 264. — Wundervolles Tonkolorit. Erstaunlich richtige Klangproportionen.

„Norma"-Ouvertüre (Bellini). Mailänder Symphonie-Orch. Dir. Molajoli. Columbia D. W. 2513. — Ungekünstelte, militärisch-präzise Auffassung, gute Platte.

„Frühlingsrauschen" (Sinding) und *„Hochzeitszug auf Troldhausen" (Grieg). Städtisches Opern-Orch. Dir. Meyrowitz. Ultraphon E 416.* — Vornehme, tonschöne Wiedergabe verjüngt und adelt die wagnerisierende Folkloristik dieser Vorkriegs-Salon-Schlager.

„Lucia di Lammermoor" (Donizetti). Vollständiges Werk in italienischer Sprache gesungen. Columbia D 14608. — Ebenso erfreulich wie verdienstvoll, endlich einmal die sorgfältig durchgeführten Originalaufnahmen der besten Donizetti-Oper zu hören.

Thurneiser.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

BERLIN

Gemälde alter Meister Antiquitäten	JULIUS BÖHLER Berlin W 10, Viktoriastraße 4a
Haus für moderne Gemälde und Graphik Wechselnde Ausstellungen	GALERIE I. CASPER Berlin W 10, Lützowufer 5
Alte Meister / Impressionisten	Galerie MATTHIESEN Berlin W 9, Bellevuestraße 14
Vision und Formgesetz Ausstellung zeitgenössischer Kunst	GALERIE FERDINAND MÖLLER Berlin W 35, Schöneberger Ufer 38
Gemälde alter Meister	GALERIE FRITZ ROTHMANN Berlin W 10, Viktoriastraße 2
Gemälde alter und neuer Meister Gobelins / Aubussons / Antike Teppiche	NEUE GALERIE Schönemann & Lampl Berlin W 9, Friedrich-Ebert-Str. 4

DRESDEN

Werke von Otto Dix, Feininger, Kandinsky, Klee, Nolde und anderen Meistern	NEUE KUNST FIDES Leitung: Rudolf Probst Dresden-A, Struvestr. 6

KÖLN a. Rh.

Graphik von Hodler und Vlaminck Moderne Aquarelle	KUNSTSALON ABELS Komödienstraße 26

MÜNCHEN

Malerei des 14.—19. Jahrhunderts	Galerie FLEISCHMANN München, Maximilianstraße 1
Europäische Kunst von Goya bis Beckmann	Graphisches Kabinett Ltg. G. Franke MÜNCHEN, Briennerstr. 10
Gemälde erster Meister insbesondere des 19. Jahrhunderts	LUDWIGS-GALERIE Otto H. Nathan München, Ludwigstraße 6
Gemälde alter Meister Kunstwerke früher Epochen	W. SCHNACKENBERG München, Brienner Straße 46

Paris und sein Kunstmarkt

Tableaux modernes	GALERIE MARCEL BERNHEIM Paris, 2 bis, rue de Caumartin
Tableaux modernes	HENRI BING Paris, 20 bis, rue la Boëtie Tél.: Elysées 85-94
BUREAU D'ACHAT de tableaux de maîtres et de collections entières Manet, Seurat, Cezanne, Renoir, Corot, Daumier, van Gogh, Degas, Courbet, Derain, Matisse, Picasso, Douanier-Rousseau, Modigliani, Utrillo, Soutine, Goerg, Fautrier . . . . etc.	PAUL GUILLAUME Paris, 59, rue la Boëtie
Tableaux modernes	GALERIE METTLER Paris, 174, Faubourg St. Honoré
EPOCHEN: Restauration / Louis Philippe / Second Empire Biedermeier-Möbel, Perlgestickte Bilder, Stickereien, Glas- und Porzellanmalereien, antike Beleuchtungskörper	«OPALINE» Antiquitäten Paris VIIIe, 27, rue Vignon (Madeleine), Tel.: Central 10-41
Tableaux modernes	GALERIE PIERRE Paris, 2, rue des Beaux-Arts (rue de Seine)
Tableaux modernes / Estampes	GALERIE COLETTE WEIL 71, rue la Boëtie (place St. Philippe du Roule) / Tel. Elysées 61-15
Tableaux modernes	GALERIE ZAK Paris, Place St. Germain des Prés. 16, rue de l'Abbaye Berliner Vertretung: CLARA LANDAU, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 31



Spezialist für Kunsttransporte

CH. POTTIER

14, Rue Gaillon PARIS (2e)

SPEDITEUR

packt, spediert, verzollt

für die Galerien Flechtheim, Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw.

GUSTAV KNAUER

BERLIN W62, WICHMANNSTR. 8

BRESLAU — WIEN

PARIS, 7&9, BOULEVARD HAUSSMANN

Sonder-Abteilung für Verpackung und Transport von Gemälden u. Kunstwerken

Neuerscheinungen 1930

Strich drunter!

(Good-bye to all that)

Eine Autobiographie von

ROBERT GRAVES

Übersetzt und eingeleitet von G. R. Treviranus

Leinen RM 10.—

1900 — 1930 mit englischen Augen gesehen.

ALAIN-FOURNIER

Der große Kameraa

Mit einer Einleitung von Alfred Neumann

Leinen RM 7.50

Ein Buch der Kindheit, Geschichte eines Kindes, sanft, unheimlich, Idyll und Drama.

ELIZABETH RUSSEL

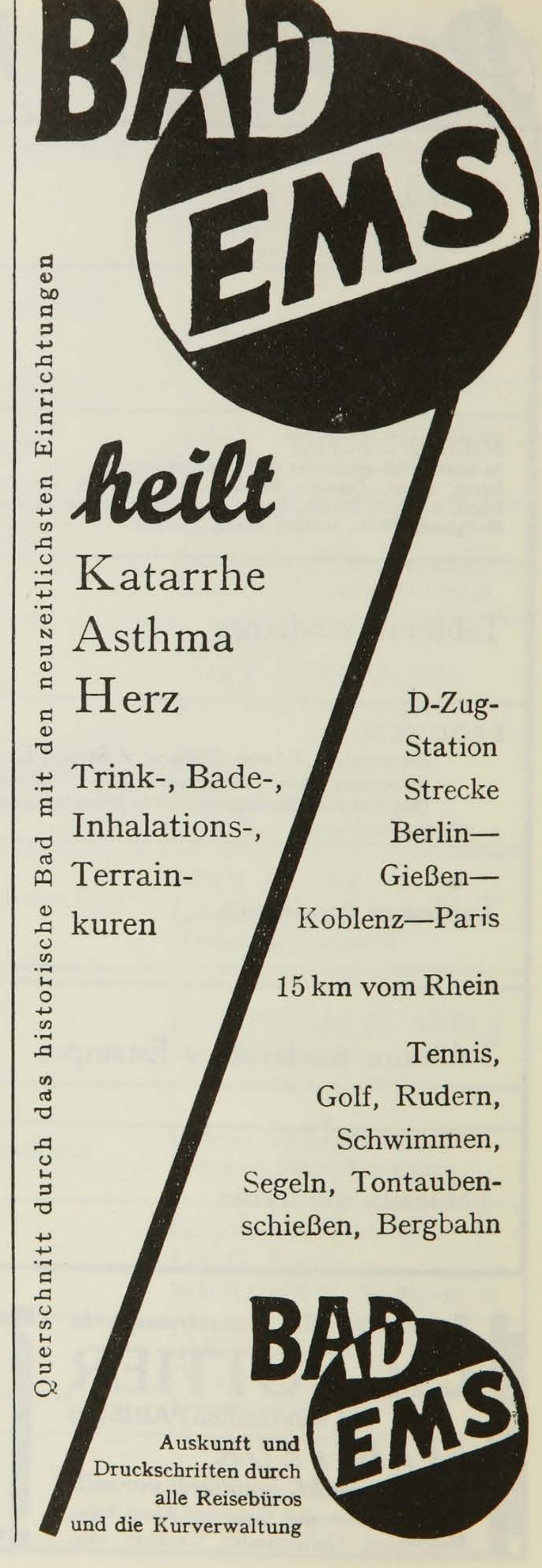
Hochzeit, Flucht und Ehestand der schönen Salvatia

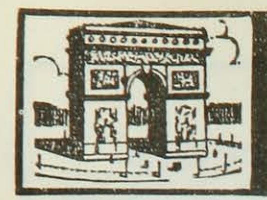
Leinen RM 7.50

Die heitere Geschichte der schönen Salvatia und ihrer unstandesgemäßen Heirat ist eines der liebenswürdigsten Bücher englischen Humors.

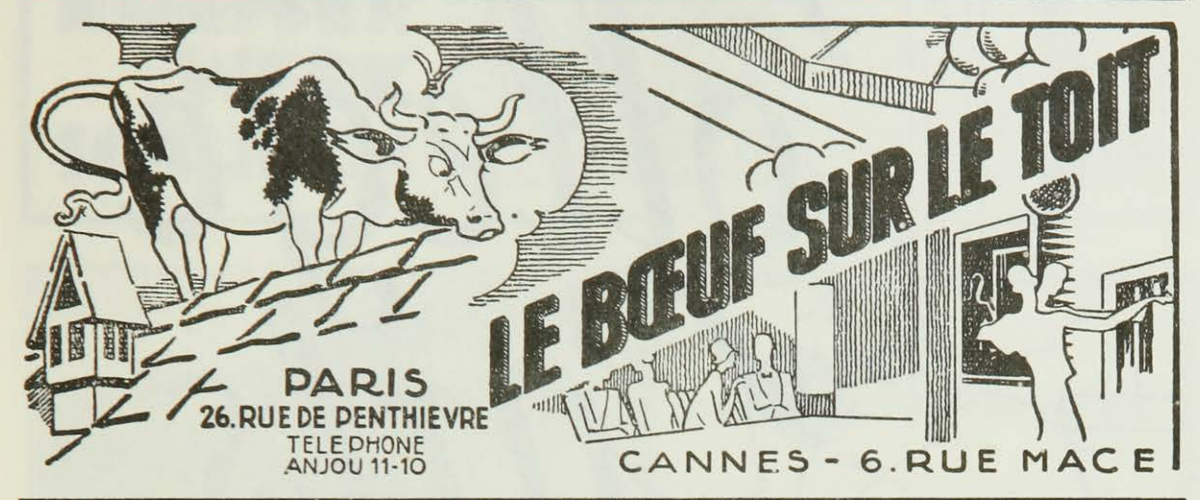
TRANSMARE VERLAG

BERLIN





Wohin in Paris?



Merken Sie sich diese wertvolle Adresse für Ihre nächste Reise nach **PARIS**

Hotels Saint James et d'Albany

211, Rue St. Honoré et 202, Rue de Rivoli

Telegramm-Adresse: Jamalbany III Paris

Telefon: Opéra 02—30, 02—37, Inter 12—66

Das bekannte Hotel Saint James war ehemals das Palais und die Residenz König Karls X. und des Herzogs von Noailles. Heute, durch einen gepflegten Privatgarten mit dem Hotel d'Albany zu einem Komplex vereinigt, gehört es, traditionsgemäß, zu den bevorzugten Häusern anspruchsvoller Gäste. Unter den vielen Vorzügen zählen wir hier nur folgende auf: äußerst zentrale Lage, die Zimmer bieten teils herrliche Aussicht auf die Tuilerien, teils gehen sie auf den Privatgarten aus, und zählen daher zu den ruhigsten von Paris, feine altfranzösische Küche, billige Preise / 300 Zimmer, 150 Badezimmer / Einen freundlichen Empfang versichert besonders allen Querschnittlesern

A. Lerche
Besitzer

PARIS

Pension „Bon Accueil"
85, Boulevard St. Michel

gegenüber Jardin du Luxembourg, nahe d. Sorbonne. Aller Komfort. Bei Tisch Korrektur französischer Konversation.

Vollständige Pension ab Fr. 45.—

IN PARIS

finden Sie den großen Komfort eines Luxushotels zu vernünftigen Preisen **60, Rue des Mathurins.** Zimmer mit Bad, auch mit Wohnsalon, Appartements mit Küche auf Tage und Monate. Sehr zentral, Nähe Opéra-Madeleine gelegen. Vornehmes ruhiges Haus.

MADAME COUSIN

Deutsche Professoren u. Studenten finden in Paris ein gemütliches Heim im Hôtel des Balcons, 3, rue Casimir Delavigne am Odéon, Nähe d. Universität. Zimmer mit allem Komfort 3.50—5 RM.

Paris-Hotel de L'Arcade

7, Rue de l'Arcade (Madeleine).
Zimmer ab 30 Frs., mit Badezimmer 45 Frs. Volle Pension ab 60 Frs. Man spricht Deutsch!

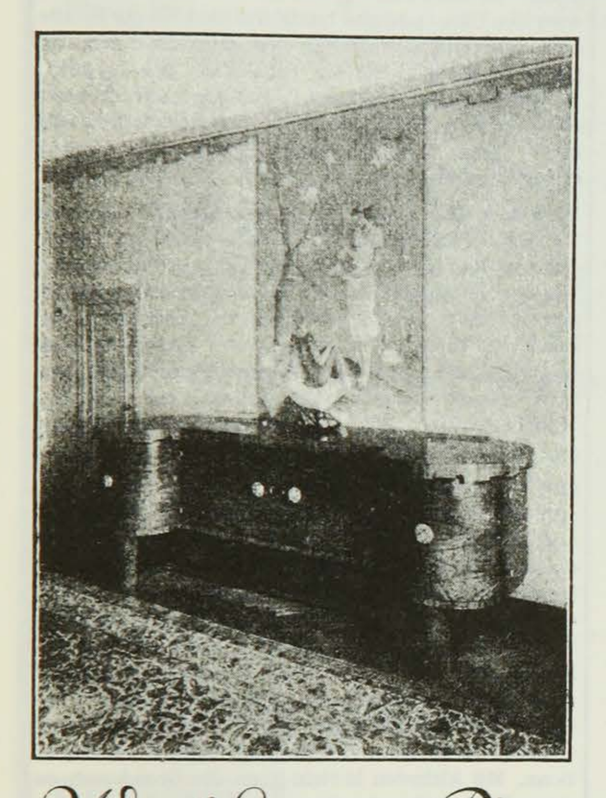


von WARNER FABIAN

Die Moral der jungen Amerikanerinnen ist das Thema dieses Buches. Die Moral, die die Jugend auf den Colleges annimmt unter dem Leitspruch „Alles ist erlaubt, wenn es keiner merkt!“ Hier entlarvt Fabian die Gedankenwelt zwischen Lippenstift und Hockeyschläger, zeigt, wie die gebildeten „Höheren Töchter“ ihre Bildungstünche erhalten, wie sie leben und sprechen, wie sie aus Langeweile und weil es „zum guten Ton“ gehört kokettieren, flirten, nächtliche Ausflüge und Weekendtouren machen. Wie hinter ihrem Tun und Treiben immer der Mann steht, den sie wie ein Spielzeug behandeln. Wie dieses Doppelspiel oft harmlos endet, manchmal zu Katastrophen führt und wie es – selten – in die große Leidenschaft mündet, die die Fesseln des College sprengt. Dieses Buch macht schon von sich reden. Es ist eines der interessantesten Dokumente aus dem Amerika von heute, der eigenen Moral und Erotik des „Flappers“. Sie erhalten das Buch in jeder Buchhandlung für 3 Mark 50 und 5 Mark.

DIE KÖLNER WERKSCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. ● Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. ● Beginn des Herbst-Trimesters am 29. September. Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. ● Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen, Ubierring 40. Der Direktor: Riemerschmid



Werkstätten Plato

BERLIN, KOTTBUSSER DAMM 79
FERNSPRECHER: NEUKÖLLN 2793

KUNST- UND GEWERBESCHULE

MAINZ

VERLANGEN SIE DRUCKSACHEN

HERMANN BOLL

Photograph. Reproduktions- u. Verlags-Anstalt
BERLIN W50
Tauentzienstr. 7b — Tel.: Bavaria 3149

Spezial-Anstalt für Gemälde- und Skulptur-Aufnahmen 

LESEN SIE DEN BESTEN PITIGRILLI

BROSCHIERT RM 3.—
GANZLEINEN RM 5.—

Alle Buchhandlungen und Bahnhofsbuchhandlungen führen Pitigrilli!

Die Jungfrau von 18 Karat

. . . Dieser Pitigrilli nämlich ist so schamlos, Erotik zu beschreiben, zu gestalten, zu diskutieren, die der gegen Schmutz und Schund geaichte Normalbürger selbstverständlich weder kennt, noch kennen darf. (Berliner Tageblatt)

. . . Dies mondäne Buch zeigt den Verfasser als pikanten Plauderer der Pariser Schule, seines Landmannes und Vorgängers Boccaccio würdig.

EDEN-VERLAG ● BERLIN W 62

Pitigrilli ist Sekt — Pitigrilli ist Daseinsfreude

Herren über 40 - - - -



Graphische Darstellung der verschiedenen Bestandteile und der vielseitigen Angriffspunkte der „Titus-Perlen"

klagen oft über vorzeitiges Altern und Schwinden der besten Kräfte. Die Diagnose lautet fast immer: Verminderung bzw. Aufhören der Tätigkeit der Drüsen mit innerer Sekretion. Führen Sie Ihrem Körper die **lebenswichtigen Testis- u. Hypophysen-Hormone,** die in den **„Titus-Perlen" zum ersten Male in gesicherter standardisierter Form enthalten** sind, zu. **„Titus-Perlen"** sind das wissensch. anerk. unschädl. Kombinationspräparat, das alle Möglichkeiten medikamentöser Potenzsteigerung berücksichtigt. Sie sind das Ergebnis jahrzehntelg. Forschung des bekannten Sexualwissenschaftlers San.-Rat Dr. **Magnus Hirschfeld.** „Titus-Perlen" werden hergestellt unter ständiger klinischer Kontrolle des **Berliner Instituts für Sexualwissenschaft,** (jetzt auch für Frauen). Lassen Sie sich zunächst über die Funktionen der menschlichen Organe durch die zahlr. fünffarbig. Bilder der wissenschaftl. Abhandlung unterrichten, die Sie sofort kostenl. (verschl.-neutral) erhalten durch die **Friedr. Wilhelmstädt. Apotheke, Berlin NW 182, Luisenstraße 19**

Titus-Perlen zu haben in allen Apotheken.

TITUS G.M.B.H., BERLIN-PANKOW 182

Bestellschein: Senden Sie mir 1 wissensch. Broschüre kostenl. (verschl. neutral), 1 Pckg. 100 Stück zu RM 9.80 per Nachnahme), 1 Probe für 80 Pf. (in Briefm. beigefügt)
(Nichtgewünschtes streichen)

Name: ....

Ort: ....

Straße: ....



Erste 2tägige
Ullsteinfahrt am 27. September
Gesamtpreis 62.50 Mark

einschliesslich D-Zug-Fahrten hin und zurück mit Platzkarten Abendessen Übernachtung Frühstück Mittagessen großer Stadtrundfahrt.

Anmeldungen und Prospekte: Ullstein Reisebüro Berlin SW68 Kochstr. 25. Amtliche Verkaufsstelle für Fahr- Platz- Bettkarten

Wo tanzt man in Paris? — Daß Paris wie kaum eine zweite Weltstadt dem Besucher eine ungeheure Fülle von neuartigen, reizvollen und unvergeßlichen Eindrücken vermittelt, darf als genügend bekannt vorausgesetzt werden. Immerhin, die Frage, wohin man sich zu wenden hat, um das Leben und Treiben einer derartigen Stadt mit den richtigen Augen zu sehen, ist ebenso schwer zu beantworten, wie es leicht ist, im Nu auf hundert Sehenswürdigkeiten hinzuweisen.

Da ist beispielsweise der Montparnasse, Sammelpunkt internationalen Lebens, mit ganz eigenem, persönlichen Charakter. Wer da nicht gerade seine Stunden mit süßem Nichtstun inmitten einer ewig wechselnden Schar von Menschen vor einem Café verbringen will, wem der Lärm und das bunte Auf und Ab der Straße nicht einzige Daseinsfreude sind, der gehe in eins der immer wieder interessanten Tanzlokale. „La Cigogne", 27, rue Bréa, das neuzeitliche „Dancing", so recht nach deutschem Geschmack eingerichtet, bietet so viel, daß man es auch ohne Begleitung bis zum frühen Morgen mit Vergnügen aushält.

Wer sich für Schmuck interessiert — lese das Schmuck-Modeheft der Fa. Gustav Braendle Theod. Fahrner Nachf., Pforzheim, Herstellerin des bekannten Fahrnerschmuckes. Der Inhalt gibt wichtige Fingerzeige über die Entwicklung der Schmuckmode. Zahlreiche farbige Abbildungen und Reproduktionen bekannter Künstler und Künstlerinnen zeigen, wie man Fahrner Schmuck trägt. Man wird das Schmuck-Modenheft nicht ohne Bereicherung seines Wissens aus der Hand legen.

Der wachsende Bücherschrank. Immer mehr setzt sich der Gedanke durch, an Stelle teurer Repräsentationsmöbel nur dem tatsächlichen Gebrauchszweck dienende Möbel zu setzen. Ein anschauliches Beispiel hierfür gab die Kölner Herbstausstellung 1929 „Die wachsende Wohnung". Umfang und Ausstattung der Wohnung wachsen zweckentsprechend mit den erhöhten Ansprüchen. Dieses „Wachsen der Wohnung" sollte der Leitgedanke bei den ersten, noch so bescheidenen Anschaffungen sein. Diesem Prinzip entsprechen die Ideal-Bücherschränke der Fa. Soennecken, Bonn. Mit kleinsten Mitteln kann der Grundstock zu einem Bücherschrank gelegt werden. Die Soennecken-Ideal-Bücherschränke setzen sich aus einzel verschließbaren Teilen zusammen, deren Anzahl je nach dem Anwachsen des Bücherbestandes beliebig erweiterungsfähig ist, und bilden somit die zweckmäßigste Form der Aufbewahrung. Die Holzfarbe kann bereits vorhandenen Möbelstücken angepaßt werden. Prospekte versendet auf Wunsch die Firma F. Soennecken, Bonn.

Stillstand bedeutet Rückschritt — In dieser Erkenntnis hat die Hanomag, Hannover-Linden, ihr bewährtes Vierzylinder-Automobil weiter verbessert und jetzt mit vier sehr bequemen Sitzen, 16 PS-Motor in niedrigster Steuerklasse (800 ccm) oder 20 PS-Motor in der nächsthöheren Steuerklasse (1100 ccm), herausgebracht. Somit kann jeder je nach Geldmitteln und Ansprüchen seinen passenden „Hanomag" wählen. Der neue größere Viersitzer enthält aber u. a. noch folgende Verbesserungen: verstärkten Scheinwerfer, größere hydraulisch wirkende Stoßdämpfer, größeren Kühler mit Vierflügelpropeller, stärkere Lichtmaschine, kräftigeren Anlaßmotor, stärkeren Rahmen, Sicherheitsfelgen usw. Verbesserungen, die noch mehr Interessenten als bisher veranlassen werden, diesen in Anschaffung und Unterhaltung äußerst preiswerten deutschen Qualitätswagen zu kaufen. — Auskünfte, illustrierte Drucksachen und kostenlose Probefahrt durch die hiesige Generalvertretung.

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

BERLIN

Gemälde alter Meister
Antiquitäten

JULIUS BÖHLER
Berlin W 10, Viktoriastraße 4a

Haus für moderne Gemälde und Graphik
Wechselnde Ausstellungen

GALERIE I. CASPER
Berlin W 10, Lützowufer 5

Kostbare Bücher, Handschriften und Farbstiche

PAUL GRAUPE
Berlin W 10, Tiergartenstraße 4

Alte Meister / Impressionisten

Galerie MATTHIESEN
Berlin W 9, Bellevuestraße 14

Vision und Formgesetz
Ausstellung zeitgenössischer Kunst

GALERIE
FERDINAND MÖLLER
Berlin W 35, Schöneberger Ufer 38

Gemälde alter Meister

GALERIE
FRITZ ROTHMANN
Berlin W 10, Viktoriastraße 2

DRESDEN

Werke von Otto Dix, Feininger, Kandinsky, Klee, Nolde und anderen Meistern

NEUE KUNST FIDES
Leitung: Rudolf Probst
Dresden-A, Struvestr. 6

FRANKFURT a. M.

Moderne Kunst

KUNSTHANDLUNG
LUDWIG SCHAMES
Frankfurt a. M., jetzt: Kaiserstr. 24

KÖLN a. Rh.

Mit unserer Flotte in Griechenland
Aquarelle von Richard Gessner

KUNSTSALON ABELS
Komödienstraße 26

MÜNCHEN

Malerei des 14.—19. Jahrhunderts

Galerie FLEISCHMANN
München, Maximilianstraße 1

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

MÜNCHEN

Europäische Kunst von Goya bis Beckmann	Graphisches Kabinett Ltg. G. Franke MÜNCHEN, Briennerstr. 10
Gemälde erster Meister insbesondere des 19. Jahrhunderts	LUDWIGS-GALERIE Otto H. Nathan München, Ludwigstraße 6
Gemälde alter Meister Kunstwerke früher Epochen	W. SCHNACKENBERG München, Brienner Straße 46

Paris und sein Kunstmarkt

Tableaux modernes	GALERIE MARCEL BERNHEIM Paris, 2 bis, rue de Caumartin
Tableaux modernes	HENRI BING Paris, 20 bis, rue la Boëtie Tél.: Elysées 85-94
ART, Littérature, Philosophie, Editions de Luxe et Ordinaires, Editions Originales, GRAVURES Bestellungen werden sofort und nach allen Teilen der Welt ausgeführt!	AU GRAND MEAULNES Librairie S. Paulhan 147, Bd Montparnasse, Paris VIe
Tableaux modernes	GALERIE PIERRE Paris, 2, rue des Beaux-Arts (rue de Seine)
Tableaux modernes / Estampes	GALERIE COLETTE WEIL 71, rue la Boëtie (place St. Philippe du Roule) / Tel. Elysées 61-15
Tableaux modernes	GALERIE ZAK Paris, Place St. Germain des Prés. 16, rue de l'Abbaye Berliner Vertretung: CLARA LANDAU, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 31

DER QUERSCHNITT

X. Jahrgang Berlin, Ende Oktober 1930 Heft 10

INHALT

Marginalien:

Mit vielen Abbildungen im Text und auf Tafeln

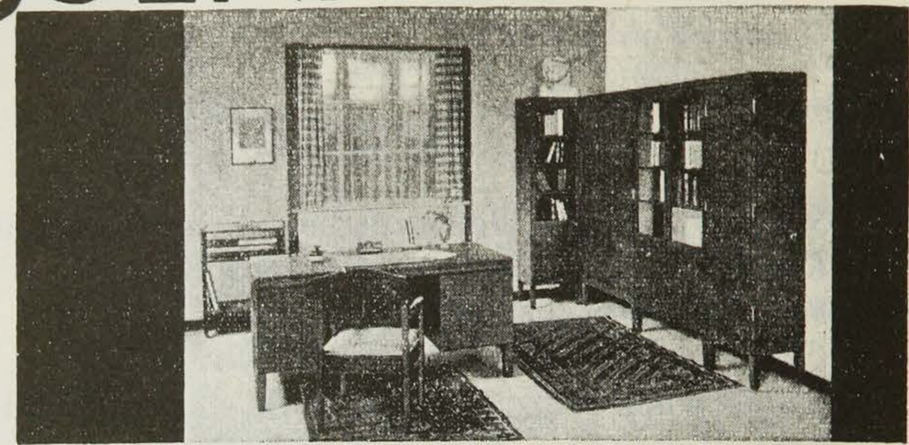
Umschlagbild nach einer Zeichnung von Marcel Frischmann

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner

Sachliche Schönheit

ist das Kennzeichen der neuen

SOENNECKEN



ZWECKMÖBEL

Gutzueinanderabgestimmte Maße, ausgezeichnetes Material, handwerklich und technisch hochwertige Verarbeitung ergeben eine ausgezeichnete Wirkung. Verlangen Sie ausführl. Sonderprospekt Nr 02202 M

F. SOENNECKEN · BONN

BERLIN W 8, MOHRENSTRASSE 58/59 · **LEIPZIG,** MARKT 1 (ALTES RATHAUS)

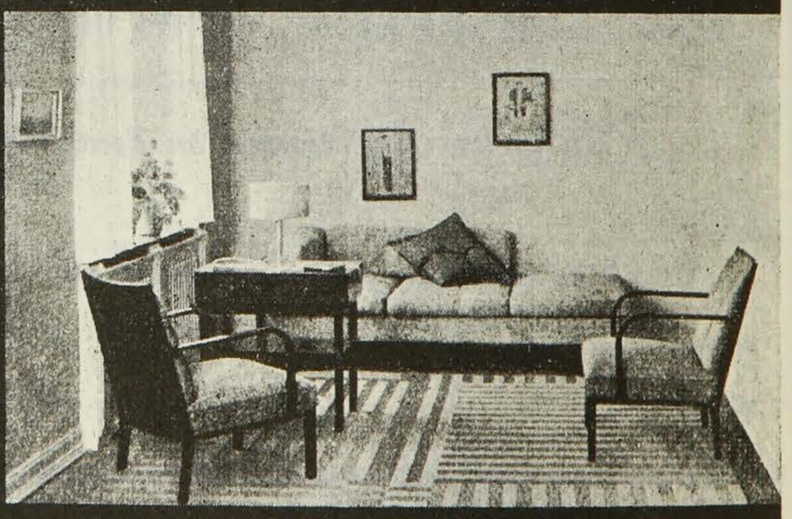
VERKAUFSSTELLEN DEUTSCHER WK-MÖBEL

Berlin S 42, Oranienstraße 144
Bielefeld, Niedernstraße 17
Breslau, Neue Graupenstraße 7
Danzig, Gr. Wollwebergasse 28
Dortmund, Reinoldihaus
Dresden-A., Wallstraße 14
Düsseldorf, Königs-Allee 60
Essen, Eickhaus, a. Hauptbahnh.
Frankfurt a. M., Kaiserstraße 28
Freiburg i. Br., Kaiserstraße 149
Halle a. S., Alter Markt 1-2
Hamburg, Hütten 85-92
Köln, Zeppelinhaus, Richmodstraße
Magdeburg, Breiteweg 3a
Mannheim, M. I. 4 und G. 2-22
München, Brienner Straße 52
Nürnberg, Königstraße, Mauthalle
Saarbrücken, Hohenzollernstr. 9
Stettin, Kantstraße 3
Stuttgart, Kriegsbergstraße 42

Verlangen Sie bitte von der nächsten WK-Niederlassung kostenlos unsere Broschüre Nr. 26

MÖBEL BESTER WERTARBEIT





DEUTSCHE WK-MÖBEL



Krimski

DER MENSCHENSCHEUE TSCHITSCHERIN

Von

S. DMITRIJEWSKIJ

Der Autor war bis vor kurzem Mitglied der sowjetrussischen Gesandtschaft in Stockholm und weigerte sich, nach Moskau zurückzukehren.

Hätte es keine Revolution, keinen Lenin gegeben — Tschitscherin würde für die politische Welt nichts bedeuten. Ein kleiner verabschiedeter Beamter des Außenministeriums. Der Diplomat eines Verschwörergrüppchens, der Sammler von Parteiklatsch, ein Mann des Parteigezänks. Sein Leben würde kaum

eine Spur hinterlassen haben, nicht einmal in Form einer amüsanten Anekdote: die Wunderlichkeiten unscheinbarer Menschen interessieren niemanden. Lenin und die Revolution haben ihn zum Außenminister eines Riesenreiches gemacht — und in einer ungeheuren geschichtlichen Epoche.

Tschitscherin hat sich nicht selbst die Position geschaffen. Er strebte nicht nach Macht, er hatte sich nicht mit gierigen und starken Zähnen an ihr festgebissen, wie viele andere, er kletterte nicht von Stufe zu Stufe, andere zurückdrängend. Hätte es keinen Lenin gegeben, er säße wahrscheinlich jetzt in einem der unzähligen Sowjetarchive und heftete Akten aneinander. Lenin packte ihn am Kragen seiner abgetragenen Jacke und setzte ihn auf den Sessel des Volkskommissars für auswärtige Angelegenheiten. Nach einiger Zeit ging der Name Tschitscherins durch die ganze Welt. Lenin hatte sich nicht geirrt.

Was zog Lenin zu Tschitscherin hin? Daß dieser einst Beamter des Außenministeriums war? Kaum. Tschitscherin war im alten Ministerium eine zu unbedeutende Figur, und zu wirklicher diplomatischer Tätigkeit hatte er gar keine Beziehung. Der Name? Daß sein Vater Tschitscherin hieß und seine Mutter eine Gräfin Tschapskaja war? Das spielte eine gewisse Rolle. Lenin schätzte Namen und Beziehungen. Wegen seiner Beziehungen zu den ausländischen Industriellen unterstützte und förderte er Krassin. Tschitscherin bildete durch seinen Namen innerhalb wie außerhalb des Landes einen lebenden Zusammenhang mit dem geschichtlichen Rußland. Es war beispielsweise dasselbe wie die Heranziehung Brussilows während des polnischen Krieges. Ich bin nicht wenigen „reinen Proletariern“ und Personen aus dem Bauernstand begegnet, die mit einem zufriedenen Lächeln äußerten: „Tschitscherin? Das ist ein Kapitel für sich. Er kommt von den Adligen . . .“

Das war aber natürlich nicht die Hauptsache. Die Hauptsache waren die Besonderheiten von Tschitscherins Natur.

Tschitscherin war nicht ein Mann der Aktion. Er besaß keine gebieterische Hand, welche die Ereignisse und die Menschen leitet. Im realen Leben war er weich wie Wachs, furchtsam wie ein Huhn, schwach wie ein Kind.

Das Leben kannte er nicht, und er fürchtete es. Er war ein eigenartiger Mensch, „nicht von dieser Welt“. Nicht im Sinne irgendeiner Askese. Er war nie Asket gewesen. Er konnte lange, nervös und brummend, eine Weste oder eine Krawatte aussuchen, die am modernsten und originellsten wäre. Konnte durch eine zerdrückte Krawatte mehr als durch eine unangenehme Note in Aufregung geraten. Er trug gern zur Militäruniform einen längst abgeschafften bucharischen „roten“ Orden. Stundenlang konnte er Skandalklatsch zuhören. Er verschmähte nicht guten Wein, Haselhühner und Wild mit einer besonders pikanten Soße. Kaum aber hatte er jemals ein lebendes Huhn gesehen. Und wenn er es erblickt hätte, er hätte den Kopf verloren und nicht gewußt, was mit diesem Tier anzufangen. Wahrscheinlich war für ihn das Pflücken des Weins von einer lebenden Rebe keine leichte und gewohnte Angelegenheit. Mit einem Wort: von den Lebensgütern konnte er ohne Schüchternheit und mit Vergnügen nur die leblosen Gegenstände wahrnehmen, — außer der alten Katze, seiner einzigen Hausgenossin und Freundin, mit der er sich abends am Flügel zu unterhalten pflegte. Diese Katze war kein seltsames und unverständliches Wesen mehr, geboren vom

Ungeheuer Leben. Sie war eine gewohnte Erscheinung jener abstrakten Welt, die für ihn das Leben bedeutete. Solche gewohnte Erscheinungen waren auch die Menschen, die um ihn herum sich bewegten und arbeiteten. Nur waren sie weniger angenehme Phänomene als die Katze. Und deshalb bemühte er sich, nach Möglichkeit den Verkehr mit ihnen einzuschränken. Er zog es vor, sich mit ihnen durch Zettel zu unterhalten. Jeden Morgen wurden im Kommissariat und in den ihm angegliederten Ämtern dicke Päckchen Tschitscherinscher Zettel ausgetragen, die auf Zigarettenpapier getippt waren, alle nach einem Schema: Geehrter Genosse . . . und unten, in kleiner Schrift: Georgij Tschitscherin.



In diesen Zetteln standen manchmal nur zwei oder drei Worte: eine Frage, eine Reklamation, eine Klage. Manchmal — ein ganzer politischer Traktat. Besonders gern machte Tschitscherin von diesen Zetteln Gebrauch, wenn er jemandem etwas Unangenehmes mitzuteilen hatte; dies bei persönlicher Begegnung zu tun, besaß er keinen Mut. Oft hat er dabei den Zettel nicht an den gerichtet, den er angriff, sondern an eine andere Person, ersterer erhielt nur eine Abschrift, — er nannte auch nicht direkt denjenigen, von dem die Rede war, schrieb nur: „*Einige bekämpfen . . . wie ich höre, besteht eine Meinung* . . .“ In Zetteln, manchmal auch in ausführlichen Berichten wurde auch ihm geantwortet. Es gab verantwortliche Mitarbeiter des Außenkommissariats, die täglich mit Tschitscherin durch Zettel verkehrten und auf diese Weise eine Unmenge Fragen lösten, wochenlang, ohne ihn gesehen zu haben. — Neue Personen duldete Tschitscherin

nicht. Das waren verdächtige und gefährliche Wesen. Man wußte nicht, wie man sich ihnen gegenüber verhalten müßte, was sie dächten, was sie wollten: Vielleicht war sogar jemand von ihnen ein Abgesandter der furchtbaren GPU oder des Zentralkomitees der Partei, der ihn, Tschitscherin, beobachten sollte. Sobald ein neuer Mitarbeiter im Kommissariat auftauchte, wurde Tschitscherin ganz konfus, zog sich zurück, sandte mißtrauische Blicke aus, stellte sich so, als ob er ihn nicht bemerkte, — und dies solange, bis er sich endlich, nach einem Jahr oder zweien, an ihn gewöhnt hatte.

Ringsum war Leben: das primitive zynisch-entblößte, brutale, von allen mildernden Konventionen losgelöste Leben einer revolutionären Epoche in einem halbasiatischen Lande. Sowohl äußerlich wie nach dem inneren Gehalt war dieses Leben nichts für Schwärmer und stille Träumer. Besonders geräuschvoll polterten die Lastautos durch die aufgerissenen Straßen, die Menschen gingen mit besonders lauten Schritten, sprachen derb und laut. Feine Manieren, gedämpfte Stimmen — dies alles verschwand aus dem Leben, wie die prächtigen Auslagen der Geschäfte und das samtene Geräusch der Gummiräder. Wer früher weiße Handschuhe hatte, zog sie aus beim Eintritt in die Revolution — oder lebte stumm, hinter geschlossenen Türen, vor dem Fremden und Unbegreiflichen versteckt, die traurigen Tage zu Ende. Die Oberfläche war beherrscht von kräftigen Muskeln, von schwieligen Händen und Seelen, von starken Leidenschaften, von der Phantastik nicht der Träume, sondern der Handlungen. Das Recht wurde durch Macht ersetzt, die Überzeugung durch Befehl. Jedes Fenster erinnerte an ein Gefängnisgitter. An jeder Ecke das schamloseste Fluchen. An jedem Haus konnte man einen Menschen niederknallen. Von dieser Wirklichkeit umgeben, lebte Tschitscherin, ohne sie fast zu bemerken. Mit leisem Schritt, in weichen ausgetretenen Pantoffeln, huschte er über den Teppich seines Kabinetts. Das Leben, in dies Kabinett gelangt, wurde ihm ähnlich: gedämpft, irreal. Aus dem Fenster des Kabinetts konnte man eine der schönsten und furchtbarsten Bauten Moskaus sehen: das Haus, das einst dem Grafen Rostoptschin gehörte, das noch Napoleon gesehen hatte, jetzt aber ... von der Moskauer Tscheka bewohnt war. Tschitscherin aber schaute nicht durch die Fenster.

Er zog es vor, nachts zu leben. Er legte sich schlafen um acht Uhr morgens. Stand zwischen eins und zwei auf, abends ruhte er wieder aus — und dann arbeitete er die ganze Nacht. Die Tageszeit war für ihn die lästigste. Die Zeit der Unannehmlichkeiten: des aufreizenden Lichtes, der störenden Laute, der Begegnungen mit unangenehmen und unbekannten Personen, der amtlichen Konferenzen. Nachts renkte sich wieder alles ein. Es kamen nur bekannte Personen; schaute jedoch auch ein Unbekannter herein, bekam er beim abgedämpften Licht der elektrischen Lampen, im Halbdunkel der verhängten Ecken ein bekanntes Aussehen, mutete fast wie dazugehörig an. Nachts konnte man sich konzentrieren: auf einen interessanten Bericht, auf ein Buch, auf den Flügel. Nachts konnte man ein beseeltes Gespräch führen, die interessantesten Probleme erörtern. Der Gedanke arbeitet besonders intensiv, die Bilder verschwimmen nicht wie im Tageslärm.

Auf der Straße zeigte er sich selten. Er fuhr, kaum etwas bemerkend, auf den breiten Kissen eines alten Cadillac zu Konferenzen. An den Abenden — in die



Photo Armstrong-Roberts

Nilpferd

Das amerikanische Antlitz



Photomontage Flachslander

Schwimmer Sheeley und Familie
Gouverneur Fuller
Schwimmerin Sheeley

Mrs. Ruth
Mr. Heller, der Vater des Tonfilms

Staatssekretär Kellogg
Baseballmeister Babe Ruth
Hollywood-Girl

Gouverneur Fuller

Gouverneur Al Smith
Kaugummikönig Wrigley
Professor Butler

Gesichter des neuen deutschen Reichstags



Photomontage Flachslander

(Von links nach rechts) Obere Reihe: Prälat Kaas (Zentrum), Breitscheid (Soz.-Dem.), Neumann (Komm.), Koch-Weser (Staatspartei), Goebbels (Nat.-Soz.), Hugenberg (Deutsch-Nat.). — 2. Reihe: Rudolf Wissell (Soz.-Dem.), Eisenberger (Bayr. Bauernbund), Pieck (Kommunist), Hauptm. Goering (Nat.-Soz.), Drewitz (Wirtschaftspartei), Stampfer (Soz.-Dem.), General Epp (Nat.-Soz.). Unten: Thälmann (Kommunist), Prof. Dr. Bredt (Wirtschaftspartei)



Press-Klischee Moskau

G. W. Tschitscherin



Continental-Photo

Sowjet auf dem Dorf

eine oder andre ausländische Gesandtschaft. Die Ärzte bestanden aber darauf, daß er spazieren gehe, frische Luft atme. Es war unangenehm, aber er fügte sich. Er begann, Ausflüge zu unternehmen — alles in dem geschlossenen Auto, in Decken gehüllt, damit es nicht ziehe. Er verließ nie das Auto. Er fuhr bis zu einer bestimmten Stelle und kehrte um. An Feiertagen, wenn es um das Kommissariat herum leer war, trat er morgens auf die Straße. Er schlenderte etwa eine halbe Stunde um das Haus — an einem warmen Sonnentag in dickem Mantel, mit einem Tuch um den Hals, in Gummischuhen, mit Regenschirm. Beim Anblick von Bekannten flüchtete er in den Hauseingang.

Seine einzige Zerstreuung — außer Büchern, Zeitungen, Akten, Musik, intimen Plaudereien bei einer Tasse Tee und einem Glas Kognak — waren die diplomatischen Empfänge. Dort versammelte sich alle Welt. Und trotzdem erinnerte das nicht ans Leben. Eher ans Theater. Ungewöhnlich sauber, reich ausgestattete Häuser, ungewöhnliche Kostüme, Fracks, Smokings, feine Wäsche, fremde Sprachen, seidene Damenroben, Parfüm, Tanz . . . Dies alles sah dem Moskauer Leben so wenig ähnlich. Und da sich dies alles gewöhnlich abends abzuspielen pflegte, bei elektrischem Licht, so entstand der Eindruck, es sei eine Fortsetzung des Tschitscherinschen irrealen Lebens, sein Kabinett, seine Wohnung, nur erweitert und glanzvoller. Hier lebte er. Er posierte, bemühte sich, allen zu zeigen, was für ein interessanter und wunderbarer Mensch er sei. Und er war wirklich interessant, belebt, von der Umgebung und dem unvermeidlichen Wein berauscht. Manchmal waren schon alle Gäste fort, er aber, der nicht gewöhnt war, mit der Nacht zu geizen, blieb mit dem Gastgeber bis zum Morgen.

So lebte dieser Mensch — in der lärmenden, unruhigen Stadt, unter primitiven Menschen der revolutionären Epoche — ohne das echte Antlitz weder der Stadt, der Menschen noch des Landes zu merken (denn das Land sah er nur aus dem Spiegelglasfenster des Salonwagens). Nacht, nicht Tag. Ringsum keine lebenden Menschen, sondern abstrakte Einheiten, die durchforscht, geordnet dalagen, ein für allemal mit geschriebenen Aufschriften versehen. Oft aber auch keine Menschen, sondern schriftliche Anfragen und Antworten. Die Arbeit, die Politik — das sind auch keine Menschen, sondern Akten, Bestimmungen, Archivauskünfte, Resolutionen der GPU, Lexikon, interessante Bücher. Aus all dem, verwandelt im feinen, von dem verschiedenartigsten und umfassenden Wissen erfüllten Hirn Tschitscherins, bildete sich das kunstvolle Gewebe phantastischer Kombinationen der äußeren Sowjetpolitik.

Ein gesunder, lebendiger Mensch hätte sich mit solcher Meisterschaft in ihren verwirrenden Gängen nicht zurechtfinden können. Er wäre sofort mit sich selbst in Widerspruch geraten, mit der nüchternen Auffassung der Wirklichkeit, mit dem ABC des Kommunismus, mit dem Parteiprogramm. Die Sowjetwirklichkeit, das Parteiprogramm, die Deklarationen und Bestimmungen der Kongresse und Konferenzen, die Instinkte und Gedanken der primitiven Revolutionsmenschen — das alles war eine Sache für sich. Die äußere Sowjetpolitik aber, wenn deren Faden aus der zittrigen Hand Tschitscherins zum Vorschein kam, etwas ganz anderes. Im Innern des Sowjetreiches war alles klar: Nieder mit den Kapitalisten, Tod der Bourgeoisie, Raubt das Zusammengeräuberte, An die Wand mit den Weißen, Ins Wasser mit den Ausländern! Nach außen hin mußte man aber Beziehungen mit

denselben Kapitalisten anknüpfen. Die Blockade durchstoßen, die Kaufmöglichkeit notwendiger Waren sichern, den Absatz der Ware und die Beschaffung von Gold ermöglichen, den Verzicht auf die Unterstützung der weißen Bewegung erlangen, die formelle Anerkennung durch die Großmächte durchsetzen, Vertrauen gewinnen, Kredite, technische Hilfe bekommen. In den Deklarationen war von der Abschaffung der Geheimverträge, vom Ende der Geheimdiplomatie die Rede. In der Praxis aber mußte man Widersprüche in der europäischen Politik erfühlen, gewundene Gänge, wenn nicht zu Geheimverträgen, so allenfalls zu geheimen Abmachungen finden. Vieles von dem, was in den diplomatischen Kabinetten geschah, konnte man den Völkern der Welt nicht erzählen. Vieles mußte selbst dem eigenen Volk ein Geheimnis bleiben. In Reden trat man gegen jeden Nationalismus auf, verkündete den Untergang aller nationalen Organismen, strebte danach. Man verkündete den völligen Bruch mit dem geschichtlichen Rußland. In der Praxis aber war man gezwungen, die nationalen Interessen Rußlands zu schützen — und die Grundlinien des Tschitscherinschen Weges führten zur traditionellen russischen Politik.

Im Westen: alles von Bajonetten versperrt, nach Möglichkeit ein stabiler Zustand. Das Maximum: eine partielle Wiederherstellung der alten russischen Grenzen. Als erster Schritt in dieser Richtung — die Rückkehr Bessarabiens. Ein Spekulieren auf die Interessengegensätze der europäischen Großmächte, der Versuch, sich auf eine der Großmächte zu stützen, vielleicht sogar ein Bündnis oder ein Abkommen mit ihr. Daher die geradezu irrealen langen Unterhaltungen mit Graf Rantzau, daher die Verhandlungen in Berlin, und darauf, wie ein plötzliches Aufflackern, die entstandenen Hoffnungen durch die französische Anerkennung. Die Hauptaufgaben aber sind im Osten. Dort gibt es eine Menge der verwickeltesten Interessen. Ein Knäuel phantastischer Angelegenheiten, die geradezu nicht vom Leben, sondern von einem genialen Romandichter erzeugt sind. Hohes Spiel in China. Die Besetzung der Mongolei. Der stets steigende Einfluß im westlichen China. Die Russifizierung Mittelasiens unter der Flagge der Entwicklung der nationalen Autonomie. Die Schaffung einer Basis, um der indischen Grenze näherzurücken. Die Freundschaft mit Amanullah. Die Eroberung des persischen Marktes und die Steigerung des russischen Einflusses. Das Eindringen in Indien selbst — mit den Fühlhörnern der Komintern (der Kommunistischen Internationale). Ein Schlag gegen die empfindlichste Stelle Englands. Freundschaft mit der Türkei. Intrigen in Kleinasien, im Hedschas, im Irak. Die ägyptischen Angelegenheiten. Das Eindringen sogar in das ferne Indo-China. Alles verflocht sich in dieser Politik: Bestechungen, Intrigen, das Spekulieren auf die vornehme Selbstaufopferung der um die nationale Selbständigkeit kämpfenden Völker, die Unterstützung der Generale, Verrat, Spionage, Petroleum, Baumwolle, Gold, Blut. In diesem ganzen komplizierten Spiel orientierte sich Tschitscherin nicht ungeschickter als auf der Tastatur seines Flügels. Und das war ein interessantes Spiel, wert, daß man ihm sein Leben opfere. Die Hauptsache aber: geradeaus, in der nebligen Ferne stand das mit Blut, mit den Traditionen der früheren Generationen vererbte Bild Großrußlands.

Dies alles ist vorüber. Andere Zeiten — andere Menschen, Methoden, Ziele. Das Volkskommissariat des Äußeren ist zur Seite geschoben. Im Vordergrund

stehen GPU und die Kommunistische Internationale. Etwas ist von der früheren Politik zurückgeblieben — infolge des Trägheitsgesetzes. Aber je länger, desto mehr wird sie ausgeräuchert. Alles wurde brutaler und zynischer. Niemand im Westen hegt noch Illusionen über das wahre Gesicht der Sowjetmacht. Die Hoffnungen auf die Möglichkeit einer Evolution und auf die Möglichkeit einer geschäftlichen und kulturellen, dann vielleicht auch einer politischen Annäherung an sie, sind geschwunden. Vielleicht nur die unbedenklichen „Realpolitiker" versuchen noch, den einen oder anderen Vorteil zu erlangen. Nicht darauf kommt es aber an. Die Hauptsache ist, daß hinter der ganzen Außenpolitik von heute gar kein Ziel mehr liegt. Die Weltrevolution? Der Aufstand der „Arbeiter und Bauern"? Dazu braucht man kein Außenministerium. Und allmählich verwandeln sich die diplomatischen Vertretungen des Sowjetverbandes im Ausland in formelle Verhüllungen der Unterminierarbeit der Komintern und der GPU. Das einzige, was man jetzt vom Leiter der Außenpolitik verlangt, ist: die Spuren verwischen können, im Notfall zu lügen, im Notfall zu liebedienern. Wozu dann Tschitscherin?

Auch in früheren Zeiten, schon nach dem Tode Lenins, als GPU und Komintern begannen, in der Auslandsarbeit eine große, nicht nebensächliche, sondern selbständige, oft tonangebende Rolle zu spielen, und als die von Tschitscherin fein zusammengefügten Kombinationen scheiterten, zu den entgegengesetzten Resultaten führten — versuchte er zu protestieren. Er war aber kein Mann der Lebensenergie. Das, was seine Stärke beim Ausarbeiten politischer Pläne bildete, war seine Schwäche, wenn diese Pläne mit dem Leben zusammenstießen. Tschitscherin verstand es nicht, auf etwas zu bestehen, sein Recht durchzusetzen. Wenn seine Pläne unter dem Druck feindlicher Einflüsse ins Wanken gerieten, verlor er den Kopf. Er rannte sinnlos umher, wie ein Huhn, das sich vor einem Auto rettet. Er jammerte, war launisch, verfluchte alle und alles, schließlich aber stellte er sich krank, legte sich hin, in den Plaid gehüllt — und wartete. Er wartete, wie alle im Leben hilflosen Menschen, daß ein Wunder geschehe, daß jemand komme, dessen starker Wille seine schwache Seele nehmen und sie auf einen echten, dornenfreien Weg retten sollte. Niemand aber kam. Der Mensch, der ihn verstanden und unterstützt hatte, war gestorben. Den neuen Männern paßte er nicht. Man hörte ihm herablassend zu, wenn er sich ereiferte, hysterisch einen Gedanken begründete, der den Bestimmungen der „Instanz" zuwiderlief, und dann . . . wurde ein entgegengesetzter Beschluß gefaßt. Schließlich erkrankte Tschitscherin wirklich.

Eine Zeitlang bekam Tschitscherin keine Zeitungen. In äußerster Arregung stürzte er zu seinem Sekretär: „Ich verstehe nicht . . . Erstaunliche Zustände. Ein Staatsmann des sechsten Teiles des Erdballs — und kann die für ihn wichtigen Zeitungen nicht bekommen!"

Darüber wurde dann gelacht . . . besonders über den Ausdruck: Staatsmann. Es war aber eigentlich nicht zum Lachen, wenn man die anekdotischen Umstände entfernt und den Gedanken richtig erfaßt. Weil in der Gestalt Tschitscherins einer der wirklichen Staatsmänner der Leninschen Epoche von der politischen Bühne verschwindet.

(*Deutsch von Josef Melnik*)



„Mein Gott, ißt denn die Sorte nie?“ (The New Yorker)

U.S.A. UND U.S.S.R.

Erinnerungen aus der Zukunft

Von

KAREL ČAPEK

DIE VEREINIGTEN STAATEN

Es fällt mir schwer, der Versuchung zu widerstehen, hier die erstaunlichen technischen Errungenschaften des heutigen amerikanischen Lebens zu schildern; aber das würde uns zu weit vom Studium der politischen Verhältnisse entfernen. Ich erwähne nur die geniale und großzügige Lösung der Verkehrsprobleme, die eben in der Sechzigmillionenstadt New York durchgeführt wird. Da die Straßen und die Untergrundbahnen für den wachsenden Verkehr absolut nicht mehr hinreichten, wird einfach über ganz New York ein riesiger Betonplafond errichtet, auf welchen der gesamte Verkehr übertragen wird. Infolgedessen wohnen und leben die Menschen hier eigentlich in einer Art Unterwelt, die allerdings elektrisch beleuchtet und künstlich ventiliert ist; es ist ein ungeheurer Fortschritt.

Bekanntlich wurden im amerikanischen politischen Leben seinerzeit sogenannte Gangster verwendet. Das waren Horden von Raufbolden, Kassenknackern, Bootleggers und Totschlägern, wohlorganisiert und ihrem Führer blind

ergeben. Den politischen Parteien dienten sie gegen Honorar in der Weise, daß sie — beispielsweise — einen unangenehmen Gegner entführten oder dauernd beseitigten, die Redaktionen und Klubs der anderen Partei demolierten, oder die Wähler terrorisierten. Dafür wurde ihnen außer einer ständigen Gage und der Beute Schutz vor der Polizei gewährt. Allmählich allerdings gerieten die politischen Parteien (in Amerika existieren nur zwei) immer mehr in Abhängigkeit von ihren mächtigen Gangsters. Es erwies sich plötzlich, daß im politischen Leben zwar zwei sich gegenseitig bekämpfende Parteien, nicht aber zwei sich gegenseitig bekämpfende Banditenhorden existieren können. Es kam zu erbitterten Kämpfen zwischen den beiden Gangsterlagern, deren eines den New-Yorker Kassenknacker Red Bob an der Spitze hatte, während das andere von dem Chikagoer Schmuggler Big Bill befehligt wurde. Beide Lager waren mit Geschützen und Minenwerfern, Tanks, Panzerzügen, Giftgasen, Flammenwerfern, Bombardementflugzeugen und sämtlichen Errungenschaften der modernen Kriegsführung bis auf Pestlaboratorien und Feldlazarette ausgerüstet.

Es steht noch in guter Erinnerung, welche Opfer diese Zusammenstöße gefordert haben. Es wurden ganze Stadtviertel zerschossen, in welchen sich irgendein Bootlegger aus dem feindlichen Lager versteckt hatte; ganze Straßen wurden durch unterirdische Minen in die Luft gesprengt. Boston wurde durch einen Angriff von Big Bills Luftflotte zerstört, ein Drittel von Chikago ging unter bei einem Gasangriff von Red Bobs Leuten; die New-Yorker Wasserleitung wurde durch Typhusbazillen aus Big Bills Laboratorien verseucht. Auf der Wall Street wurde aus Kanonen geschossen; die Banksafes wurden durch das Feuer der Belagerungskanonen geöffnet. Die Kriegseskader der Vereinigten Staaten erlitt nächst Long Island eine vernichtende Niederlage durch die schweren Kreuzer Big Bills, welche die Passage seiner mit geschmuggeltem, europäischen Branntwein beladenen Schiffe überwachten. Eine regelrechte Schlacht zwischen den beiden Gangsterarmeen fand am Fuße der apallachianischen Berge statt; in dieser Schlacht wurde Red Bob gefangen und getötet; sein Kopf war dann ein ganzes Jahr am New-Yorker Rathaus ausgehängt, ohne daß die Polizei ihn zu entfernen wagte. Alles in allem büßten in diesen Kämpfen, durch welche die beiden offiziellen Horden der großstädtischen Unterwelt ihre Konkurrenzangelegenheiten zur Austragung brachten, mehr als siebentausend Gangsters, etwa achtzigtausend Polizisten und annähernd fünfzehn Millionen unbeteiligter Bürger ihr Leben ein. Big Bill beherrschte vollkommen die Situation.

Nun herrscht allerdings seine Partei, nämlich die Partei, die er beschützt und die ihm Brandschatzung zahlt. Jeder Politiker oder Journalist, der eine oppositionelle Ansicht zu äußern wagt, wird binnen vierundzwanzig Stunden beseitigt, selbst wenn er von einem Zug mit Minenwerfern ausgerüsteter Polizisten umgeben wäre. Big Bill lebt in einer prächtigen Villa im Staate Vermont; für seinen Kopf sind drei Millionen Dollars Belohnung ausgeschrieben; er ist siebenmal zum Tode verurteilt worden. Er hat seine eigene Sendestation, mittels deren er seine Befehle an die Kassenknacker, Schmuggler, Zentralbehörden und Banken erteilt. Es wird ihm allgemein als Verdienst angerechnet, daß er in den ganzen Vereinigten Staaten die privaten Banden der Räuber, Erpresser und Bootlegger energisch unterdrückt hat; soweit sie nicht ermordet wurden, hat er sie seinem Gang einverleibt. Da-

durch ist doch bis zu einem gewissen Maße das Gefühl der allgemeinen Sicherheit gestiegen. Die Presse hat ihn bereits einige Male aufgefordert, von den gewaltsamen und blutigen Raub- und Mordanfällen auf die Bürgerschaft Abstand zu nehmen; es würde doch genügen, wenn er auf gemütlichem Wege Brandschatzung in beliebiger Höhe verlangte, die ihm freilich niemand verweigern würde. Darauf hat Big Bill in den Zeitungen erwidert, er könne doch seine Leute nicht aus dem Training kommen lassen, er wolle scharfe Jungens haben und nicht etwa Faulenzer ohne technische Ausbildung. Aus diesem Grunde habe er bisher die Polizei nicht beseitigt, um seinen Kindern Gelegenheit zu hartem Sport zu belassen.

Big Bill ist ein ungeheuer dicker Mann mit einem Auge und einem halben Ohr; den Rest hat er bei verschiedenen Balgereien verloren. Sein Lieblingssport sind Seeschlachten mit den Kriegsschiffen der Vereinigten Staaten; es verlautet, daß er die vollkommenste Unterseeflotte der Welt besitze. In seinem Palast zu Vermont hat er eine herrliche Galerie seltener Bilder und Plastiken, erbeutet aus staatlichen und privaten Sammlungen; seine Big Bill Art Gallery genießt mit Recht Weltruf. In Chikago hat er für seine Leute das Gangster Hospital, das modernste Krankenhaus der Welt, errichtet, ferner die Criminal University, wo die besten Kriminalisten die neuen verbrecherischen Methoden studieren und praktisch erproben.

Dabei ist Big Bill persönlich ein schlichter und gradliniger Mann. Man hat ihm unzählige Male einen Sitz in den Verwaltungsräten der größten Industrietrusts und Banken angeboten. Er lehnt grundsätzlich jedes derartige Geschäft ab. „Nein, mein Sohn“, pflegt er zu sagen, „das ist nichts für mich; ein solcher Dieb bin ich nicht.“ Die politischen Grundsätze, die er dem Kongreß auferlegt hat, sind diese:



Thöny

1. Verbot der Immigration. „Ich will keine fremden Spitzbuben in Amerika haben“, sagt Big Bill.

2. Strenge Einhaltung der Prohibition. „Das ist mein Geschäft“, spricht Big Bill, ‚und man soll sich nicht hineinmischen.‘

3. Möglichst großer Zollschutz. „Das Geld soll im Lande bleiben“, ist Big Bills Prinzip.

4. Keine internationalen Verpflichtungen. „Ich will mit den Londoner Taschendieben nichts zu schaffen haben", erklärt Big Bill. „Mag jedes Land seinen eigenen Gang haben." Ansonsten läßt Big Bill dem Kongreß und dem Weißen Haus freie Hand. Er ist sehr beliebt, weil er Base-Ball und einige ethische Sekten unterstützt.

DIE SÜDAMERIKANISCHEN STAATEN

Die Staaten von Mittel- und Südamerika habe ich nicht aufgesucht; ich glaube, daß es dort nichts zu lernen gibt. Ein Rotarianer, der von dort heimkehrte, erzählte mir: „Hören Sie, der Teufel soll sich in ihrer Politik auskennen. Ich war in einer ihrer Hauptstädte, hallo, welche war es denn bloß, so was wie La Paz oder Santiago oder so ähnlich; als ich den Bahnhof verließ, fuhr mir ein Schuß durch den Hut, und ein Polizist schrie mir zu, ich solle mich auf den Boden werfen. Also habe ich mich hingelegt und gewartet, bis die Schießerei aufhörte. Dann erkundigte ich mich bei meinen Geschäftsfreunden, was denn eigentlich los gewesen sei. Einer sagte mir, es sei bloß eine Revolte der bürgerlichen Partei gegen die militärische gewesen. Ein anderer behauptete, daß da irgendwelche Coelhas ihre persönlichen und Familienangelegenheiten mit irgendwelchen Nuñez zur Austragung brächten. Ein dritter wußte, daß die einen Burschen von der Vacuum Oil und die andern von der Copper Mines Corporation aus Winnipeg finanziert würden, und daß es sich um irgendein Schurfrecht handelte. Ein vierter belehrte mich, daß es ein entschiedener Erfolg der katholischen Partei über die verdammten Ungläubigen sei, die von den nordamerikanischen Freimaurern bestochen wären. Der fünfte urteilte, es sei ein Sieg des modernen Amerika über die Pfaffen, welche vertrottelte Mauleseltreiber, Mischlinge und Peonen in fruchtlosen Kampf gegen die Zivilisation führen. Dem sechsten zufolge war es nur ein Geplänkel zwischen Regierungstruppen und Gebirgsbanditen, die plündern wollten. Also ich kenne mich nicht aus. Wissen Sie, falls die Leute dort unten auch eine Geschichte ihres Vaterlandes schreiben, dann möchte ich dort nicht in die Schule gehen und sie lernen. Hören Sie, sofern Sie nicht geschäftehalber dorthin gehen, bleiben Sie lieber hier und schauen Sie sich mal Big Bills Gallery an. Da sehn Sie wenigstens, was Kultur ist."

DIE SOWJETRUSSISCHE UNION

Seit Menschengedenken wurde immer und wird bis heutigentags behauptet, daß das Sowjetregime in Rußland heute oder morgen zusammenbrechen müsse. Ich habe daher das weite Rußland mit einiger Befürchtung bereist, es könnte das besagte Regime während meiner Reise zusammenbrechen; dies geschah aber nicht und wird offenbar erst im kommenden Monat erfolgen.

In Moskau eingetroffen, wurde ich sogleich zu einem höheren Funktionär berufen, der mich wohlwollend über den Zweck meiner Reise ausholte. Als ich ihm sagte, daß ich gern die politischen Verhältnisse studieren möchte, war er die Liebenswürdigkeit in Person und teilte mir zwei Polizeiagenten zu, damit ich, wie er bemerkte, nicht irrtümlich verhaftet oder sonstwie belästigt würde. Überdies wurde mir ein amtliches Auto zur Verfügung gestellt und ein genaues Programm ausgearbeitet über alles, was ich besichtigen müsse. Ich sah:

1 Musterspital	1 Musterwirtschaft
1 Mustermolkerei	1 Musterweizenfeld
1 Musterarbeiterwohnung	1 Öffentlichen Musterabort
1 Mustervolksschule	1 Muster-Eisenbahnwaggon
1 Muster-Sodawasserkiosk	1 Muster-Gemeindestier

und noch einige andere Musterobjekte, die mich von dem unerhörten Fortschritt im ganzen Lande überzeugten.

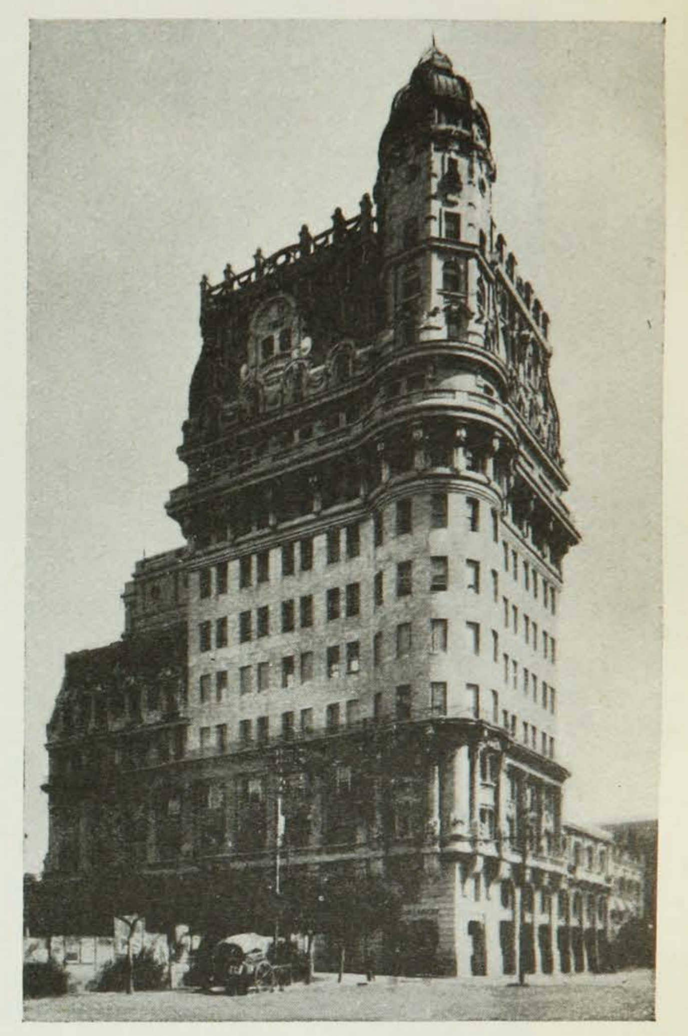
Nachdem ich all dies gesehen hatte, ging ich jenem bedeutenden Funktionär meinen Dank abstatten und verhehlte ihm nicht meine Begeisterung. Er sagte, dies wäre erst der Beginn der wirtschaftlichen Entfaltung des sowjetistischen Weltreiches; eben jetzt werde das bisherige Dreihundertjahrprogramm durch ein weitaus rationelleres, umfassendes und verbindliches Programm für weitere siebentausend Jahre ersetzt. Bis dahin müßten sich die Sowjetbürger mit etwas geringeren Nahrungsmittelzuteilungen und einer gewissen Freiheitseinschränkung begnügen; aber sie täten dies gern, ja mit Begeisterung. Übrigens werde, wie mir jener Würdenträger versicherte, das morsche Regime aller übrigen Staaten binnen kürzester Zeit zusammenbrechen, vermutlich schon im kommenden Monat.

Auf der Fahrt von Moskau machte ich die Bekanntschaft eines Sowjetdiplomaten, der in einer bestimmten außenpolitischen Mission verreiste. Von ihm erfuhr ich vertraulich, daß Moskau heiße Tage durchmache. Es hatte sich nämlich eine mündliche Äußerung Lenins erhalten, daß er, Iljitsch, einen ständigen ökonomischen Rat zu errichten beabsichtige. Dagegen war eine Fraktion oder Sekte entstanden, welche behauptet, daß diese Äußerung ungenau aufgezeichnet worden sei und daß Iljitsch gesagt habe (oder hätte sagen wollen), daß er einen ständigen ökumenischen Rat errichten werde. Infolgedessen sei ein leidenschaftlicher Kampf zwischen den Ökonomisten und den Ökumenisten ausgebrochen; zu diesen bekennen sich hauptsächlich die Tartaren, Turkmenen, Kalmücken und überhaupt der ganze ferne Osten. Eine dritte Sekte bestreitet überhaupt die erwähnte Äußerung und lehnt jegliche mündliche Überlieferung über Iljitsch ab, indem sie sich lediglich auf die Bücher stützt. Dieser Aberglaube verbreitet sich wie eine Lawine von Leningrad und Archangelsk über ganz Nordrußland. Moskau erklärt, diese Dissidenten seien von den nichtrussischen Ungläubigen bestochen, und verfolgt sie mit Feuer und Schwert. Inzwischen aber haben die Ökumenisten den Ökonomisten, die von einem bucharischen Derwisch angeführt werden, welcher sich für einen Nachkommen Bucharins ausgibt, den Religionskrieg erklärt. In Moskau selbst wird schließlich gemunkelt, der heutige Inhaber der höchsten Gewalt sei ein falscher Diktator; er gab sich unberechtigt für einen Grusinier oder mohammedanischen Gurijzen aus, obzwar er ein gewöhnlicher rechtgläubiger Russe sei, der in Wirklichkeit Waska Protogerow heiße. Dazu ist noch eine Reihe dogmatischer Zwistigkeiten hinzuzurechnen, wie der Zwist um den XXVII. Artikel der Resolution des Charkower Sowjet, der Zwist um den Sinn der Worte „Leitung des Wirtschaftsunternehmens", der Zwist zwischen dem sogenannten radikalen und dem sogenannten kompromißlosen Flügel — kurz, es sei, wie in dem ganzen verflossenen Jahrhundert, zu erwarten notwendig, daß das Sowjetregime vor seinem unmittelbaren Zusammenbruch stehe.

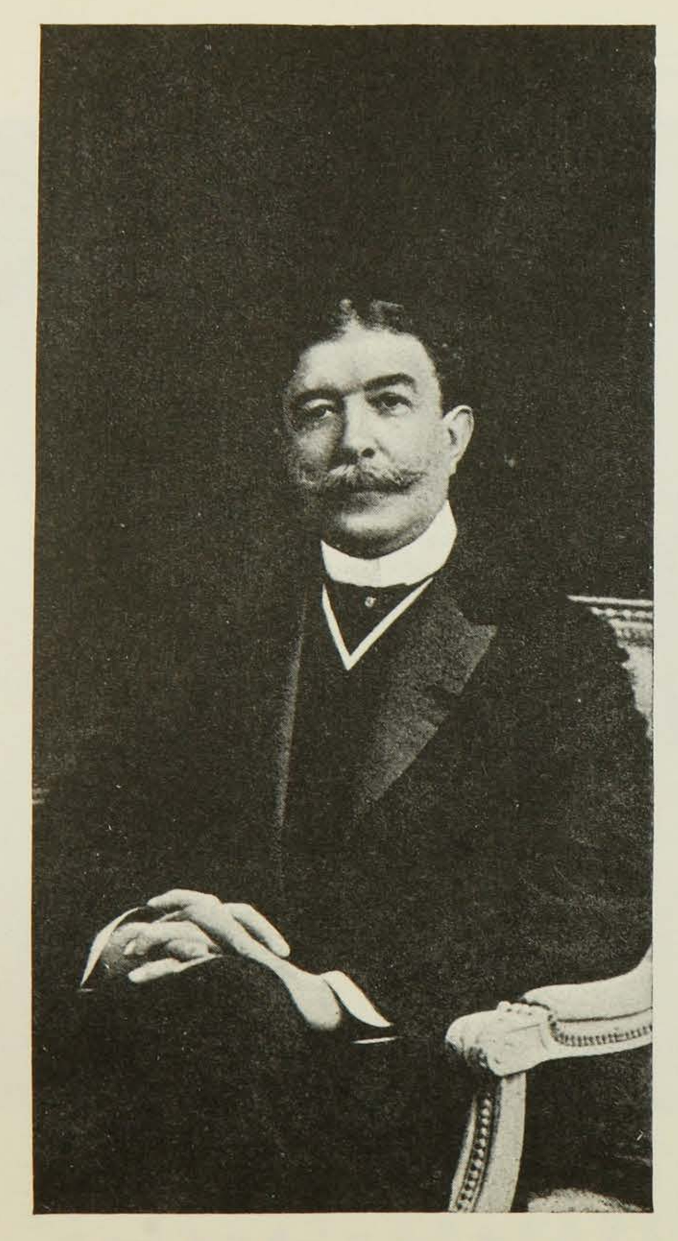
(Deutsch von Otto Pick)

Buenos Aires

Die große Tribüne der Rennbahn



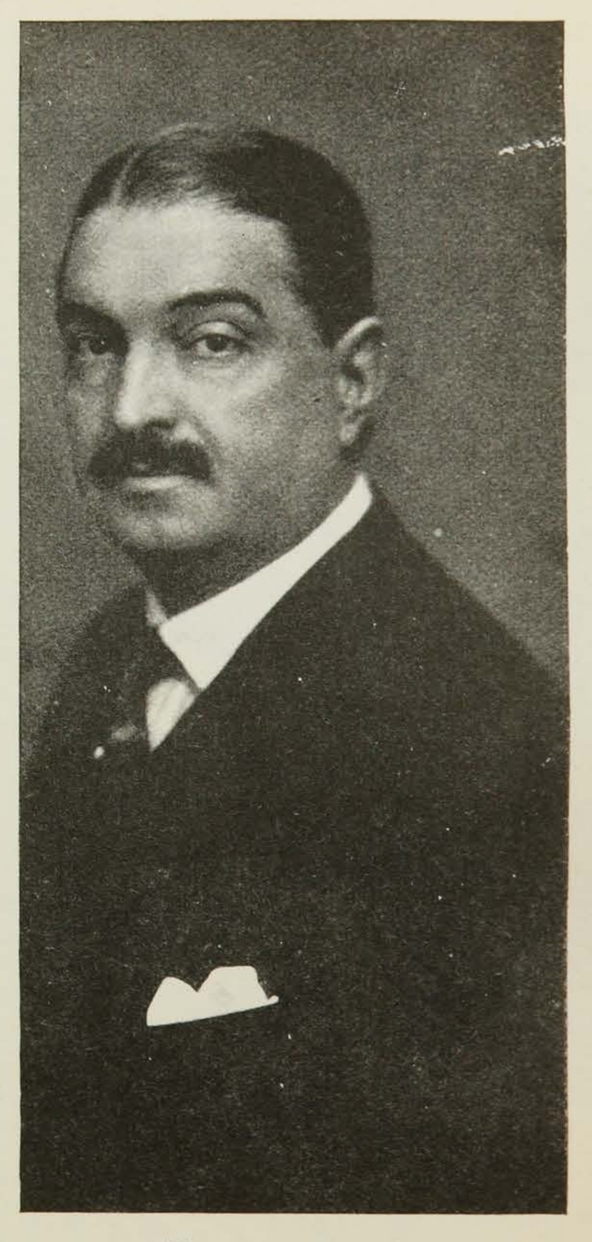
Der Eisenbahnpalast



Don Manuel Lainez, Begründer des „El Diario"



Dr. Enrique Larreta, Schriftsteller



Tomas A. Estrada,
Präsident der Nationalbank

IRIGOYEN UND ARGENTINIEN

Von

PORTEÑO

Nicht nur für die argentinische Presse, sondern für jeden einzelnen Argentinier, selbst den Ausländer, stand lange Jahre im Mittelpunkt allen Denkens und Fühlens ein einziger Mann: Don Hipolito Irigoyen.

Die einen nannten ihn Diktator. Die anderen schäumten vor Wut, erkannten ihn aber als ihren „jefe unico" an. Nun war Irigoyen schon zum zweiten Male Präsident. Zum Segen des Landes gewiß nicht. Keiner vor ihm hatte soviel blinde Liebe und soviel fanatischen Haß auf seinen Namen vereint. „Ein Demagog, ein Intrigant, ein Spekulant", schrien seine Feinde. „Ein Volksfreund, ein Beglücker", mehr noch: „El Hombre, el Salvador", verkündeten seine Anhänger.

Was unzweifelhaft wahr ist: ein großer Schweiger war Hipolito Irigoyen, immer umgeben vom Mythos der Unnahbarkeit, einer, dessen Prinzipien (wenn sie vorhanden) keiner kennt, es sei denn das Prinzip des Kampfes gegen die sogenannten „Konservativen". Die Partei Irigoyens, seit vierzig Jahren im Kampfe, besitzt auch heute noch kein Programm . . .

Unzweifelhaft ist, daß seine erste Regierungsperiode neben wenigem Guten dem Lande manches Übel gebracht hat: in der Staatsverwaltung griff eine Unordnung, eine Unfähigkeit, ein ganzes Verschwendungssystem um sich, von dem das Land sich noch nicht erholt hat. Viele tüchtige Männer haben sich von Irigoyens Partei seinetwegen gelöst, und die Bilanz des letzten Regierungsjahres ist schrecklich: Aber Tausende, die ihm zur Wahl fanatisch verhalfen, standen ihm bald darauf mit ebensolchem Fanatismus feindlich gegenüber. Eigenartig war es zu beobachten, wie die Arbeiter ihm nachliefen, und dennoch ist die blutige Januarwoche 1919 nicht aus der Geschichte auszumerzen. Komisch wirkte es, daß ihn auch Liberale vergötterten, und dennoch war Irigoyen mit Herz und Seele den Klerikalen verfallen.

Eines der größten Geheimnisse um den gestürzten Diktatorpräsidenten Hipolito Irigoyen ist sein Alter. Wie alt ist er? Niemand weiß es. Das war seine Achilles-Ferse. Man hat gesagt, daß er uralt sei; er sei aus kleinen Verhältnissen, und er selbst könne sein Alter nicht angeben. Körperlich und geistig scheint er nicht alt zu sein; er hat eine kräftige Natur, schwarze Haare, einen gelben Teint und ist jetzt ganz bartlos. Seine Augen sind sehr ausdrucksvoll, aber ausweichend. Er ist ein Mensch vom Lande, kleidet sich wie ein Landmann, ißt wie ein „Gaucho" nur vom Rost gebratenes Fleisch. Er ist ein besonders liebenswürdiger Mensch, namentlich, wenn er unter seinen Leuten ist. Dutzende von armen Leuten empfing er täglich sofort, während er Botschafter und Gesandte sechs Wochen lang antichambrieren ließ. In der argentinischen Geschichte war kein Mensch so populär wie er. Während des Wahlkampfes von 1928 kämpfte die Konservative Opposition mit einem Taufschein, nach welchem Irigoyen 80 Jahre alt sein mußte. Allgemeine Enttäuschung. Seine Anhänger behaupteten, er sei nicht einmal siebzig. Hundert Jahre hätte man ihm geglaubt.

Sein Wille herrschte: allmächtig diktierte er seinen Anhängern, die natürlich auch die Mehrheit im Parlament hatten, die Gesetze, die sie zu schaffen, die Minister, die sie zu akzeptieren, die Interventionen, die sie zu approbieren hatten. Ein Diktator, wenn man will, ein Besessener oder ein Genie. Die Lösung des Rätsels war schwierig. Jedenfalls hatten ihn die Massen, die ihn als ihren Kandidaten anbeteten, schon nach einem Jahre zum größten Teil aufgegeben. Sein Name allein war es, der eine so ungeheure Majorität auf die Liste seiner Partei einte, wie sie selbst seine glühendsten Anhänger Tage vorher noch als Ausgeburt der Phantasie, als Hirngespinst hingestellt hätten. Aber die nächsten Wahlen werden zweifellos ein ganz anderes Resultat geben.

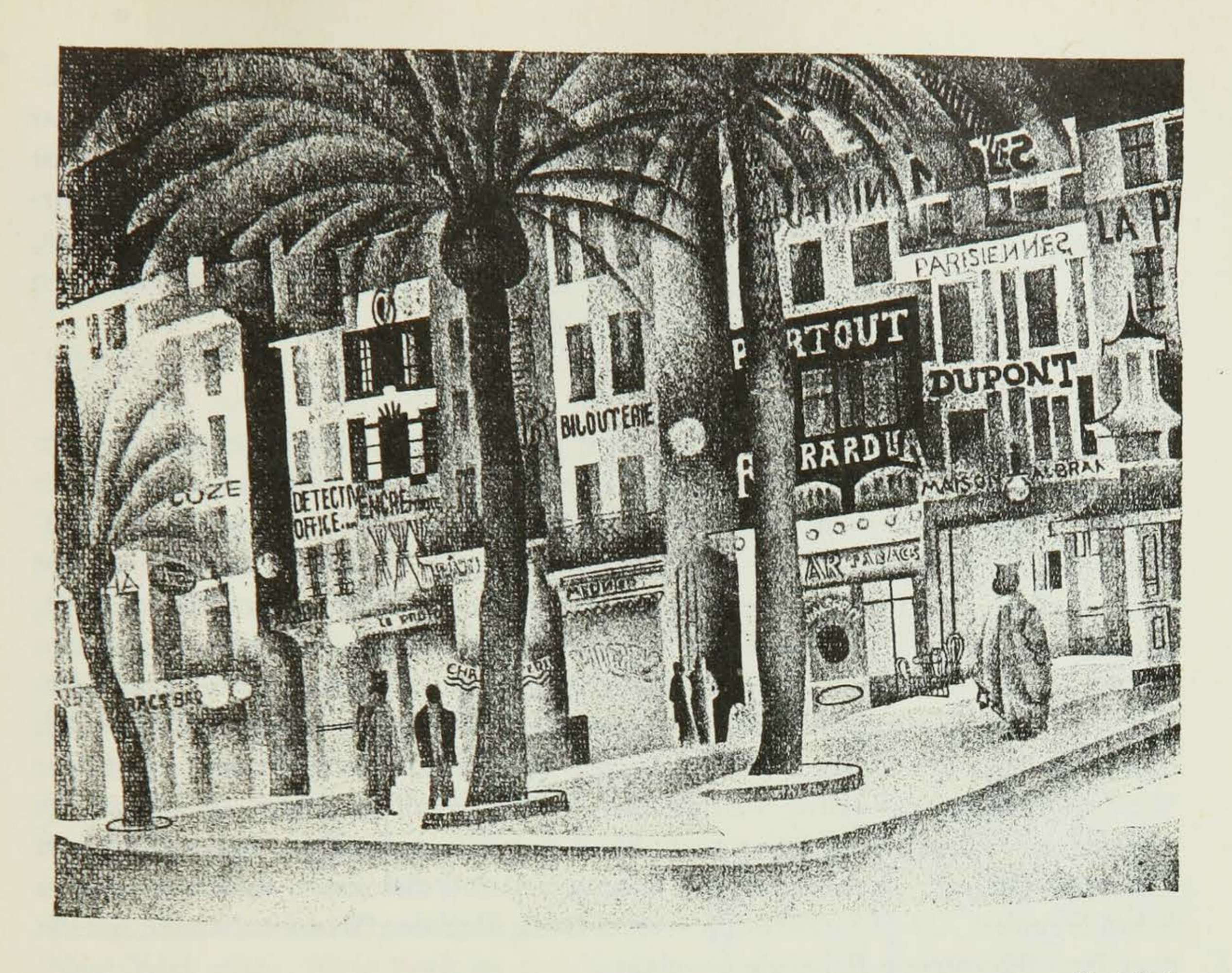
*

Argentinien liegt in Südamerika. Vergessen wirs nicht. Das unterscheidet sich von Europa weit weniger als von Nordamerika. Das Land der Yankees ist uns, kulturell, eine neue Welt. Lateinamerika nicht, zumal denen nicht, die Spanien und Italien genauer kennen. Denn die verwandten Züge springen in die Augen, und geistig ist es ganz auf Frankreich eingestellt. Auch in der „Reinen Wissenschaft". Und die mehr oder weniger geschickten, immer eifrigen Bemühungen der deutsch-argentinischen Kulturgesellschaft haben bis heute und werden auch künftig nur ein sehr relatives Resultat geben.

Argentinien hat also kulturell noch kein eigenes Gepräge. Das ist auch ganz logisch, stellen wir nur sein Alter in Rechnung. Heute ist alles noch Nachahmung, und trotz manchem Gerede über „nationale" Kunst ist das Eigene noch recht schwer zu entdecken. Wenn ein Maler argentinische Landschaften oder Typen wiedergibt, so ist das natürlich noch keine „argentinische" Kunst, denn die Schulen, die Methoden, das Sehen sind europäisch. Hiesige Autoren behandeln „nationale" Stoffe. Meist aber handelt es sich dann nur um törichte Schwänke, in denen ein „gringo" oder ein „gallego" (frischeingewanderter Spanier), manchmal auch ein Deutscher, verulkt werden in ihren vergeblichen Bemühungen, „criollas" zu sein.

Criolla: das ist der angebliche Typ des authentischen Argentiniers. Aber wie weit gibts den? Der Argentinier ist doch im Grunde ein Europäer, in manchem etwas weniger zivilisiert, meist etwas fauler, aber auch mit der einen und andern guten Eigenschaft: Gastfreundschaft, Jovialität, angeborene Eleganz, Unbesorgtheit um den morgigen Tag, immer Don Juan und, trotz seines steten Lachens, immer etwas griesgrämig, so daß echter Humor nicht aufkommt (nicht im Kabarett, noch im Karneval usw.). Manche charakteristische Eigenschaften sind eine Art Erbschaft vom „Gaucho": ein gewisser Dummstolz (der heute teilweise in Chauvinismus ausartet), Rauflust und ein bißchen Respektlosigkeit der Frau gegenüber.

Die Moral in Argentinien ist überhaupt etwas lax. Da haben wir z. B. als schönste Tugend die *Ehrlichkeit*. Nicht als individuelle, sondern als nationale Eigenschaft betrachtet. Man muß davon etwas wissen, um verstehen zu können, wie es die Herren von Irigoyens Gnaden treiben mußten, um sogar die Argentinier aus ihrer Ruhe zu bringen. Ehrlichkeit existiert zweifellos in Argentinien. Dem Nächsten gegenüber, auch im Geschäftlichen ist der Argentinier, im großen Ganzen,



Karl Holtz

recht reell. Doch er ist groß im Schuldenmachen wie alle Spieler, und der Argentinier spielt viel. Dem Staat, den Banken, allen großen Instituten gegenüber hat er aber eine andere Moral. Schlimmer noch ist das Fehlen der Ehrlichkeit bei ganzen Berufen. Es bestiehlt der Journalist, wenn wir von ein paar Zeitungen und Zeitschriften absehen, die Presse des Auslandes. Jedes interessante Bild, jede nette Chronik wird nachgedruckt. Jedes Buch, dessen Herausgabe Interesse erwecken könnte, wird übersetzt und frisch-frei verlegt. Der Autor wird nicht einmal benachrichtigt (Erich Maria Remarque weiß sicher nichts davon, daß hier in der gestohlenen spanischen Übersetzung mehr als 100000 Exemplare seines Kriegsbuches nachgedruckt wurden). Noch weniger denkt man daran, beim Abdruck eine Quelle anzugeben. Man abonniert auf ein Dutzend Zeitschriften, ein paar Sonntagsausgaben der nordamerikanischen Kolosse. Und damit werden ganze Zeitschriften zusammengesetzt. Es stehlen die Theaterautoren und Besitzer der Revuebühnen. Sie fahren eigens nach Paris, um die letzten Schlager zu kopieren, und wenn zwei dasselbe taten, dann verklagen sie einander um das Erstlingsrecht am Raube. Es stehlen, um sich dem Milieu recht anzupassen, die großen ausländischen Gesellschaften, die ihre Monopolstellung ausnützen, und die das können dank ihren argentinischen Rechtsanwälten, dank ihren argentinischen Lokaldirektoren und dank der Weitherzigkeit so mancher Parlamentarier und Stadtverordneten. Aber vor allem stehlen die Beamten des Staates, der Provinzen, und der Stadtbehörden, daß einem das Herz im Leibe lacht. Kein Tag ohne Defrau-

dationsskandal. Bei der Staatsbahn zehn Millionen, bei der Polizeikasse eine Million, bei der Steuer, auf dem Zollamt, in den Kasernen. Seit Irigoyen regierte, war Defraudation von Staatsgeldern eine ständige Chronik geworden. Und dabei ist Irigoyen selbst — wohl nicht nur, weil er unendlich reich ist — ein absolut ehrlicher Mensch. Er hatte aber kein Talent, sich anständige Mitarbeiter auszusuchen, obwohl auch nicht ein simpler Schreiber existierte, der nicht dem Präsidenten persönlich die Ernennung zu verdanken hatte.

*

Da hat man hier ein schönes Schlagwort geprägt. Die Argentinier selber haben es getan, also darf wohl der Ausländer wiederholen: das Schlagwort von der *Mentira Criolla.* (Wörtlich: „Die Lüge der Einheimischen".) Schreibt z. B. „Critica", daß sie im letzten Monat eine Tagesauflage von 100000 Exemplaren gehabt hätte, so findet man am nächsten Tage die gleiche Notiz im gegnerischen Blatt, aber mit dem Titel „Mentira criolla". Schreibt Irigoyen, daß er in seinem ganzen Leben niemals jemandem auch nur das geringste Böse zugefügt hätte, so wiederholt dies fast die gesamte Presse des Landes mit dem vernichtenden Titel. Solch eine Mentira criolla ist die Behauptung, daß die Polizei von B. Aires die erste der Welt sei, wie sie das selber auszuposaunen sich erkühnt. Würde sie sagen: die teuerste der Welt, dann ginge es noch. Denn teuer ist sie, weiß Gott. An Gehältern einerseits, aber das ist das Wenigste. Viel teurer sind die *coimas*, auf Deutsch etwa Schmiergelder. Albert Londres, in seinem Buch über den Mädchenhandel, hat ein paar unvollkommene Beispiele gegeben.

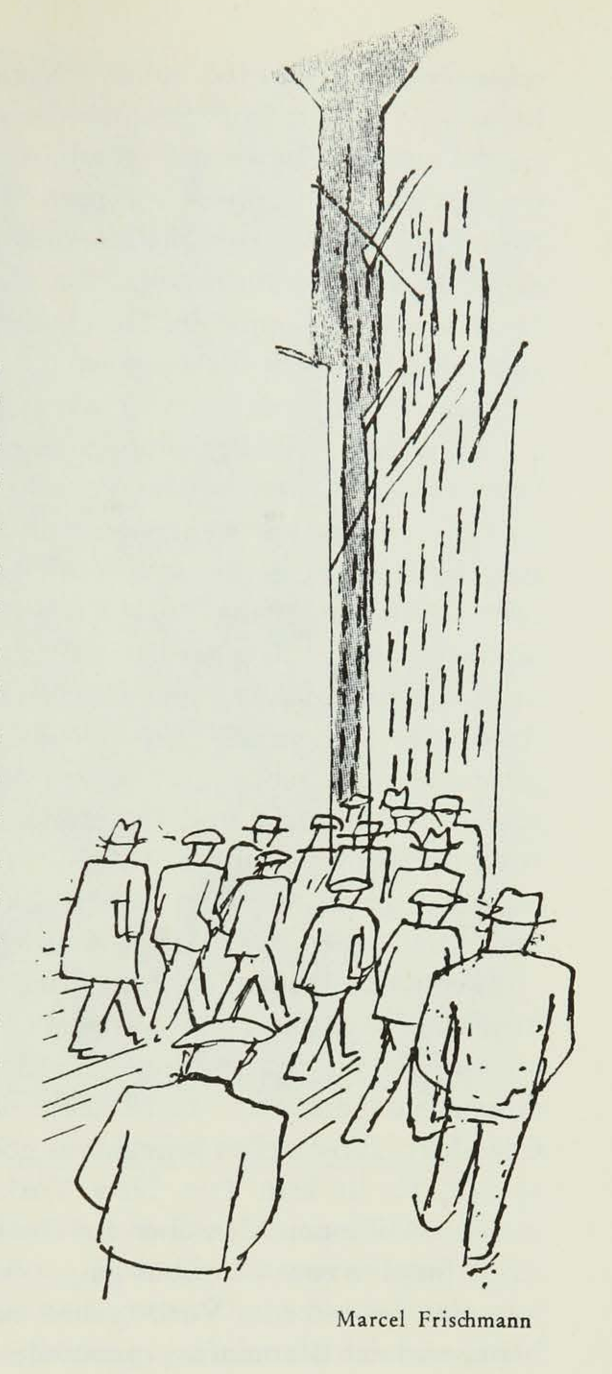
Mädchenhandel und Zuhälterei bilden tatsächlich eine der Haupteinnahmequellen, eine der sichersten und pünktlichsten. Die Taxe ist meist fest etabliert. Dafür erfreuen sie sich natürlich der löblichen Protektion der wohllöblichen Polizeibehörde. Kein Verein zur Bekämpfung, kein Einspruch eines Gesandten kommt dagegen auf; kein Schutz der Jugendlichen ist möglich, denn die Polizei selbst stellt so manchesmal gefälschte Dokumente aus, die die Volljährigkeit der Mädchenhändler-Opfer bestätigen. Ist es zufällig einer privaten Institution geglückt, das Schlupfnest des „Kaftens" ausfindig zu machen, dann ist eins gegen tausend zu wetten, daß die Polizei ihren Schützling rechtzeitig avisiert, so daß der Vogel mit seiner Beute längst ausgeflogen ist, wenn offiziell eingeschritten wird. Dafür haben „Kaftens" und „Souteneurs" ihren Klub, ihre Lokale, ihre Rechtsanwälte und ihre polizeilichen Freunde, die jüdischen Louis sogar ihren eigenen Friedhof, da die anständigen Juden ihnen nicht einmal auf dem Friedhof einen Platz gewähren.

Aber die „Frauenfrage" ist nur eine der reichlichen Einnahmequellen. Eine andere sind die „heimlichen" Spielhöllen, deren es im Zentrum allein eine Unzahl gibt, und die auch regelmäßig blechen, um ungeschoren zu bleiben. Eine dritte ist die *Quiniela*, das ist ein eigenartiges, natürlich streng verbotenes Hasardspiel. Man spielt es im Anschluß an die offiziellen Lotterien. Und da es diese fast jeden Tag gibt, so spielt man eben jede Woche vier- bis fünfmal. Das Verbot ist derart streng, daß jedes Kind in jeder Stadt und jedem Dorf die Häuser kennt (Zigarettengeschäfte, Friseure usw.), in denen man solche Wetten annimmt. Nur die Polizei „ignoriert" die Lokale . . .

HAT NEW YORK CHARAKTER?

Von

CARL PUECKLER



Marcel Frischmann

Wenn Blau das Gegenteil von Rot ist, was es ja bekanntlich nicht ist, so könnte man New York vielleicht am besten beschreiben, indem man sagt, daß es das Gegenteil von Kleensiehstenich ist. Kleensiehstenich ist ein Dorf an der Strecke Breslau—Glatz, in dem außer dem Stationsvorsteher keine prominenten Leute wohnen. Der Stationsvorsteher pflegt den Zugführer jeden Tag in ein Gespräch zu verwickeln, wenn der Zug hält, bald länger, bald kürzer, je nach Laune. Wenn er alles erzählt und diskutiert hat, sagt er behäbig: „Na, da woll'n wa mal", und dann fährt die Deutsche Reichsbahn weiter. Das alles passiert in New York nicht. New York ist eine Stadt. Wenn ein Wilder oder eine erwachte Mumie gelegentlich fragt: „Was ist eine Stadt?", so ist die zweifellos richtigste Antwort: New York. Denn New York ist die städtischste Stadt, die man sich denken kann.

Die riesige Burg Manhattan ist das eigentliche Herz New Yorks. Manhattan ist nicht nur das, was man in Berlin „die City" nennen würde. In Manhattan leben die reichsten und die ärmsten Leute. Dort befinden sich die Hotels, die Läden, die Geschäftshäuser. Es ist die schmale Insel zwischen Long Island, dem Hudson River und dem eigentlichen Festland jenseits des Harlem Rivers. Die Bremen und Europa landen in Brooklyn. Als sie den Rekord brachen, wurde hier gesagt: „Die Bremen ist ein 5-Tage-Boot: Einen Tag nach Brooklyn, vier Tage nach Cherbourg." Die übrigen Stadtteile: Brooklyn, Queens und The Bronx werden nicht ganz ernst genommen. Sie sind bedeutend größer als Manhattan. Es wohnen viel mehr Menschen dort. Aber tagsüber halten sie sich alle in Manhattan auf. Manhattan hat zwölf Längsstraßen, die Avenues, und etwa 200 Querstraßen.

In New York wohnen annähernd sieben Millionen Menschen. Täglich strömen Tausende herein, die meist frisch mit den Schiffen ankommen. Die Straßen sind überaus schmutzig. Die Bewohner sind bleich. Die Mädchen haben künstliche Wellen in den Haaren, gepuderte Gesichter und geschminkte Lippen. Sie tragen

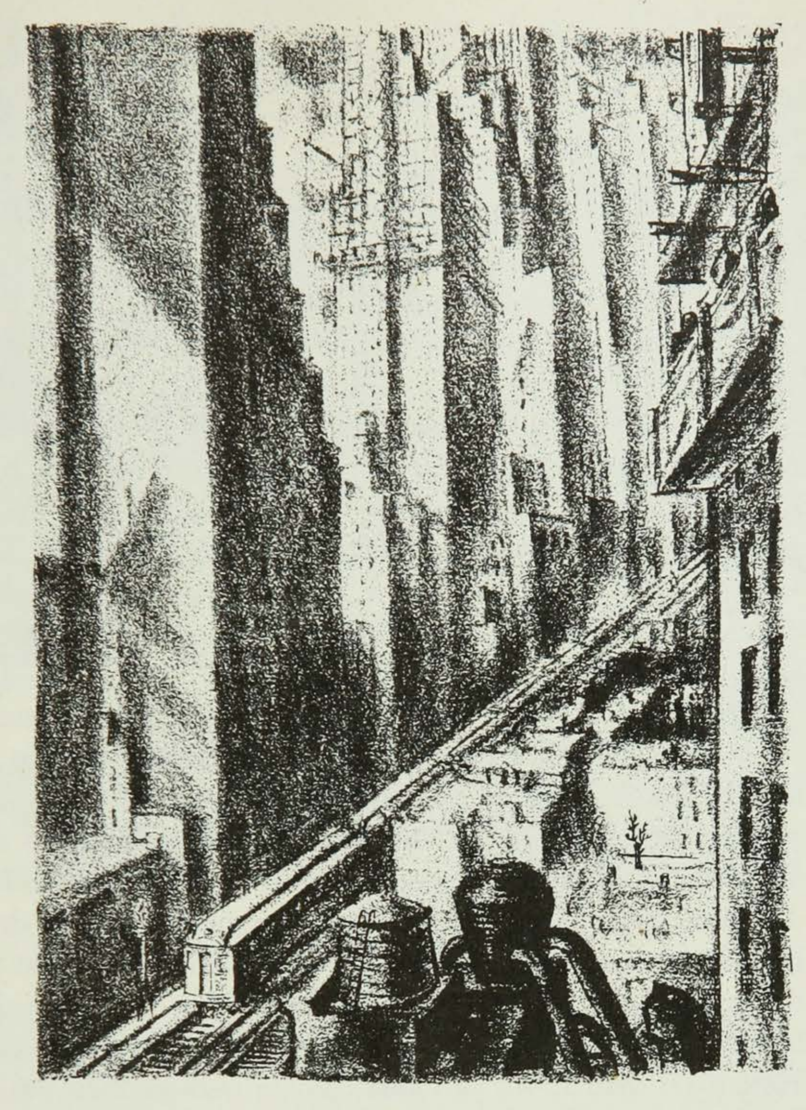
schon früh am Morgen bunte Seidenkleider. Sie tragen alle Abzeichen mit sich herum, die in Berlin gewisse Mädchen aus Gründen ihres Berufes mit sich herumtragen müssen. Der Fremde glaubt daher, daß New York eine unmoralische Stadt ist, was die Beziehungen zwischen Mann und Weib betrifft. Er weiß nicht, daß New York ein Exponent des amerikanischen Puritanismus ist. Es ist die Hochburg der Zweck-Jungfräulichkeit. Man nennt das hier: „Commercialized virginity". Die Lebensphilosophie des Durchschnittsmädchens ist, wie eine Prostituierte auszusehen, aber nicht die geringsten physischen Konsequenzen daraus zu ziehen.

Fast alle Züge des New-Yorkers lassen sich psychologisch aus der Tatsache erklären, daß er alle Beziehungen zur Natur verloren hat mit Ausnahme des Verkehrs mit Mitmenschen. Der Verkehr mit einer großen Anzahl von Mitmenschen ist vielleicht die am wenigsten dem menschlichen Charakter entsprechende Beziehung zur Natur. In New York gibt es keine richtigen Tiere, keine kleinen netten Käfer und Singvögel. Es gibt nur Flöhe und Kanarienvögel. Es gibt in Manhattan so gut wie gar keine Bäume außerhalb des Central Parks. Central Park ist in vieler Beziehung grandios. Aber er wächst auf Felsen, und man fährt im Auto durch. Er schafft ebensowenig eine Beziehung zur Natur wie ein Wintergarten oder ein scheintoter Goldfisch in einer Vase. In New York gibt es keine natürlichen Gerüche und keine reinen Winde. Dazu muß man schon nach Flatbush in Brooklyn fahren. Und nach Flatbush fahren ist ungefähr dasselbe wie nach Steglitz fahren: man möchte schon, aber man geniert sich. Die Menschen in Manhattan sehen nur andere Menschen.

Wenn das Benehmen eines Menschen auf einen bestimmten Kreis anderer Menschen abgestimmt ist, so spricht man von Lebensstil. In New York aber muß man auf einen unbestimmten Kreis anderer Menschen wirken. New York ist durchaus unpersönlich. Es ist keine einheitliche Gemeinde mit einem bestimmten Charakter. Einstweilen bedeutet es noch gar nichts, wenn man vom New-Yorker spricht. Er ist kein Typ. New York ist lediglich die Folge der Tatsache, daß mehrere Millionen Menschen auf einer engen Insel ihrem Beruf nachgehen. Wenn ich in Steglitz zum Omnibus ging, pflegte ich dem Briefträger die Hand zu schütteln, den Schuster im Vorbeigehen zu fragen, ob seine Tochter noch die Masern hätte, und der Blumenfrau mitzuteilen, daß schönes Wetter wäre. Hier müßte ich zu diesem Zweck drei verschiedene Sprachen sprechen können, wahrscheinlich solche, von deren Existenz ich noch nie gehört habe. Eventuell würde Englisch darunter sein, sicherlich Jiddisch.

Einstweilen ist also New York noch charakterlos, aber vielleicht nur noch einstweilen. Seit einigen Jahren ist nämlich deutlich eine Entwicklung im Gange, aus der sich vielleicht die Gemeinde New York ergeben wird. Vorläufig wird noch daran gearbeitet. Diese Entwicklung hat zwei deutliche Exponenten: *Greenwich Village* und das Magazin *The New Yorker*. Greenwich Village, kurz „The Village" genannt, war noch nach dem Krieg ein armes Viertel. Heute ist es das Künstlerviertel mit viel Stil und Charakter. Die Straßen sind eng und schmutzig, die Häuser meist klein und unscheinbar. Aber wenn man in die Häuser kommt, hinter deren Wänden sich ein großer Teil des literarischen Amerikas verbirgt, ist man überrascht über den exquisiten Geschmack und unaufdringlichen Luxus, der sich hinter der finsteren Straßenfront auftut. Greenwich Village ist heute der

einzige Teil Manhattans, wo man Heime findet, die den Charakter ihrer Bewohner tragen — mit Ausnahme der Privathäuser in der Fifth Avenue, wo die Carnegies, Vanderbilts und Kahns wohnen. Im allgemeinen wechselt man hier seine Mietwohnung wie ein Hotelzimmer. Es knüpfen sich keine lieben Erinnerungen an einen Fleck auf dem Fußboden oder an Risse in der Decke. Ein Apartment sieht wie das andere aus, und Leute vergessen oft, ob sie vorm Jahr in diesem oder jenem Haus gewohnt haben. Greenwich Village mit seinen kleinen montparnassischen Kneipen und Kabaretts hat einen ausgesprochenen Stil. Man legt Wert darauf, in einem äußerlich unscheinbaren kleinen Haus zu wohnen, das innen allen Charme eines englischen Landhauses hat. Wo sich ein kleiner Snobismus in dieser Richtung zeigt, ist man gewiß zu großen Hoffnungen berechtigt.



„Gott allein macht einen Baum"
(Zeichnung von Reginald Marsh in „The New Yorker")

Von fast größerer Bedeutung für die Charakterentwicklung New Yorks ist das Magazin The New Yorker, das vor einigen Jahren gegründet wurde und sofort einen Riesenerfolg hatte. Es ist eine Mischung von Querschnitt, B. Z. und Simplicissimus. Sein Sinn ist jener der B. Z., es hat den Stil des Simplicissimus und die Philosophie des Querschnitts. Es ist in seiner Art vielleicht das beste Magazin der Welt, erstklassig geschrieben, mit geradezu klassisch amüsanten Illustrationen und brillanter Aufmachung. The New Yorker hat systematisch damit begonnen, Interesse an den Eigentümlichkeiten der Stadt zu erwecken und die New-Yorker zu bewußten Bürgern ihrer Stadt zu machen. In seinen Spalten finden sich regelmäßig Kommentare zu den Ereignissen der Woche, Sport, Mode und Theater, immer in einem einheitlichen, leise ironischen und eleganten Stil geschrieben.

New York wird niemals viele Bäume haben. Es wird immer vorwiegend aus Wolkenkratzern bestehen, und die blühen nicht im Sommer wie die Linden in Berlin. Aber wenn es erst mal einen Charakter hat, so wird man vielleicht doch noch einmal ganz gern hier wohnen und auf die Frage: „Wer sind Sie denn?" antworten: „Ich bin ein New-Yorker, sehen Sie denn das nicht?"

NEW YORK, DIE LEICHTE ENTTÄUSCHUNG

Von

MAURICE VAN MOPPÈS

Auf der Rückfahrt aus New York schrieb ich, mit großer Naivität, einen Stoß Notizen nieder. In den ersten Nachmittagsstunden, da das Schiff gleichsam verlassen scheint, da teils die Siesta, teils die Liebe die Passagiere in ihren Kabinen zurückhält, schrieb ich gewissenhaft große Bogen mit New Yorker Beobachtungen und Gedanken voll. In dem Maße, als das Schiff sich von New York entfernte, brachten mich diese wohlgeschmierten Seiten zur Stadt zurück, dessen Namen London, Rom und sogar Paris zu verdunkeln beginnt. Und nun, bei der Ankunft, finde ich Morands New York, diesen intelligenten, lebhaften und eingehenden, obschon unvollkommenen Baedeker vor, der meine armen, kleinen Skizzen hinfällig macht.

Wir haben schon so viele amerikanische Filme gesehen und so viele Bücher à la Morand, à la Manhattan Transfer gelesen, daß wir die „wundervolle Manhattan-Insel", wie ihre Einwohner sie nennen, schon kennen, bevor wir sie auch nur ein einziges Mal besucht hätten. Sie ist im Begriffe, eines der großen Ziele künstlerischer und literarischer Pilgerfahrten zu werden, wie Florenz oder Athen. Nur, daß wir statt der Angelico- und Leonardo-, statt der Sokrates- und Byron-Reminiszenzen das Vergnügen haben, den auf Charlie jagenden Policeman, den Bohlenzaun aus „Hundeleben" oder die Stiege, in der sich der flüchtende Harald Lloyd versteckt hat, wiederzufinden. Es gibt nichts, vom Palais bis zum Briefkasten gar nichts, das wir nicht im voraus kennen würden, ebensogut, wie den Dogen-Palast oder die Säulen des Parthenon.

Die Ankunft in New York, wie imposant sie auch sein mag, ist weniger großartig, als man sie sich in der überhitzten Erwartung vorgestellt hatte. Venedig vom Meer aus gesehen — das hat doch ein anderes Antlitz. Ja, diese Wolkenkratzer sind im Grunde genommen doch nichts anderes als ein Haufen von Stockwerken mit sehr vielen, ganz kleinen Fenstern, die eher an Wabenreihen als an babylonische Konstruktionen erinnern. Indessen, keine Übertreibung! Diese Bauten, so wie man sie an einem sonnigen Morgen aus dem von vielen Schiffen buntbevölkerten Meer emporsteigen sieht, und dieser über den Wellen hörbare ungeheure Lärm sind besser als die Tankstellen, die Fritüren-Händler und Zollbuden, die Paris umlagern.

Es gibt Winkel in der Stadt, von denen Morand wenig spricht und die ich liebe. Diese befinden sich in den häßlichen Stadtvierteln, wo es um überraschend altmodische Hochbahnstationen herum Straßen gibt, in denen man viele kleine rote Häuser mit Dachböden sieht und manchen Fahrdamm, wo Kinder spielen und wohin sich nie ein Auto verirrt. An der Straßenecke stehen verwegene Kerle, sie stützen sich verächtlich auf die Schaufenster eines „drug store" und spucken dir in wundervollem Bogen vor die Füße. Und so wird uns plötzlich ein altes Folklore wieder lebendig: diese Brüder hier und dieser alte Mann, der sein Zugbrückenfenster aufmacht, um einen Passanten mit einem schrillen Pfiff herbeizurufen . . .

Nicolas Murray Butler, Präsident der Columbia-Universität

Photos New York Times

New York, Manhattan



Verwitterter Baum, genannt „Singende Harfe“, im Colorado-Gebirge



Photo Martin Munkácsy

Im „Garden of Allah“ in Biskra



New York, Bedloe's Island mit der Freiheitsstatue

Photos Keystone View Co.

New York, Manhattan-Island

Ja, all das haben wir bereits irgendwo gesehen, stimmt doch, in den alten Kriminalfilmen, in den „Geheimnissen von New York“, oder aber, wofern wir sehr alt sind, im süßen „Nick Carter“, dessen unübertrefflich wunderbare Abenteuer wir jeden Donnerstag in Fortsetzungen verschlungen hatten. Kein Zweifel, in diesem Haus wird soeben ein blondes Mädchen geknebelt, in jenem anderen aber, das uns so verdächtig aussieht, beschlagnahmt jetzt die Polizei eine ganze Menge geschmuggeltes Opium; dort der elegante Bandit wird plötzlich in einem unterirdischen Korridor verschwinden, der ihn in eine Wohnung der Fifth Avenue führen wird, wo zwischen Gobelins und Sèvres-Vasen auf einem fabelhaft kostbaren Bokhara-Teppich der nur leicht blutüberströmte ältliche Bankier liegt. Leider täuscht die schöne Dekoration. Nicht das Verbrechen, sondern bürgerliche Familien wohnen dort, die jeden Abend zur selben Stunde zum Radiohörer greifen, aus dem Rudy Vallées dickster, süßester Stimmengruß strömt . . .

*

Um Mitternacht, aus dem Theater kommend, kehren wir in die Halle des hocheleganten Hotels ein, wo man sein Souper einnimmt. Gott, wie nett dieses junge Paar, er in einem echt englischen Abendanzug, sie in einem bezaubernden Chanel-Abendkleid, von Schick und Jugend glänzend, und beide so besoffen, daß sie kaum die Ärmel ihres Pelzes findet, den der teilnahmslos zuschauende italienische Diener ihr reicht.

*

Im allgemeinen mag ich Franzosen im Auslande nicht. Jene, die ich in New York traf, waren indessen beinahe alle sympathisch, obwohl sie untereinander heillos verzankt sind. „Wenn Sie nach New York kommen“, schärfte man meinem Freunde L . . . am Quai d'Orsay ein, „besuchen Sie ja nicht Herrn Hearst.“ Hearst wird als Frankreichs großer Feind betrachtet, da er der Ansicht war, daß die Vereinigten Staaten im europäischen Krieg nichts zu suchen haben. Unsere Regierung, die ihm früher Marschälle zum Frühstück geschickt und seine Mätresse mit akademischen Palmen geschmückt hat, sieht jetzt, daß seine Zeitungen keineswegs für die Aufhebung unserer Kriegsschulden an Amerika eintreten wollen. Daher der Haß gegen Hearst und alle jene, die bei ihm frühstücken.

Ich sah unsern Vertreter in New York nicht, er scheint durch die Diners der französischen Köche und die Bälle der Hotelangestellten allzusehr in Anspruch genommen zu sein. Man sieht ihn überhaupt selten. Ich sah indessen unseren Konsul in Detroit. Oh Tugend, rührende Einfachheit und patriarchalische Sitten! Der Vertreter des mächtigsten europäischen Staates in der ersten Industriestadt Amerikas (anderthalb Millionen Einwohner!), bei dem sich alle aus dem Staat Michigan melden müssen, die ihre Ferien in Frankreich verbringen wollen, empfängt sie in einer aus zwei Räumen bestehenden Wohnung, in der ein kleiner Affe großen Krawall macht. Der Mann macht seine Sache übrigens gar nicht so schlecht. Aber was kann uns der junge und sympathische Professor nützen, der mit seinem Affen in der Zweistubenwohnung in Detroit sitzt und nicht weiß, wo Ford wohnt und wer die Brother Fisher sind!

*

Amerikanische Büros! Verschwunden sind die „flappers“, Genre Bebe Daniels, die wir so heiß liebten, spurlos verschwunden das Tippfräulein mit den niederen

Absätzen. Die Mode verlangt es anders: vor den Maschinen sitzen Erzherzoginnen, und die Hände, die dem Chef die Post zum Unterzeichnen reichen, haben blutrote Nägel.

*

Der Snobismus am Hofe Ludwigs XIV. war nichts im Vergleich zu dem Snobismus des heutigen Amerikas. Hier hält jeder auf Exklusivität. *Alain de Léché* hat ein reizendes Buch darüber geschrieben, das ich jedem angelegentlich zur Lektüre empfehle, der aus irgendeinem geschäftlichen oder privaten Grunde Amerikas mondänes Leben kennenlernen will. Das Buch heißt: „*Mr. Goldbergs Party.*"

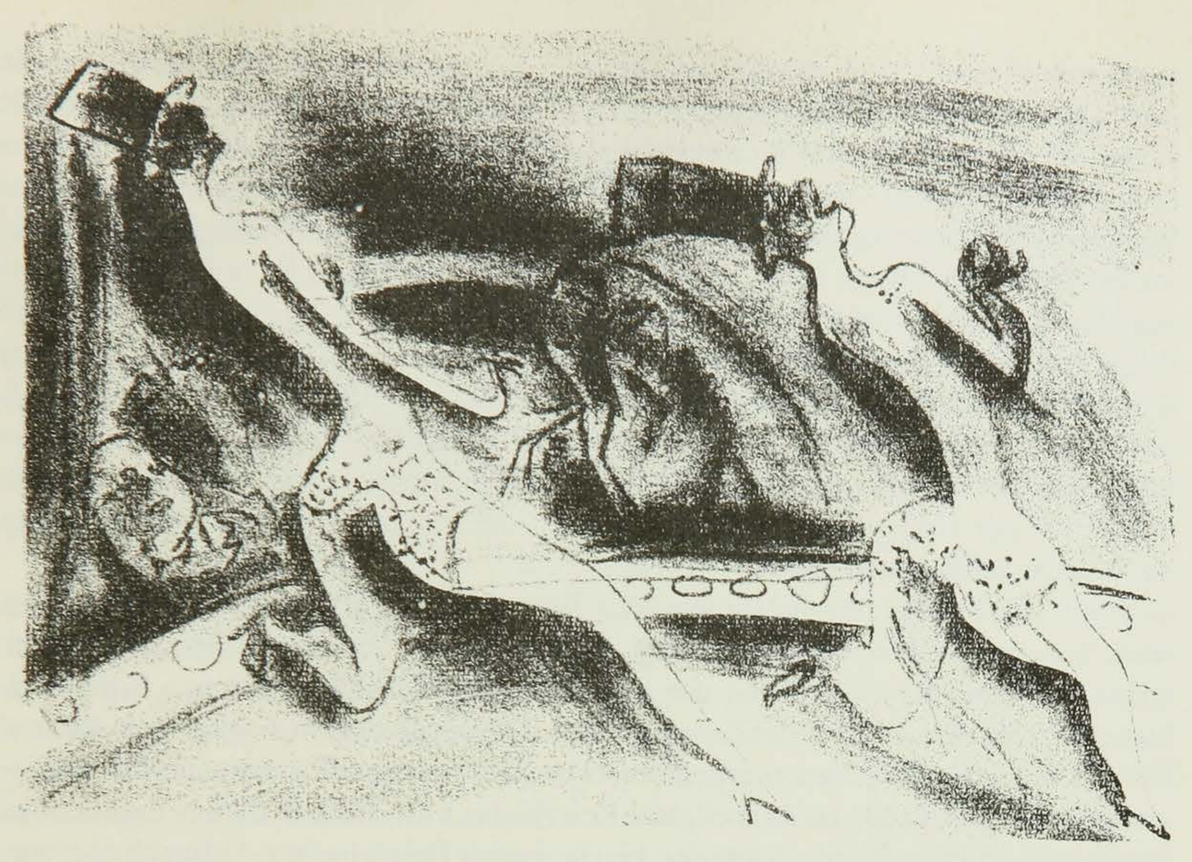
*

Meine Freunde haben mich nach Haarlem geführt, in ein nicht alltägliches Lokal. Man kennt die Freundschaftsbälle von Berlin und den mi-careme im Magic-City. Man stelle sich einen ungeheuren Saal vor, in dem eine große Menge von jungen Burschen dicht aneinandergeschmiegt im Frauenkostüm tanzt. Man nehme noch hinzu, daß die Mehrzahl dieser Burschen Neger oder Mulatten sind. Man sieht milchkaffeefarbene Marie-Antoinettes und schwarze Eugenies mit breiten, muskulösen Boxerschultern. Man tanzt, man küßt sich, man trinkt und zerbricht einander die Flaschen auf dem Schädel. Dann kommen policemen und hauen über die weißen Seidenperrücken und blumengeschmückten großen Hüte. Brutal und zärtlich glucksen die Neger dazu. Es ist sehr schön.

(*Deutsch von Georg Sipos*)



Dorothea Suffrian



Adolf Dehn

NEW YORKER THEATER

Von

JOSÉ ALESSANDRO

Wer sich hier in New York jemals deprimiert fühlt oder, wie man hierzulande sagt, die „Blues“ (nicht die Whitemanschen) hat, dem schlage ich vor, sich für ein Stündchen oder mehr, je nach der Stärke der Depression, vor dem Ritz Tower an der Ecke der Park Avenue und 57. Straße aufzubauen. Der Anblick dieser 40 Stockwerke besten Bethlehem Steels und das Bewußtsein, daß alle diese Apartments zwischen 15- und 40 000 Dollar jeden Monat in schönen, runden Schecks bezahlt werden, hat etwas ungeheuer Beruhigendes und stimmt zuversichtlich. Selbst der Gedanke, daß Mrs. M., die Königin des Tabaks, im höchsten Stockwerk wohnt und im Augenblick ihre Fülle in pompejanischer Badewanne schaukeln mag, hat nichts Beunruhigendes, und das bourbonische Wappen, das Mrs. Fish an ihrem Renault hat anbringen lassen, kann unseren Optimismus nur erhöhen. Besonders eindrucksvoll ist dieses Enkelkind des alten César Ritz an Sonntag-Vormittagen, wenn sich all die Breitschwänze, Nerze (die Zobel wohnen noch immer in der Fifth Avenue) und blaßlila Orchideen, gespiegelt in blanken Zylindern, aus den Toren herausschälen, um vor dem Lunch ihre Zugehörigkeit zum internationalen Who's who? zu dokumentieren.

Anblicke wie dieser, die einem sieben- und achtstellige Bankguthaben entgegenatmen, sind für den Optimismus einer Bevölkerung, wie sie New York hat, nicht zu unterschätzen, zumal nicht in Zeiten, in denen American Telephone & Telegraph, Consolidated Gas, Electric Bond & Share, die Notwendigkeiten des

modernen Lebens, von einem zum andren Tag von ihren Höhen herunterpurzeln und alle die schönen Papiergewinne, von denen manche bereits in sehr stabile Gegenwerte investiert sind, sich in stabilere Verluste verwandeln. 50000 Chauffeure sollen ihre Stellung, ebenso viele Nerzmäntel ihre Auftraggeber und sämtliche Broker ihre Hosen verloren haben. Überall munkelt man von Selbstmorden, aber außer einem 80 jährigen Greis, der die bessere Hälfte seines Lebens im Irrenhaus zugebracht hatte und wahrscheinlich aus eben diesem Grund den kühnen Entschluß faßte, vom Woolworth Building auf ein Trambahndach zu springen, läßt sich keiner der Selbstmorde dieser Tage auf die so erklärliche Müdigkeit der Stocks und Bonds zurückführen. Inzwischen hat man sich aber von diesen Schreckenstagen wieder einigermaßen erholt, manchen sind die Glieder noch etwas schwer wie nach überstandener Grippe, aber alles in allem ist der Zustand der diversen Patienten doch recht zufriedenstellend.

Auch die Theater, die hier immer das Barometer des allgemeinen Wohlstandes sind, arbeiten wieder recht gut, und diejenigen, die nichts verdienen, müssen, wenn sie gerecht sein wollen, die Schuld daran mehr der Qualität ihrer Darbietungen als den schlechten Zeiten geben. Die letzte Saison begann mit *Belascos* Farce *It's a wise child;* die aus irgendwelchen nie eruierten Gründen immer wieder amüsante Tatsache des außerehelichen Beischlafes und des sich daraus ergebenden Vater- und Mutter-Werdens werden hier in bester Belascoscher Aufmachung vorgeführt. Der große Erfolg dieser Farce läßt den nun 75 jährigen hoffentlich den Verlust seines Stars, seiner Freundin Leonor Ulric verschmerzen; die Kiki, Lulu Belle und Mima der letzten Jahre hat sich dem wenig romantischen Liebhaber Sidney Blackmer fürs Leben (!) und das rollende R und die portweinschweren Augen der Fox Company für drei Jahre verschrieben.

Der Erfolg von *Strictly Dishonorable* wurde dem Manager *Brock Pemberton* von ganzem Herzen gegönnt. Er ist wie *Arthur Hopkins* einer der wenigen, die sich seit Jahren für die besseren Dinge des Theaters eingesetzt haben; nach vielen Enttäuschungen hat er nun einen Volltreffer, der seit über sechs Monaten vor ausverkauften Häusern spielt. (Wöchentliche Kasseneinnahme in dem räumlich beschränkten Avon-Theater über 20 000 Dollar.) Schade, daß der Humor zu lokal ist, um dem Stück auch einen großen europäischen Erfolg zu garantieren. Speakeasies, Bootleggers, Familienstolz in New Jersey, irische Schutzleute, ein italienischer Tenor, Muriel Kirkland und Tullio Carminati in den Hauptrollen sind die Hauptingredienzien dieser charmanten Komödie von Preston Sturges.

Den größten Erfolg und zweifellos das beste Stück des Jahres brachte uns die Spätsaison mit Marc Connellys *The Green Pastures.* Wie sich das Buch Genesis im Gehirn der Neger von Louisiana darstellt. Die Naivität der Neger und der ganze Charme des Südens sind selbst in dem unvergeßlichen „Porgy" nie so einleuchtend auf die Bühne gebracht worden. Die Regie unterstreicht die Originalität der Idee, und Robert Edmond Jones' Bühnenbilder drücken die Einfachheit der Gedanken wundervoll aus. Abende wie dieser können einen aussöhnen mit Stücken wie „Karl and Anna", Romains „Game of Love and Death" und — last not least — Shaws „Apple Cart", die die sonst so tüchtige Theatre Guild herausbrachte. Es ist zu hoffen, daß sich diese Organisation nach den Fiaskos mit ausländischen Schriftstellern endlich einmal den amerikanischen Autoren zuwendet. *O'Neill* sitzt

in seinem Schloß in Frankreich und lebt herrlich und in Freuden von den Tantièmen seines „Seltsamen Zwischenspiels“. *Sidney Howard* hat sich dem Tanz ums goldene Kalb in Hollywood angeschlossen, und *S. N. Behrmann* hat mit seinem „Meteor“ die Versprechungen seines „Second Man“ nicht gehalten.

Ein Stück, das viel zu sagen hat und sich in kraftvollster Weise über die unerhörten Zustände in amerikanischen Gefängnissen äußert, ist *The Last Mile.* Wenn es uns der Abschaffung der Totenhäuser nur um einen Schritt näherbringt, hat es seinen Zweck erfüllt. Wenn die Lichter sich verdunkeln, weil der Starkstrom durch den elektrischen Stuhl und die Gebeine eines Menschen saust, der Monate und Jahre diesem Augenblick entgegengestorben ist, hat der Autor *Wexley* mehr bewiesen, als alle Kongresse und Senate, die diese Schmach unseres Jahrhunderts täglich zulassen.

Mae West mußte sich leider den Gerichten für ihr Opus *The pleasure man* verantworten. Sie begnügte sich in diesem Werk nicht, wie in *Sex* den normalen Geschlechtsverkehr zu schildern, sondern schien zu beabsichtigen, einen dramatisierten Krafft-Ebbing auf die Bühne zu bringen. Die Polizei, die die Notwendigkeit eines derartigen Vorhabens nicht einsehen wollte, schloß das Stück nach einer einzigen Vorstellung. In diesem Augenblick überlegen zwölf Geschworene hinter verschlossenen Türen, ob das Couplet *I am the Queen of the Beaches* von der blondüppigen Mae mit einem bösen Hintergedanken verfaßt war. Von ihrem Gutachten wird es abhängen, ob Miß West im nächsten Jahr ihren Mädchenträumen hinter Gefängnismauern nachsinnen muß, oder ob wir sie auf der Bühne als Fiffi Bollette oder San Franziskos Kate wiedersehen dürfen. Mit welchen Schöpfungen Mae West nach einem Jahr solcher Zurückgezogenheit die Welt beschenken wird, läßt sich im Augenblick nicht ausdenken; hoffen wir also, daß die Geschworenen der blonden Sünderin „Gerechtigkeit“ widerfahren lassen.

Musical Comedies, Revuen und Operetten haben nichts Neues geboten, wie sollten sie auch! Es geht ein allgemeines „Retournons à la nature“ durch die Lüfte, man ist so erschöpft von all dem Jazz, daß selbst eine miserable „Fledermaus“-Aufführung mit Freuden begrüßt wurde. Noel Cowards *Bitter Sweet* war voll von Mondschein und Fliederduft, wie stets von diesem Autor so klug arrangiert, daß man erst am nächsten Morgen herausfand, wie blaß der Mond und noch blasser der Flieder war.

Die Talkies machen den Theatern das Leben schwer. Nach wie vor sind sie furchtbar, aber — horribile dictu — sie vervollkommnen sich täglich. Warum diese Erfindung kommen und unsere ungetrübten Abende mit den Menschenaffen in Sumatra oder den Eingeborenen der Südsee-Inseln zerstören mußte, ist eines jener großen Rätsel, für die unsere Kinder eines Tages die Auflösung auf Seite 82 finden werden. Bei aller technischen Vervollkommnung muß der Dialog stets kindisch bleiben und jeder mittelmäßigen Intelligenz ins Gesicht schlagen. Ich sehne mich nach den Tagen, in denen Charley Chaplin Brötchen tanzen ließ, Asta Nielsen mit einem Augenaufschlag mehr zu sagen hatte als ganz Kalifornien in einem Chorgesang und Caligari stumm und still uns das Gruseln lehrte. Aber vielleicht sind das nur persönliche Sentimentalitäten, für die man hier in New York angesichts der Tatsache, daß Fox-Film gestern an der Börse von 41 zu 49 stieg, gar keine Berechtigung hat. Quien sabe?



Gregor Rabinovitsch

EIN JUNGER MANN GEHT ZUM THEATER

Abgeschrieben und zusammengestellt aus Akten des Staatstheaters in Kassel

von

HANS ROTHE

Bisher nicht veröffentlicht. Mit freundlicher Genehmigung des Intendanten Berg-Ehlert

Gustav Mahler wäre am 7. Juli dieses Jahres 70 Jahre alt geworden.

1. Jeder, der zum Theater geht, beginnt seine Laufbahn unter denselben Umständen. Ob er vor 100, vor 50 Jahren, oder ob er gestern begann: immer erwarten ihn die gleichen Pflichten, die gleichen Arbeiten, Widerstände, Enttäuschungen. Es sind dies die Jahre, in denen auch alle die Namen, die später einmal berühmt werden, noch nicht das Geringste bedeuten. Eingeleitet wird die Laufbahn des strebsamen jungen Mannes meistens vom

Agenten. Der Agent empfiehlt seine Kundschaft den Direktoren. Die Theater- und Konzert-Agentur Gustav Lewy in Wien schreibt an den Intendanten des Hoftheaters in Kassel, Freiherrn von Gilsa:

Wien, den 12. Mai 1883

Hochgeehrter Herr!

Ich höre, daß Sie einen zweiten Kapellmeister suchen und erlaube mir, Ihnen Herrn Gustav Mahler auf das angelegentlichste zu empfehlen. Herr Mahler ist absolvierter Schüler des hiesigen Konservatoriums, war bisher am Landschaftstheater in Laibach und Stadttheater in Olmütz tätig (als 1. Kapellmeister), ist ein durch und durch musikalisch gebildeter pflichteifriger junger Mann, so daß ich glaube, Sie würden einen besseren für die vakante Stelle nicht finden. Herr Regisseur Ueberhorst in Dresden, welcher Herrn Mahler in Olmütz in seiner Tätigkeit kennenlernte, wird ihnen gewiß über denselben die beste Auskunft erteilen.

Ihrer gütigen Antwort nebst Angaben der event. Bedingungen entgegensehend, zeichnet mit größter Hochachtung

Gustav Lewy

*

2. Selbstverständlich ist Herr Ueberhorst, der wahrscheinlich Herrn Lewy verpflichtet ist, schon instruiert, und fast gleichzeitig und ehe man eine Auskunft erbeten hat, läuft beim Kasseler Intendanten der folgende Brief ein:

Dresden, den 14. Mai 1883

Ew. Hochwohlgeboren

suchen, wie ich soeben erfahre, einen Musikdirektor an Stelle des Herrn Matzenauer.

Auf einer meiner Dienstreisen lernte ich vor kurzem in Olmütz in dem dortigen Kapellmeister Herrn Gustav Mahler einen jungen Dirigenten von ganz hervorragender Bedeutung kennen. Nicht nur, daß er die Opern, denen ich beiwohnte, bei mäßigen Kräften mit feinem Geschmack und großer Präcision einstudiert hatte — auch am Dirigentenpulte, wo ich ihn besonders genau zu beobachten Gelegenheit hatte, wußte er die vorhandenen ziemlich schwachen Mittel durch Energie und Umsicht zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. Er ist fertiger Partiturleser und Klavierspieler, etc.

*

3. Erfolg eines Agentenbriefes und einer Empfehlung gehört zu den Seltenheiten: Telegramm vom 15. Mai an den Kapellmeister Mahler, Stadttheater Olmütz:

Reflektieren Sie ab Oktober auf hiesige Königliche Musik- und Chordirektorstelle? Erbitte eventuell umgehend Lebenslauf. Brieflich dann Näheres

v. Gilsa

*

4. Aber die Olmützer Saison ist schon zu Ende. Telegramm vom 15. Mai an v. Gilsa:

Ihr heutiges Telegramm Kapellmeister Mahler unbestellbar Adressat abgereist

Stadttheater Olmütz

*

5. Inzwischen hat v. Gilsa sich wieder an Lewy gewendet, um die Adresse jenes Mahler zu erfahren. Unerreichbarkeit pflegt im allgemeinen einem Kandidaten mehr zu nützen, als wenn prompt eine submisse Antwort einläuft. Mahler, mittlerweile in Wien eingetroffen, wird von Lewy zu einem offiziellen Bewerbungsschreiben veranlaßt:

Euer Hochwohlgeboren!

Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich, sofort nach Erhalt des mir von Herrn Lewy zugesandten, von der Intendanz der Kgl. Schauspiele in meiner Angelegenheit an ihn gerichteten Schreibens zu erklären, daß ich mit den mir von Euer Hochwohlgeboren gestellten Bedingungen vollkommen einverstanden bin, und erlaube mir, gleichzeitig das verlangte curriculum vitae beizufügen:

Ich bin in Iglau (Mähren) von deutschen Eltern geboren und stehe nun im 25. Lebensjahre. Meine ersten musikalischen Versuche habe ich unter der Leitung des Domorganisten meiner Vaterstadt gemacht, währenddessen ich das Gymnasium daselbst besuchte. Als ich nach Beendigung der Gymnasialstudien die Universität in Wien bezog, trat ich in das Conservatorium der Gesellsch. d. Musikfreunde als Schüler ein. Ich absolvierte an dieser Anstalt den *Compositions-* und *Claviercurs* und erhielt in beiden Fächern bei den regelmäßig am Ende eines Schuljahres abgehaltenen Concursen *je zweimal* den *I. Preis* und beim gänzlichen Austritt aus dieser Anstalt die höchste Auszeichnung: Das Diplom mit der Medaille.

Hierauf nahm ich die mir angebotene Stelle des I. Kapellmeisters am *landschaftl. Theater* zu Laibach an, wo ich eine Saison verblieb.

Im nächsten Jahr bekam ich ebenfalls einen Antrag als I. Kapellmeister an das *königliche Theater* zu Olmütz, woselbst mich eben Herr Ueberhorst aus Dresden in meiner Amtstätigkeit kennenlernte, der nun so freundlich war, meine Bewerbung bei Euer Hochwohlgeboren zu unterstützen. Ich kann von mir behaupten, daß ich mit Gewissenhaftigkeit und Fleiß mein Amt verwalten würde; über meine anderen Fähigkeiten zu sprechen steht mir nicht zu. Eine Photographie von mir habe ich leider momentan nicht zur Verfügung, werde jedoch in den nächsten Tagen so frei sein, eine solche einzusenden.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch die höfliche Anfrage, ob es nothwendig erscheint, daß ich mich Euer Hochwohlgeboren in Cassel persönlich praesentire. Die Auslagen, die mit der weiten Reise verbunden sind, sind eben ziemlich groß, so daß es mir nicht leicht wird, dieselben zu bestreiten; doch bin ich eben in dem Falle, als es Euer Hochwohlgeboren wünschen, ohne Weiteres sofort bereit, dieses Opfer zu bringen. Indem ich Sie, hochverehrter Herr Baron, höflichst bitte, mir durch Herrn Lewy baldigst eine geneigte Antwort zukommen zu lassen, bin

mit ausgezeichneter Hochachtung
Wien, den 19. Mai 1883 Euer Hochwohlgeboren
ergebenster
Gustav Mahler

*

6. Schon einen Tag später bereut der Kandidat seinen Vorbehalt wegen der Reisekosten. Er telegraphiert nach Kassel am 20. Mai 1883:

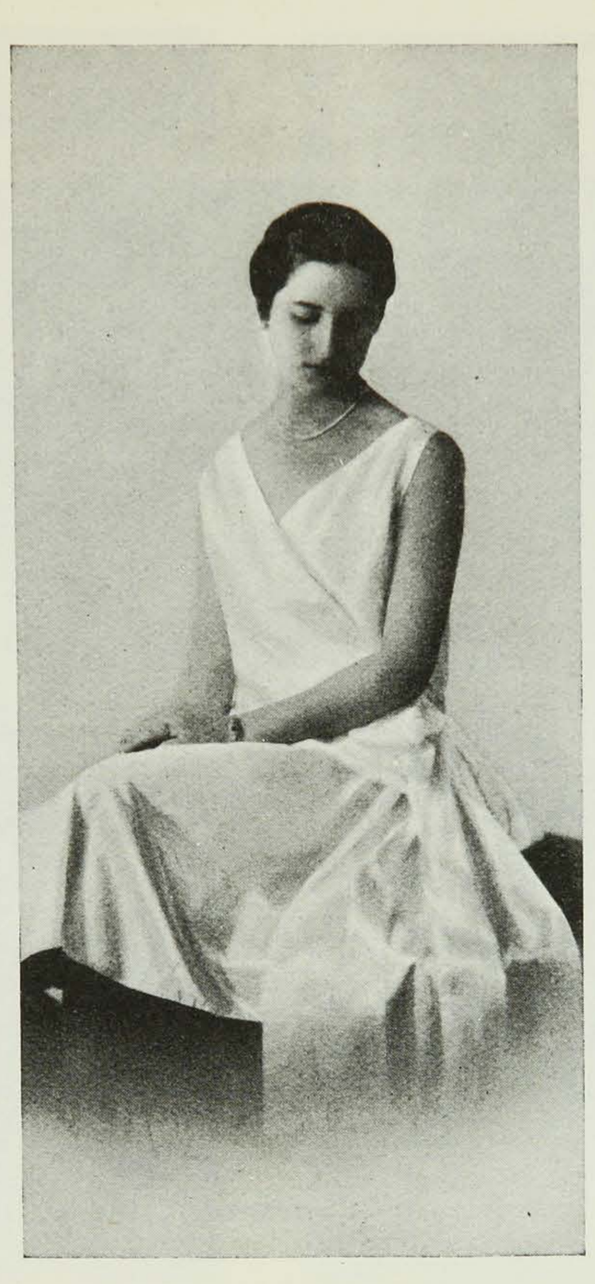
Werde mich Dienstag Euer Hochwohlgeboren selbst vorstellen

Mahler

*



Señorita Maria de la Paz Alba Posse



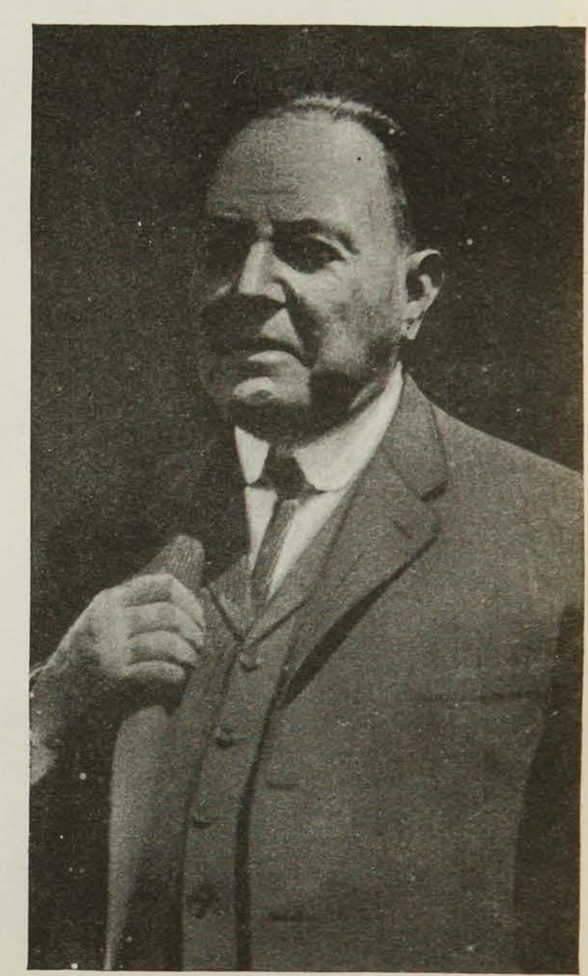
Señorita Maria Luisa Solé



Madame Orosia Ayerga de Donovan

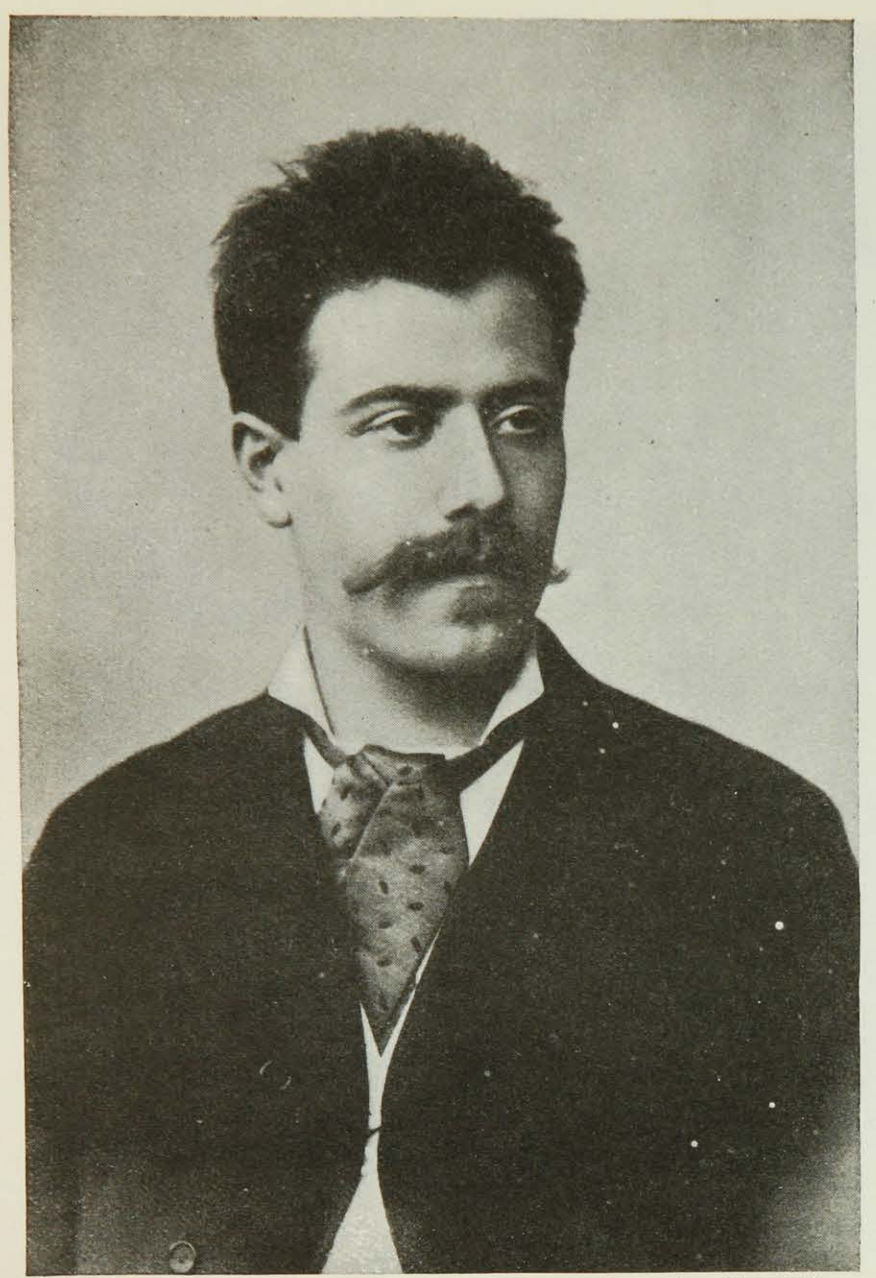
Buenos Aires

Der Regierungspalast



Photos Keystone View Co.

Irigoyen, der gestürzte Präsident



Sammlung Raoul Korty

Gustav Mahler in Cassel (1883)

Photo Transocean

Hans v. Bülow



Die englische Schauspielerin Elsa Lanchester



Photo Jacobi

Margarete Koeppke †

7. Mahler wird geprüft. Das Protokoll meldet darüber:

Am 22. 5. 83 stellte sich Mahler persönlich vor und unterzog sich innerhalb der Zeit bis einschl. 30. Mai verschiedener Probe-Dienstleistungen wie a) Dirigieren der Ouvertüre zu „Tell", b) Leitung verschiedener Chorproben, c) Leitung verschiedener Zimmer-Proben, d) musikalische Leitung der Generalprobe zu „Hans Heiling".

Die Probeleistungen fielen sämtlich zur Zufriedenheit des Herrn Intendanten aus.

Am 31. 5. 83 wurde mit dem p. Mahler der anliegende Engagementsvertrag abgeschlossen. (Folgt Anweisung an die Hauptkasse über 200 Mark für absolvierte Probedienstleistungen.)

*

8. Das Unwahrscheinliche hat sich ereignet, der Vertrag wird geschlossen, die Reisespesen werden vergütet. Aus dem Kontrakt vom 31. Mai 1883:

§ 1. Herr Mahler engagiert sich als Musik- und Chordirektor und macht sich verbindlich, etc. etc.

§ 3
(erkennt Mahler ein Jahresgehalt von 2100 Mark zu).

§ 7 (regelt die Vertragsdauer: drei Jahre „wenn intendanturseitig nicht vorher Herrn Mahler seine definitive Anstellung zugesichert wird").

DIENST-INSTRUKTION

für den Musik- und Chordirektor des Königlichen Theaters zu Cassel

§ 1. Der Musik- und Chordirektor des Königlichen Theater soll Seiner Majestät dem Kaiser und Könige treu und gehorsam sein, Allerhöchst dessen Interesse, so viel an ihm liegt wahren und fördern, Nachteil aber abwenden.

§ 3. Alle seine Amtsverrichtungen concentrieren sich in der Verpflichtung, den ihm unterstellten Theaterchor, sowie die ihm von der Intendantur des Königl. Theaters zum Einstudieren und bezw. zum Dirigieren übertragenen Opern und sonstigen musikalischen Werke, wie Possen, Vaudevilles, Ballets, Tänze pp. nach Maßgabe und unter zweckmäßigster Benutzung der vorhandenen Kräfte und Kunstmittel und unter tunlichster Förderung derselben genügend vorzubereiten und zu einem guten Ensemble ins Leben treten zu lassen.

§ 4. In der Ausübung seiner Amtsverrichtungen ist er überall dem Kapellmeister . . . subordiniert . . .

§ 5. . . . Dabei hat er Rücksicht zu nehmen auf Vermeidung von Kollisionen mit den Proben und Vorstellungen der anderen Kunstbranchen.

§ 7. Dem Weglassen oder einer Verkürzung einzelner Gesangsstellen von Seiten der Sänger oder Sängerinnen darf ohne vorherige Genehmigung der Königlichen Intendantur nicht nachgegeben werden . . .

(folgen weitere Vorschriften, insgesamt 20 Paragraphen.)

*

9. Der junge Kapellmeister beginnt seine Tätigkeit in Kassel bereits am 21. August 1883. Er muß sich erst an den Geist des Hauses gewöhnen:

STRAFVERZEICHNIS für den Zeitraum vom 1. Sept. bis einschl. 30. Sept.

Zeit	Namen	Versäumnisse	Strafbeträge
	Herr Mahler	hat die höchst störende Angewohnheit, bei den Theaterproben und Vorstellungen mit den Stiefelabsätzen sehr stark aufzutreten	Herr Mahler wurde auf diese Notiz von dem Herrn Intendanten aufmerksam gemacht
21. Sept.	Herr Mahler (Generalprobe Heiling)	veranlaßte im Gespräch mit mehreren Chordamen schallendes Gelächter. Fr. Schmid war dabei, die andern waren in der Dunkelheit nicht zu erkennen	Erster Straffall, daher frei!

*

10. Sehr gern vergißt man, daß der Agent von der Gage eine ständige Provision zu erhalten hat. Schon schreibt Lewy an die Rendantur des Kasseler Theaters am 18. Oktober 1883:

Ich erlaube mir, Ihnen eingeschlossen Revers-Kopie des durch meine Vermittlung engagierten Herrn Kapellmeisters Gustav Mahler zu übersenden und knüpfe hieran das höfl. Ersuchen, die Abzüge genehmigen zu wollen . . .

*

11. Der Intendant erläßt eine Verordnung an den Neuling. (26. November 1883.)

1. Die Zimmerproben haben stets pünktlich zu beginnen.

5. Es ist fernerhin und bis auf weiteres nicht gestattet, daß eine Zimmerprobe für nur *eine* Dame angesetzt, oder, daß nach Entlassung der übrigen Mitglieder die Probe mit nur *einer* Dame fortgesetzt werde. Es ist vielmehr darauf Bedacht zu nehmen, daß mit einer Dame stets zugleich ein weiteres Mitglied in der Probe anwesend ist und letzteres eventuell in den, der betreffenden Dame zu gönnenden Pausen beschäftigt wird.

*

12. Der jugendliche Enthusiast hört einen Meister dirigieren und schreibt ihm einen Brief. Mahler an Hans v. Bülow, der für kurze Zeit nach Kassel gekommen war:

Hochverehrter Meister! (Januar 1884)

Verzeihen Sie, daß ich trotz der Abweisung, welche ich vom Portier Ihres Hotels erfuhr, dennoch vor Sie trete, auf die Gefahr hin, daß Sie mich für einen Unverschämten halten. Als ich Sie um eine Unterredung bitten ließ, wußte ich

noch nicht, welch einen Brand Sie durch Ihre unvergleichliche Kunst in meine Seele werfen würden. — Ohne Umschweif: Ich bin ein Musiker, der in der wüsten Nacht des zeitgemäßen Musiktreibens ohne Leitstern wandelt und den Gefahren des Zweifels und der Verirrung ganz anheimgegeben ist. Als ich im gestrigen Conzert das Schönste erfüllt sah, was ich geahnt und gehofft, da war es mir klar: hier ist deine Heimath — dies ist dein Meister — nun soll deine Irrfahrt enden oder nie!

Und nun bin ich da und bitte Sie! Nehmen Sie mich mit — in welcher Form es immer sei — lassen Sie mich Ihren *Schüler* werden, und wenn ich das Lehrgeld mit Blut bezahlen sollte. — Was ich kann — könnte — weiß ich nicht; doch das werden Sie ja bald heraushaben. Ich bin 23 Jahre alt, war Student auf der Wiener Universität, habe auf dem Conservatorium daselbst Composition und Clavier getrieben, und bin nach den unseligsten Irrfahrten hier am Theater als 2. Kapellmeister angestellt worden. — Ob dies schale Treiben einen Menschen befriedigen kann, der mit aller Sehnsucht und Liebe an die Kunst glaubt und sie auf die unerträglichste Weise aller Orten mißhandelt sieht, werden Sie selbst nur allzu gut beurtheilen können. — Ihnen gebe ich mich nun ganz und gar, und wenn Sie dieses Geschenk annehmen, so wüßte ich nicht, was mich glücklicher machen könnte. Wenn Sie mir eine Antwort gönnen, so bin ich zu Allem bereit, was Sie mit mir vorhaben. Ach — antworten Sie doch wenigstens!

Es harrt Gustav Mahler

*

13. Leider ist es eine Erfahrungstatsache, daß man niemals persönliches Vertrauen zu denen haben soll, deren Leistungen man bewundert. Vor allen Dingen ist es verfehlt, einer Berühmtheit sein Herz auszuschütten. Bülow gab Mahlers Brief dem ersten Kapellmeister des Kasseler Theaters, der ihn geflissentlich seiner Intendanz vorlegte, da der Theaterbetrieb subalterne Empfindungen begünstigt. Vermerk in den Akten Mahler:

Am 25. 1. 84 überreichte der Kapellmeister Treiber das anliegende, von dem Musikdirektor Mahler an den z. Zt. hier anwesenden Intendanten der Meininger Kapelle Herrn Dr. Hans von Bülow gerichtete Schreiben mit dem Bemerken, daß ihm dasselbe von Herrn v. Bülow übergeben worden sei.

*

14. Wer sich beim Theater auch nur ein einziges Mal mißliebig gemacht hat, erlebt Überraschungen. Anfrage des Intendanten vom 5. September 1884:

Herrn Mahler zur schleunigen Äußerung, aus welchem Grunde ohne meine Genehmigung a) die Schlußkadenz des Duetts mit Violinbegleitung im zweiten Akte bei der Aufführung weggeblieben und b) in dem Finale des letzten Akts von der bisherigen Einrichtung abgewichen worden ist? . . .

den 5. Sept. 1884 v. Gilsa

An die löbliche Intendanz der königlichen Schauspiele!

Bezugnehmend auf die geehrte Zuschrift vom 5. Sept. 1884 erlaube ich mir vorerst allgemein zu bemerken, daß es meines Wissens, sowol bei mir, als auch Herrn Kapellm. Treiber, wie bei allen Dirigenten der Welt, ein immer gepflegter Usus ist, unbefangen, wenn auch mit vollem Bewußtsein der Verantwortlichkeit

gegenüber der vorgesetzten Behörde, musikalische Veränderungen vorzunehmen, wie Striche, Punctationen etc. Da der Dirigent eines musikalischen Werks jeden Augenblick gezwungen ist, mit Rücksicht auf stimmliche Anlage der Sänger oder auf stoffliche Verhältnisse, an Stelle des Componisten die nothwendigen Dispositionen zu treffen, so müßte ich nur fürchten, der geehrten Intendanz lästig zu fallen, wenn ich sie täglich mit den diesbezüglichen Mitteilungen überschütten wollte, abgesehen davon, daß dies oft wegen der Dringlichkeit des Gegenstandes unmöglich, und eine momentane Entschließung unumgänglich ist, in welchem Falle ich mich als Stellvertreter der Intendanz zu betrachten habe, wol wissend, daß ich jeden Moment bereit sein muß, derselben über mein Thun vollkommen Rechenschaft abzulegen.

Was nun den

Passus a betrifft, so glaubte ich die Cadenz streichen zu müssen: 1. weil Hr. Concertm. Wipplinger meiner Ansicht nach nicht im Stande ist, seinen Part correct auszuführen, 2. weil mir Hr. von Hübbenet Anlaß gab, befürchten zu müssen, daß er, in einer so exponierten Stelle, durch die nothwendig dazu kommende Aufregung und durch die mangelhafte instrumentale Unterstützung im Ton so „fallen" würde, daß ein peinlicher Abschluß unausweichlich gewesen wäre.

Ad Passus b, habe ich zu bemerken, daß ich mich ganz an die Originalpartitur hielt und wol im Sinne des Herrn Intendanten zu handeln glaubte, wenn ich dem Sinne des Autors gerecht wurde. Daß seit einigen Jahren statt jenem reizenden Schlußgesang ein eingelegter von *Abt* componierter und arrangierter Schluß gesungen wurde, steht mir hier nicht zu, zu besprechen.

Jedenfalls aber bitte ich, mir zu glauben, daß ich in gutem Glauben gehandelt habe und *keineswegs* vielleicht die mir vorstehende Behörde irgendwie umgehen wollte.

Selbstverständlich werde ich mich von heute an nach der mir auf dies zukommenden Weisung richten, und hoffe, daß ich nicht der Zufriedenheit des Herrn Intendanten verlustig gegangen bin, welche er so gütig war, mir bis heute zu beweisen.

Hochachtungsvoll
Gustav Mahler

Auf diesem Brief steht der Vermerk der Intendanz:

Cassel, 5. September 1884

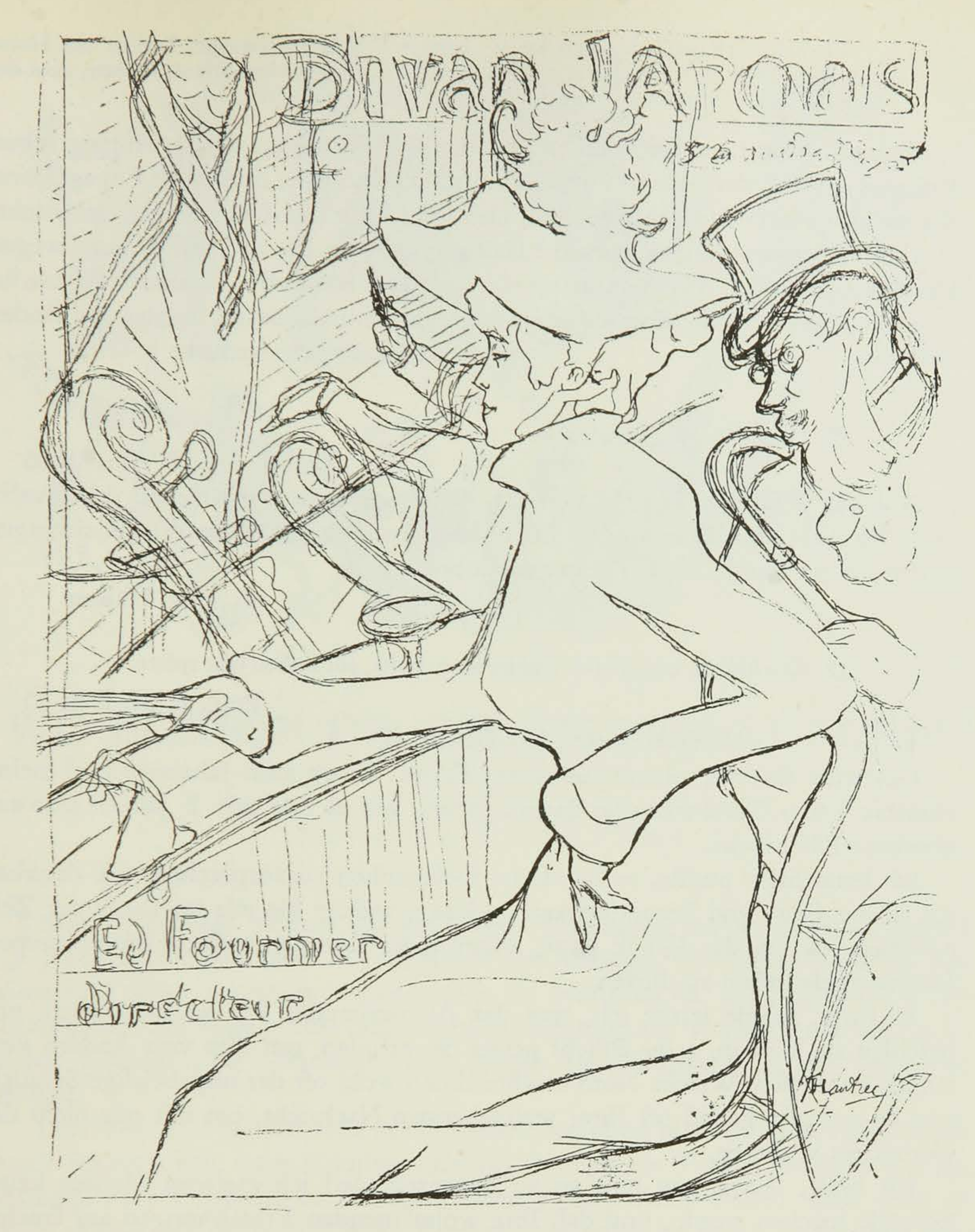
Dem p. Mahler ist von mir eröffnet worden, daß für die Ausübung seines Berufs an dem hies. königl. Theater nicht der anderwärts geltende „usus", sondern nur und allein die Vorschriften der ihm erteilten Dienstinstruktion . . . maßgebend seien.

*

15. Andere Nöte:

Der Musikdirektor Herr Gustav Mahler dahier verschuldet der städtischen Steuerkasse die Summe von 3 Mark 90 Pf., welche die unterzeichnete Kasse beizutreiben hat. Zur Deckung . . . soll . . . gepfändet werden.

*



Toulouse-Lautrec

16. Nicht mehr auszuhalten!

Cassel, 1. April 1885

An die Intendantur der königlichen Schauspiele

stellt der ergebenst Gefertigte das höfliche Ersuchen, ihn vom 1. Oktober dieses Jahr an seiner contraktlichen Verpflichtung zu entheben, weil er durch private Verhältnisse gezwungen ist, sich eben das nächste Jahr in seiner Heimath aufzuhalten.

Indem er sein innigstes Bedauern ausspricht, eine ihm so werth gewordene Stellung zu verlassen, harrt derselbe der gütigen Erfüllung seiner Bitte entgegen.

Gustav Mahler

*

17. Selbstverständlich lagen keine „privaten" Verhältnisse vor. Bericht des Herrn v. Gilsa an seinen Vorgesetzten, den Berliner Generalintendanten von Hülsen, dem das Mahlersche Gesuch unterbreitet werden mußte (10. April 1885):

Ich erlaube mir hierbei noch zu bemerken, daß Mahler, der im Anfang seines Engagements zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, durch ein Engagement, das er mit Leipzig abgeschlossen hat, in Verbindung mit der Aussicht, demnächst als Festdirigent zu glänzen, ganz die Haltung verloren hat und fortwährend wegen Dienstwidrigkeiten, Versäumnissen etc. auf dem Strafzettel figuriert. Er hat infolgedessen sowohl bei dem Chor als auch bei dem Orchester bereits den Boden verloren.
Euer Excellenz gehorsamster v. Gilsa

*

18. Die Entlassung genehmigt:

Berlin, den 23. April 1885

Auf den gefälligen Bericht vom 21. ds. Mts. genehmige ich, daß der Musik- und Chordirektor Mahler vom 1. Juli cr. ab seinen kontraktlichen Verpflichtungen gegen das dortige Königl. Theater enthoben werde.

v. Hülsen

*

19. Das übliche happy end. Mahler an v. Gilsa, ein halbes Jahr später.

Prag, d. 29. Dez. 85

Hochverehrter Herr Baron!

Gestatten Sie mir, obwol aus weiter Ferne, Ihnen zum Jahreswechsel meine ehrerbietigsten Glückwünsche darzubringen, wie es mir seit 2 Jahren eine angenehme Pflicht war.

Ich kann nicht umhin, es bei dieser Gelegenheit auszusprechen, wie dankbar ich all der Güte und Freundlichkeit gedenke, welche Sie mir im Laufe der Zeit erwiesen, da ich das Glück hatte, unter Ihrer Leitung meinen künstlerischen Idealen nachstreben zu dürfen.

In Ihrer Schule lernte ich, was das Allerschwerste ist: zu gehorchen, um befehlen zu können, seine Pflicht getreu zu erfüllen, um dies von Andern verlangen zu dürfen. Welche Noth machte Ihnen wohl oft der ungeberdige Schüler, und es bedurfte gewiß oft Ihrer weitgehenden Nachsicht, um mit mir nicht die Geduld zu verlieren.

Ich hoffe, Ihnen von nun an zu beweisen, daß ich meinem Meister keine Schande machen werde, und daß Ihre wolmeinenden Ermahnungen auf fruchtbaren Boden gefallen sind. Hier geht es mir recht gut. Ich habe bisher dirigiert: *Neu einstudiert:* Don Juan, Wasserträger, Fidelio, Tannhäuser, Meistersinger, *Novitäten*: Trompeter, Rheingold, Walküre, und bin eben daran, *Tristan* (neu) und einen *Mozart*-Cyclus vorzubereiten. Also für 5 Monate eine ganz erkleckliche Arbeit. Gerne hätte ich meinen Vertrag in Leipzig gelöst, um hier bleiben zu können; doch wollte Dir. Stägemann absolut darauf nicht eingehen. Und so muß ich mich denn im nächsten August auf den schweren Weg nach Leipzig machen, wo meiner gewiß der peinlichste Rivalismus mit *Nikisch* harrt.

Nehmen Sie die Versicherung meiner immer währenden Verehrung

Ihr dankbarster
Gustav Mahler



Ottomar Starke

WO BLEIBEN DIE DEUTSCHEN AUTOREN

Von

ARTHUR ELOESSER

Jedes Theaterjahr beginnt mit der Frage: Wo bleiben die deutschen Autoren? Jedes Theaterjahr endet mit der Klage und Anklage: Wo blieben die deutschen Autoren? Die Theaterdirektoren stehen als Schurken da, die Dramaturgen als Ignoranten, die Kritiker als fahrlässig Gleichgültige, die wieder einmal die nationalen Belange nicht verteidigt haben gegen die Überfremdung der deutschen Bühne.

Leute, die von der Existenz der Berner Konvention nichts wissen, rufen schon nach Schutzzöllen, nach Kontingentierung, wollen die Theatervertriebe, die die Einfuhr nach Deutschland besorgen, unter Staatsaufsicht stellen. Und wenn es auch richtig sein sollte, daß diese Vermittlungsstellen im freien Handel mit dem Ausland, von keinen tariflichen Bestimmungen eingeschränkt, an ausländischen Produkten mehr als an inländischen verdienen sollen oder verdienen können, es ist kaum eine unter ihnen, die sich im Interesse eines gewissen literarischen Prestiges nicht zur Feilhaltung von deutschen Stücken in ihrem Laden veranlaßt fühlt. Nur daß das eingeführte Produkt in der Regel den Vorteil hat, schon irgendwo gespielt und im Feuer erprobt zu sein. Die deutsche Verpackung der fremden Importen bekommt eine Reklame mit, die ungefähr lautet: Serienerfolg in Paris von fünfhundert, in London von tausend, in Amerika von viertausend Aufführungen. Dieser Garantieschein kann dem ungespielten oder unerprobten deutschen Autor für den sorgenden Theaterdirektor nicht beigelegt werden.

Unsere Bühnenschriftsteller konkurrieren gegen eine schon vollzogene Sichtung

oder Auswahl des Erfolges. Aber haben wir denn in Deutschland einen erprobten Autor? Der einzige, der sich gegen Durchfall versichert zu haben scheint, ist der Schauspieler Curt Goetz. Unsere deutschen Bühnenschriftsteller, die sich gern Dichter nennen, werden um so schlechter, mindestens um so unsicherer, je länger sie schreiben. Das fünfunddreißigste, bestenfalls das vierzigste Jahr pflegt ihrer grünen Potenz die Grenze zu setzen. Der erste Impetus hat abgenommen, und aus dem Verkehr mit dem Theater haben sie für das Handwerk nichts gelernt. Als Goethe einige Jahrzehnte Theaterdirektor gewesen war, konnte er kein Stück mehr schreiben. Ich spreche hier von der Bühne, nicht von der Literatur. Unser „nötiger Vorrat“ an Stücken, wie der alte Gottsched so schön sagte, leidet seit der Geburt unseres Theaters am Zustand der Unterernährung; wir hatten nie genug Autoren und werden nie genug haben, die das erste Bedürfnis der Unterhaltung befriedigen, die auf gefällige Weise, wozu immer Anspruchslosigkeit gehört, mit uns zu reden verstehen. Wir können nicht warten, bis jeder deutsche Bühnenschriftsteller seine Sprache gelernt und sich seine Grammatik erfunden hat. Da konnten auch die Sternheim und Kaiser nicht durchhalten.

Den internationalen Markt haben die Franzosen mit Gesellschaftsstücken, mit ihren erotischen Schwänken ein paar Jahrhunderte beherrscht; heute sind die Engländer dran und die Amerikaner mit ihren Detektivstücken und Räuberpistolen. Diese Sachen hatten und haben die Überlegenheit von Markenartikeln; sie sind zurzeit für einen bestimmten Bedarf genormt worden, und wer ihre Mechanik begriffen hat, braucht nur eine kleine Verfeinerung, manchmal auch nur eine Vergröberung einzuführen, um noch ein Nebenpatent anmelden zu können. Unsere deutschen Autoren, und die es gut oder gutgläubig mit ihnen meinen, bejammern die Überfremdung. Zu meiner Genugtuung höre ich jetzt dieselbe Klage aus Paris, wo die armen französischen Dramatiker durch Deutsche, Engländer, Ungarn, Russen überboten werden sollen. Ja, überfremden wir nicht auch, da wo wir tüchtig sind, mit unseren Markenartikeln, mit unserem Bier, mit unserem Spielzeug, mit unseren optischen Instrumenten, mit unserer Musik und vor allem mit unserer Operette? Es gibt ja kaum eine andere mehr in der Welt. Die ausländische Produktion mag in literarischer Hinsicht nach Belieben veranschlagt werden; abstreiten soll man ihr nicht, daß sie die überlegene Präzisionsarbeit leistet. Und wenn ihr sie maschinelle Technik nennen wollt! Unsere deutschen Autoren sind die unbehilflichsten Techniker, die ich kenne; fast jedem läßt sich nachweisen, wie er seine eigene Sache hätte besser machen können, wenn er nicht bequem und schludrig seine Arbeit im Stich gelassen hätte. Als Dramaturg habe ich diese merkwürdige Menschenklasse kennengelernt. Kaum ein deutscher Autor ist imstande, an seinem Text die überzeugendste Verbesserung anzubringen, an seiner Dichtung, die ihm der Genius selbst diktiert hat. Gegen Gedichtetes läßt sich nichts sagen. Woanders werden Stücke gemacht, in Deutschland werden sie gedichtet. Dann müßt ihr auch die Folgen tragen. Unsere Schauspieler hungern nach Rollen; noch keiner hat für die Bergner ein Stück geschrieben, und Max Adalbert muß mit Unlust Staub fressen.

Um nicht mißverstanden zu werden: Es gibt Genies, es kann wieder welche geben, und wir wollen sie bei Gott nicht normen. Eine Tragödie mag so verbaut sein wie der Hamlet, so wenig Theaterstück wie der Faust und kann doch eine



Photo Vogelsang

Die Tänzerin Tamara Desni (Berlin)



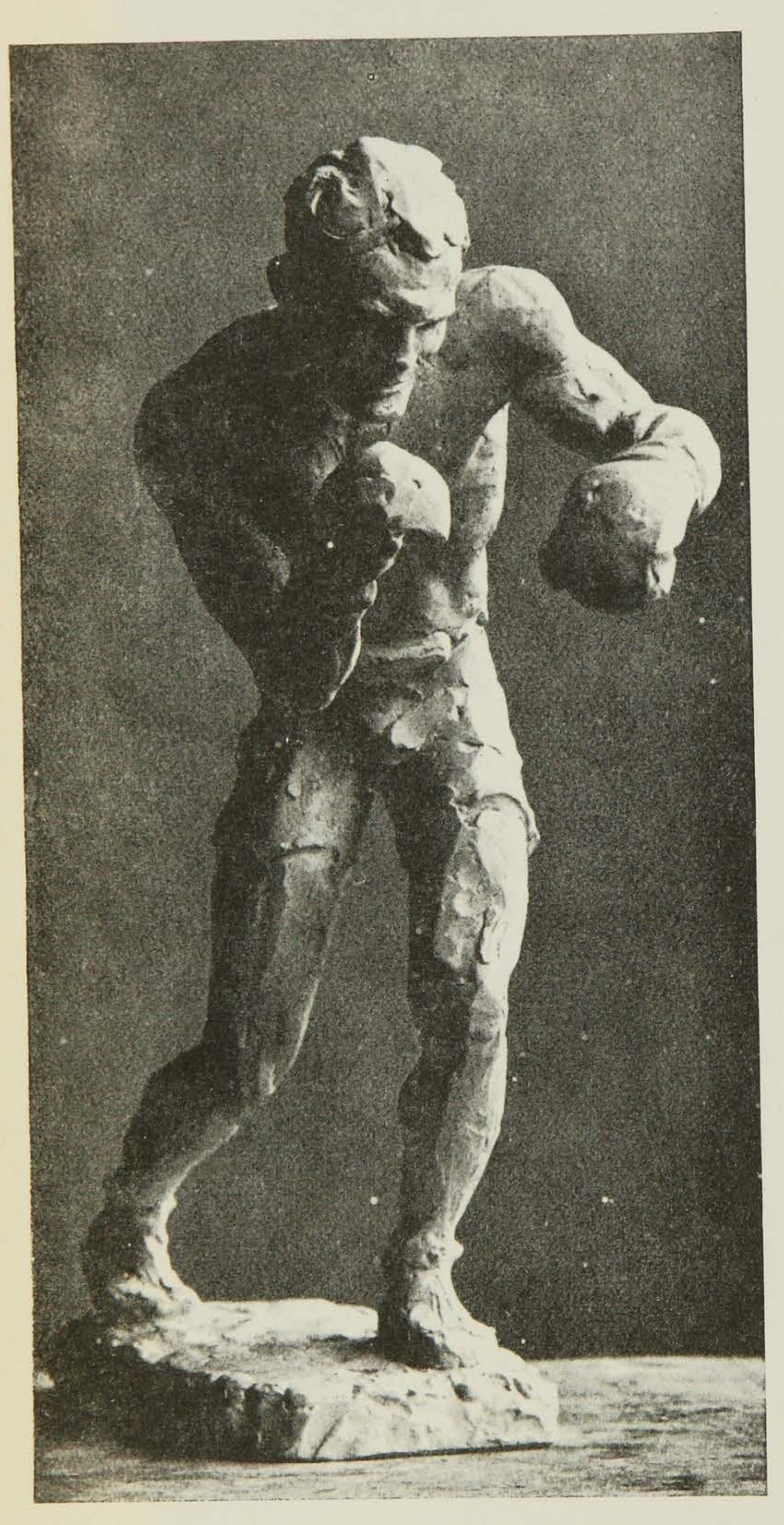
Photo Keystone View Co.

Der Negertänzer Benga (Paris)



Photo Keystone View Co.

Die Tänzerin Flauris (Budapest)



Renée Sintenis, Der Boxer Hartkopp

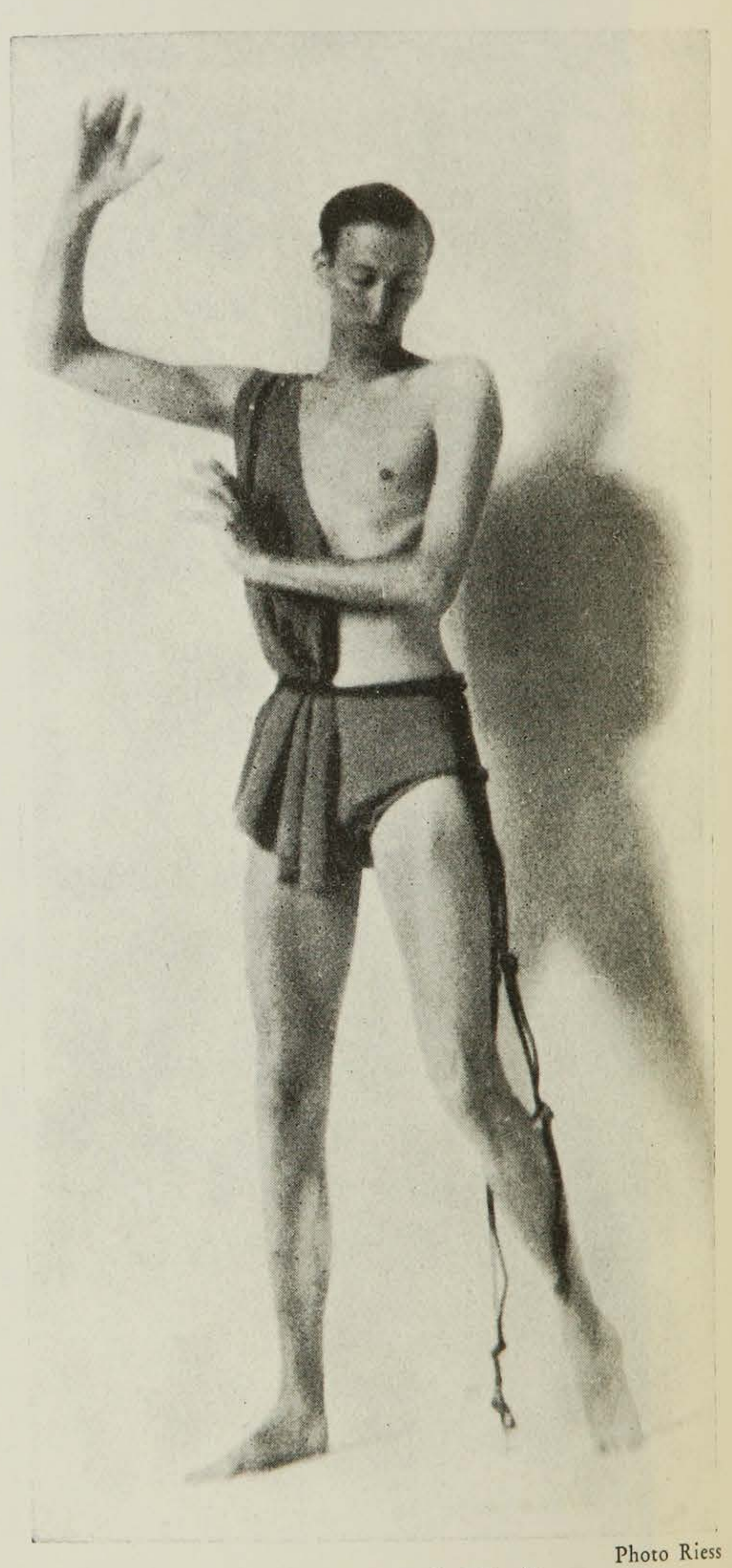


Photo Riess

Der Tänzer Caird Leslie

kleine Ewigkeit und sogar in der Sympathie der Theaterkassierer dauern. Und so mag auch irgendein dramatisches Bekenntnis aus eurer hohen schöpferischen Einsamkeit herunterrollen und alle Erfahrungen und alle Überlieferungen des Theaters durch und durch schlagen. Die Tragödie kommt ihrer Natur nach als Ausnahme. Wer ist berechtigt, ihr Schwert zu führen? Die Hohe Schule des Theaters bleibt die Komödie, sie ist die berechnendere Art und daher bis zu einem gewissen Grade erlernbar. Als wir den Krieg und auch die Revolution verloren hatten, verordneten Kritiker und Propheten, daß wir sie in vielen großen Tragödien auf der Bühne wiederfinden sollten, daß die Zeit mit allem Donnerrollen und Knarren der Weltgeschichte sich noch einmal auf der Bühne vernehmen ließe. Der tragische Lautsprecher war ja auch ziemlich lange installiert. Abgesehen davon, daß Revolutionsstücke am besten vor der Revolution gemacht werden, alle Anzeichen scheinen vielmehr darauf zu deuten, daß die Entwicklung auf die Komödie zugeht, nachdem unser gesamtes öffentliches Leben soviel öffentlicher geworden, nachdem es zwar nicht gebessert, aber doch auf bisher unerlebte Weise aufgelockert und mit allen seinen fragwürdigen Schönheiten unter Kritik gestellt worden ist. Das Land des Respekts ist das der Respektlosigkeit geworden, und die Komödie war immer eine aufrührerische Kanaille. Noch nie muß es so schwer gewesen sein, keine Satire zu schreiben.

Wo bleiben die deutschen Autoren? Wollt ihr gar mit den Zeitstücken nachweisen, daß sie die Ohren steifhalten? Was ist das für eine Sorte? Das sind Armeleutstücke, wie sie vor einigen dreißig Jahren nach den „Webern" unablässig gedichtet wurden. Nur daß man ihnen keine Anträge anheftete und sie nicht auf Paragraphenjagd abgerichtet hat. Nur daß sie heute bloß Gesinnung haben dürfen und kein Talent, was eine bürgerliche Eigenschaft ist. Fürchtet euch doch nicht so vor der Gesinnung, vor dem Vorwurf, ein unsoziales steinernes Herz im Busen zu tragen. Die Sache verhält sich nämlich so, daß, wer heute gar nichts kann, wenigstens ein Proletarierstück schreibt. Das ist am leichtesten. Davon bekomme ich jeden Morgen eins zugeschickt. Und frühstücke trotzdem. Wie die anderen auch.

Nun, die Zeitstücke sind meistens von Außenseitern, von Gelegenheitsarbeitern gemacht worden, die bald verschwinden werden, weil solche Erfolge sich nicht so oft wie Versammlungsreden wiederholen lassen. Was aber machen die deutschen Dramatiker, die vom Fach, die Eingesetzten, die Eingetragenen, die kein anderes Handwerk gelernt haben und immer wieder auf den Markt gehen müssen? Ihr wißt, auf unseren deutschen Bühnen probiert ein jeder, was er mag! Alles Freischärler zwischen Tag und Traum, zwischen Idee und Wirklichkeit, verwegene Wilderer auf den höchsten Graten des Gedankens und über Abgründen von symbolischem Tiefsinn. So scheint es wenigstens. Und dennoch, als ich Dramaturg war, bekam ich die ganze bunte, wilde exzentrische Gesellschaft in einige Schubfächer hinein; ich hätte mir auch eine Maskengarderobe anlegen und die genialen Irrgänger nach Dutzenden sortieren können. Wie sie sich ja auch aus der ganzen Maskengarderobe der Welt- und Literaturgeschichte versorgt haben. Einige Jahre bekam ich lauter Grabbe-Tragödien. Der Mann hat getrunken, der Alkohol hat ihn heilig gemacht, und der deutsche Dichter fühlt sich nirgends sicherer als im Wirtshaus oder bei der tragischen Flasche in der Dachkammer.

Dann kam die Ausbeute von Villon und Rimbaud. Ein wendiger Bearbeiter hat aus dem Franzosen, der erst Gedichte und dann Geschäfte machte, sogar einen sozialen Apostel für die Neger, eine Art von schwarzem Lenin gemacht. Wer ist der Kaufmann hier, und wer der Jude? Und womit wird gehandelt? Mit Mitleidssurrogaten, mit Poesieersatz, mit literarischer Hehlerware. Der deutsche Dichter, zugleich bürgerlicher Romantiker und Bolschewist, unterschiebt seiner spekulierenden Betriebsamkeit einen großen irregulären, einen genialen Straßenräuber oder Trunkenbold, damit er selbst mit ihm verwechselt wird, damit er unter seiner Maske Furcht und Mitleid — so sagte ja wohl Aristoteles — erregen kann.

Der normale deutsche Dichter liebt das Anormale, schwärmt für Kolosse und Extremitäten, schwärmt in alle Fernen der Zeit und des Ortes hinaus und ist überall zu Hause, außer in Deutschland, wo es doch bunt genug hergeht. Denkt an die dramatischen Zumutungen der letzten Jahre! Die fünf Erdteile waren kaum genug, um sie unterzubringen. Den Nordpol und den Südpol haben sie noch einmal auf der Bühne entdeckt. Wo wohnen die deutschen Autoren? Ihre Verbrecherstücke spielen in Chikago, ihre Entdeckerstücke auf noch namenlosen Guanoinseln der Südsee, ihre politischen Tragödien in Rußland, ihre Gesellschaftskomödien in Frankreich und England. Ist das Kraft, ist das Ausfuhr von überschüssigem Kapital? In Wahrheit ist es Einfuhr, letztes Fertigfabrikat von leicht zusammensetzbaren Vorstellungen. Die Nähe muß bewiesen werden, weil man sie kennt; in der Ferne, von weitem gesehen, scheinen Dinge und Menschen schon irgendwie gestaltet, sind außerdem überliefert, geformt und gefärbt durch die Autoren des eigenen Landes, die wir nicht für uns arbeiten lassen dürfen; ich wenigstens empfinde es als peinlich, ärmlich, unreell. Plagiat ist nicht schlimm, Plagiat ist greifbar und mit einer Geldstrafe zu sühnen. Viel schlimmer, weil unfaßbarer, scheint mir die Unbefangenheit, mit der etwa ein Kipling sich noch einmal bei uns ausdichten lassen muß. Er und mancher andere. Ein sonst sehr schätzbarer Schriftsteller brachte mir mal eine ganz saubere Komödie, die in der französischen Provinz spielte. Ich will mich dafür interessieren, sagte ich, wenn Sie die Handlung auf unsere liebe Heimat übertragen. Setzen Sie für Dupont Müller und für Dumont Schulze. Er konnte es nicht, weil er mit Zola und Maupassant und sonstwem gearbeitet, weil er aus Literatur wieder Literatur gemacht hatte.

Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Es gibt außer Shaw keinen bedeutenden dramatischen Autor im ganzen Ausland, aber es gibt keinen Engländer, der nicht englisches und keinen Franzosen, der nicht französisches Leben auf die Bühne bringt. Wenn sie eine Überlegenheit haben, so ist es diese, abgesehen davon, daß sie die besseren Techniker, die geduldigeren Arbeiter sind, daß sie nicht dichten, sondern Stücke schreiben, die tausend Personen auf drei Stunden beschäftigen und sogar unterhalten sollen. Anders, vom untersten Grund aus, hat es Shakespeare auch nicht verstanden. Unsere Autoren klagen über die ausländische Konkurrenz. In Wahrheit überfremden sie sich selbst, mit Typen, Ideen, Stoffen, Vorstellungen, von überallher, bevor sie noch überfremdet werden. Unsere peinlich interessante Gegenwart, unsere kritische Situation, unsere recht gestörte Seelenlage stellt Aufgaben genug, wahre Preisaufgaben, die, wie es scheint, gar nicht übersehen werden können, außer von den deutschen Autoren.

EIN HOFMALER GEHT NACH AMERIKA

Von

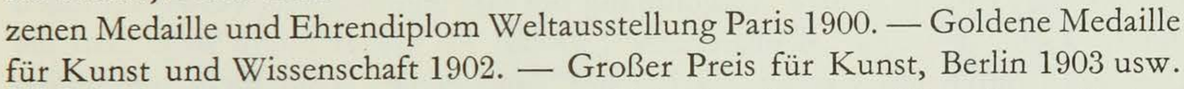
BASTIAN SCHNEIT

WER IST HOFMALER ARTHUR FISCHER?

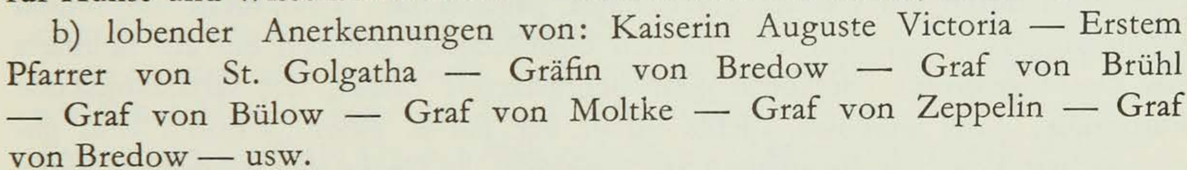
Hofporträtmaler zahlreicher Höfe (unter anderen des Hofs von Bentheim). — Ritter p. p. — Professore — Honorario der Dante-Schule in Neapel. —

Ehrich Ohser

Besitzer a) der Silbernen Medaille für Kunst, Berlin 1891 — der Bron-



zenen Medaille und Ehrendiplom Weltausstellung Paris 1900. — Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft 1902. — Großer Preis für Kunst, Berlin 1903 usw.



b) lobender Anerkennungen von: Kaiserin Auguste Victoria — Erstem Pfarrer von St. Golgatha — Gräfin von Bredow — Graf von Brühl — Graf von Bülow — Graf von Moltke — Graf von Zeppelin — Graf von Bredow — usw.

c) weiterer 2000 lobender Anerkennungen von Emma Baer usw.



WAS SCHREIBT HOFMALER ARTHUR FISCHER?

„Ew. Hochwohlgeboren haben sicher liebe verstorbene Angehörige . . . Sie haben auch wohl schon daran gedacht, daß der Besitz eines recht ähnlichen Porträts Ihnen den Schmerz über den Verstorbenen lindern würde, wenn Sie nur wüßten, wo Sie nur ein so gutes Porträt sich beschaffen könnten.“

„. . . Ein Wort möchte ich noch über meine Kunstrichtung sagen. Die modernen Porträtmaler haben zur Verwirrung des Geschmacks geführt und die Freude am eigenen Bild verlorengehn lassen, wenn der Porträtierte sich oft bis zur Karikatur entstellt sieht, während ich noch Goethes Auffassung „Kunst und Natur sei Eines nur“ mir zur Richtschnur meiner Arbeit nehme und so bis zur Virtuosität diese Spezialität ausgebildet habe.“

EIN TELEGRAMM SEINER MAJESTÄT

3. Februar 1908.

Für die im Allerhöchsten Auftrage für Seine Majestät gemalten Porträts wollen Seine Majestät die Gnade haben, Ihnen Allerhöchste Persönliche Anerkennung auszusprechen. Sie wollen am 6. Febr. vormittags 10 Uhr, Schloß Bellevue freundlichst sich einfinden.

Eulenburg.

BESUCH IN DEN AUSSTELLUNGSRÄUMEN DES HOFMALERS

Unter den Linden 24. Der Fahrstuhl funktioniert nicht. Die Treppen sind langweilig. Aber gleich wirds interessant. Auf dem letzten Podest leuchtet ein Kolossalgemälde: Wilhelm II. und Hindenburg. Nebenan, zwischen zwei verschlossenen Türen: Kaiserin Auguste Victoria mit Gefolge. Von der Türe links grüßt ein sinniges Schnitzwerk: Ein Engel hält ein Netz. Darunter antikisierte Schrift: „Gott segne das Handwerk der Fischer."

Ich habe mich lange Zeit nicht hierher getraut. Stets lag für mich etwas von einem verwunschenen Schloß um dies Treppenhaus. In Gedanken sah ich in den Ausstellungsräumen verstaubte Ritterrüstungen, deren Augen lebendig spielten, weil ein Spion dahinter die Kritik der Beschauer notierte. Meine Vorstellungen spielten mit Tapetentüren, elektrischen Stühlen, Geistermolchen und phosphorisierenden Fischaugen, knackenden Bilderrahmen und geheimen Falltüren.

Es ist nicht so schlimm. Eine weißbekittelte Dame öffnet mir die Tür und behütet mich während der halben Stunde, in der ich zitternd — halb vor abergläubischer Angst, halb vor Ergriffenheitsschauern — die Prachträume des Hofmalers betrachte. Die Prachträume sind keine Räume. Von Wänden und Decken kaum etwas zu sehn. Der Fußboden kann leider nur mit Teppichen belegt werden. Im übrigen: Eine prächtige Ansammlung der eigentümlichsten Verwinkelungen durch „Gemälde" und „Kunstschätze". Doch! Im ersten Raum sieht man die Glasdecke durch ein Gewirr geschnitzter Jugendstile. Und dicht unter dem schmutziggrauen Glasdach ist von den unsichtbaren Wänden her ein Spinnetz aus Draht gespannt. Herrliche gemütschmelzende Bilder, wie farbenspielende Fotografie. Alles wesenlos, nichts hinter der Farbe. Aber „schön". Und geschmeichelt. Geschäft. Im zweiten Saal umkränzt die Decke eine unendliche Reihe gerahmter Porträts der Berühmten von Goethe über Freiligrath und Beethoven bis Moltke. Gleich am Eingang verstaubt das „Goldene Buch" mit garantiert 2000 lobenden Anerkennungen zwischen zwei holzgeschnitzten Säulen, die von einer ärmlichen elektrischen Birne gekrönt werden. Im Hintergrund ein mysteriöses Gestell: „Eingang zur Orgel, zum Harem mit den asiatischen Sammlungen und zur gotischen Kapelle."(?) Auf dem Kamin ein Stapel von Sherlock-Holmes-Geheimnissen. Alte Bücher, von Schwertern durchstochen, alte Druckblätter. Ich lese ein Datum: „Anno 1922". Und da steht ein wirklich rührendes Bild: Soldat in Uniform hinter einer Gardine, die ein weinendes Mädchen zur Hälfte hebt. Darunter der herzbrechende Spruch:

Der Liebe und der Sehnsucht Pein
Erleichtert nur *sein* Bild allein.

Auf staubigen Regalen Miniaturporträts auf Emaille und Porzellan.

„Sind diese Werke auf Bestellung entstanden?"

„Nein, nur für Ausstellungen."

„Wieviele Porträts sind das hier, wenn ich fragen darf?"

„Zweihundert."

Der weiße Kittel führt mich zum Meister selbst.

Ich muß warten: Mein Empfang erfordert Vorbereitung. Dann führt man mich in ein kleines Atelier. Hofmaler Fischer steht in weißem Arbeitskittel (sauber, ohne einen Fleck) mit einer frisch gerichteten Palette und einem Pinsel in der Hand vor einem fertiggemalten und schon gerahmten Bild. Läßt gleich, als er mich sieht, die Palette in die Hand der Bekittelten gleiten, die damit in einen dunklen, höhlenartigen Gang verschwindet.

Der alte Herr, würdig, mit wenig weißem Haar, hat von der Seite einen gutmütigen Zug um die Augenwinkel. In dem etwas verschleierten Blick seiner grünen Augen aber findet man Bestätigung einer Vermutung: Kalt begleitet sein Blick die vorsichtigen Erklärungen.

Ich betrachte das Bild: In einem marmornen Bassin baden und schwimmen nackte Frauengestalten. Auch an der Seite lehnen nackte Körper an Säulen. Vorn liegen zwei Mädchen in künstlicher Pose. Das grüne Wasser des Bassins fließt nach rechts hinten in einen langen blauen See, der von riesigen grauen Felsen umstellt ist. Und weit im Hintergrund krönt ein Palast die bröckelnden Felsen. Links dagegen ist das Bad mit hängenden Trauben überdacht, in denen ein Vogel scheinbar singt, und unten blühen Blumen in großartigen Kübeln.

„Sie arbeiten jetzt wohl noch an diesem Werk?“

„Ja. Aber ich habe es nicht jetzt gemalt. Ich habe es nur vergrößert. Früher ging das Bild nur bis dahin . . . und dahin . . . und dahin. Diese Säule ist neu. Und diese Frau. Die da vorn auch. Dann habe ich den See noch etwas vergrößert. Die Marmorstufen sind noch mehr nach vorn gebaut, damit der Anschluß an den wirklichen Marmor besser ist. Das Bild ist nämlich nur eine Studie zu einem dioramaartigen Gemälde für den Maharadscha von Indien. Für seinen Harem.“

„Ach? — Sie arbeiten dieses Bild im Auftrag . . .“

„Ja. Im Auftrag des Maharadscha von Indien. Für seinen Harem. Hier vorn im Anschluß an dies Gemälde liegt das Bad, in dem etwa zweihundert Haremsfrauen baden. Der Raum ist 50 Meter lang, 30 Meter breit. Auf die Stirnwand wird dieses Bild vergrößert aufgetragen. Ich war vor kurzem vier Wochen selbst am Hofe des Maharadscha und habe alles besichtigt. Von den 200 Frauen sind übrigens nur sieben eigentliche Frauen des Maharadscha. Die übrigen bedienen nur diese sieben. Aber sie sind ihm natürlich alle zu eigen.“

Meister Fischer starrt immerfort auf sein Gemälde, während er spricht.

„Werden Sie die Wandbemalung selbst ausführen?“

„Nein. Ich fahre demnächst nur für kurze Zeit hin, messe aus und lege an. Dann werden Assistenten dort zwei bis drei Monate lang die Ausführung übernehmen. Inzwischen gehe ich nach Amerika und komme dann noch mal zurück, um die letzte Hand anzulegen.“

„Sie sind wohl viel im Ausland beschäftigt?“

„Meistens. Hier ist ja nichts mehr los. Deutschland ist ja so heruntergekommen. Ich werde überhaupt demnächst für immer nach Amerika gehn. Da gibts für ein Porträt wenigstens eine Handvoll Geld. Man bezahlt mir drüben 1000 Dollar für ein Gemälde. Außerdem dieser Betrieb mit dem Reichstag hier, und das alles.

Das gefällt mir nicht mehr. Und wie ist Deutschland verseucht durch die modernen Maler! Manche lächeln nur über mich. Ich will meine Ruhe haben." ·

„Haben Sie Aufträge aus Frankreich?"

„Nein. Frankreich ist ja nationalistisch. Da gibt man ausländischen Malern keine Aufträge."

„Und Italien?"

„Erst recht nicht. Die beschäftigen auch ihre eigenen Maler. Nur die Deutschen glauben ja, ein Ausländer könnte mehr."

„Ihre Aufträge kommen also kaum aus Europa?"

„Wenig. Meistens aus Amerika. Aus Süd- und Nordamerika. Da habe ich sehr viel zu tun."

An der Wand steht ein altes, verkratztes Bild eines spanischen Marktes.

„Was ist das?"

„Ach, weiter nichts. Das habe ich mal vor zwanzig Jahren gemalt, als grade Liebermann aufkam. Da habe ich auch eine Zeitlang versucht, in seinem Stil zu malen. Aber was ist schon Liebermann? Alles andere, nur kein Künstler. Na ja, ich fahre jetzt, wenn ich nach Indien und Amerika gehe, wieder über Spanien. Da will ich das Bild noch etwas auffrischen und dann in der Weltausstellung aushängen."

„Wo haben Sie gelernt, Herr Hofmaler?"

„Ach, überall. In der ganzen Welt!"

IN DER PASSAGE

künden zwei Schaufenster von Fischers Kunst. Ein Porträt des Maharadscha von Patiala mit garantiert zwanzig Millionen Schmuck. Eine Prospektfotografie zeigt ein dioramaartiges Kolossalgemälde: „Venus mit ihren Gespielinnen" 70 qm groß! — Ein Schild klärt auf: „Selbst nach verblichenen Fotografien werden Verstorbene garantiert ähnlich gemalt. — Brustbild von 100 M an. Kniestück in Pastellmalerei von 150 M an."

Vor diesen Schaufenstern drängeln sich dauernd kritisierende Beschauer. Ich höre: „Sieh doch mal: Entzückend. — Dieser Hund da ist doch bezaubernd. — Das da ist ja nicht modern, aber reizend. — Wie der Schmuck gemalt ist."

Ich stehe eine Stunde vor dem Schaufenster, zwei Stunden. Drei Stunden. Nicht eine schlechte Kritik.

AUFKLÄRUNG

Ich treffe einen Bekannten und sage: „Immerhin imponiert mir seine Technik."

„Mir nicht", antwortet der frech. „Vor zehn Jahren habe ich bei Fischer gearbeitet. Damals hatte er fast dreißig Angestellte. Nur Spezialisten. — Die Fotografie wird vergrößert auf die Leinwand projiziert und dann von den Spezialisten ausgemalt. Ich hatte die Glanzlichter auf die Schuhe zu malen. Sonst gab es noch Spezialisten für Kissen, Augen, Haare, Hunde, Perspektive usw."



Photo Barakovich

Der Reinhardt-Regisseur Dr. Stephan Hock



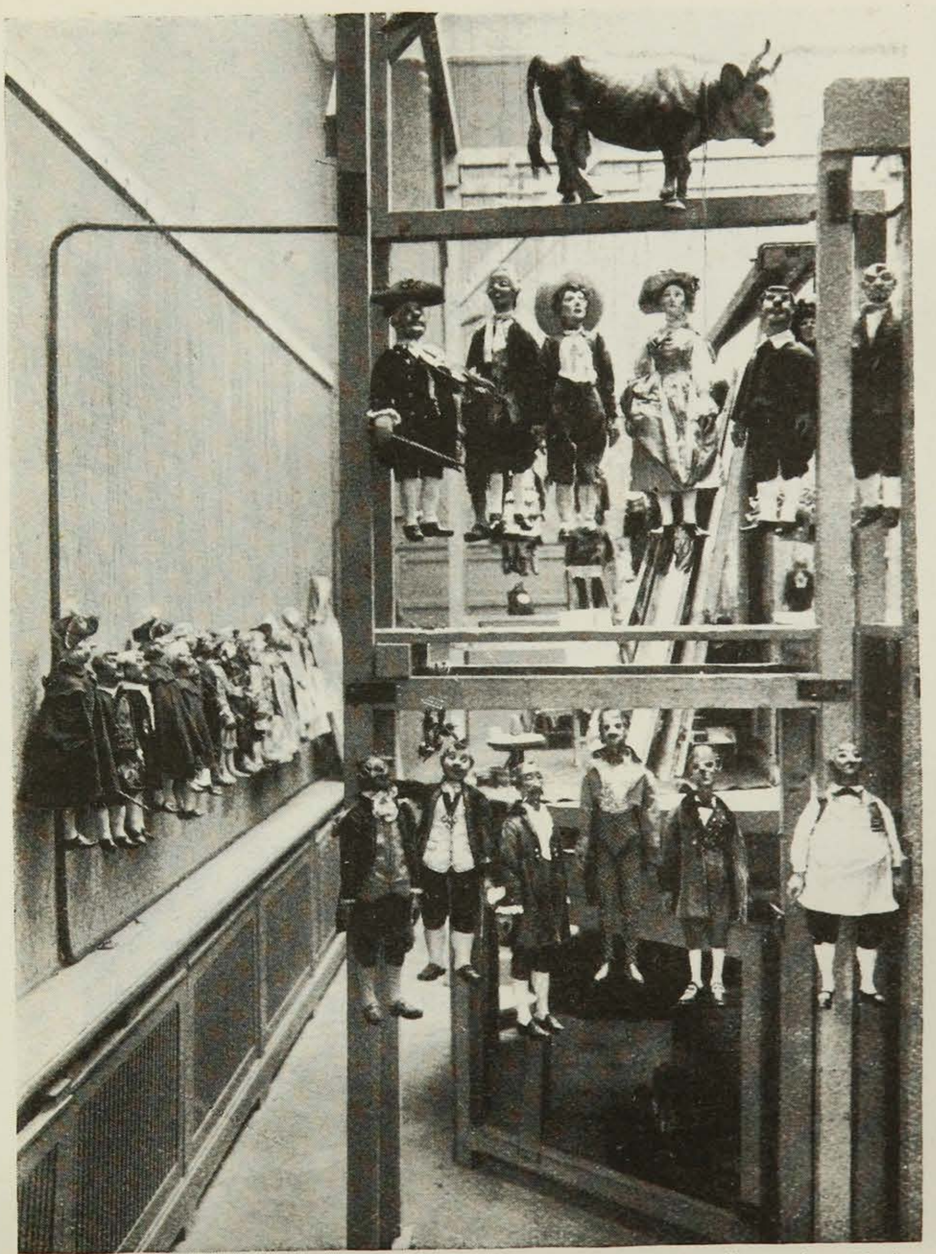
Photothek

Der Theaterdirektor Victor Barnowsky



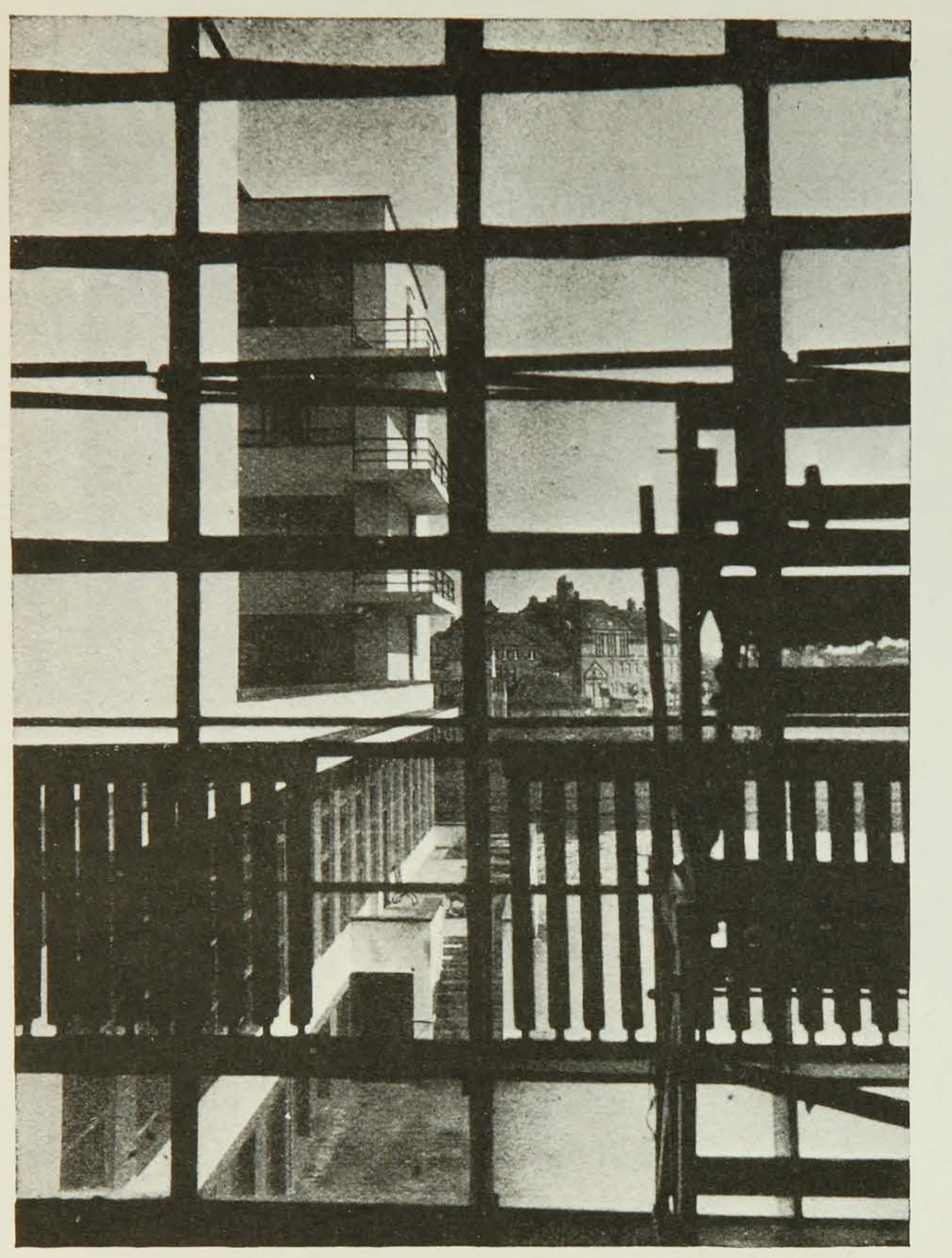
Photo Zander & Labisch

Gustav Waldau als „Schwieriger“



Berliner Illustrations-Verlag

Garderobe des Münchner Marionettentheaters



Das Bauhaus Dessau

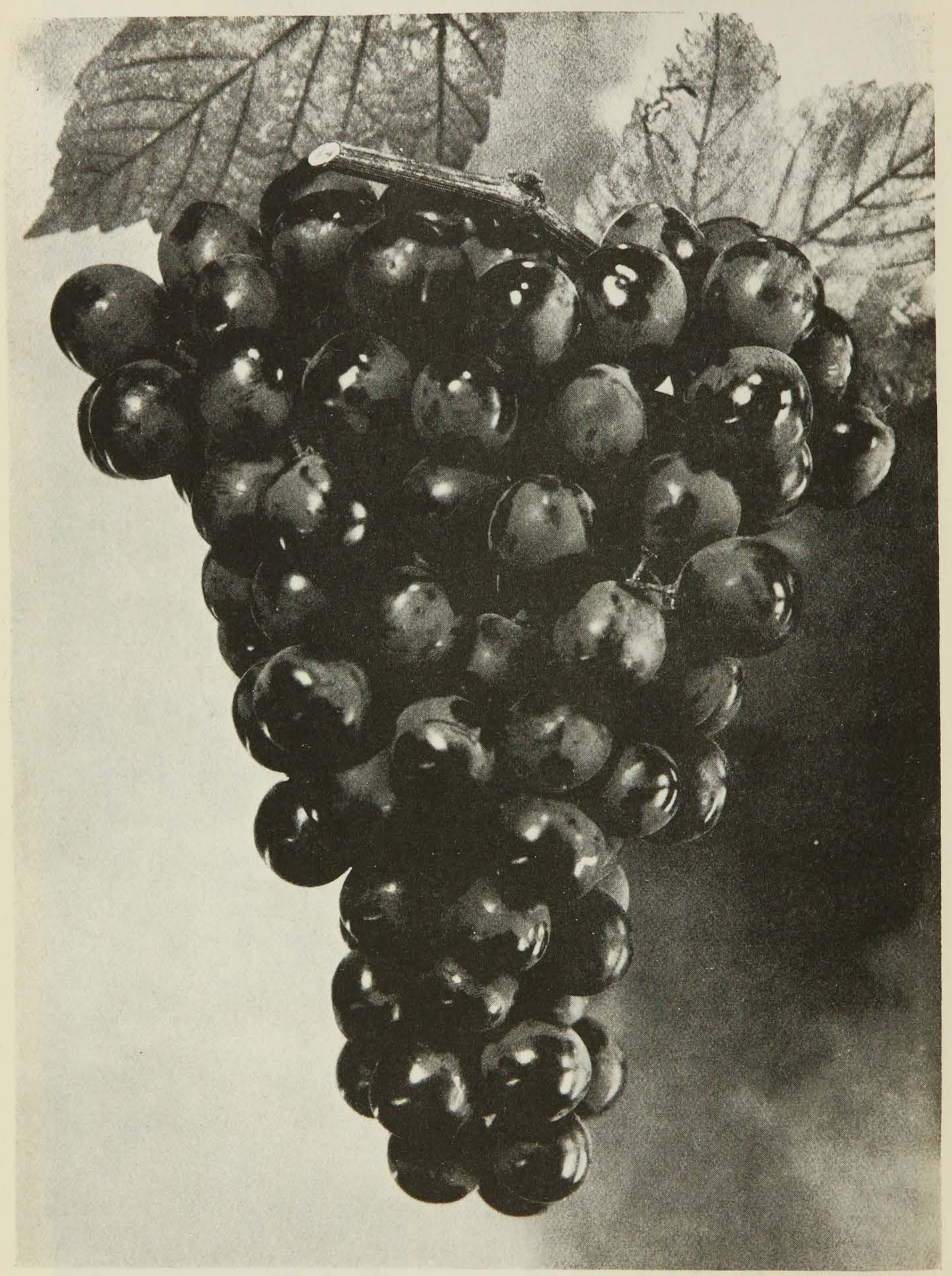
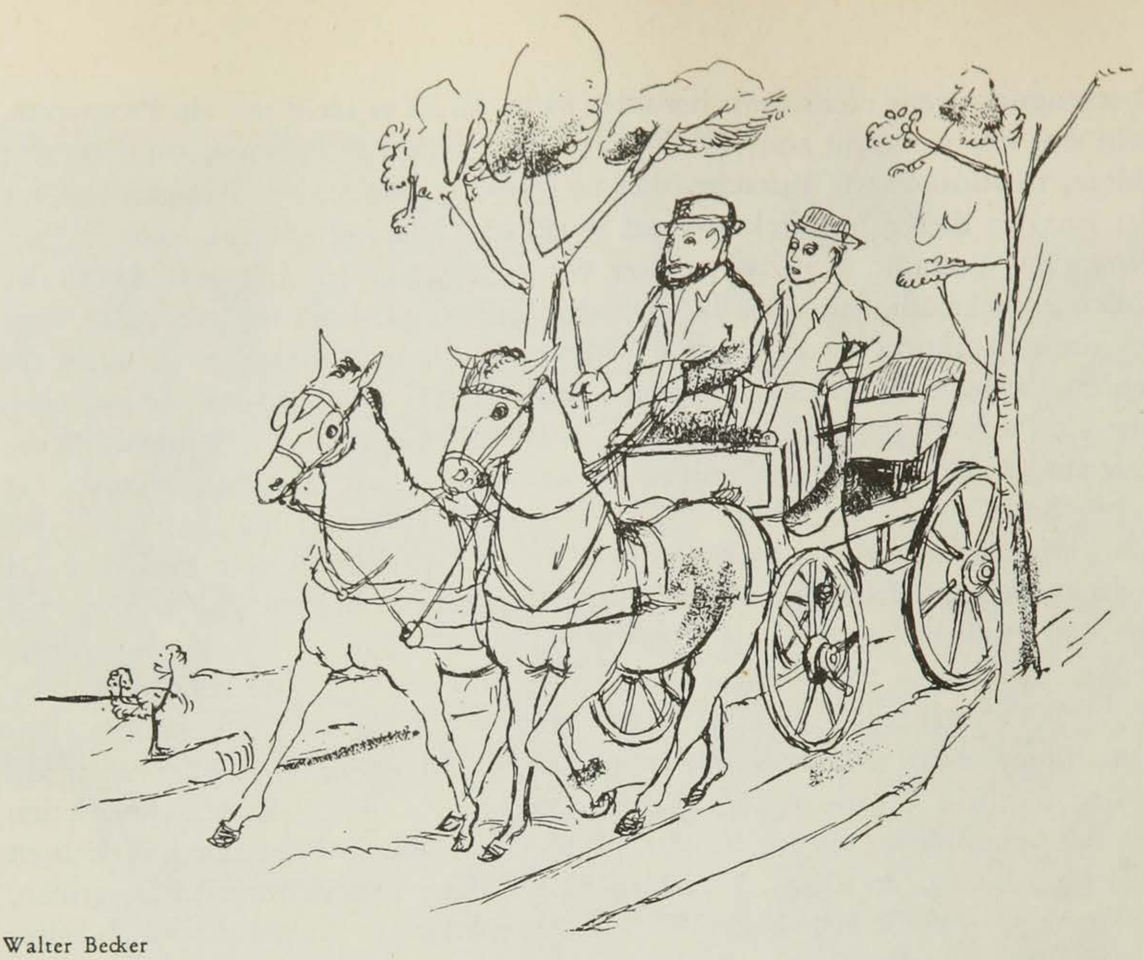


Photo Sougez

Traube

Überzeugungstreue nicht mehr herunter kann. So ist es nicht nur ein Programm, nicht nur ein vielleicht sonst harmloses selbstgewähltes Paradox, sondern eine leidige, trostlos wahre Tatsache, daß es mit der Kunst beim Bauhaus aus ist. Der Ehrgeiz dieser Architektur- und Innenbauschule besteht nur mehr in Problemen der Technik, dem Ziel größter Wissenschaftlichkeit, mit dem Zweck der bloßen Zweckmäßigkeit. Gewiß, wir haben eine solche Reaktion gebraucht, aber daß diese Reaktion dazu ausarten würde, akademisch gefrorene Doktrin zu werden, das haben wir nicht vermutet. Die äußeren Gründe der jetzigen Bauhauskrise sind unwichtig. Die inneren sind es um so mehr. Aus dem Bauhaus ist die Seele ausgezogen. „Ein Stuhl soll für unsere Hinterpartie bequem sein, nicht für unsere Seele", sagt das Bauhaus. Daß ein Stuhl außerdem noch „schön" sein sollte, wird mißachtet. Technisch klare Formen können schön sein, sie haben das Bestechende, das unsre ganze Zeit bestochen und in technische Räusche versetzt hat. Ein Raum soll aber wieder „gemütlich" werden, behaglich, warm, meinetwegen ein bißchen weniger praktisch, ein bißchen weniger durchlichtet; unsre Wände sollen wieder so sein, daß sie Bilder aufnehmen können. Das Bauhaus will keine Bilder an den Wänden, die Architektur ist kunstverneinend, bildverneinend und so überheblich geworden, auf die Malerei zu verzichten. Es wird aber keine Zeit der Menschheit geben, die auf das Bild, die auf die Bildwand ganz verzichten lernen wird. Gott sei Dank! Nüchternheit hat der Ernüchterung Platz ergriffen, Sachlichkeit ist keine neue Sachlichkeit mehr, sondern wird ein akademisch kalter Popanz, man wird nur mehr nach Lichttabellen, nach Sonnberechnungen, nach statischen und mathematischen Raumgesetzen bauen, erklügelt und entsetzlich praktisch werden die Bauten werden, aber — ohne Gesicht! Ein Haus braucht keine „Fassade" zu haben, man will von innen nach außen bauen, nicht wie früher umgekehrt. Diese Verinnerlichung ist eine Veräußerlichung, ist ein Tod der Architektur als einer Kunst! Wir wollen nicht so „umbaut" werden wie eine Fabrik, wie ein Geschäftshaus, wir wollen uns nicht auf eine abstrakte Insel der materialistischen, satten Bequemlichkeit und Praktischkeit verziehen, sondern wollen auch wieder elegant, schön, meinetwegen auch luxuriös und repräsentativ bauen. Die Welt besteht nicht immer nur aus der Aufgabe, billigste Zweizimmerwohnungen, Siedlungen und Fachschulen zu bauen, sie verlangt einen Baustil, der so reich, der so „geistig" wieder ist, wie er es zu den besten Zeiten der Vergangenheit einmal war. Bauhaus in Ehren, du darfst keine Akademie werden und deine jungen Menschen auf ein Baudenken festlegen, das vielleicht nur noch einige Jahre überdauert und keine neuen Ideen zeitigt; sonst wird die Krise, die gegenwärtig nach außen durch einen neuen Führer beendet scheint, unter der Oberfläche fortbestehen! Mies van der Rohe ist ein großer Architekt, wir haben Grund zu hoffen, daß er dem Bauhaus wieder eine Fassade und der Welt eine Bauhauskunst schenken wird.

Denn Architektur ist immer die Sache einzelner Persönlichkeiten, auch wenn sie sich in ihren Grundfragen lehren läßt. Hier gilt immer noch der feine Satz Corbusiers aus der Zeit, als das Bauhaus von Weimar nach Dessau umzog: „Es gibt keine größere Gefahr für das Bauhaus, als die, eine Schule zu werden", womit er eben den Tod einer Kunst durch Akademiebildung voraussagte, wie sie dem Bauhaus droht.



Walter Becker

MARGINALIEN

DER SCHWIERIGE ODER DIE WAHREN GRÜNDE UNSERER THEATERMISERE

Von *H. v. Wedderkop.*

Man braucht nicht gleich von Mangel an Talenten zu sprechen, ein ganzes Volk kann nicht schlechthin talentlos sein, obwohl es zu denken gibt, daß wir im Grunde genommen außer dem alten Lenz keinen wirklichen Dramatiker gehabt haben (und der war bekanntlich Balte), und daß, wenn wir keine Dramatiker haben, wir einmal vermutlich nicht viel dramatischen Stoff haben und andrerseits kaum Menschen, diese Impotenz darzustellen.

Mit der unglückseligen Leidenschaft für die Klassiker fing die Sache an. Man hat sich allen Ernstes Mühe gegeben, unsren Schiller zu spielen, der unter allen Umständen noch weniger dramatisches Talent hat als sein Confrère Goethe. Auf den Gedanken zu kommen, Schillersche Tiraden mit der Realität des Theaters in Verbindung zu bringen und sie von schön maskierten Leuten herunterreden zu lassen, ist eine Perversität. Schiller ist hinreißend, aber er muß zitiert, nicht gespielt werden. Er ist im Grunde ein Griechen-Deutscher, während Goethe trotz aller Liebe zum Süden ein echter, d. h. ein lyrischer Deutscher ist. Und wenn man die Wahl hat, Pathos über die Bretter stolzieren zu sehen oder sanfte Lyrik zu hören, so entscheidet man sich, vorausgesetzt, daß beides ernst gemeint ist, immer noch besser für das Letztere.

SCHAUBÜCHER

SIND DIE BÜCHER UNSERER ZEIT

HERAUSGEBER: DR. EMIL SCHAEFFER

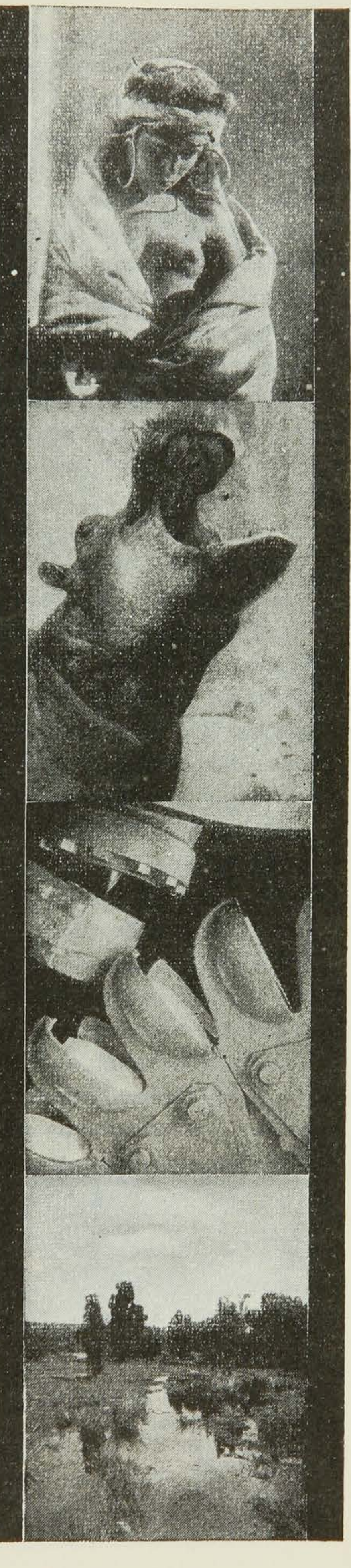
Bilder:

*) Erscheinen Herbst 1930. **) Erscheinen Winter 1930/31

EINHEITSPREIS: JEDER BAND RM 2.40

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Prospekte.





Dann aber kam Shakespeare, der bekanntlich „unser geworden" ist. Shakespeare aber war die Lösung des Problems, Shakespeare war dramatisch und kam der Wandervogelbegabung des deutschen Theaters, dieser etwas wilden, ungeregelten Begabung, die sich gerne austoben möchte, ohne konkrete, lebendige Gestalten zu schaffen, ausgezeichnet entgegen. Aber leider bedachte man nicht, daß es sich eben nur um tote, wenn auch zehnmal unsterbliche Figuren handelte, was sich ganz besonders peinlich auswirkte auf dem Gebiet des Humors, siehe Falstaff, siehe den Junker Bleichenwang u. a., deren Witze uns auch nicht im leisesten belustigen, weil sie eben Papiermaché sind. Es wurde unglaublich viel Arbeit darauf verwandt, um eben diesen Shakespeare lebendig zu machen, und nur zu dem einen Mittel, diesen Zweck wirklich zu erreichen, konnte man sich nicht entschließen, nämlich zu der konzessionslosen Modernisierung der alten Dramen, was bisher restlos nur *einem* Manne gelungen ist, dem Londoner Theaterdirektor Sir Barry Jackson, u. a. mit der Aufführung von „Der Widerspenstigen Zähmung".

Diese Bevorzugung der Klassiker war *ein* falscher Weg, ein andrer falscher Weg war die Bevorzugung fremder, d. h. nicht nationaler Stoffe d. h. eine jahrzehntelange Lückenstopfung mit fremden Stücken. Auf diese Weise wurden deutsche Schauspieler plötzlich zu Lords, zu englischen Detektivs, zu französischen Ehemännern und zu französischen Liebhabern, Schauspielerinnen zu Ladys und Kokotten, d. h. sie alle mußten Rollen kreieren, zu denen sie auch nicht die geringste innere Beziehung hatten. Wenn das einen Schauspieler nicht auf die Dauer kaputtmachen und aushöhlen soll, so muß er schon persönlich überhaupt auf jeden Charakter, jedes private Innenleben verzichten. Ein hochqualifizierter Arbeiter jedenfalls kann er niemals werden, sondern nur eine Andeutung, ein Schattenspieler — — da haben wir das ganze Elend.

Direktoren kommen zusammen oder schicken ihre Bevollmächtigten, um der Not der Zeit abzuhelfen durch Abonnements, Heranbeziehung des Rundfunks zur Unterstützung des deutschen Talents, die Kritik schreibt freundlich und aufmunternd, theaterbejahend, — aber über die *eine* Tatsache wird immer hinweggegangen, daß wir alles getan haben in der Vergangenheit, um die jetzigen Zustände herbeizuführen, und daß man deshalb endlich mal ganze Arbeit leisten muß, um wieder auf eine Basis zu kommen, auf der man arbeiten kann. Es gibt Re-



gisseure, die, wie sie das so schön und typisch ausdrücken, „kein Verhältnis haben zu gewissen Stoffen". Diese Art Leute sind meistens revolutionär eingestellt, bei ihnen soll es möglichst unkapitalistisch hergehen, möglichst unmanierlich, es soll ein „starkes" Stück sein, zu dem sie ein Verhältnis haben. Die Regisseure der andren Seite dagegen wollen *echtes* Theater, aber leider verstehen sie unter „echtem Theater" Dinge, die uns um 1900 etwa interessierten, als es noch wehe Seelen, Zank zwischen Eheleuten, als es noch „Verhältnisse", Kokotten und Seelenprobleme gab, als der Jazz noch unbekannt war und der Gigolo, als die Sittlichkeit eine andre war und der Sport grade erst anfing.

Wo ist, möchte ich fragen, der Regisseur —, denn grade wir in Deutschland brauchen, eben diesen Regisseur, der möglichst militärisch den Schauspielern vorschreibt, was sie zu tun haben, und ihnen ihre Unarten abgewöhnt, — wo ist der Regisseur, der wirklich dieses moderne Leben, was Hunderttausende gern auf der Bühne sehen möchten, kennt, d. h. daran teilnimmt, ohne aufzufallen? Wo ist der apolitische Regisseur, dem es ganz gleichgültig ist, ob in einem Stück der Frack getragen wird oder ein blauer Arbeiterkittel, sondern der im Stande ist, über das zu urteilen, worauf es allein ankommt, ob nämlich ein Stoff erlebt ist, ob er möglich ist oder nicht?

Die ewige Rücksicht auf das Publikum, das diese Rücksicht gar nicht will, ist ein besondres Kreuz. Ein Stück wie der „Schwierige" von Herrn von Hofmannsthal ist ein ausgezeichneter Gradmesser. Es wird in dem Stück ein bißchen viel geredet, es handelt sich um Typen, die absolut sagenhaft wirken, um Probleme, die de facto außer in Niederösterreich und im tiefsten Ungarn keinen Menschen auf der Welt mehr ernsthaft beschäftigen. Es ist also eine wahrhafte stilisierte Maskerade, die man dem Publikum zumutet —, und trotzdem wirkt das Stück wie eine Art Purgatorium. Denn auf diesem etwas brüchigen, schwankenden Grunde eines guten Benehmens sind die Schauspieler direkt verpflichtet, besonders sparsam mit ihren Gesten zu sein, und grade das tut diesem deutschen Schauspieler verd . . . gut. Es gibt etwas in seinem Gehabe, was ihn ebenso unerträglich macht, wie es das Publikum pervertiert, das ist die schauderhafte Untugend des Unterstreichens, des Bimmelns, wenn ein Witz gemacht werden soll, diese Ueberdeutlichkeit der Geste, womöglich ihre mehrfache Wiederholung, die eine Beleidigung des Publikums sein sollte und es nur deshalb nicht ist, weil durch die ewige Gewöhnung dieses Publikum schon gar nicht mehr anders reagiert. Da ist

MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
PROSPEKTE AUF ANFRAGE
DAS GANZE JAHR GEÖFFNET

ein einziger Mann, der durch sein, fast möchte man sagen, geniales Spiel, so fern ist ihm alles Banale, die ganze andre Gesellschaft bezwingt. Wie sagt Lao-Tse in der „Geheimen Erleuchtung“:

„Was man zusammenziehen will,
das muß man erst sich richtig ausdehnen lassen.
Was man schwächen will,
das muß man erst richtig stark werden lassen.
Was man beseitigen will,
das muß man erst richtig sich ausleben lassen.
Was man nehmen will,
da muß man erst richtig geben.
Das heißt die geheime Erleuchtung.
Das Weiche sieht über das Harte,
Das Schwache sieht über das Starke . . .“

Dieser Mann, Waldau, gibt den Ton an, und man erlebt das Schauspiel, weiß Gott ein Schauspiel für sich, daß die andren Mitspieler sich dämpfen müssen, sich teilweise fast vergewaltigen müssen, um diesen Ton nicht zu stören. Und das gewisse hysterische Lachen, diese Atemmaschine, diese Worte, die wie durch den „Wolf“ gedreht werden, kurzum diese ganze äußere Mechanik, die man nun schon Jahrzehnte lang kennt und als tägliche Speise demgemäß verabscheut, gibt es nur vereinzelt. Nur vereinzelt wurde aus Impotenz gedrückt, und es wäre zu weit gegangen, wenn man nun auch noch lauter gut aussehende Männer verlangen wollte, mit gut sitzenden Fräcken, zu denen diese Männer ein Verhältnis haben, und die völlige Abwesenheit von Bäuchen, so weit sie nicht besondren Stil haben wie der Bauch des Herrn Wallburg.

Ein Einziger „schmiß“ diese Aufführung, ein Einziger, der zweifellos der Generation von gestern angehört, in einem Stück, das unvordenklichen Zeiten angehört und mit sehr viel weniger Talent geschrieben ist als die Stücke des Herrn Oskar Wilde. Das sollte uns zu denken geben, das sollte uns aufklären über die ungeheure Schmalheit des Postaments, auf dem unsre ganze Schauspielerei steht, und darüber, daß der einzige Ausweg aus der augenblicklichen Misère der ist, dieses Postament so sehr wie möglich zu verbreitern, indem man endlich mal wieder alle Kräfte einsetzt, um die einfache gute Komödie mit allem Drum und Dran des heutigen Lebens zu zeigen . . . Nicht eingepökelten Dreyfus, nicht Protokolle, nicht Exotismus, nicht den ebenso billigen wie stumpfsinnigen Historismus, nicht Ausstattungswitze mit vier bis fünf Etagen oder gar etwa diesen benebelnden Kitsch, den man nur mit „Wunderbar“ bezeichnen kann. Und wenn die deutsche Begabung das nicht zu leisten im Stande ist, so soll man in die Oper gehen, in die Ausstattungsoperette, ins Varieté, ins Kabarett, zu Sportfesten, meinetwegen auch ins Kino oder zu Bett — alles verhältnismäßig gesunde und ausruhende Betätigungen.

Rekorde. Edgar Wallace, der ja vor kurzem auch Berlin besuchte, war vorher 26 Tage in den U. S. A. Während dieser Zeit ist er 87mal interviewt worden, 23mal fotografiert, und hat über 3000 Autogramme geschrieben. Selbstverständlich auch ein paar Romane und Dramen.

Die Teppiche der Folies Bergère.

In Ihrem August-Heft haben Sie einen Herrn des „Hilfspersonales" der Folies Bergères Paris zu Worte kommen lassen, der sich den Kopf zerbricht, wieso die weggeworfenen Zigaretten dieses Theaters keinen Brand verursachen und es für gut findet,



„. . . Die schlecht'sten Früchte sind es nicht, woran die Wespen nagen . . ."

baldigst eine Antwort zu bekommen. Die Teppiche dieses Etablissements sind *unverbrennbar* und mit einem *speziellen Mittel präpariert,* so daß weggeworfene Zigaretten weder Brand stiften noch Spuren hinterlassen können und von selbst erlöschen. Hoffentlich werden *prominente* Gäste sich den Kopf nicht mehr darüber zerbrechen, sonst müßte genannter Herr noch mehr Mist zusammenputzen. Hochachtungsvoll

Nancy (France), 2. August 1930. *Einer aus dem Publikum.*

AMERIKANISCHER ZAHLENSNOBISMUS

In Amerika, wo angeblich alles ins Ungeheure wächst, hat auch der Snobismus recht beträchtliche Formen angenommen. Er erstreckt sich dort wie hier hauptsächlich auf Herkunft und Besitz; geistige Snobs sind drüben seltner!

Hier möchte ich von einer Art erzählen, die bei uns noch wenig vertreten ist, dem Zahlensnobismus. Niedrige Autonummern fangen auch schon in Europa an, begehrt zu werden. In New York erzählt man sich, daß einem weniger bemittelten Mann eine Million Dollar für eine einstellige Nummer geboten wurde. Er sei jedoch Idealist gewesen, berichtet die Sage weiter, und habe den Vorschlag *nicht* angenommen. Noch völlig unbekannt bei uns ist aber die Tatsache, daß ganz schicke Leute keine Hausnummer haben dürfen. Die praktischen Folgen dieser Vornehmheit habe ich am eignen Leibe erfahren:

Ich war in Greenwich, dem New-Yorker Wannsee, eingeladen. Man hatte mir einen Straßennamen angegeben, aber natürlich keine Nummer, denn es waren Leute, die etwas auf sich hielten. Der Hausherr hatte mir angeboten, mich an der Bahnstation abholen zu lassen, da er meinte, ich würde wohl sonst sein Haus nicht finden, aber ich hatte entrüstet abgelehnt. Ein Freund hatte versprochen, mich herauszufahren. Er sei ein Jahr in New York und würde das wohl noch fertigbringen! Diese Amerikaner schienen uns ja für Vollidioten zu halten! Mein Freund war auch meiner Ansicht. Wir starteten sehr vergnügt und kamen auch richtig bis zu der bezeichneten Straße. Die erste Besitzung am Wege fuhren wir hinein und baten um Auskunft. Die Straße sei zehn Meilen lang, wurde uns mitgeteilt, der Name unsrer Freunde sei ganz bekannt, und sie würden wohl „irgendwo weiter unten“ wohnen. In den nächsten Häusern erging es uns nicht besser. Man war überall sehr liebenswürdig, aber die meisten Leute scheinen kaum den Namen ihrer Nachbarn zu kennen. Zwei geschlagne Stunden lang fragten wir in jeder zweiten Besitzung an! Vergeblich! Auch der Versuch, einen „officer“ (Schutzmann) zu konsultieren, scheiterte, denn da sich der Verkehr automatisch regelt, ist er ja überflüssig. Am Anfang hatten wir uns gegenseitig an unsere sportlichen Gefühle erinnert, aber leider sahen wir nun die Hoffnungslosigkeit unsres Unternehmens ein und gaben das Rennen auf. Reumütig und sehr kleinlaut baten wir unsern Gastgeber durchs Telefon, er möchte seinen Wagen schicken, um uns abzuholen.

Annita Krahmer.

EIN NEUER JÜDISCHER FAMILIEN-

Myron Brinig **„DIE SINGERMANNS“** Ganzln. M 6.50

Die Geschichte von Moses und Rebekka Singermann, die als sie noch jung und lebenshungrig, aus Rumänien nach Amerika auswanderten und von ihren Kindern, die in der neuen Welt aufwachsen. Das pulsierende Leben des amerikanischen Nordwestens bildet den Hintergrund, Arbeiter, Preisboxer, Baseballspieler und Dirnen sind die Gestalten dieses unerhört plastischen Romans.

ADOLF SPONHOLTZ VERLAG G. M. B. H. / HANNOVER

ROMAN AUS AMERIKA

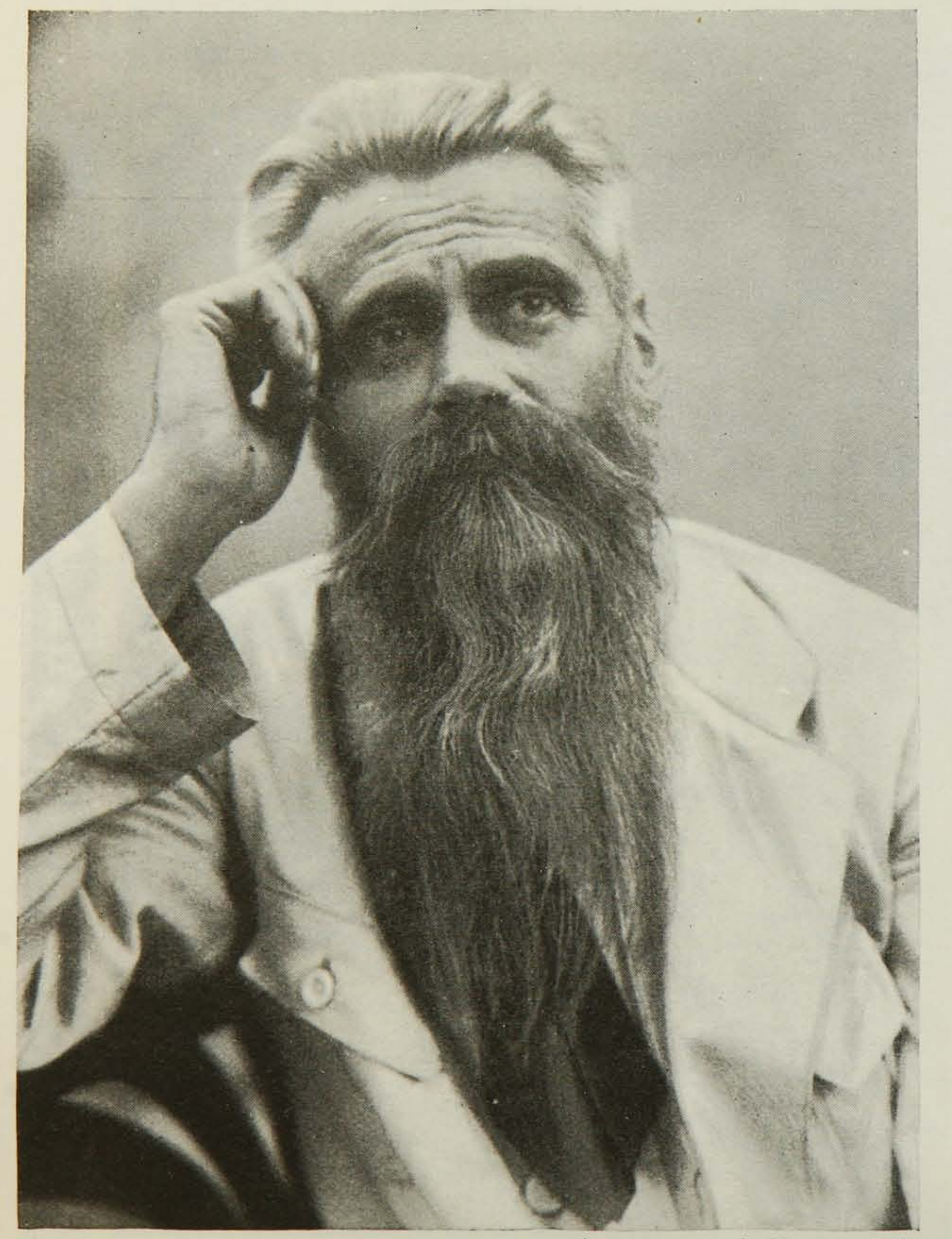


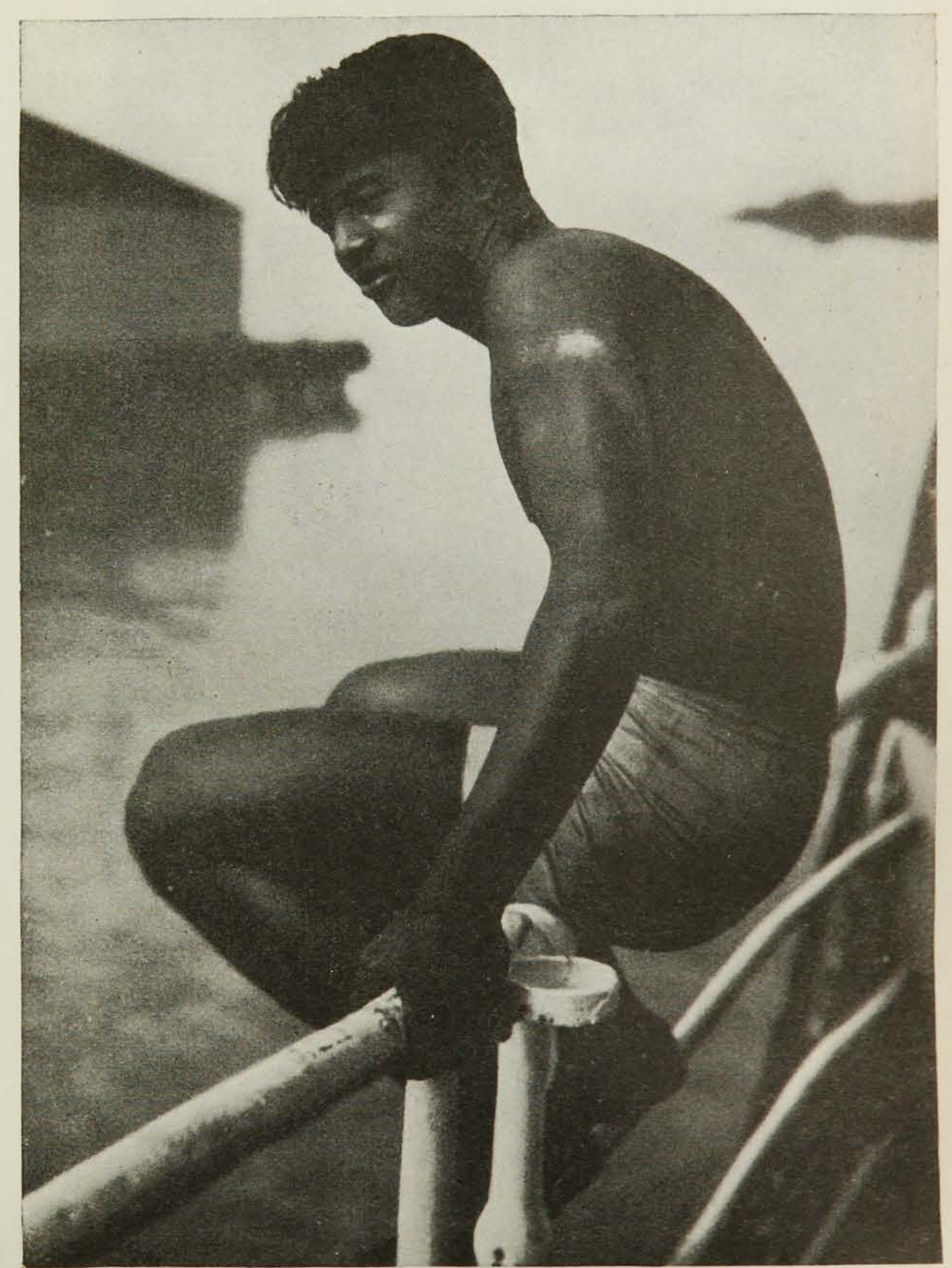
Straße in Jujuy (Nordargentinien)



Photo E. Willimzik

Spanische Siedler in Argentinien


Photo W. v. Debschitz-Kunowski
Paul Geheeb, der Begründer der Odenwaldschule


Neofot
Pennytaucher in Teneriffa

Der Film der Südpolexpedition Byrd



Der Hundeschlittenführer



Der Kameramann

Photos Paramount



Photo Paramount

Richard Byrd, der Führer der Südpolexpedition

DIE ODENWALDSCHULE

Von *Carlhans Sternheim*

Eselchen. A priori wollen sie sich an dieser einsamen, durchsonnten Stelle, wo der weiße Weg sich grade hinter dem Dorfe Unterhambach steiler zwischen chrysoprasgrünen Wiesen aufwärts windet, tiefem Nachdenken überlassen; doch a posteriori weist ein leichter Schlag mit der Gerte über die Kruppe eine neue Richtung ihrem Wollen. Alle Impulse rutschten aus den gestikulierenden Ohren bis in die Schwanzquasten hinab, die jetzt lebhaft rotierend wie Propeller das leichte Gefährt, gefolgt von einem barfüßigen und braunen Knaben, bis in den schattigen Hof der Odenwaldschule aufwärtstreiben.

Das Bild hat Anmut des Südens. Auf Wege und Felder sind Blüten gefallen. Rot-weiße, — Mandelblüten, Pfirsichblüten. In den Aeckern hügelan, hügelab blühen Obstbäume und machen aus Feldern Gärten. Darüber steht im Osten königlich ein Park — der Odenwald.

Als Paul Geheeb 1910 die Odenwaldschule begründete, hatte er sich vorher im rauhen nordischen Wickersdorf einen tüchtigen Schnupfen geholt. Seine neue Schöpfung sollte im Zeichen des Frühlings stehen; nahe der sonnigen Bergstraße, den Weintälern; im Rücken gedeckt durch den Wald gegen rauhe Nord- und Ostwinde und mit freiem Blick in die fruchtbare Ebene bis zu jenem fernen leuchtenden Streifen am Horizont, bis zum Rhein. Ueber einer Terrasse, die gegen das Tal hin mit Rosenhecken abschließt, erheben sich die Gebäude, erbaut aus dem warmen und sogar goldhaltigen Granit der Gegend; jedes trägt den Namen eines Heroen: Goethe, Herder, Fichte, Schiller und Humboldt; und das höchstgelegene nennt sich Platon-Haus.

Sehr sorgfältig ist hier der Boden vorbereitet für das junge Leben, das wachsen soll, körperlich und geistig. Viel Licht, Luft und Wasser und viel Raum, steht doch der ganze Wald zur Verfügung! Und dann gibt es reich ausgestattete Bibliotheken, Laboratorien, Werkstätten und Gartenland für die praktische Arbeit. Und dann gibt es vor allem nicht jene gräßliche Einteilung der Schule in Klassen, die für den Dummen Verzweiflung, für den Mittelmäßign Bestätigung und für den Klugen und Strebsamen Fesselung bedeutet. Die Räume sind dementsprechend kleine Hörsäle; der eine dient der Literatur, zwei der Mathematik, dieser dem Griechischen und jener der Musik, jeder mit einer voll-



ständigen Lehrmittelsammlung und eigener Bibliothek versehen. In monatlichen Kursen, die mit tüchtigen Fachlehrern vorher ausgewählt, beraten und vorbereitet werden, kann sich jede Persönlichkeit auch intellektuell bis an die Grenzen ihrer Möglichkeiten entwickeln. Für die viel wichtigere Formung des Willens ist jedem ein großes und bedeutsames Uebungsfeld vorbehalten im Rahmen dieses kleinen aber geschlossenen Staates, dieser Schul-Republik, dieser Politeia, platonisch gedacht. Jeder, Junge oder Mädchen, hat sein Maß Verantwortung zu tragen für sich und andere und für das Ganze. Vor allem aber für sich, für seinen Körper, für seinen Geist und für seine Seele.

Ganz früh weckt die kleine Glocke am Goethehaus die ganze Schulgemeinde, und dann wird der Körper erst wach und bewußt gemacht, durch Gymnastik und Dauerlauf und dann durch niederbrausendes Wasser über Kopf und Brust und die zu froher Bewegung angeregten Glieder. Schön ist das: so ganz „da zu sein", so bereit zu sein für den werdenden Tag.

Wenn jetzt ganz leicht und würdig Lernende und Lehrende in den Unterrichtsräumen Zwiesprache halten, geht Paul Geheeb, der alles lenkt und beseelt, ohne daß man viel von seiner Einflußnahme merken könnte, zu seinen Tieren. Er streichelt und füttert seine Rehe, bringt den Waldkäuzen, den Schutzpatronen der Schule, ihr Morgenfrühstück und sagt den Eichelhähern guten Tag. Die Allerkleinsten aus dem Kindergarten machen derweil auf der Wiese Kriechübungen, und die etwas größeren Jungens prügeln sich ritterlich, nicht aus Rauflust, nur um voneinander nähere Kenntnis zu bekommen. Man wächst ja mit dem andern, lernt sich an dem andern selbt verstehen. Da muß man ihn wohl mal ein bißchen ausprobieren.

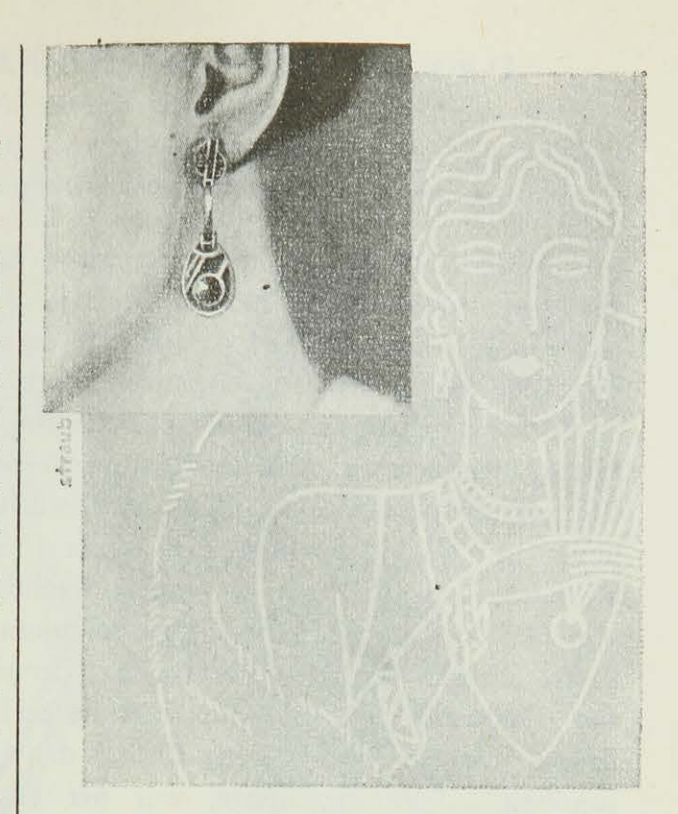
Drüben am Waldrand geht ein größerer Junge mit einem Mädchen spazieren. Vom letzten Regen ist noch eine große, schmutzige Pfütze stehen geblieben; da reicht der große linkische Bengel seiner zarteren Begleiterin mit wahrer Grandezza den Arm und hilft ihr, trockenen Fußes über den Sumpf hinwegzubalancieren. Hier hat eben ein junger Europäer seine ihm angemessene Stellung und Haltung zu finden. Die Reaktion der andern wird ihm zum Prüfstein seiner eigenen Haltung. Und in seinem Zeugnis für menschliche Reife sind ihm Beliebtheit und eine gute Note für soziales Verhalten wichtiger als ein Lob im Hebräischen.

Vielleicht ist das alles viel zu schön erdacht. Vielleicht viel zu weltfremd, und nachher in der Gemeinheit unseres heutigen Lebens versagt solche Gepflegtheit. Vielleicht? Den kleinen Eseln tut von Zeit zu Zeit ein kleiner Schlag mit der Gerte über die Kruppe not, wenn ihnen dann auch alle Impulse aus dem Hirn in das Hinterteil verrutschen. Es gibt auch heute noch Pessimisten, die behaupten, dort bilde sich der Charakter.

Der Accusativ. „Warum nehmen Sie keinen Fiaker?" fragt der Wiener Kritiker Hans Liebstoeckl bei der Ischler Entrevue zwischen Franz Joseph und Eduard VII. einen jungen Berichterstatter, der sich nach dem Kaiserschloß begibt. — „Weil ich Geld ersparen will", antwortet der. „Ich denk mir: Was geht das dem Blatte an?" — Liebstoeckl nach einer Pause: „Wann haben Sie Geburtstag, lieber Freund?" — „Am 25. Oktober. Warum?" — „Ich schick Ihnen dann drei Waggons Accusative — samt Gebrauchsanweisung!"

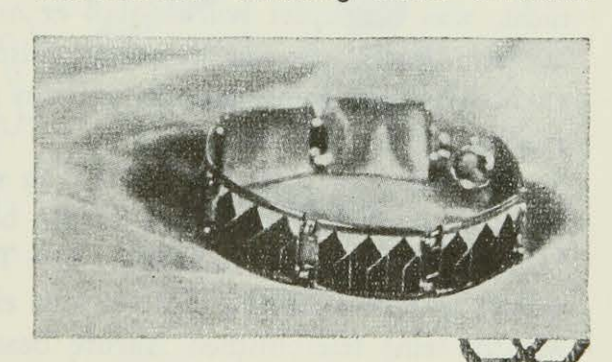
DER ABGANG
DER KLEINEN KOEPPKE

Eines Tages funktionierte in der kleinen Wiener Wohnung der Schauspielerin Margarete Koeppke der Gasofen nicht. Das Zimmer war voller Rauch. Man öffnete die Fenster und reparierte den Ofen. Die zarte Seele der zerbrechlichen Schauspielerin konnte man nicht reparieren, die einen tiefen Sprung bekommen hatte, als der Naiv-Sentimentalen der Sprung zur Naiv-Dämonischen nicht gelungen war: sie hatte sich nämlich nach vielen hübschen Erfolgen an der Lulu versucht, war aber gescheitert und von der Wiener Kritik, (der man sonst gern die Neigung zum Laissez-faire nachsagt) gekratzt worden. Sie blutete stark aus dieser kleinen Kratzwunde, die sich nicht wieder schließen wollte, nicht ganz. Sie bekam Angst vor den Angriffen des Lebens und versuchte, ihm zu entfliehen. Dabei war die kleine Koeppke sehr geliebt von Freunden, von Theaterdirektoren und gewiß auch vom Publikum, dem Wiener wenigstens, das Durchfälle, aber nie Erfolge vergißt. Hier wurde sie, die aus den baltischen Provinzen stammte und in der Schweiz die Bühne betreten hatte, zuerst „entdeckt". Vorerst fiel ihr unwahrscheinlich schmaler Knabenkörper auf, der sich in der Wedekind-Pantomime „Die Kaiserin von Neufundland" zeigte. Bald aber öffnete sie ihre trotzgewölbten Lippen, und eine kindliche Sprache ergänzte den körperlichen Eindruck: zwischen Atem-Scnlucken, die ihn unterbrachen, floß der lustspielhaft muntere oder gebannt stockende Strom, nein, das Flüßchen ihrer seltsamen Rede. In ihrem das ganze Gesicht beherrschenden Munde wurde sie Musik und Dichtung, mochte auch der Text aus dem weiten Reich Banalien stammen. Dieser Zartheit wurde das Leben schwer, das Theater nicht leicht genug. So legte sie sich tief schlafen. Halb zog es sie, halb sank sie hin. *Wtt.*



Das Abendkleid der Dame

erhält eine persönliche Note und gewinnt an festlicher Wirkung durch den hochwertigen Fahrner-Schmuck. Die speziell für den Abend neu herausgebrachten Modelle zeigen so viele Nuancen, insbesondere in Schwarz-Weiß und in Schwarz-Rot, daß man mit ihrer Hilfe jede gewünschte individuelle Wirkung leicht erreicht.



Für jedes Kleidungsstück in Form und Farbe der passende Schmuck.
Nur echt mit der Plombe!

FAHRNER-SCHMUCK
MIT DER PLOMBE

Das neue Schmuck-Modeheft „Fahrner-Schmuck", der Schmuck unsrer Zeit (mit vielen Abbildungen) ist erschienen und in jedem guten Juweliergeschäft und Kunstgewerbehaus zu haben.

Bezugsquellennachweis durch den allein. Hersteller: Gustav Braendle, Theod. Fahrner, Nachf., Pforzheim

DER GREISE SONDERLING IRIGOYEN

Von *Maurice de Waleffe*

Maurice de Waleffe, der Propagator der Kniehose, war in Rio de Janeiro als oberster Preisrichter der Frauen-Schönheitskonkurrenz, als die Revolution in Buenos Aires ausbrach.

„Schecks, die die Minister erhalten hatten, wurden in den Zeitungen in Faksimile reproduziert — der Greis in der Casa Rozada hatte zwar sicherlich nichts von ihnen gewußt —, aber die Leute waren doch empört, identifizierten den alten Mann mit dem Korruptionsregime."

Milde argentinische Sitten: ebensowenig wie er seine Gegner hatte einkerkern lassen, ebensowenig wünschte er zur Verteidigung der eigenen Herrschaft einen Bürgerkrieg zu entfesseln. Der merkwürdige Greis führte lediglich vom Ertrag seiner „Estancia", ohne auch nur sein Präsidentengehalt anzurühren, eine mehr als bescheidene Existenz in einem kleinbürgerlichen Viertel der Stadt. Ich sah sein Haus; es bestand aus einigen Zimmern, in denen die Volkswut alles zerstört hatte. Es gab da aber nicht viel zum Zerstören, nicht einmal eine Badestube hatte der Diktator. (Darin glich der bürgerliche Diktator dem letzten Cäsaren, Franz Joseph). Der einzige Luxus, den ihm sein Arzt im Interesse seiner Gesundheit aufgedrängt hatte, war der tägliche Genuß von etwas Champagner (genau wie bei Franz Joseph). Und er war furchtbar böse, als das große Sekthaus in Reims, das den Champagner lieferte, diesen als Geschenk betrachtet wissen wollte, und wollte nicht einmal dulden, daß eine Kiste Champagner, die nach dem Kork roch, ohne neue Zahlung durch eine andre, tadellose ersetzt werde.

Er umgab sich gern mit kleinen Leuten, und während seine Sekretäre 10 000 Pesos dafür nahmen, daß sie einem eine Audienz von einigen Minuten beim Präsidenten verschafften, war der Schuster im Nachbarhaus sein Freund. Etwa zwanzig Bücher auf einer Etagère bildeten seine ganze Bibliothek. Es stimmt nicht, was behauptet wurde, daß er aus dem niedersten Volke hervorgegangen sei: sein Vater, der aus dem französischen Baskenland eingewandert war, hatte immerhin Geld genug gehabt, um ihn (übrigens unvollendet gebliebene) Rechtsstudien machen zu lassen.

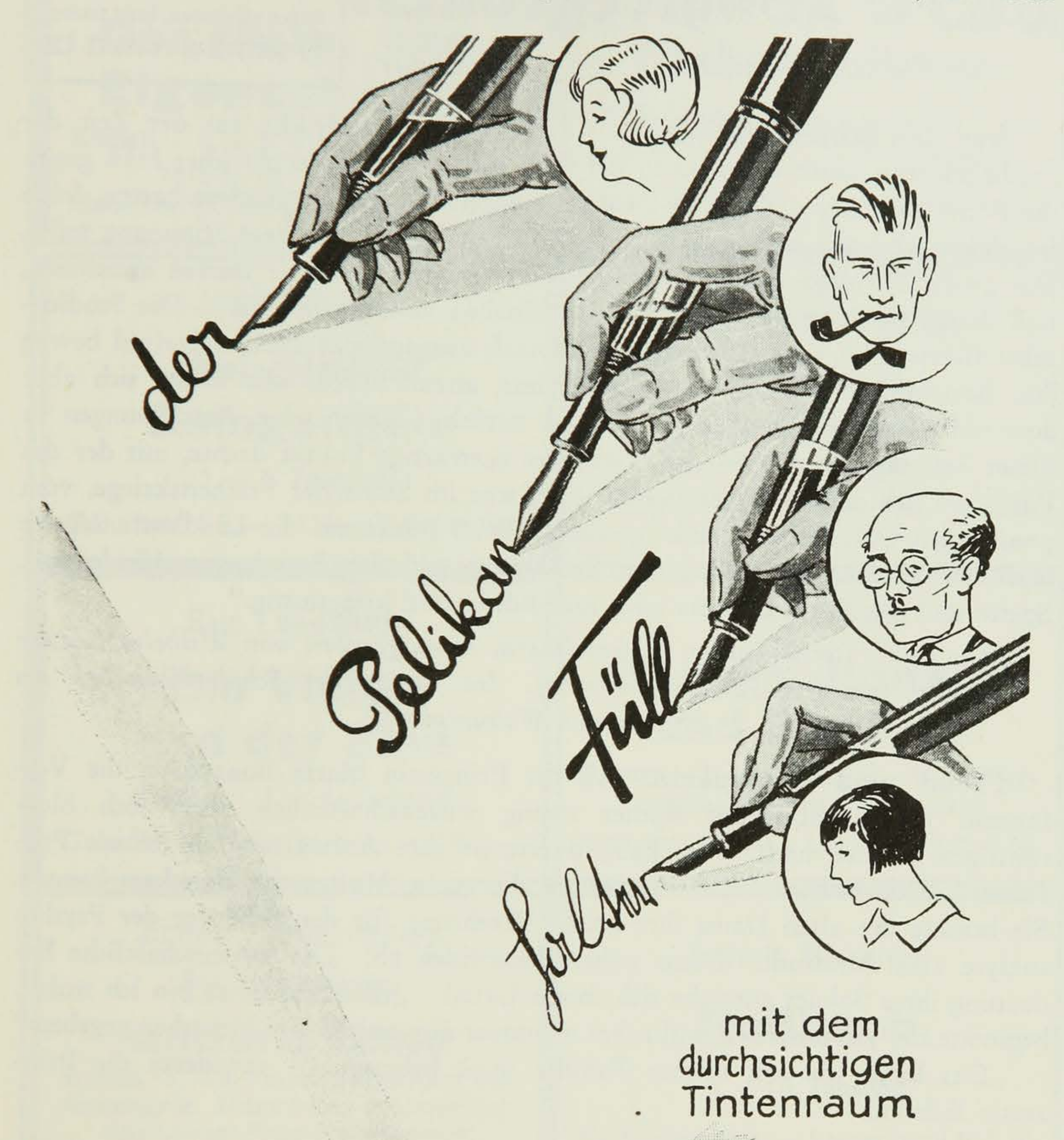
An dem Tage, der der letzte Tag seiner Präsidentschaft werden sollte, blieb er ruhig in diesem einfachen Hause bis drei Uhr nachmittags, bis einer seiner Minister kam, um ihn zu retten. Die Tiefe der Erregung des Volkes verkennend, wollte er nicht fliehen. Er war nur ein bißchen verwundert darüber, daß kein Mensch seine telefonischen Anrufe beantwortete; die Drähte waren schon lange durchschnitten worden . . .

Eine Laus, die im Teer klebt, nannte ihn Graf Felix Luxburg: das schmeichelhafte Porträt war unverdient, denn damals war Irigoyen noch jung — aber es drückt doch ganz kräftig die leise und diskrete äußere Erscheinung dieses Greises aus, der innerlich ein Besessener seines Machtgedankens war.

Ewig in denselben grauen Zwilch gekleidet, nahm er keine Einladungen in Gesellschaften, nicht einmal diplomatische, an und verbot die Annahme solcher Einladungen auch seinen Ministern.

Die Moral der Geschichte ist, daß ein Land keinen 80jährigen zum Präsidenten wählen soll. Sie hat übrigens noch eine andre Moral, nämlich, daß die Freiheit

der Presse eine schöne Sache ist; denn in Argentinien hat jene diese gerettet. ... Der kalte Wind, der durch mein Fenster weht, schüttelt jetzt im Hafen draußen die Stahlplanken des kleinen Küstenwachtschiffes, das den alten König Lear, seine Tochter und seinen Arzt trägt; für die Riesenstadt unten, mit ihren



tausend Lichtern, ihren Theatern, ihren Kinos, ihrer unbändigen Lebenslust, ist dieses kleine Stahlschiff nur der Sarg einer Epoche, die nie auferstehen wird. Wenn der Expräsident es verlassen wird, dann wird er, so höre ich allgemein, seine Tage in Deutschland beschließen, für das er stets eine Vorliebe hatte.

Das morgen zu erwartende **Wahlergebnis:**

Gabardine-Mäntel
Mk.49,50
Sehen und fühlen, heißt kaufen.
Hemdenmatz

(8-Uhr-Abendblatt, Berlin, am 13. September.)

Aus der Schülerbibliothek. ... Es waren Eindrücke aus der Zeit der Freiheitskriege, unter denen Otto Bismarck groß ward. Ein ehrlicher Haß gegen die Franzosen, die so lange in Deutschland geraubt und geplündert hatten, lebte im Volke, und wir werden sehen, daß der junge Bismarck diese Stimmung teilte. Der große Theologe Schleiermacher hat ihn konfirmiert; wir dürfen annehmen, daß dessen tiefe, reiche Natur auf den Knaben von Einfluß war. Die Studienjahre führten ihn nach Göttingen. Sein stark ausgeprägtes Nationalgefühl bewog ihn, Beziehungen zu den Burschenschaftern anzuknüpfen. Er fühlte sich aber dort nicht befriedigt und zog sich bald zurück. Ueber seine Anschauungen in dieser Zeit sagte er: „Was ich etwa über auswärtige Politik dachte, mit der das Publikum sich damals wenig beschäftigte, war im Sinne der Freiheitskriege, vom preußischen Offizierstandpunkt gesehen. Beim Blicke auf die Landkarte ärgerte mich der französische Besitz von Straßburg, und der Besuch von Heidelberg, Speier und der Pfalz stimmte mich rachsüchtig und kriegslustig."

(Aus den Vaterländischen Bilderbüchern, herausgegeben von Wilhelm Kotzde [Verlag von Jos. Scholz in Mainz]. Im Besitz der Schülerbibliothek am Gymnasium Wilmersdorf.)

Freud und Bonaparte. Als die Prinzessin Maria Bonaparte, die Verfasserin psychoanalytischer Bücher streng wissenschaftlichen aber doch blutrünstigen Inhalts, nach Wien kam, durfte sie ihre Aufwartung im Hause Professor Freuds machen. Dort lernte sie die greise Mutter des Forschers kennen. Sie brachte der alten Dame ihre große Verehrung für den Schöpfer der Psychoanalyse zum Ausdruck. Diese wehrte bescheiden ab. Die wissenschaftliche Bedeutung ihres Sohnes entziehe sich ihrem Urteil. „Aber auf eines bin ich stolz", bemerkte sie, „in unserer Familie hat es immer nur anständige Menschen gegeben."

„Das kann ich von meiner Familie nicht behaupten", erwiderte die Prinzessin lächelnd.

Privatleben in Oesterreich. Der Volkstheaterpräsident Huber wollte demissionieren. Er bleibt über Bitten des Vereinsvorstandes im Amte. Präsident Huber war in der letzten Zeit amtsmüde geworden und hatte die Absicht geäußert, seine Funktion niederzulegen, um sich ganz ins *Privatleben* zurückzuziehen und *ausschließlich* seiner Tätigkeit *bei der Direktion der österreichischen Bundesbahnen* widmen zu können. Die Nachricht von seiner beabsichtigten Demission hatte natürlich große Bestürzung hervorgerufen. Präsident Huber hat diesem allgemeinen Ansturm nachgegeben und verbleibt ...

(Neues Wiener Journal.)

Das nächste Querschnitt-Heft erscheint am 20. November.

Neue Rowohlt-Bücher

Robert Musil

Der Mann ohne Eigenschaften

Roman · 1. — 5. Tausend · Einbandzeichnung: E. R. Weiß

Geheftet M 12.— · Leinen M 16.—

Hermann Ungar

Colberts Reise

Erzählungen · Mit einem Vorwort von Thomas Mann · 1. — 4. Tausend

Geheftet M 3.50 · Leinenband M 5.50

Alfred Polgar

Bei dieser Gelegenheit

1. — 5. Tausend

Geheftet M 5.— · Leinenband M 8.—

Hermann Wendel

Danton

1. — 5. Tausend

Mit 19 Abbildungstafeln

Geheftet M 8.— · Leinenband M 12.—

Rut Landshoff

Die Vielen und der Eine

Roman · 1. — 5. Tausend

Geheftet M 3.80 · Leinenband M 6.—

Hans Fallada

Bauern, Bonzen und Bomben

Roman · 1.—5. Tausend · Umschlagzeichnung: Olaf Gulbransson

Geheftet M 6.— · Leinenband M 8.50

Ernest Hemingway

In einem andern Land

Roman · 1.—5. Tausend · Deutsch von Annemarie Horschitz · Umschlagzeichnung: Fritz Heinsheimer

Geheftet M 4.50 · Leinenband M 7.50

Arnolt Bronnen

Roßbach

1. — 10. Tausend

Kartoniert M 3.— · Leinenband M 5.50

Paul Elbogen

Geliebter Sohn

Elternbriefe an berühmte Deutsche

1.—10.Tsd. · 18 Kupfertiefdrucktafeln

Geheftet M 4.50 · Leinenband M 7.50

Bernard von Brentano

Kapitalismus und Schöne Literatur

Kartoniert M 2.50

In jeder guten Buchhandlung vorrätig.

COWBOYSONG AUS NEW MEXIKO

Kommt herbei, all ihr Punchers, und setzt euch unter mein Zelt!
Das Lied, das ich euch singe, ist das beste auf der Welt —
Und der schere sich zum Teufel, dens ärgert und dems mißfällt.

Da war ein Mann mit Namen Hods — zur Zeit, da ich noch jung.
Er taugt' zu nichts und handelte mit Lumpen, Schund und Dung.

Nach Westen kam er, so wars, zwei Maulesel dabei;
da fragt man sich, wer von den drein der allerdümmste sei!

Da kam er hin nach der Prairie, schon ging die Mühsal los.
Old Hodsie war ein Mann indes, und seine Faust war groß.

Schon stieß er auf Indianer oh! von Geronimo geführt —
Ich kanns euch wirklich nicht sagen, was Hodsie da alles passiert.

Doch nahmen sie Hodsies Skalp mit sich und ließen ihn selbst allein —
Und wenn ich nicht gekommen wär, so würd er gestorben sein.

Ich lud ihn auf die Santa-Fé-Bahn, sah dort die Maulesel stehn,
die waren schlauer als ihr Herr Hods und entkamen ungesehn.

Ich weiß nicht, wie sies machten, indes: sie entkamen doch,
Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Old Hodsie wurde bald gesund und kam nach Neu-Mexiko,
eröffnet' dort ein Radaulokal, eine Kneipe oder so!

Die schönsten Tanzgirls hat er, die je im Lande gesehn —
Sie waren so flink wie'n Gummiball und konnten nicht einen Augenblick stehn.

Und dann kam „Billy the Kid" bald, dem war Hods Glück ein Tort,
Der sagte bloß: „Mein lieber Freund, 's ist besser, du gehst fort!"

Old Hodsie ahnte, daß ihm Bill bestimmt nicht zugetan,
So nahm er Geld und Hut und fuhr fort mit der Eisenbahn.

Fuhr ostwärts nach dem Staat „Noo York" und ward nach manchen Tagen
Senator im Kongreß — oh weh! — doch weiter kann ich euch nichts sagen.

Übertragen von Karl Schück

Qui vivra verra. „Es sollte mich *überraschen*, wenn Texas nicht nach wenigen *Jahrhunderten* eine eigenartige Kultur hocherfreulichen Charakters hervorbringen sollte." *Graf Hermann Keyserling im „Spektrum Amerikas"*

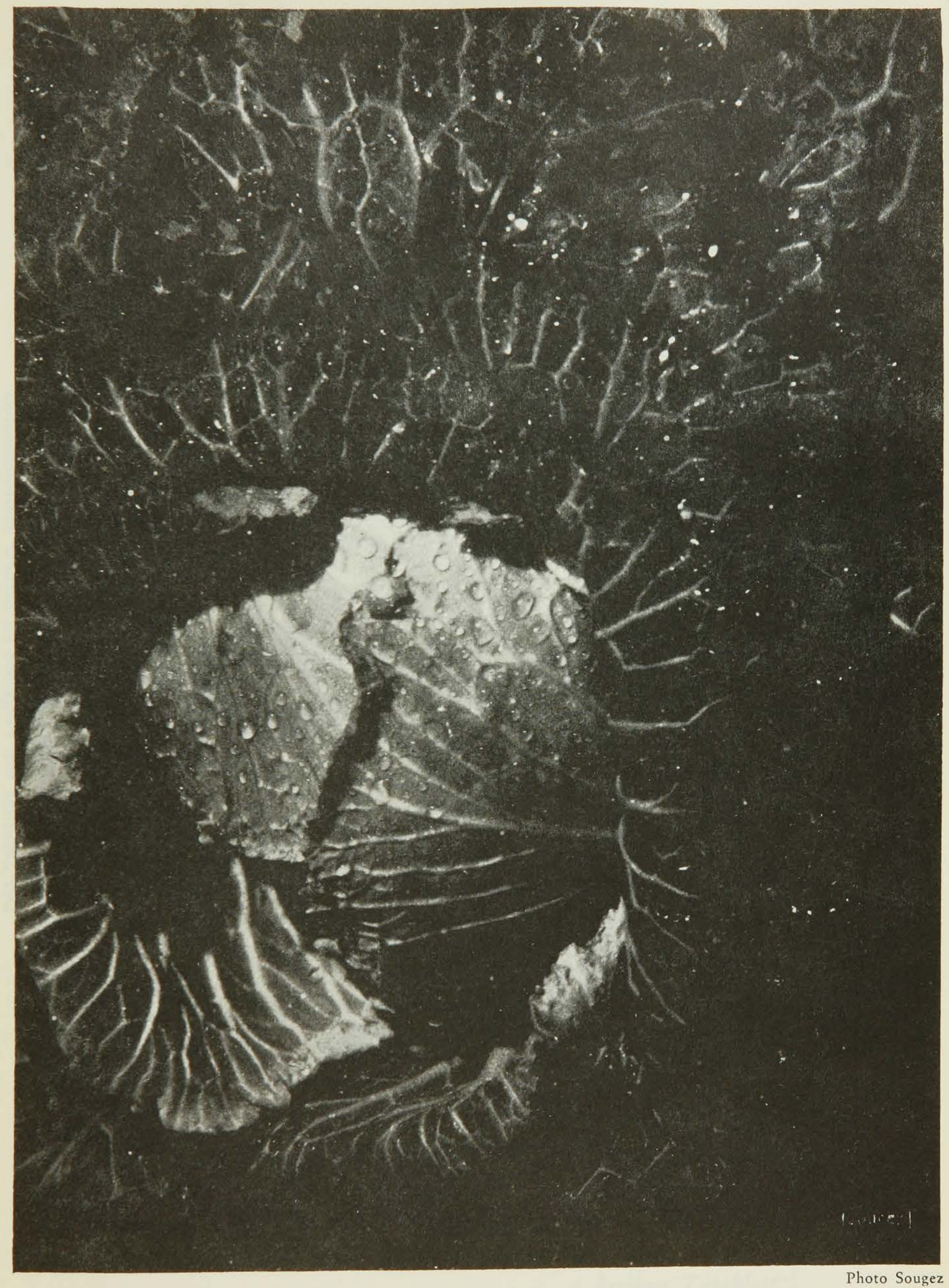


Photo Sougez

Tau

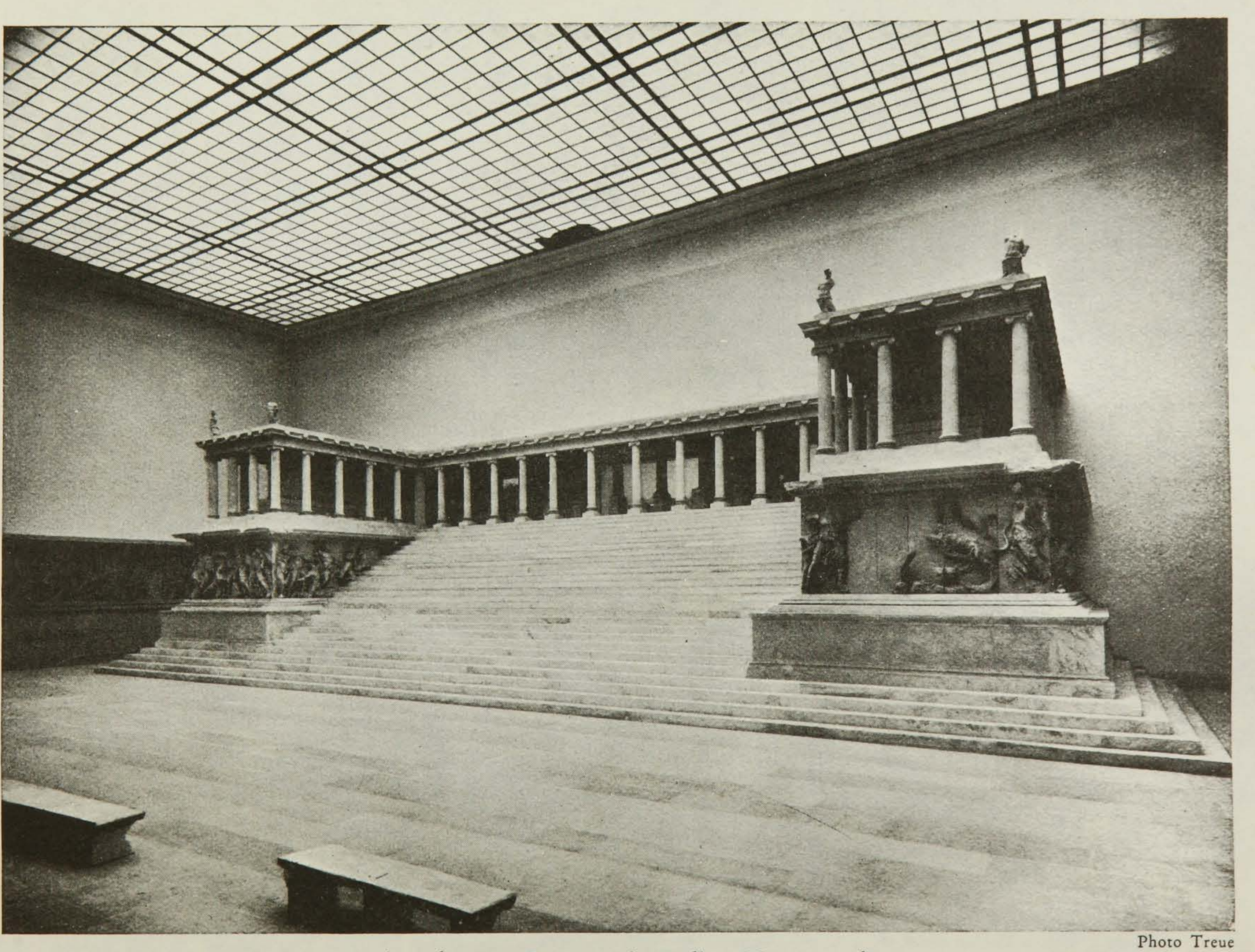


Photo Treue

Der Zeusaltar von Pergamon im Berliner Museumsneubau

Beschwerden an den Querschnitt.

Im Juliheft des Querschnitts beschäftigt man sich mit mir. So wie man sich immer mit mir beschäftigt. Da ich beispielsweise durch die Eliminierung des Ornaments die Wiener zwinge, billiger zu arbeiten, rächen sie sich, indem sie das Gegenteil behaupten. Da ich die Leute zwinge, ihre Familienporträts und Andenken nicht wegzuwerfen — mit Leuten, die sich ihrer Familie zu schämen haben, will ich überhaupt nichts zu tun haben — rächen sie sich, indem sie behaupten, daß ich die Familienporträts am Watercloset aufhänge. — Und nun kommt ein Herr Gretor im Querschnitt, dem gegenüber behauptet wurde, daß ich jeden Mann beim Kragen nahm, der unter diesem, er meint wohl über diesem, eine kunstvoll geschlungene Krawatte trug. Die Leute, die das taten, waren drei: *Olbrich, Kolo Moser* und *Hoffmann.* Sie trugen dazu auch selbstentworfene An-



Käte Wilczynski

züge, großkarierte Gehröcke à la Biedermeier mit Samtaufschlägen. Das imponierte so, daß man sie für Künstler hielt. In Wahrheit waren diese Krawatten, die mit Hilfe von (mit schwarzem Atlas überzogener) Pappe den Eindruck eines Selbstbinders erweckten, nicht kunstvoll. Das verwarf ich, so wie ich alle Imitationen verwarf. Es ist in meinen gesammelten Aufsätzen, für die ich in Deutschland keinen Verleger fand und die daher nach dem Kriege in Frankreich im Verlag Crès & Co. erschienen sind, nachzulesen, daß ich den Selbstbinder erst in Wien populär machte, indem ich die Behauptung wagte, daß eine Zeit kommen wird, wo ein besseres Herrenmodegeschäft fertige Krawatten nicht führen wird. Alle diese „Paradoxe" sind heute Selbstverständlichkeiten.

Adolf Loos (Paris).

Eilt. Suche gebildeten Ehepartner, *Charakter Nebensache, da vorhanden.* Bildzuschriften unter „Ta. F. 8731" befördert Rudolf Mosse, Tauentzienstraße 2.

(„Berliner Tageblatt")

BÜCHER-QUERSCHNITT

BEVERLEY NICHOLS, U. S. A. Verlag E. A. Seemann, Leipzig.

Beverley Nichols ist einer der smartesten und witzigsten Journalisten, dazu kommt der ewige starke, mehr oder minder offene Antagonismus des Engländers gegen Amerika, um dieses Buch über U. S. A. zu einem der aufschlußreichsten und witzigsten Bücher zu machen, die über diesen Gegenstand geschrieben sind. N. B. vom englischen Standpunkt aus, und von diesem Standpunkt aus, zumal da er selten und unbekannt ist, sieht man Amerika um vieles schärfer und deutlicher. Man lese z. B. insbesondere das Kapitel XVIII über die drei Frauentypen, die „Unausstehliche", die „Entzückende" und die „Tragödin". Diese Ansichten sind einigermaßen aufreizend, denn es wird nichts weniger behauptet, als daß etwa bis zum 25. Jahre die Amerikanerin ein zwar süßes, aber doch entsprechend unausstehliches Geschöpf ist, laut schreiend oder näselnd, aber ab diesem Jahre eine geradezu ideale Freundin, und später, was ein bißchen unglaubwürdig erscheint, tragisch gefärbt. Oder das hübsche Interview mit der noch immer großen Gloria Swanson oder das Kapitel über Harlem. Jn der Originalität eben dieser englischen Ansicht liegt der Reiz des Buches, denn wie man weiß, ist Amerika für England eine harte Nuß, und umso lobenswerter ist es, wenn Herr Nichols alles so nett und objektiv sieht, wie er es eben tut. *H. v. W.*

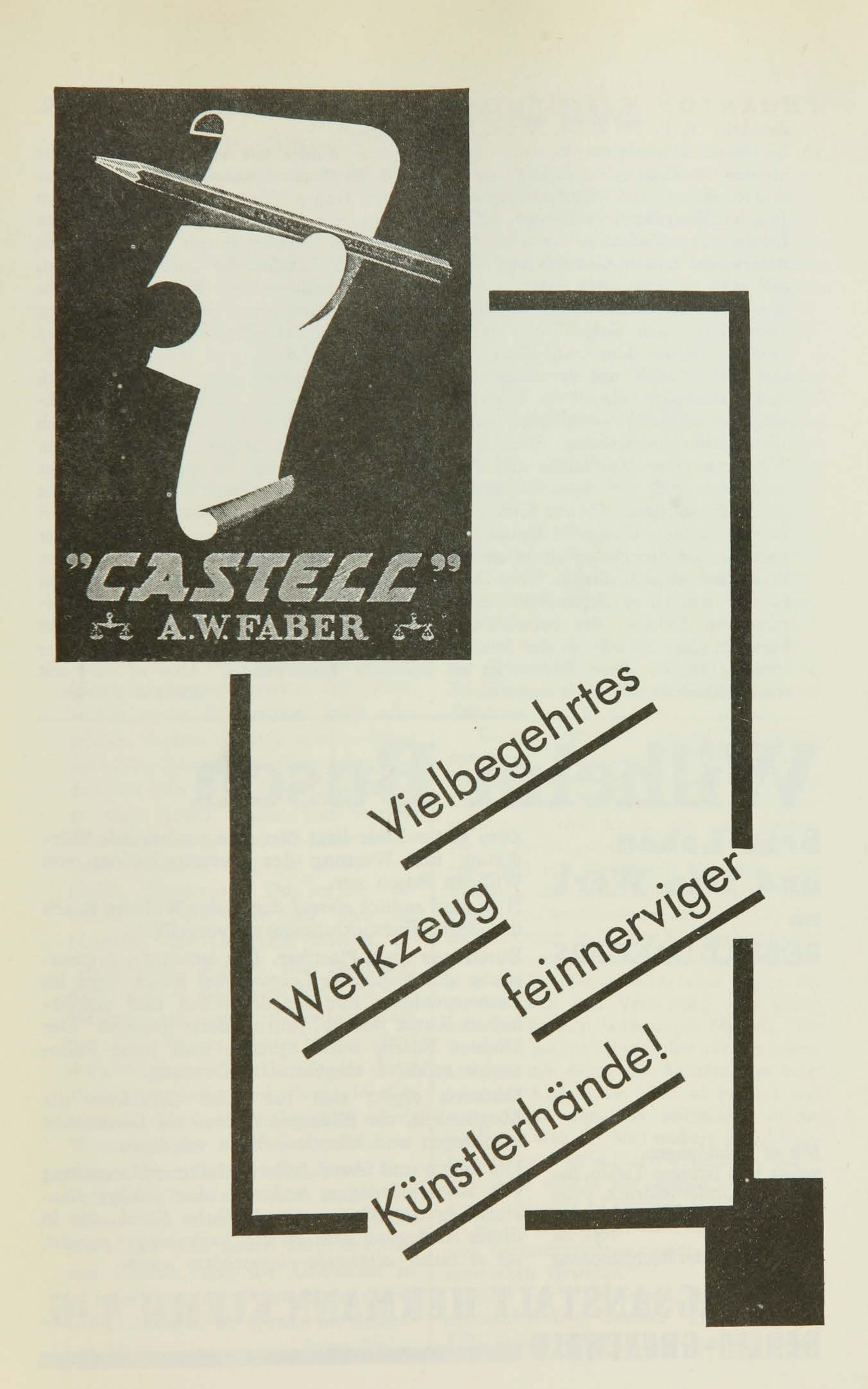
EGON ERWIN KISCH, Paradies Amerika. Erich Reiß Verlag, Berlin.

Da vergeht einem der Appetit auf Amerikanisierung, und man sehnt sich in eine mittelalterliche Kleinstadt im Hintern Deutschlands. Kisch, der Tausendsassa, kuckt erprobten und gestählten Blickes hinter die Kulissen der Kulissen, schläft nebenher mit schwarzhaarigen Spanierinnen aus Gablonz, strolcht als Leichtmatrose durch dunkle Unterwelten und stößt im unanständigsten Viertel eines Museums auf einen Bismarck aus Wachs. *H. R.*

WARNER FABIAN, College-Girls. Deutsch von Hans Reisiger. Verlag Ullstein, Berlin.

Dieser Roman hat in Amerika empörtes Aufsehen erregt. Was tut er? Etwas für amerikanische Begriffe allerdings Unerhörtes: er erzählt freimütig, äußerst freimütig, vom Leben der amerikanischen Studentinnen hinter College-Mauern. Da gab es in einer versunkenen Zeit für unsre schulentlassenen Töchter die obligaten Mädchenpensionate, da gab es Kadettenkorps für die Offizierssöhne, auch heute haben wir allerhand Anstalten für eine, will's Gott menschlichere, Gemeinschaftserziehung; aber erwachsene junge Leute in einen Internatsbetrieb eingesperrt — das haben wir glücklicherweise nie getan. Möglich, daß unser so völlig andres, freies akademisches Leben seine Auswüchse hat, indessen sei jedem, der sich daran stößt, dieser Roman zur vergleichenden Lektüre empfohlen. In der Form ist der Charakter des liebenswerten, spannenden, ja heiter gehaltenen Unterhaltungsromans gewahrt, jede Tendenz ist vermieden, und doch wird das ganze Buch zu einer schreienden Anklage gegen die Zustände, die durch die zwangsmäßige Gefangenhaltung einiger hundert erwachsener Mädchen in einem Netz altjüngferlicher Sittenparagrafen entstehen. Resultat: erotische Hochspannung, gewaltsame Entladung, Natur verkrampft sich zur Unnatur, Heimlichkeit vergrößert die Dinge, verdickt und verunreinigt die Gewalt der Triebe, wird Ursache von Krankheit, Flucht, Tod. Diese Girls sind niemals Mädchen. Sie lernen widerwillig, mogeln, lügen und verstecken sich, alles wie Backfische, um dann mit einemmal allzuwissend und erfahrungsbelastet dazustehen. Pensum und Flirt sind die Vokabeln ihres Lebens, nicht Studium, nicht Liebe. Der Richter Lindsay hat ein schönes Buch über die Revolution der modernen Jugend geschrieben. Bisweilen liegt wie ein Hauch seines gütigen Verstehens auch über den Seiten dieses Buches und ein Schimmer seiner Hoffnung, daß der Jugend zu helfen sei.

Hertha von Gebhardt.


"CASTELL"
A.W. FABER
Vielbegehrtes
Werkzeug
feinnerviger
Künstlerhände!

THORNTON WILDER, Die Brücke von San Luis Rey und *Die Cabala.* Romane. E. P. Tal & Co. Verlag, Leipzig-Wien.

In einem erstaunlichen Sturmlauf hat Thornton Wilder mit seinem — ich glaube zweiten — Buch „*Die Brücke von San Luis Rey*" die Leserwelt der Vereinigten Staaten erobert und Monsterauflagen erzielt. Ich fragte Wilder, als er sich vor einem Jahr vorübergehend in Europa aufhielt, woraus er sich diesen eigentlich paradoxen Erfolg seines Buches in Amerika erkläre. Und er antwortete mir, er glaube, die Amerikaner hätten plötzlich und blitzartig bei der Lektüre der „Brücke" entdeckt, daß auch sie eine Seele, oder besser, eine Psyche, besäßen, und daß es im Grunde genommen gar nicht so unanständig sei, ihr Vorhandensein zuzugeben. Wilders erstes Werk „*Die Cabala*", das uns die Art und die Zukunft dieses wirklichen und großen Dichters klar und überzeugend erschließt, erschien nun ebenfalls deutsch. Das Buch erzählt von der Suche des Autors nach einem geheimen, unterirdisch und unmerklich die Welt beherrschenden Kreis reicher, mächtiger und merkwürdiger Menschen — Männer und Frauen —, die von Rom aus ihre Fäden nach allen Richtungen spinnen. Erzählt mit einer strahlenden Eleganz, mit sprühendem Witz, mit einer Musikalität und Polyphonie, die nicht nur bei einem Amerikaner verblüffen muß, von ihren Schicksalen und Katastrophen. Keine Stelle, die tot, die motivisch unbelebt, die nur Uebergang zu Wichtigerem wäre. Hinter jedem Wort führen heimliche Gänge ins Unbewußte, ins Höherweltliche. Dieser junge Lehrer der französischen Sprache an einem amerikanischen Lyzeum, der bei der Erwähnung von Palestrinas abgeschiedenem Geist ihn so nebenbei und sogleich in einer unsauberen Soutane aus einem Seitenpförtchen schlüpfen und heimeilen sieht, zu einer fünfstimmigen Familie; der beim Worte „Mitternacht" in einem kleinen Nebensatz bemerkt: „Zur Stunde, da der Meuchelmörder eine Katze schnurrend um seine Beine streichen fühlt", dieser Dichter ist ein maßloser Verschwender. Und er wird mit seinem Reichtum die Welt erobern. *Richard Wiener.*

Wilhelm Busch

Sein Leben und sein Werk

von

ROBERT DANGERS

Zum ersten Male liegt hier eine umfassende Würdigung und Wertung des Gesamtschaffens von Wilhelm Busch vor.

Hier wird *endlich einmal* der Maler Wilhelm Busch in seinem Entwicklungsgange vorgeführt.

Busch war auch Plastiker. Die eminente, *zeichnerische und graphische Leistung* bei Busch wird im Zusammenhang mit der deutschen und europäischen Kunst des 19. Jahrhunderts gesehen. Der Dichter Busch, seine Sprache und seine Philosophie erfahren eingehendste Deutung.

Dadurch ergibt sich für *jeden Gebildeten* die Möglichkeit, die Bildergeschichten als Gesamtheit auszulegen und künstlerisch zu würdigen.

Die knapp und übersichtlich gehaltene Darstellung von Robert Dangers bedeutet eine *geistige Neueroberung des Werkes von Wilhelm Busch,* das in dieser Auslegung sich *als viel hochwertiger erweist, als es bisher allgemein eingeschätzt wurde.*

Mit 56 Abbildungen auf 41 teils farbigen Tafeln, davon 8 in Kupfertiefdruck. Preis vornehm in Leinen gebunden 8.50 M

Zu haben in jeder Buchhandlung

VERLAGSANSTALT HERMANN KLEMM A.-G.
BERLIN-GRUNEWALD

PAUL WIEGLER, Geschichte der deutschen Literatur. Erster Band: *Von der Gotik bis zu Goethes Tod.* Ullstein-Verlag, Berlin.

Die meisten Verfasser populärer Literaturgeschichten besitzen eines nicht: die neugierige Liebe zu ihrem Gegenstand. Sie lieben den Schematismus, das Einteilungswesen, die Paragrafierung, und wenden sie auf das Gesamte einer Literatur an wie Schulmeister eben dieser Literatur, die sie für einen Unterrichtsgegenstand halten. Aber vielleicht liebt das der durchschnittliche Deutsche, wie der Erfolg solcher dummen Bücher zu bestätigen scheint. Der Deutsche will informiert sein „über", nicht „von". Und gar erst, was seine Literatur anlangt: es gibt nichts, für das der heutige Deutsche sich weniger interessierte. Wiegler war von dieser neugierigen Liebe von jungauf besessen. Ich glaube, er hat so im Lauf seiner Jahre alles gelesen, wavon die 730 großen Seiten des ersten Bandes seines Buches handeln, und hat sehr vieles davon, als er sich an diese Arbeit machte, zum zweiten oder xten mal gelesen. Er kennt seinen Stoff durchaus, und gar nichts vom bloßen Hörensagen. Das ist die Vorausetzung, die einer, der über die Literatur eine Geschichte schreibt, erfüllen muß. Kommt eine Bedingung dazu: daß er ein Urteil hat, das die Maßstäbe aus dem Stoff gewinnt. Auch diese Gabe besitzt Wiegler als ein scharf difinitorischer Kopf. Kommt das dritte als ein Gnadengeschenk dazu: der Geschmack. Und dieses Geschenk erhielt Wiegler in der allerfeinsten Nüancierung. Ueber das Resultat kann nunmehr kein Zweifel sein; es enthält ein Wissen aus erster Hand, ein präzis urteilender Geist schafft darin Ordnung und Balance, und der Geschmack ist in jeder Pore der Substanz zu spüren und erscheint in der Sprache als fleckenlose Haut. *Franz Blei.*

Vor 130 Jahren

schrieb Schiller: „Drum soll der Sänger mit dem König gehen, sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen." Heute nennt man die Sänger Schriftsteller und die Könige Millionäre — miteinander gehen sie aber immer noch. Das hat — in bezug auf das moderne Amerika — Upton Sinclair in seinem neusten Werk „Das Geld schreibt" nachzuweisen versucht. Er hat in dieser „ökonomischen Studie" — ein Gegenstück zur „Goldnen Kette" — geprüft, inwieweit und auf welche Weise das amerikanische Kapital die literarische Produktion seiner Zeitgenossen beeinflußt. „Dieses Buch", sagt Sinclair in der Einleitung, „ist eine materialistische Studie über die amerikanische Literatur. Es kehrt den lebenden Schriftstellern die Taschen um und fragt: ‚Wo hast du das her?' und ‚Wofür hast du das bekommen?' Höflich ist dieses Buch nicht, aber dafür ehrlich, und das tut uns not." Die deutsche Ausgabe wurde im Einvernehmen mit dem Autor gekürzt, sie beschränkt sich im wesentlichen auf bekannte Autoren, wie Sinclair Lewis, Dreiser, John dos Passos, Zane Grey, Hergesheimer, Mencken, Sherwood Anderson u. a.

Sinclair weist nach, daß im Kapitalismus das Wort vom „freien" Schriftsteller keine Existenzberechtigung hat; er sieht in der Überwindung des Klassenstaates die Voraussetzung für eine Kunst, die „aus warmen Herzen für die ganze Menschheit" geschaffen wird, und ruft die lebende Generation zum Verlassen des „elfenbeinernen Turms", des l'Art-pour-l'Art-Standpunktes, auf: „Die Zeit ist gekommen, in der eine Entscheidung nicht mehr zu umgehen ist. Wir leben im Zeitalter der Revolution: wer keine Augen für sie hat, wen ihre Verheißung gleichgültig läßt, der ist kein vollwertiger Mensch. Ich warne die jungen Schriftsteller vor den Scheuklappen, mit denen die Agitation der herrschenden Klassen sie blind zu machen versucht. Man sehe sich selbständig in der modernen Welt um. Man studiere den Klassenkampf, den Schlüssel zum Verständnis unsrer Zeit. Man spreche zur Menschheit, zur Zukunft, und nicht zu Parasiten und Plünderern, — so schön sie sich auch mit Gebräuchen und Sentimentalitäten eigner Erfindung zu schmücken verstehen."

(Das von Elias Canetti übersetzte Werk erscheint Anfang Oktober. Preis kartoniert 2.80, Leinen 4.80.) *Malik-Verlag.*

M. BEER, Allgemeine Geschichte des Sozialismus. Berlin, Neuer Deutscher Verlag.
Man kann die Weltgeschichte als Läuterungsprozeß darstellen, der zum Gottesstaat führt, oder als ökonomische Entwicklung mit dem Kommunismus als Endziel — im einen wie im andern Fall ist man genötigt, nicht nur in der unendlichen Fülle des historischen Materials auszuwählen — das tut jeder Historiker —, sondern den Tatsachen Gewalt anzutun und im Vergangnen nur das zu sehen, was die vermeintliche Zukunft vorbereitet. Für den leninistischen Historiker wird die Weltgeschichte zu einer ununterbrochenen Kette sozialer Revolutionen, und man wundert sich nur, daß nach soviel mörderischen Kämpfen überhaupt noch ein Stein auf dem andern geblieben ist und wir immerhin außer Hochöfen, Gewerkschaften und Börsen noch so etwas wie eine Geistesgeschichte haben. Von Zeit zu Zeit tauchen allerdings auch in dieser Darstellung große Männer auf, man weiß nicht von wannen, bekommen ein eigenes Kapitel, in dem es recht sehr nach dem Lesebuch zugeht, aber auf der nächsten Seite geht dann programmgemäß die Revolution in Permanenz wieder weiter. Zum Schluß werden wir vor die Alternative gestellt, entweder in Barbarei zu versinken oder kommunistisch zu werden. Welche Aussicht uns reichlich optimistisch scheint. Ungefähr sagten das die Kirchenväter auch, nur mit ein bißchen andern Worten.
Schrecker.

KURT KERSTEN, Bismarck und seine Zeit. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.
Bismarck der Schwarzalbe. Gesehen durch das Auge eines Internationalisten und Sozialisten. Eine solche Biographie hätte das Pendant zu Mehrings „Lessinglegende" werden müssen — die „Reichslegende". Dann wäre freilich Hand in Hand mit den deutschen Ereignissen von 1860—1890 deren Urheber tiefer zu zeichnen gewesen: als Typus des Ostrazisten, der, um sich selber zu bändigen, die Natur vergewaltigt. Aber der Sozialismus verbietet Psychologie; er erlaubt nur angewandte Erkenntnis, nicht entzündete, will Leitartikelluft auch auf Firnen. Kersten entledigt sich seiner Aufgabe also auf oberflächlichere, parteiamtlichere Art. Seine Darstellung ist von jener Nur-Richtigkeit, der man manchmal die behexte Verlogenheit vorzieht. Aber sie ist dabei geradlinig, hell, klar, klug und vor allem auch nützlich — nützlicher als Emil Ludwigs Werk. Damit erfüllt sie ihren wichtigen Zweck. *—uh.*

Redner der Revolution: 3. Band LENIN. Herausgegeben von *L. F. Boroß.* Neuer Deutscher Verlag, Berlin.
„Eine Rede ist keine Schreibe" hat der österreichische Sozialistenführer Victor Adler einmal gesagt. Wenn dem so ist, dann muß die Wirkung der Leninschen Reden nicht deren Form und Inhalt, sondern der überzeugungsdurchglühten Persönlichkeit ihres Sprechers entströmt sein. Denn sie haben (soweit sie in diesem Band vorliegen) den Ton wissenschaftlicher Referate, erschienen in einer Fach-Zeitschrift zur Förderung und Verbreitung des Sowjet-Gedankens. Ihre Bedeutung erscheint damit nicht verringert; in gewissen Zeitläuften und Situationen ist der beste Redner der, welcher auf das i der Tatbestände zwingend den Punkt zu setzen vermag — und das kann rhetorisch der schlechteste sein. Aber gehört er deshalb in eine Reihe „Redner der Revolution"? Genügte nicht „Lehrer des Kommunismus"? *—uh*

BRODER CHRISTIANSEN:

DIE KUNST

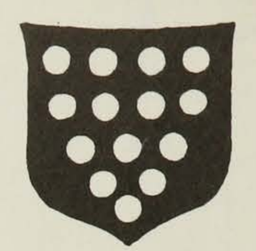
„Der erste Philosoph, der von den Künstlern anerkannt werden wird." (Hessische Landeszeitung) — „Das Letzte, was über Kunst gesagt werden kann." (Dr. Hild in der „Hilfe") „Kristallklare Nüchternheit." (Conrad Wandrey) — „Es glänzt und sprüht von Einfällen." (Theophile von Bodisco)

3. Tausend
Ganzleinen RM 6.80

FELSEN-VERLAG / BUCHENBACH IM BREISGAU



EIN GUTES BUCH
UND – – –
„RAVIA"-PRALINEN!
SCHOKOLADENFABRIK „RAVIA"
DESSAU-ALTEN
RJ 21/30



FÜRST BÜLOWs DENKWÜRDIGKEITEN

Band I soeben erschienen: Von der Berufung zum Staatssekretär bis zur Marokko-Krise / Band II erscheint noch vor Weihnachten, die beiden übrigen Bände Anfang nächsten Jahres. Band II: Von der Marokko-Krise bis zum Abschied / Band III: Weltkrieg und Zusammenbruch / Band IV: Jugend- und Diplomatenjahre. – Jeder Band in Ganzleinen 17 Mark, broschiert 14 Mark.



„Hoher Adler", der 127jährige Häuptling der Schwarzfuß-Indianer



Hauskapelle im Sherman-Indianer-Erziehungsinstitut (Riverside, Californien)



Mandolinenklub im Sherman-Indianer-Erziehungsinstitut



Alte Squaw

Squaw vom Jarcce-Stamm am Stuartsee in British Columbia

FÜRST BÜLOWs
DENKWÜRDIGKEITEN

können die aufschlußreichsten Memoiren seit Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" genannt werden. Die Persönlichkeit Bülows, was er zu sagen hat und wie er es zu sagen versteht, sichern ihnen eine bleibende Bedeutung. Sie sind eine kaum ausschöpfbare Quelle für die Erkenntnis eines Zeitalters, das die älteren von uns noch miterlebt haben, hoffend oder fürchtend, ablehnend oder zustimmend, in Liebe oder in Haß, und unter dessen letzte unentrinnbare Auswirkungen selbst noch die jüngsten Leute gestellt sind wie unter ein ehernes Gesetz. Mit diesem Werk schließt sich die Lücke, die alle politisch und historisch Interessierten empfanden. Alle Akteure der europäischen Politik von 1890 bis 1920 treten auf. Aber im Mittelpunkt der Darstellung steht die unruhig schillernde Figur Wilhelms II. Wie unter einem magischen Zwang kehrt Bülow immer wieder zu ihr zurück, um sich immer von neuem mit ihr auseinanderzusetzen. So eindringlich sind Wilhelm II., sein Hof, seine Freunde, seine Ratgeber, seine Schmeichler, seine gekrönten Kollegen, seine Minister, seine Generäle, seine ganze Atmosphäre noch nie gestaltet worden — freilich stammt diese Gestaltung von dem Manne, der ihm nahegestanden hat wie kein andrer und wie kein andrer unter ihm gelitten hat.

NEUE SCHALLPLATTEN

Vorletzte Caruso-Aufnahme.

„Deh! Ch'io ritorni" aus „Die Afrikanerin" (Meyerbeer) m. Orch. Electrola DB 1386. — Unerreicht gesungen, phrasiert, geatmet, gefühlt — — — Herrliches Mozartmotiv. Rückseite: *„Addio" (Tosti).*

„Holde Aida" (Verdi) und *„Mia Piccinella" aus Salvator Rosa (Gomez). DB 144.* — Unvergleichbar als künstlerischer Genuß und Gesangsbeispiel.

Hebräisches, Christliches und anderes.

„Rosch Haschono" und *„Hajom Teamzenu". Tenor: Josef Rosenblatt, Oberkantor. Odeon 1843.* — Der Tempel konserviert Stimmschönheit besser als die Oper. Wundervolle Platte des Gesangs- und Stimmphänomens Rosenblatt.

„R' Zeh" (Gottschall) und *„Birchas Kohanim" (P. Jassinowsky). Tenor: Karl Neumann, Oberkantor, m. Orgelbegleitung. Homocord 4-9071.* — Saftstrotzende, unendlich präzis ausgeführte melismatische Verzierungen beschämen jede Koloraturistin.

Das jüdische Lied: Oberkantor Karl Neumann mit Kammerorchester. Dir. Leo Knopf. Homocord 4-9066. — Kontrastreiche, ausdrucksstarke, dämonisch oszillierende Gesänge: drei hebräische Prachtplatten!

„Heiligtum des Herzens" und *„Andachtsstunde". Kammersängerin Lotte Lehmann mit Chor, Orchester, Orgel. Dir. Dr. Römer. Odeon 4818.* — Seriös zu bewertende religiöse Meditationsplatte. So schön singender Versuchung ist schwer zu widerstehen.

„Wir treten zum Beten" und *„Die Himmel rühmen" (Beethoven). Tenor: Tauber mit großem Chor, Orgel und Glocken unter Leitung von Dr. Weißmann. Odeon 4975.* — Markig und innig gesungene Tauber-Spitzenleistung.

Toccatina (Scarlatti) und *Pastorale Variations with Cadenza (Mozart). Harpsichord-Solo by Mme. Patorni-Casadesus. Columbia D. X. 53.* — Besonders charakteristische Kielflügel-Aufnahme von großem kulturhistorischem Wert.

Sonate Nr. 7 F-dur (W. A. Mozart). Cembalo: Alice Ehlers. Violine: Grete Exeler. Homocord 4-9053. — Silbriger Zusammenklang, stilgemäße Auffassung.

Sonate für Violin-Solo Nr. 5 in C-dur (Bach). Jehudi Menuhin. Electrola DB 1368. — Erstaunlich, daß ein Kind diesen spröden, musikalischen Stoff so eindringlich meistert.

Präludium und Fuge in Es-dur von Bach. Bearbeitet für Orchester von Arnold Schönberg. Berliner Philharmoniker, Dir. Kleiber. Ultraphon E. 463/64. — Eigenwillig interessante, vielfarbige Orchesterübertragung. Unentbehrlich für Bach-Verehrer.

Kurzoper.

„La Bohème" auf Grammophon 95362/95366. — Ein besonders gut abgestimmtes Ensemble, füllige Stimmen, geschickte Streichungen auf ein Fünftel der Spieldauer. Sorgsam und schwungvoll gehandhabtes Orchester.

Schlager.

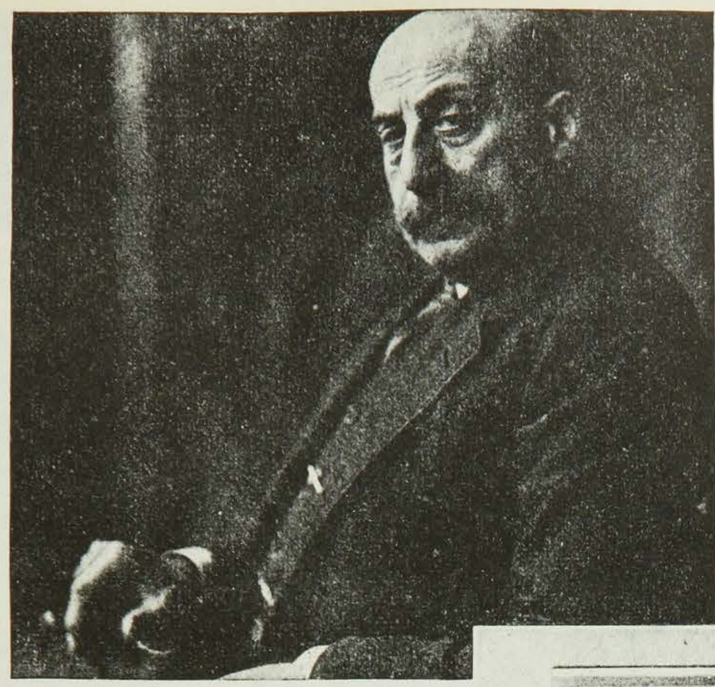
„C'est pas comme ça", Trot, und *„Sous les toits de Paris", Valse, aus dem gleichnamigen Tonfilm. Text und Musik von Raoul Moretti. Fuß-Orch. Refrain: Leo Emm. Ultraphon A. 546.* — Glücklicher Einfall, alte Schlager in aktueller Aufpulverung zu lancieren.

„Sprechen Sie sich aus" aus „Auf zwei Flügeln" und *„Schön wie Lisette aus „Liebesparade". Oscar Karlweiß m. Lewis-Ruth-Band. Electrola E. G. 1941.* — Sympathischer Sprechgesang, deutliche Aussprache, amüsante Akzentuierung.

„Hallo Moskau", Russische Fantasie. Berliner Philharmoniker, Dir. Mackeben. Ultraphon A. 521. — Ausgezeichnet gespieltes Klavier-Intermezzo. Erstklassige Steigerung in Tempo und Crescendo . . . *Th.*

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der Querschnitt erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



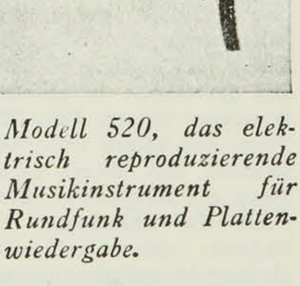
Phot. Becker & Maaß

MAX Liebermann *kapituliert -*

„Ich bin gegen die Mechanisierung der Kunst", sagt der berühmte Altmeister der Malerei, „wenn aber schon Apparate, dann so ausgezeichnete wie Electrola."

Berlin 19/7 30 Dr. h. c. Max Liebermann

Die Tonwiedergabe auf Electrola Instrumenten ist vollkommen naturgetreu. An der Spitze dieser wundervollen Instrumente steht Modell 520, elektrisch reproduzierend, für Rundfunk und Plattenwiedergabe. Bequeme Raten; schon für RM 12,40 im Monat das populäre Modell 101, das aussieht wie ein Handkoffer und spielt wie ein Orchester. Unverbindliches Vorspiel bereitwilligst zu jeder Zeit.



Modell 520, das elektrisch reproduzierende Musikinstrument für Rundfunk und Plattenwiedergabe.

Caruso's bisher unveröffentlichte Aufnahmen:

O geht mit mir das Schiff zu finden **„Afrikanerin"** * **„Addio"** *von Tosti . . DB 1836*
Première caresse * Bois épais *DA 1997*
Vollständige Oper **„Bajazzo"** *gespielt von Mitgliedern der Mailänder Scala EH 506-514*

ELECTROLA

BERLIN W8, BERLIN W15, KÖLN a. Rh., FRANKFURT a. M., LEIPZIG

Autorisierte Electrola Verkaufsstellen an allen Plätzen



BORIS PILNJAK

ist 1894 geboren. Nach eigener Angabe „vierfach gemischtes Blut“, deutsches, jüdisches, tatarisches, russisches. Als Neunjähriger unternahm er die ersten Schreibversuche. Die Prosaarbeiten des Vierzehnjährigen wurden bereits gedruckt. Besonders bekannt wurde er durch seinen Roman „Das kahle Jahr“.

Am 1. Oktober erscheint der Roman

DIE WOLGA FÄLLT INS KASPISCHE MEER

Ins Deutsche übertragen von Dr. Erwin Honig

Pilnjaks Roman ist einmal das, was man eine technische Utopie nennt. Er arbeitet aber nicht wie Jules Verne oder Wells mit phantastischen Maschinerien und übernatürlichen Menschen, sondern mit den genauesten technischen Kenntnissen und Erfahrungen unserer Zeit, die vom Menschen unserer Tage, den Vätern und Söhnen der russischen Revolution und ihrem Schicksal getragen werden. Denn die Revolution ist das gemeinsame, das die Fülle der Charaktere, von Prof. Poletika, dem Freunde Lenins (der Ingenieur Leonid Krassin mag als Vorbild gedient haben) bis zum Kriegskommunisten, dem wahnsinnigen Iwan Oshogow von der durch den Bürgerkrieg verwaisten Maria bis zu Ljubow Poletika, der Trägerin der Zukunft, umspannt. Zwischen ihnen bewegen sich die Träger der alten und der neuen Zeit, die Trödlerbrüder Besdjetow und der Verschwörer Poltorak, alte Jungfern und Komsomolzen, russische Provinz- und Moskauer Großstadtkinder.

384 Seiten / Kartoniert M 4.- / Gebunden M 6.-
Umschlag von Paul Urban, Berlin

NEUER DEUTSCHER VERLAG
BERLIN W 8

CHALET

To let from November in
South-Tyrol (1500 mètres)

Beautiful views of Dolomites and glaciers. Much sun, good skiing. Simply furnished. Perfect for anyone desiring solitude. Full particulars from

Athene Nelson
FERMA POSTA, ITALIA, MERANO

Bad Kudowa

Kreis Glatz

Herz - Sanatorium!

Kohlens. Mineralbäder des Bades im Hause, Aller Komfort, Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5.

Herren über 40 - - - -



Graphische Darstellung der verschiedenen Bestandteile und der vielseitigen Angriffspunkte der „Titus-Perlen“

klagen oft über vorzeitiges Altern und Schwinden der besten Kräfte. Die Diagnose lautet fast immer: Verminderung bzw. Aufhören der Tätigkeit der Drüsen mit innerer Sekretion. Führen Sie Ihrem Körper die **lebenswichtigen Testis- u. Hypophysen-Hormone**, die in den **„Titus-Perlen“ zum ersten Male in gesicherter standardisierter Form enthalten** sind, zu. **„Titus-Perlen“** sind das wissensch. anerk. unschädl. Kombinationspräparat, das alle Möglichkeiten medikamentöser Potenzsteigerung berücksichtigt. Sie sind das Ergebnis langjähriger Forschung. „Titus-Perlen“ werden hergestellt unter ständiger klinischer Kontrolle des **Berliner Instituts für Sexualwissenschaft (Dr. Magnus Hirschfeld-Stiftung).** Lassen Sie sich zunächst über die Funktionen der menschlichen Organe durch die zahlr. fünffarbigen Bilder der wissenschaftlichen Abhandlung unterrichten, die Sie sofort kostenlos (verschlossen-neutral) erhalten durch die **Friedrich Wilhelmstädtische Apotheke, Berlin NW 182, Luisenstr. 19. Titus-Perlen (jetzt auch für Frauen) zu haben in allen Apotheken.**

TITUS G.M.B.H., BERLIN-PANKOW 182

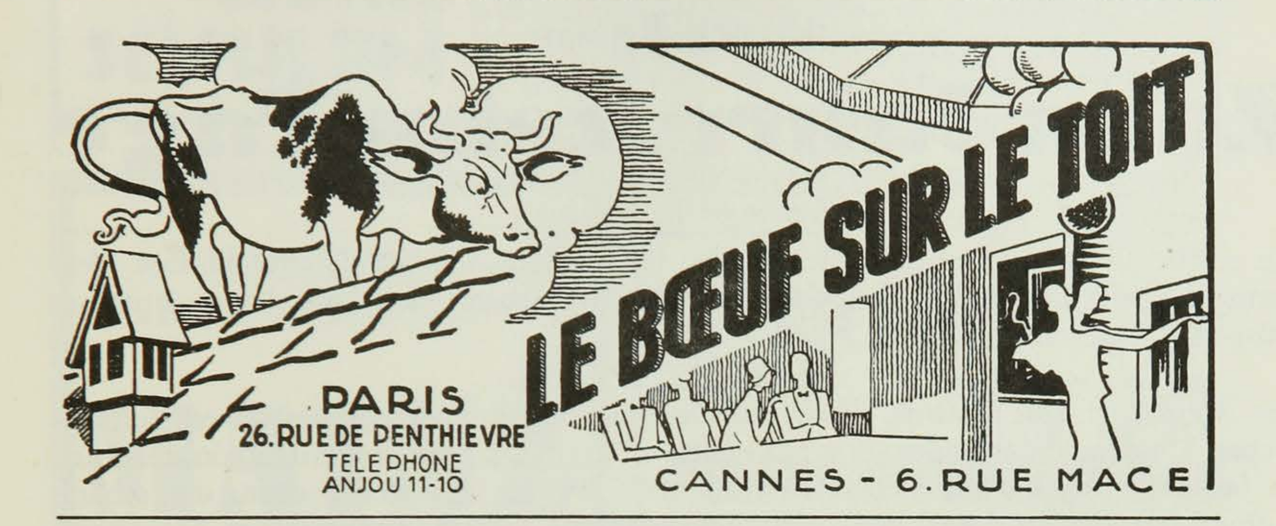
Bestellschein: Senden Sie mir 1 wissensch. Broschüre kostenl. (verschl. neutral), 1 Pckg. 100 Stück zu RM 9.80 per Nachnahme), 1 Probe für 80 Pf. (in Briefm. beigefügt)
(Nichtgewünschtes streichen)

Name: ....

Ort: ....

Straße: ....

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



Deutsche Professoren u. Studenten finden in Paris ein gemütliches Heim im Hôtel des Balcons, 3, rue Casimir Delavigne am Odéon, Nähe d. Universität. Zimmer mit allem Komfort 3.50—5 RM.

HOTEL BUCKINGHAM
PARIS, 43, rue des Mathurins, zentral gelegen (nahe d. Oper u. Madelaine), jed. Komfort, prächt. Lage, für Familien besond. Preise. Man spricht Deutsch!

AVIGNON. Hotel „Terminus" Bes. Galtier, nahe d. Bahnhof, modernster Komfort, 100 Z., 4 Garagen, großes Restaurant, mäßige Preise.

Merken Sie sich diese wertvolle Adresse für Ihre nächste Reise nach

PARIS

Hotels Saint James et d'Albany

211, Rue St. Honoré et 202, Rue de Rivoli

Telegramm-Adresse: Jamalbany III Paris • Telefon: Opéra 02-30, 02-37, Inter 12-66

Das bekannte Hotel Saint James war ehemals das Palais und die Residenz König Karls X. und des Herzogs von Noailles. Heute, durch einen gepflegten Privatgarten mit dem Hotel d'Albany zu einem Komplex vereinigt, gehört es, traditionsgemäß, zu den bevorzugten Häusern anspruchsvoller Gäste. Unter den vielen Vorzügen zählen wir hier nur folgende auf: äußerst zentrale Lage, die Zimmer bieten teils herrliche Aussicht auf die Tuilerien, teils gehen sie auf den Privatgarten aus, und zählen daher zu den ruhigsten von Paris, feine altfranzösische Küche, billige Preise / 300 Zimmer, 150 Badezimmer / Einen freundlichen Empfang versichert besonders allen Querschnittlesern

A. Lerche
Besitzer

PARIS

Pension „Bon Accueil"
85, Boulevard St. Michel

gegenüber Jardin du Luxembourg, nahe d. Sorbonne. Aller Komfort. Bei Tisch Korrektur französischer Konversation.

Vollständige Pension ab Fr. 45.—

IN PARIS

finden Sie den großen Komfort eines Luxushotels zu vernünftigen Preisen **60, Rue des Mathurins.** Zimmer mit Bad, auch mit Wohnsalon, Appartements mit Küche auf Tage und Monate. Sehr zentral, Nähe Opéra-Madeleine gelegen. Vornehmes ruhiges Haus.

MADAME COUSIN

DIE KRITIK

über

Walther von Hollander's

neusten Roman

Zehn Jahre, zehn Tage

Hamburger Fremdenblatt

Ein reifes, tiefes und ergreifendes Buch. Die außerordentlich feingeschliffene, formenreiche Sprache braucht den Vergleich mit Musterbeispielen kultivierter deutscher Prosa nicht zu scheuen.

Berliner Börsen-Zeitung

Der Roman ist eine Ballade. Eine Ballade, geschrieben in einer bestrickend dichterischen Sprache, die trotzdem von Menschen unserer Zeit geredet werden könnte. Auch die beißende Satire fehlt nicht. Sie trifft ins Schwarze . . . Der Roman, der scharfe Aufmerksamkeit erfordert, also nicht als bequeme Unterhaltungslektüre hingenommen werden kann, zwingt sich von Kapitel zu Kapitel dem Leser immer stärker auf.

Bremer Nachrichten

Diese Probleme werden in den Händen Walther von Hollanders über das packende Erlebnis hinaus zum Kunstwerk. Dazu finden wir im Sprachlichen bei aller Einfachheit im Ausdruck eine innere Fülle und dichterische Kraft, die über das sachliche hinaus fesselt und aufrüttelt.

Tagesbote, Brünn

Dinge und Menschen erscheinen in dem wertvollen Buch mit letzter Schärfe vergegenwärtigt, der Stil und Ausdruck ist von einer Vornehmheit, wie man sie ganz selten im Wust der Tagesliteratur zu finden vermag.

Königsberger Allgemeine Zeitung

Die Sprache Hollanders ist von großer Klarheit und Schönheit und sichert so dem Buche einen ersten Platz unter der erzählenden Literatur.

Nürnberger Zeitung

Hollander ist ein leiser Dichter aus dem Blute des Grafen Keyserling. Manchmal denkt man auch an die ironische Sachlichkeit Fontanes. Aber gerade weil Hollander ein leiser Autor ist, dessen Sprachgestaltung in jedem Satz den wirklichen Dichter verrät, deshalb ist er uns in einer lauten Zeit umso willkommener.

Ujsag, Budapest

Hollander ist der großartige Beobachter und Analytiker der Umgestaltung der heutigen bürgerlichen Gesellschaft. Seine Sprache ist dichterisch schön und stark, sein neues Buch einer der schönsten Erfolge der modernen deutschen Romandichtung.

★

Das Buch, das im Propyläen-Verlag erschien, ist für 4 M brosch., 6 M in Leinen überall erhältlich!

DIE KÖLNER WERKSCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. ● Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. ● Beginn des Herbst-Trimesters am 29. September. Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. ● Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen, Ubierring 40. Der Direktor: Riemerschmid

KUNST- UND GEWERBESCHULE

MAINZ

VERLANGEN SIE DRUCKSACHEN

HERMANN BOLL

Photograph. Reproduktions- u. Verlags-Anstalt

BERLIN W 50

Tauentzienstr. 7b — Tel.: Bavaria 3149


Spezial-Anstalt für Gemälde- und Skulptur-Aufnahmen


Spezialist für Kunsttransporte

CH. POTTIER

14, Rue Gaillon PARIS (2e)

SPEDITEUR

packt, spediert, verzollt

für die Galerien Flechtheim, Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw.

SÄCHSISCHER KUNSTVEREIN ZU DRESDEN

Herbst-Ausstellung 1930

Heinrich von Zügel, 80 Jahre alt

Hugo Freiherr von Habermann †

Verein Berliner Künstler

22. Oktober bis 23. November

Täglich geöffnet!

DRESDEN BRÜHLSCHE TERRASSE

GUSTAV KNAUER

BERLIN W 62, WICHMANNSTR. 8

BRESLAU — WIEN

PARIS, 7 & 9, BOULEVARD HAUSSMANN

Sonder - Abteilung für Verpackung und Transport von Gemälden und Kunstwerken

Etwas Wichtiges fehlt auf Ihrem Toilettetisch! Das biologische Hauttonikum „Eukutol" sollte der Mittelpunkt Ihres Toilettetisches sein. Die zarte, naturunterstützende Wirkung dieser Mattcreme beruht auf dem Gehalt an biologischen Stoffen, deren hautverjüngende regenerierende Kraft in die Zelltätigkeit der Hautschicht anregend und regulierend eingreift. Das so wieder ela tisch werdende und sich füllende Unterhautgewebe strafft die Oberhaut, glättet Falten und Runzeln und gibt fahler und welker Haut ihre frühere Frische zurück.
Systematische „Eukutol"-Hautpflege ist so mühelos, daß sie auch der Berufsüberlastete leicht durchführen kann. Eukutol wird einfach morgens und abends auf der Haut verrieben. Die feine Cremeschicht ist unsichtbar und schützt vor Witterungs- und anderen schädlichen Einflüssen.
In allen Drogerien, Apotheken und Parfümerien erhalten Sie Eukutol in der eleganten, grüngoldenen Do:e zum Preise von RM 2,40. Lesen Sie die in jeder Packung befindliche interessante Broschüre: „Zur Biologie der Haut"!

Viele sind der Meinung — daß es gleich sei, welche Toilettenseife man verwendet. Dieser durchaus irrigen und laxen Ansicht kann nicht scharf genug entgegengetreten werden, denn unter den vielen Angeboten von Seifenfabrikaten verbirgt sich sehr viel Minderwertiges. Die Seifenindustrie ist heute so weit, Erzeugnisse auf den Markt bringen zu können, die hinsichtlich ihrer Wirksamkeit kaum noch zu überbieten sind. Wer eine Seife verwenden will, welche allen Ansprüchen verwöhnter Kultur entspricht, mache mit der „Bombastus-Teint-Astril-Seife" einen baldigen Versuch. Zur Herstellung dieser Seife werden die allerbesten Rohstoffe verwendet, ebenso wie das Parfüm äußerst vornehm und anhaltend, jedoch absolut nicht aufdringlich ist. Was aber das Bemerkenswerteste bei dieser ausgezeichneten Toilettenseife ist: in die Seifenmasse wird auf kaltem Wege die vorzügliche fetthaltige Hautcreme Bombastus-Teint-Astril hineingearbeitet, dadurch wird diese Seife gleichzeitig zu einem erstklassigen Hautpflegemittel. Sie werden entzückt sein: rein weiße Farbe, sparsamster Verbrauch, seidenweicher Schaum, vorzügliche Wirkung auf die Haut, das sind die Eigenschaften der „Bombastus-Teint-Astril-Seife". Verlangen Sie diese Seife überall da, wo auch die bewährten Präparate „Bombastus-Mundwasser" und „Bombastus-Zahncreme" erhältlich sind.

Märchen werden Wirklichkeit. Maharadja-Paläste und Jahrhunderte alte Marmortempel, die grandiosen Denkmäler buddhistischer Religion, übertreffen in ihrer Schönheit auch die phantasievollsten Vorstellungen, die man sich von einer Reise durch Indien machen kann. Nach lebendigen Märchenstädten wie Bombay, Delhi, Agra, Benares, Darjeeling und Colombo führt vom 23. November 1930 bis zum 14. Februar 1931 eine Reise, über deren interessante Einzelheiten das Ullstein Reisebüro Berlin SW, Kochstraße 25, gern kostenlose Auskunft gibt.

AUSSTELLUNG

DAS EIGENHAUS

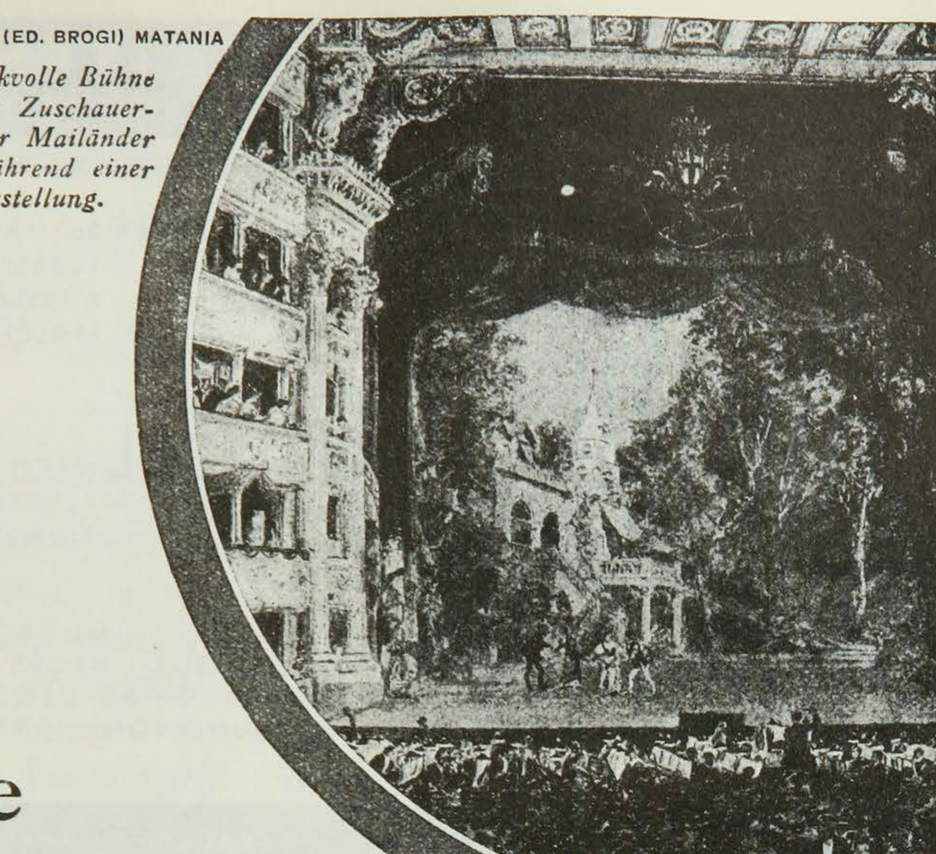
DAS SICH JEDER WÜNSCHT
65 Häuser von 5000 bis 50000 Mark

MODELLE
GROSSAUFNAHMEN
GRUNDRISSE

Sonderausstellung der BAUWELT
STÄNDIGE BAUWELT MUSTERSCHAU
Berlin W 8, Wilhelmstraße 92-93
Geöffnet werktags von 10-17 Uhr. Eintritt frei
Vom 10. September bis 30. Oktober 1930

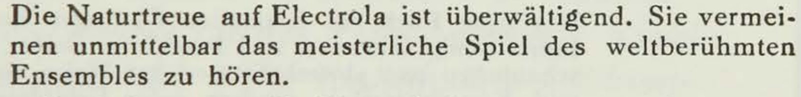
(ED. BROGI) MATANIA

Die prunkvolle Bühne und der Zuschauerraum der Mailänder Scala während einer Opernvorstellung.



Die unvergänglichen italienischen Opern

gespielt von der Mailänder Scala

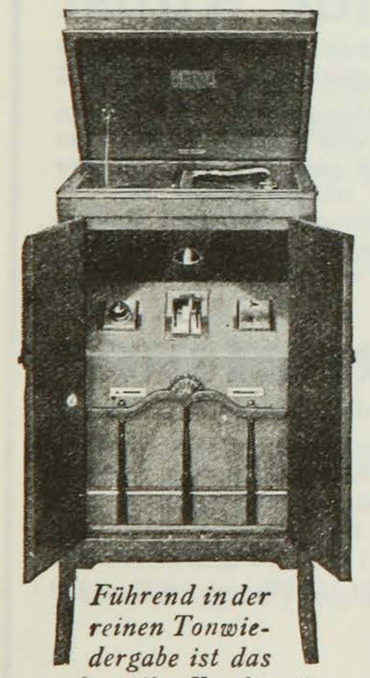


Die Naturtreue auf Electrola ist überwältigend. Sie vermeinen unmittelbar das meisterliche Spiel des weltberühmten Ensembles zu hören.

Sie bekommen alle Electrola Instrumente zu bequemen Raten. Für das populäre Modell 101 — im Aussehen ein Handkoffer und im Spiel ein Orchester — genügt eine Anzahlung von RM 16,50. Die doppelseitige Platte von RM 3,75 an. Bitten Sie in unseren Verkaufsstellen oder Filialen um unverbindliches Vorspiel.

Eine Opern-Auslese, gespielt von der Mailänder Scala:

Tosca	*EH 536—549*
Bohème	*EH 183—195*
Bajazzo	*EH 506—514*
Rigoletto	*EH 147—161*
Aida	*EJ 388—406*



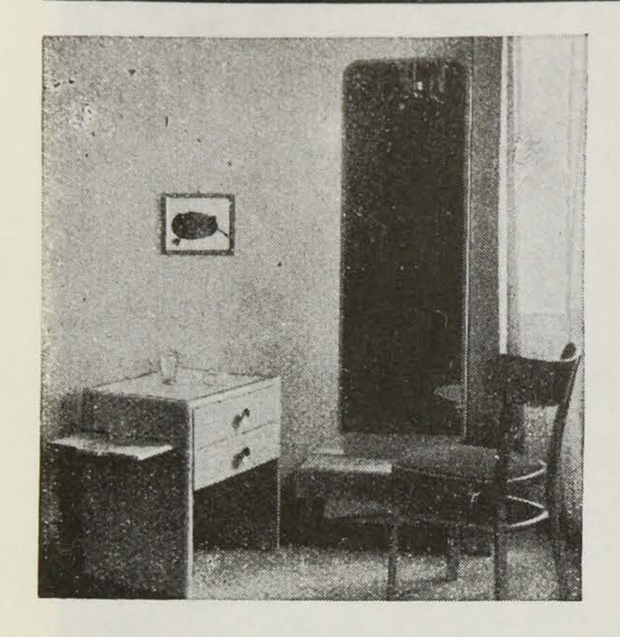
Führend in der reinen Tonwiedergabe ist das wundervolle Kombinations-Modell 520 - elektrisch reproduzierend für Rundfunk und Platten.

ELECTROLA

BERLIN KÖLN a. Rh. FRANKFURT a. M. LEIPZIG

Autorisierte Electrola Verkaufsstellen an allen Plätzen

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN A·G·
HELLERAU / DRESDEN / BERLIN / MÜNCHEN



AUS UNSEREM NEUEN PREISBUCH

SCHLAFZIMMER 262, LACK MIT NICKELFÜSSEN, IN REICHER AUSSTATTUNG, PREIS EINSCHL. STANDSPIEGEL
RM. 1270.–

MÖBEL
NACH ENTWÜRFEN FÜHRENDER KÜNSTLER
ZIMMER VON **800** RM. AN

AUSKÜNFTE UND PROSPEKTE KOSTENLOS · NEUES MÖBELPREISBUCH A3 GEGEN EINSENDUNG VON 1.50 RM.



HELLERAU BEI DRESDEN · **DRESDEN-A.** · PRAGER STRASSE 11
BERLIN W 9 · STRESEMANNSTRASSE 117 · **MÜNCHEN** · WITTELSBACHER PLATZ 1

NEUERSCHEINUNG:

Mathematik und Bildende Kunst

Von Dr. **WALTHER LIETZMANN**, Oberstudiendirektor in Göttingen
Mit 130 Abbildungen. 1931. 150 Seiten. In Ganzleinen gebunden 6.80 RM

Das neue Buch des bekannten Göttinger Mathematikers führt in ein bisher wenig bekanntes und beachtetes Gebiet, und zwar in einer so anschaulichen und abwechslungsreichen Weise, daß nicht nur Mathematiker und Kunsthistoriker, sondern jeder Gebildete reichen Genuß von der Lektüre des Buches haben werden. Die zahlreichen Abbildungen von den Pyramiden von Giseh bis zu den Wundern moderner Photographie sind mit außergewöhnlicher Kenntnis und sicherem Griff ausgewählt.

In 4. Auflage erschien soeben:

Lustiges und Merkwürdiges von Zahlen und Formen

Von Dr. **WALTHER LIETZMANN**, Oberstudiendirektor in Göttingen

Bandausgabe: Mit 203 Fig. im Text u. 20 Kunsttafeln. 4., durchgesehene und ergänzte Auflage. 1930. VI u. 307 Seiten. In Ganzleinen gebd. 9.50 RM
Heftausgabe: I. Heft: **Allerlei Unterhaltungsmathematik.** Mit 32 Figuren im Text und 9 Tafeln. VI und 104 Seiten.
II. Heft: **Von den Zahlen.** Mit 13 Fig. im Text u. 1 Tafel. IV u. Seite 105-208.
III. Heft: **Von den geometrischen Formen.** Mit 158 Figuren im Text und 10 Tafeln. IV und Seite 209 — 308.
Jedes Heft kartoniert 3.20 RM

Ein frischer, unterhaltsamer Ton weht uns aus diesen Heften entgegen. Wer Freude an Zahlen und Formen, an ihren Lustigkeiten u. Merkwürdigkeiten bewahrt hat, möge zu dieser ‚amüsanten Mathematik' greifen. *Literar. Handweis.*

FERDINAND HIRT IN BRESLAU

DER QUERSCHNITT

X. Jahrgang Berlin, Ende November 1930 Heft 11

INHALT

Marginalien:

Mit 20 Zeichnungen im Text und 32 Kunstdrucktafeln

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Rudolf Großmann

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner

Ob 20 oder 2000 Bände

SOENNECKEN

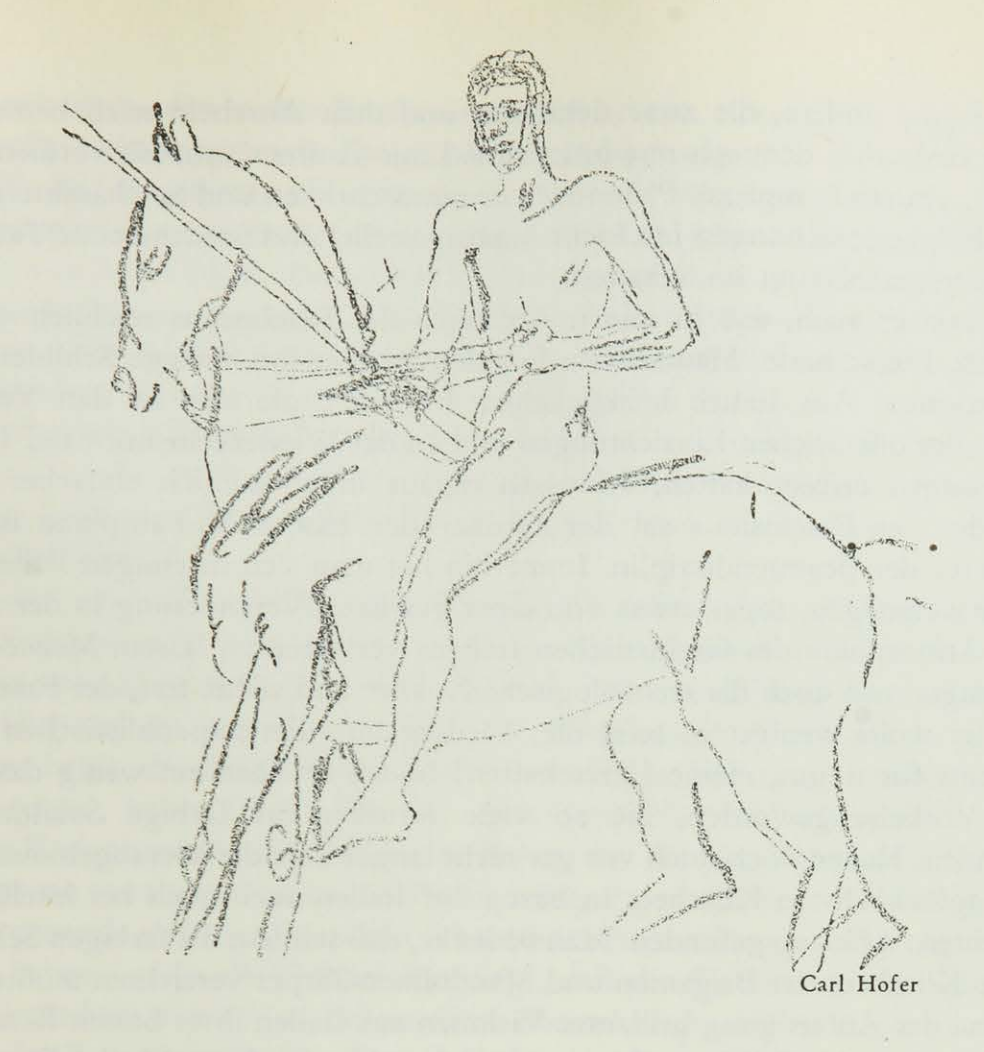
JDEAL-
BÜCHERSCHRÄNKE

sind immer die zweckmäßigste und wirtschaftlichste Form de- Aufbewahrung. Sie werden aus einzelnen zentral verschließbaren Abteilen zusammengesetzt, deren Anzahl sich ganz nach dem jeweiligen Bedarf richtet. Mit kleinsten Mitteln können Sie den Grundstock zu einem beliebig erweiterungsfähigen Bibliothekschrank legen. Eiche, bestes ausgesuchtes Material. Farbe nach Wunsch. Verlangen Sie ausführl. Sonderprospekt Nr 1908 M.

F. SOENNECKEN • BONN

BERLIN W8, MOHRENSTRASSE 58/59 · LEIPZIG, MARKT 1 (ALTES RATHAUS)




Carl Hofer

DER FASCHISMUS IN SELBSTDARSTELLUNG

DIE GRUNDSÄTZE DES FASCHISMUS

Von

GIUSEPPE BOTTAI

Minister der Körperschaften

Eigentlich hieße es besser: *der Grundsatz* des Faschismus, da alles das Gedankliche und Reale, das man heute unter dem Wort Faschismus zusammenfaßt, sich auf die Basis eines einzigen Prinzips von bemerkenswerter Einfachheit und Unmittelbarkeit zurückführen läßt: Der Faschismus ist die Schaffung des italienischen Staates. Diese Erklärung ist einfach und kurz. Dennoch ist mit diesem Satz die ganze Verflechtung jener einzelnen Elemente ausgedrückt, die erst diesem Satz seinen tiefen Sinn gibt. Der italienische Staat! Eine Verflechtung, die häufig nicht genügend klar und ernsthaft von jenen gewertet wird, die dem Faschismus gegenüber eine kritische Haltung einnehmen. Auch wenn wir in diesem Zusammenhang nur von der wohlmeinenden Kritik sprechen, trifft sie der gleiche Vorwurf. Es sind ausländischen Kritikern oft Irrtümer dadurch unterlaufen, daß sie eigene Beobachtungen und eigene Kommentare wahllos durcheinander mischten. Sie lassen damit eine bizarre Verschiebung der Wichtigkeitsgrade Platz greifen, lassen Dinge von erster Ordnung und Bedeutung zurück-

treten hinter andere, die zwar sichtbarer und dem Anschein nach bemerkenswerter sind, aber dennoch nur in zweiter Linie Aufmerksamkeit verdienen. So werden, um ein komplexes Phänomen zu repräsentieren und zu charakterisieren, bloße Folgeerscheinungen ins Licht herausgestellt, und fundamentale Tatsachen bleiben vernachlässigt im Schatten.

So kam es auch, daß in seinen Anfängen der Faschismus reichlich oft eine schlechte Presse hatte. Man schrieb Feuilletons über ihn, farbige Schilderungen, Impressionen. Aus Italien heimgekehrte Reisende, die sich an den Verbesserungen der öffentlichen Einrichtungen und an der Wiederkehr normaler Lebensbedingungen erfreut hatten, schlossen daraus in erstaunlich einfacher Denkmethode, der Faschismus sei der Ordner der Eisenbahn-Fahrpläne und der Erneuerer der Beamtendisziplin. Immerhin hat man sich in einigen Fällen doch so weit verstiegen, sogar etwas von einer gewissen Veränderung in der moralischen Atmosphäre des faschistischen Italiens verlauten zu lassen. Meistens aber bevorzugte man doch die archäologische Nuance und stellte fest, der Faschismus sei (oder wolle wenigstens sein) die Wiedergeburt des imperialistischen Roms.

Nichts für ungut, meine Herrschaften! Italien ist eben ein wenig das Opfer jener Vorliebe geworden, die so viele Kritiker für farbige Schilderungen empfinden. Haben doch noch vor gar nicht langer Zeit die allerabgebrauchtesten und unglücklichsten Klischees in bezug auf Italien auch noch bei intelligenten Betrachtern Anklang gefunden. Man bedenke, daß seitdem die farbigen Schilderer auf die Klischees der Briganten und Mandolinen-Zirper verzichten mußten, sich viele bei der Anfertigung brillanter Visionen aus Italien ihrer besten Ressourcen beraubt sahen. Natürlich mußte unter solchen Umständen auch der Faschismus zur Farbengebung herhalten. Aber, noch einmal, nichts für ungut, meine Herrschaften! Immerhin sind die meisten dieser Kritiken wohlwollend, wenn sie sich auch als eine Ernte der verschiedenartigst verwirrten, höflichen Anerkennungen eher klassifizieren lassen, denn als ein organisches Studium, das vom ernsten Willen getragen wird, eine historische Tatsache von nicht leichtem Gewicht zu begreifen, selbst wenn sie der Studierende nicht billigt. Halten wir also fest, daß es auch heute noch nicht überflüssig ist, von dem Grundsatz zu sprechen, auf dem alles Faschistische, die faschistische Ideologie ebenso wie ihre Realisation, beruht. Aus Italien den italienischen Staat machen! Das ergibt nicht nur einen nationalen Aspekt, sondern auch noch manche anderen Aspekte von universalem Charakter, wie sie eben aus dem jetzigen Zustande unseres Staates folgern. Aspekte, die niemandem gleichgültig sein können, da — wir müssen das vorausschicken — der faschistische Grundsatz des Staates nicht aus irgendeiner kalten Ausarbeitung abstrakter Ideen entspringt. Die Ideologie des Faschismus entstand vielmehr unter dem harten Stoß der mächtigen Notwendigkeit, die Probleme des gegenwärtigen Lebens zu lösen. Darum steht der Faschismus auch mitten im heutigen Leben und geht in die gleiche Richtung mit Schlußfolgerungen und Systematisierungen, die sich aus dem Leben, wie es sich bis heute entwickelt hat, mit unweigerlicher Konsequenz ergeben.

Bleiben wir bei diesem Punkt, um einer sehr landläufigen kritischen Entstellung des Faschismus zuvorzukommen. Dieser kritische Irrtum behauptet, der Faschismus sei eine reine Theorie, eine rein gedankliche Konstruktion, streng,

eng, unelastisch, den realen Forderungen des Lebens, wie es von Tag zu Tag weiterrollt, nicht anzupassen. Dieser falschen Behauptung steht die andere gegenüber, die den Faschismus als rein opportunistische Anpassung ansieht, als eine Bewegung, die nur dem Antrieb weniger einzelner Menschen und nicht dem Antrieb von Ideen folgt. Auch diese Betrachtungsweise streitet dem Faschismus ab, was seine tiefste Essenz ist. Das Wesen des Faschismus erschöpft sich nämlich durchaus nicht darin, daß eine starke und organisierte Partei viele schwache und desorganisierte Parteien verdrängt hat, sondern der Faschismus ist eben auch eine umfassende Lebensanschauung, eine spirituelle Art: zu sein, die die nationale Tradition wieder in Wert setzt, sie gleichsam lyrisch entflammt, und dennoch von den Realitäten des heutigen Lebens ausgeht und also traditionell und real zu gleicher Zeit ist.

All dies ist, wie man sieht, außerordentlich kompliziert. Aber gerade von dieser Kompliziertheit seines Wesens bezieht der Faschismus das sichere Vertrauen in seine Dauerhaftigkeit. Lebendig sein heißt: eine immer wiederkehrende Verwirklichung des Lebens leben. Nur jene Bewegungen, die wirklich lebendig sind, das heißt, die Möglichkeit einer Entwicklung und einer Verwirklichung in sich tragen, haben Dauer. Sie sind eben Geschichte und nicht nur vorübergehende Ereignisse. Der Faschismus ist Geschichte für das italienische Volk und nicht nur ein vorübergehendes mehr oder weniger gewalttätiges Geschehen, oder vorübergehende mehr oder weniger lobenswerte Vorkehrungen einer Regierung.

Wir haben bereits die Formel festgelegt, daß der Faschismus die Schaffung des italienischen Staates ist. Schon diese Formel zeigt, daß er hoch über dem Kampf der Parteien steht. Die Parteien haben größere oder kleinere Programme zu realisieren, Abgeordnetensitze zu erobern, das Gleichgewicht parlamentarischer Situationen zu halten. Auch der Faschismus war eine Gruppe, aus der eine Partei wurde; aber der Faschismus hat als Partei durchaus nicht angestrebt, stärker zu sein als die anderen Parteien. Der Faschismus zielte auf die Eroberung des Staates, um daraus seinen eigenen Staat zu formen, um die italienische Jugend aufzurufen, sich in seinen Reihen zu sammeln. Das heißt also: der Faschismus machte Revolution. Diese Revolution war wie jede Revolution zerstörend und aufbauend. Er zerstörte die bestehenden Parteien und die bestehende Regierung.

Dieser Umstand, den wir hier andeuten, ist die Ursache vieler falscher und künstlich erzwungener Parallelen zwischen der Situation unseres Landes und den Situationen anderer Länder. Man muß bedenken, daß der italienische Staat erst mit dem Risorgimento zu entstehen begann. Von da an hat sich der Sinn für die italienische Nationalität langsam, aber stetig gefestigt (übrigens war er niemals während der Jahrhunderte unserer Geschichte ganz erloschen), bis das nationale Gefühl während der Bürgerkriege seine blutige Reduktion erlitt. Aber der Staat und der Sinn für den Staat dämmerte dann wieder über Italien nach der Einnahme von Rom im Jahre 1870, um nach der Schlacht von Vittorio Veneto 1918 in reifem Glanz zu erstrahlen.

Wie dringend und drängend die Notwendigkeit wurde, den italienischen Staat zu schaffen, das kann nur die Durchleuchtung der inneren Situation Italiens nach dem Krieg dartun. Die Elemente der Auflösung und des sozialen Kampfes wurden zur tödlichen Gefahr in einem Land, in dem es keine Regierung, keine

Autorität gab. Aus dieser Nachkriegssituation hat der Faschismus seinen Erfolg bezogen. Die nicht abzuleugnende Welle der Zustimmung, die ihn hochtrug, und vor allem die Dauer seiner Macht, die man sich nicht erklären kann (die Geschichte wird das alles sehr wohl erklären können), beweisen seinen Zusammenhang mit dem revolutionären Impuls und mit der Realität des zeitgenössischen Lebens. Der Faschismus entspricht der großen historischen Notwendigkeit des italienischen Staates. An die Macht gekommen, hat er sich angeschickt, seine Ideologie zu realisieren, und damit hat er den italienischen Staat geboren. Jetzt zieht er ihn groß und sorgt für seine Weiterentwicklung.

Der faschistische Staat negiert die individuelle Freiheit und Verantwortlichkeit des einzelnen durchaus nicht, er verwirklicht sie vielmehr in ihrer Totalität. Das freie Individuum gibt seiner Persönlichkeit innerhalb des Staates Ausdruck und Wirkungskraft; seiner *ganzen* Persönlichkeit, insofern es selbst der Schöpfer dieses Staates ist.

Der freie Bürger als sich ungehemmt entwickelnde Individualität ist die Eroberung des 18. Jahrhunderts. Diese geistige Eroberung ist unantastbar und wird nicht verneint, sondern weiterentwickelt und zu wahrer Wirklichkeit gefördert in dem Bürger, der der Schöpfer seines Staates ist. Der faschistische Staat unterdrückt und schmälert die Persönlichkeit des Bürgers nicht, vielmehr fußt er auf ihr und führt sie bis zum Ende durch. Denn die Individualität des Bürgers im Staate ist nicht aufzufassen als isolierte, ungeordnete Disharmonie, sondern als eine Harmonie, die sich aus dem harmonisierenden Gleichgewicht aller Probleme, Notwendigkeiten, Interessen, Ideale ergibt. Wir müssen das gut und richtig verstehen, weil es dann auch leicht zu verstehen ist, wie ein Staat beschaffen sein muß, in dem das Gleichgewicht der kollektiven Interessen hoch über dem individuellen Interesse gewertet wird, ein Staat, der dieses kollektive Interessen-Gleichgewicht bis zur Vollkommenheit durchführt; denn es muß vollkommen sein oder es ist überhaupt nicht.

Wie man sieht, ist der faschistische Staat keine abstrakte Abkehr von den Problemen, die das heutige Leben stellt. Er bietet ihnen die Stirn und er erzwingt ihre Lösung. Er erzwingt sie durch die unantastbare Prämisse, daß das Individuum als ein Teil des Staates durchaus und in allen Fällen wichtiger ist als das Individuum als einzelne und abseitige Potenz. Durch diese Prämisse ist der faschistische Staat ein korporativer Staat.

Man versteht gewöhnlich und mit Unrecht unter Bildung von Korporationen nur die Organisierung der Arbeiter und der Arbeitgeber. Die faschistische Korporation ist hingegen die Disziplinierung und Organisierung aller ökonomischen Kräfte, die Herstellung des Gleichgewichts zwischen allen Kräften des nationalen Lebens zu einem allesumfassenden organischen Aufbau, in dem kein Molekül vereinzelt und unorganisiert bleiben kann. Darum bejahen wir jede Auswirkung der sozialen Energien des Kapitals und der Arbeit, der intellektuellen Produktion, der wissenschaftlichen Forschung, der künstlerischen Gestaltung, das heißt alles dessen, was in einem Land an Impulsen und Energien strömt. Wir glauben an die Möglichkeit des harmonischen Zusammenwirkens aller dieser Energien innerhalb eines Staates, und glauben, daß nach dieser Auffassung der Staat nicht eine Kürzung oder Drosselung der vollkommenen und



Photo d'Amico

Rom, Das Theater des Marcellus



P. & A. Photo

Ausmusterung junger Faschisten (links die Söhne Mussolinis)



Photo Pisculli

Kinderbild der Prinzessinnen Giovanna (der heutigen Königin von Bulgarien), Maria, Jolanda, Töchter des Königs Victor Emanuel

P. & A. Photos

Vatikan, Vereidigung der Schweizer Garde



P. & A. Photos

Mussolini

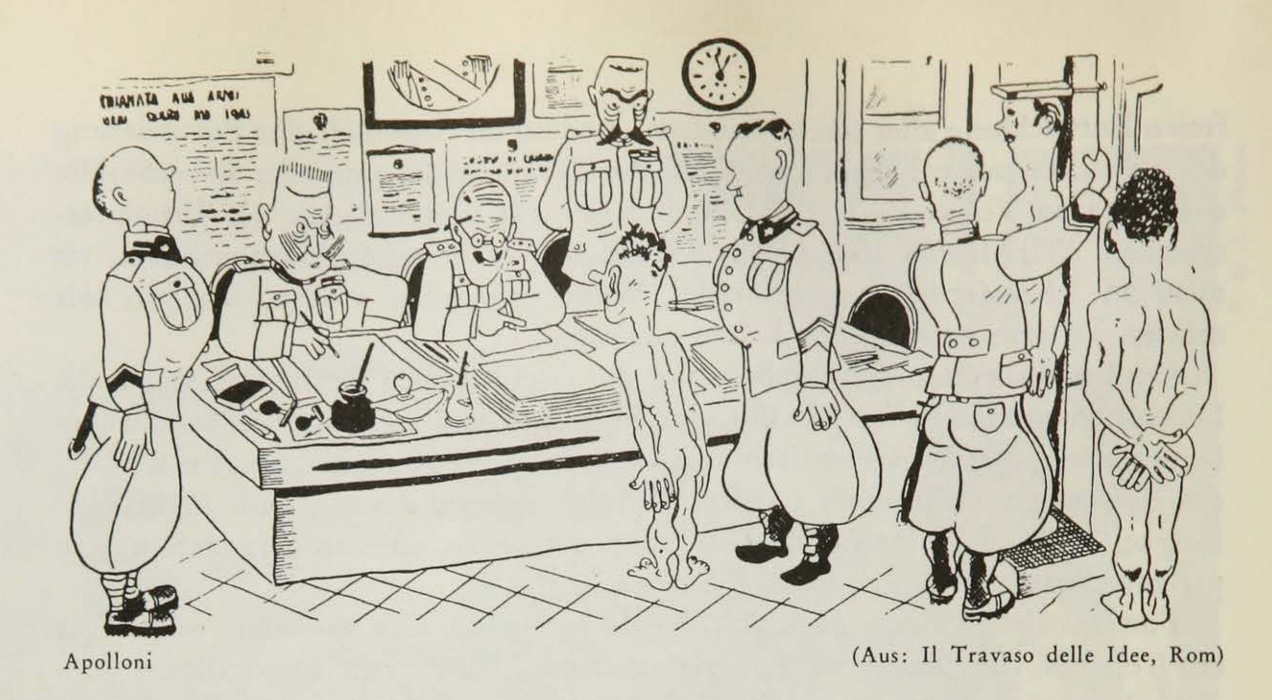
freien Entwicklung aller Kräfte darstellt, sondern im Gegenteil eine Potenzierung des Seins, die nur erreichbar ist durch die Zusammenfassung aller Lebenskräfte eines ganzen Volkes. Alles dies könnte abstrakt und vielleicht als Utopie erscheinen. Wir dürfen aber solche Grundsätze nicht schematisch nehmen, sie nicht in lebensfremder, lebensferner Weise anwenden wollen, sondern wir müssen sie dem italienischen Leben einpassen.

Die Lebensbedingungen Italiens vor der faschistischen Revolution waren die Lebensbedingungen eines Landes, dessen politische Einigkeit noch sehr wenig befestigt war, dessen ökonomisches Leben sich langsam und mühsam den Wirbeln des Krieges entwand, eines Landes, dem die dauernd schwankende Richtungslosigkeit einer zentralen Macht Direktiven aufzwang, die von dem einfältigsten parlamentarischen Horizont begrenzt waren.

Für manche Männer, die seit 1870 das geeinte Italien regierten, war sogar ein Teil des von ihnen selbst regierten Landes — das südliche Italien —, so grotesk das auch klingt: eine schreckeinflößende und unbekannte Größe. Damals löste die Auswanderung mit privater Initiative die Probleme des ökonomischen Lebens von Süditalien.

Italien ist es trotz alledem gelungen, vor dem europäischen Krieg (und jene, die die faschistische Revolution unnötiger Gewaltanwendung beschuldigen, verfehlen nicht, das hervorzuheben), es ist damals also Italien gelungen, eine gewisse ökonomische Prosperität zu erreichen. Auch das politische Leben entbehrte nicht einer Reihe Persönlichkeiten von bemerkenswerter Rechtschaffenheit, Intelligenz und Gewandtheit. Das muß gebührend hervorgehoben werden. Da es allen diesen persönlichen Werten (die im italienischen Volke zu keiner Zeit selten waren) an einer richtunggebenden, koordinierenden, orientierenden Kraft mangelte, weil niemand die Verantwortung für das Land trug, nur darum gingen viele Energien des Landes verloren. Erst dem Faschismus gelang es, einen Energiestrom herzustellen, der die Regierung wie das Land zu einer harmonischen Einheit zusammenschweißte, der dem Körper, dem Geist, der Physiognomie Italiens jene Haltung gab, die den italienischen Staat aus ihm machte. Aus der revolutionären Bewegung ist dieser Staat, den Gesetzen der Korporation folgend, geschaffen worden. Sicherlich ist die Korporation ein Prinzip, das man gutheißen oder nicht gutheißen kann, über das man auch diskutieren kann, das man aber sehen muß, wenn man den faschistischen Staat sehen will, so wie er in Wirklichkeit ist. Wenn man die Realität dieser Korporation klar sieht. wird man vieles begreifen, das gewöhnlich eine große Rolle unter den landläufigen Anklagen spielt, die gegen das, was man die faschistischen Methoden zu nennen pflegt, erhoben werden. Damit wird man dann auch die größere Disziplin im öffentlichen Leben verstehen und wird begreifen, welchen Sinn die Beteiligung und Mitverantwortlichkeit jedes einzelnen Bürgers hat, wenn er sich nicht als ein isoliertes Einzelwesen fühlt, sondern sich als ein unentbehrliches Organ des Staates ansieht.

Und darum raten wir zu einer aufmerksamen Prüfung des heute schon Erreichten. Diese Prüfung wird dem Faschismus eine ernste Wertung verschaffen und — jede Möglichkeit einer Kritik vorbehalten — dennoch mehr Gerechtigkeit walten lassen, als ein Urteil, das nur nach dem äußeren Schein gefällt wird.



Apolloni (Aus: Il Travaso delle Idee, Rom)

INDIVIDUALISMUS UND FASCHISMUS

Von

MARGHERITA SARFATTI

Um die Stellung Italiens und des Faschismus zu der Freiheit, Persönlichkeit und zu dem Unternehmungsgeist des Individuums zu verstehen, muß man vor allen Dingen eine grundlegende Tatsache kennen und begreifen: Italien ist ein Land von besonders individueller Prägung, und aus dieser psychologischen Voraussetzung erklärt sich seine Neigung zum Anarchismus. Es wäre schwierig und widerspräche dem Zweck dieses Artikels, danach zu forschen, warum, wie und seit wann das italienische Volk dieses Charakteristikum erworben hat.

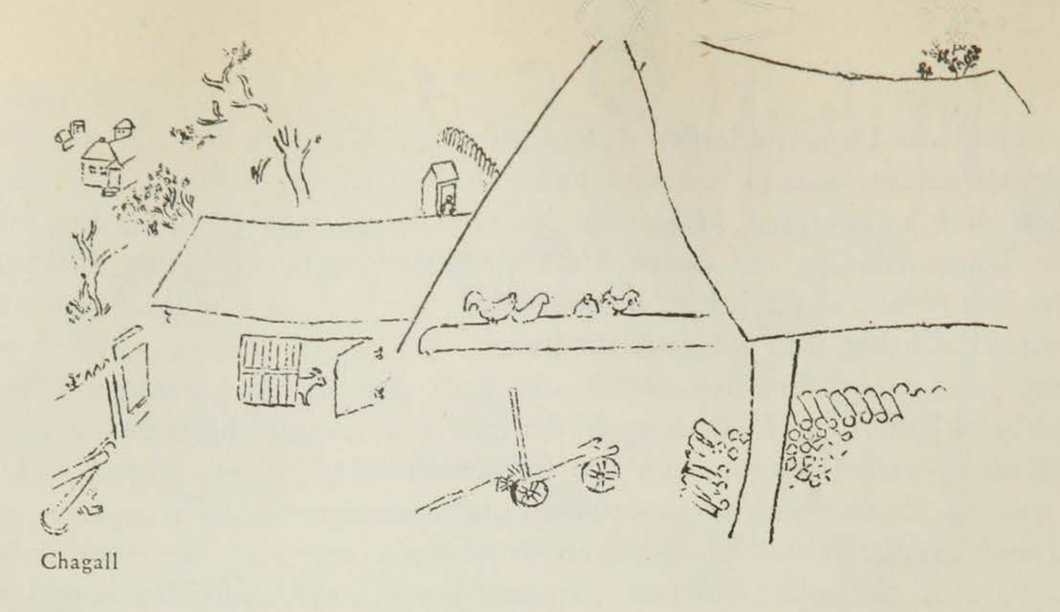
Ein bekannter Ausspruch, geprägt von Massimo d'Azeglio anläßlich der Weihe unserer Einheit, die durch die Arbeit des Risorgimento errungen wurde, wird seit fünfzig Jahren immer von neuem wiederholt: „Italien ist geschaffen, jetzt heißt es Italiener schaffen."

Piemonteser und Sizilianer, Lombarden (sogar Mailänder) und Neapolitaner fühlten sich im Innersten noch nicht als „Italiener". Das Risorgimento selbst wurde in erster Linie von einer hervorragenden Minderheit von Idealisten, von Intellektuellen, Schriftstellern, Studenten und Staatsmännern, furchtlosen und genialen Vorkämpfern, geführt. Da unsere Dialekte untereinander vollkommen verschieden sind, können sich zwei Italiener aus dem Volk, die aus verschiedenen Provinzen stammen, nicht verstehen. Noch vor wenigen Jahrzehnten suchte der italienische Auswanderer im Ausland den „compaesano", d. h. den Mann aus seiner Gegend, und nicht seinen Landsmann.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß gesagt werden, daß der Sozialismus die erste strenge Schule von erzieherischer und zusammenfassender Disziplin gewesen ist, der tief in die Masse des italienischen Volkes eindringen konnte und zur Besserung des anarchischen, individualistischen Instinktes beigetragen hat. Zu uns Italienern kam der Sozialismus hauptsächlich vom deutschen Marxismus her und spiegelte (ein Glück für uns) die „preußische" Mentalität der politischen

Genossenschafts-Organisationen wider, die charakteristisch für die deutschen Sozialdemokraten waren, bedurfte jedoch vieler Kämpfe, um der individualistischen und aufgeregten Masse die Notwendigkeit von Organisation, Solidarität, Unterordnung, mit einem Wort von Disziplin beizubringen. Immerhin machte das Werk Fortschritte, hauptsächlich im Norden und im Innern des landwirtschaftlichen und industriellen Italiens. Wie es des öfteren in Italien vorkommt, gab, paradoxerweise, gerade das Volk den oberen führenden Klassen Beispiel und Belehrung. In Anbetracht der nun zusammengeschlossenen Arbeiter- und Bauernparteien waren auch die führenden Klassen gezwungen, sich zu organisieren. Sie mußten den chaotischen und unlustigen Schlendrian einer willkürlichen, zufälligen und elementaren Produktion wie auch der egoistischen, kurzsichtigen, bis aufs äußerste partikularistisch und individualistisch eingestellten Konkurenz beseitigen. Das Resultat war die Schöpfung großer Konsortien und das Entstehen eines neuen intelligenten Geistes von Koordination und Disziplin in der Produktion. Auf diese Art war man gezwungen, sowohl auf dem Lande wie in den Fabriken mit energischer Umsicht und mit mehr Entschlußkraft zu handeln, indem man sich zusammenschloß, sei es zur Anschaffung von Maschinen und Rohmaterialien oder um Fabrikate zu verkaufen.

Das moderne Leben ist quantitativ und mechanisch und kann dem Individuum nicht jene grenzenlose Freiheit geben, die dem Zeitalter der wenig umfangreichen, autonomen, patriarchalischen Handwerksproduktion eigen war. Die Nummer und die Masse werden dem Manne mit der sozialen Einstellung einer Arbeitsbiene immer näher liegen als der isolierten Majestät des Löwen. Der Mensch, von Aristoteles „politisches Tier" genannt, ist heute mehr denn je ein „soziales Tier". In unserem komplizierten bürgerlichen Leben wird er immer mehr ein winziges Rädchen des riesigen Maschinengetriebes werden. Trotzdem besteht kein Zweifel, daß dieses ganze enorme Getriebe nicht existieren könnte ohne Rädchen (und umgekehrt). Aber das einzelne Rad — das Individuum — kann sich nur dann mit Leichtigkeit, Zufriedenheit und einer relativen Freiheit bewegen, wenn es seine Aufgabe im Getriebe richtig erfüllt, und wenn letzteres, trotz Koordination und Subordination von Millionen anderer Räder, mit exakter und rigoroser Präzision arbeitet. Man könnte einen Satz Montesquieus variieren: „Weil mir die Andern nicht meine Freiheit rauben, bin ich bereit, einen Teil dieser Freiheit zu opfern." So verändert sich die Freiheit, um eine innere und geistige Angelegenheit zu werden, die durch eine gewisse Summe von Opfern und äußeren Beschränkungen garantiert wird. Im Hinblick auf das Ergebnis und den Endzweck solcher Opfer berücksichtigen der Faschismus und vor allem Mussolini persönlich und als Staatsmann nicht nur das gegenwärtige, sondern auch das zukünftige Individuum. Mussolini ist der Meinung, daß der Staat nicht nur die Gesamtheit der Bürger einer Nation, sondern auch ihr Fortbestehen in der Zeit repräsentiert. Gemäß der faschistischen Moral ist daher nicht allein die organische Einheit des heutigen Vaterlandes zu gewährleisten — es gilt vielmehr, sie für morgen noch stärker zu verschmelzen. Der Staat ist das Ergebnis und die Summe der Generationen, die waren, die sind und die sein werden. Dieser biblische und romanische, im übrigen tief physiologische und menschliche Begriff verstärkt natürlich die Begrenzung der Freiheit und selbständigen



Chagall

Betätigung des Individuums. Es ist eine traurige und feierliche Notwendigkeit des Lebens, daß Erkenntnis und Erfüllung von Pflichten auch noch Opfer oder Einbuße an Rechten erfordert.

Aus dem Kriege geboren, hat der Faschismus weiter gewirkt und steht nun vor der Erfüllung der großen, notwendigen und schicksalsschweren geschichtlichen Aufgabe, die Individuen in dem großen Schmelztiegel nationaler Einheit und Gleichheit zusammenzuschweißen. Fünfzig Jahre eines geeinigten Königreiches Italien und der Weltkrieg haben dieses Werk vorbereitet. Der Krieg beschleunigte die Entwicklung. Der Faschismus steht im Begriff, den „Italiener zu schaffen" wie Massimo d'Azeglio sagte. Während der Faschismus den zügellosen, verführerischen und zersetzenden Individualismus unterdrückt und ihn im Namen des Staats- und Vaterlandsgedankens zu konzentrierter Einheit verschmelzen will, reinigt er andererseits den Begriff Mensch (als Individuum im höheren Sinne), unabhängig von jeder persönlichen Interessiertheit an seiner technischen, beruflichen, moralischen und geistigen Persönlichkeit.

Es handelt sich wohlverstanden nicht um eine abscheuliche Standardisierung oder um eine Mechanisierung des Individuums um jeden Preis. Die faschistische Regierung sorgte vielmehr dafür, daß die Provinzverwaltungen respektiert ja sogar gestützt wurden: repräsentierten sie doch die Urzelle, aus welcher der italienische Staats- und Verwaltungsorganismus hervorgegangen war! Der Faschismus verlieh ihnen Amt und Würden, so daß sie nur der obersten Zentralbehörde Rechenschaft abzulegen brauchten. Jetzt können sie in angemessener Weise für die materiellen und moralischen Bedürfnisse jeder einzelnen Provinz Sorge tragen, während sie früher Diener vieler Herren waren und von einer chaotisch-widerspruchsvollen Masse abhingen.

In früheren Zeiten besaßen weder die Fremdherrschaft noch die Lokalregierungen (wie etwa diejenige „beider Sizilien") genügend Autorität und Prestige, um dem Volk den Begriff des Staates geschweige denn den des Vaterlandes, das als Kollektivideal zu lieben und gegebenenfalls mit Opfern zu verteidigen, Pflicht ist, klar machen zu können. Andererseits konnte man nicht nach dem Satze handeln: „Jeder für sich und — der Teufel hole den Nächsten", weil die Familie im altrömischen Sinne mit ihren zahllosen Beziehungen und Beeinflussungen, mit ihren starken Bindungen von Gefühlen, Neigungen und Interessen den Kern jener individualistischen Gesellschaft bildete und eine

starke soziale Gefahr bedeutete, die immer mehr die Autorität des Staates, dieses Mitteldings zwischen Feudal- und Voksstaat, untergrub.


Schäfer-Ast

Ich leugne keineswegs, daß der Faschismus wie jede höhere und vollkommene Staatsform vom Individuum Opfer und zwar oft schwere Opfer an äußerer Bequemlichkeit, überschäumender und ungestümer Lebenshandhabung fordert: Er verlangt strengste Disziplin. Als solche ist er gleichzeitig den Massen Schutz und Halt, eine Schule, welche die Starken stärkt. Wahrhaft eminente Persönlichkeiten haben nichts von ihm zu befürchten. Ich leugne auch nicht, daß es beispielsweise sehr bequem ist, Beine und bestaubte Füße in der Eisenbahn auf die Sitze zu legen, die für Mitreisende bestimmt sind. Ich glaube aber nicht, daß dies oder ähnliches wirkliche Freiheit genannt werden kann.

Sicherlich ist es auch viel bequemer, keinen Militärdienst zu leisten, die Hochschule für Leibesübungen und die Artillerieschule nicht zu absolvieren. Für die Studenten ist es viel bequemer, herumzulungern und erleichterte Examina zu fordern, als ernsthaft zu studieren. Es ist viel bequemer, mitten auf der Straße zu gehen und an Straßenkreuzungen stehen zu bleiben, um die Zeitung zu lesen, anstatt den von Menschen überfüllten Bürgersteig zu benutzen. Anderen Gedankengängen zufolge ist es bequem und amüsant, die eigene Regierung zu beschimpfen, über offizielle Personen und Zustände Witze zu reißen und dann nach Herzenslust die Regierung des eigenen Landes in den Zeitungen zu verhöhnen.

Bilden nun alle diese Bequemlichkeiten einen wesentlichen Bestandteil der freien menschlichen Willensbestimmung und jener moralischen Freiheit, ohne welche der Unternehmungsgeist des Individuums hinsiecht und erstickt, wenn er nicht gar völlig zugrunde geht? Dienen sie nicht vielmehr den Mittelmäßigen und Gewalttätigen, den Aufrührern, den eigenmächtigen, unruhigen, arrivierten und anmaßenden Unheilstiftern als Ausrede?

Der wahre Individualismus dokumentiert sich auf andere Weise, unter wesentlich anderen Voraussetzungen von Freiheit und Überlegenheit individuellen Handelns, selbst wenn er im Widerspruch steht zu seiner Umgebung — dann allerdings in ganz anderen Formen. Nietzsche, der große Philosoph des Ichs, verstand besser als jeder andere die Bedeutung, Macht und fatale Notwendigkeit einer Kollektiv-Disziplin, sei sie auch unter gewissen Umständen gewaltsam erzwungen: Echte, überlegene Persönlichkeit kann trotz äußeren und formalen, unvermeidbaren und heilsamen Zwanges tiefe Spuren eingraben. Sie vermag Denken und Handeln starker Charaktermenschen derart zu beeinflussen, daß ihre Freiheit und moralische Superiorität zu voller Blüte gelangt.

(Deutsch von Rita Thurneiser.)



A. v. Zitzewitz

DIE ITALIENISCHE FRAU

Von

SIBILLA ALERAMO

Wer kennt nicht den populären italienischen Typ? Die Kunst hat ihn berühmt gemacht, von den Tafelbildern der sienesischen Mystiker bis zu den Gemälden der Florentiner und Venezianer, von den Madonnen bis zu den Porträts der Fürstinnen und Kurtisanen. Wenn die Gestalt einer italienischen Frau auf der Filmleinwand, in einem Ballsaal oder auf dem Deck eines Überseedampfers erscheint, so wird man sie auch heute noch bestimmt erkennen, allen Schönheitsrequisiten und Nivellierungsbestrebungen der Mode zum Trotz. Irgend etwas im Oval des Gesichts, in der Tiefe des Blickes, unterscheidet sie unweigerlich von einer Angelsächsin, einer Spanierin oder einer Slawin. Was ist es? Schwer zu sagen. Etwas Geschmeidiges, etwas Morbides, gleichzeitig Kraftvolles und Klares offenbart über die individuelle Erscheinung hinaus die *Rasse*. Es ist überall zu finden, in der Bäuerin und in der Studentin, in der Mondänen, in der Schönen und Nichtschönen, bei den Sanften und den Ironischen, im Norden, im Süden, von der Lombardei bis Sizilien. Welch seltsame Wiederholung in einer so vielseitigen Nation, deren Geschichte ebenso alt wie kompliziert ist! Gewiß leuchten in den Mädchen von Taormina und Capri Erinnerungen an Griechen und Sarazenen auf, während die Stirnen im Padaner Tal keltische Abkunft verraten. Und trotzdem: der Ausdruck der Gesichter ist der gleiche, wiederhole ich.

Entspricht dieser Typ einer Folge von unveränderlichen, psychischen Voraussetzungen? Gleicht die Italienerin von heute aufs Haar ihrer Schwester, die in der Renaissance lebte, und diese wiederum der italienischen Frau des 19. Jahrhunderts? Oder haben in moralischer Beziehung tiefe Veränderungen, ausgesprochene Wandlungen stattgefunden?

Begnügen wir uns mit einem Rückblick auf die ersten drei Jahrzehnte des zwanzigsten Jahrhunderts.

Als ich im Jahre 1906 meinen Erstlingsroman veröffentlichte (der die Ehre hatte, auch in Deutschland mit einem Vorwort von Georg Brandes zu erscheinen: „*Eine Frau*“, Marquardt-Verlag, Berlin), waren die sozialen und häuslichen



George Grosz

Lebensbedingungen meiner Landsmänninnen so, wie ich sie in meinem Buch schilderte: Absolute Unterwerfung unter den Mann, nicht nur dem Gesetz nach, sondern weit mehr durch die Gewohnheit. Materielle und geistige Unterwerfung unter das Joch des Gemahls, des Vaters, der Brüder, ohne die geringste Möglichkeit, der eigenen Individualität zum Rechte zu verhelfen, es sei denn mit dem Resultat einer Familientragödie. Im nördlichen Italien allerdings, in Turin und Mailand, fingen die Verhältnisse an, sich ein wenig zu bessern. Hier wurde seit einiger Zeit die weibliche Erziehung etwas freier gehandhabt, und Mädchen aus bürgerlichen Kreisen brachten es fertig, die Universitäten zu besuchen, ihren Doktor in Philologie oder in einer anderen Wissenschaft zu machen, während

die Mädchen aus dem Volk begannen, Arbeiterinnen oder kaufmännische Angestellte zu werden. Im Zentrum und im Süden der Halbinsel jedoch, in ihren Provinzen und Städten, wurden die Frauen durchaus noch als Wesen betrachtet, die unwissend und mutlos in den vier Wänden des Hauses eingesperrt blieben, deren Einfluß auf die Kinder wirklicher Autorität ermangelte, die, gleichviel, ob reich oder arm, zwar dem Namen nach Herrinnen, in Wahrheit aber Dienerinnen waren. Ihre einzige Zerstreuung und Ablenkung war die mehr oder weniger tiefe und aufrichtige Ausübung ihrer Religion. Eine allzu kurze Jugend, nach dem Intermezzo jugendlichen Liebeswerbens vom sicheren Fenster aus die Verlobung, danach ein langsames, ewiges Hinwelken.

Diese sozusagen mittelalterlichen Zustände, die man auch heute noch in einigen entlegenen Gegenden des Landes, in Kalabrien etwa oder im Innern Sardiniens und Siziliens antreffen kann, hatten im ganzen übrigen Reich bei Ausbruch des Krieges ein Ende. Die Umwandlung des gesamten Lebens durch die Weltkrise ging in Italien bedeutend schneller und erschütternder als in irgendeinem anderen zivilisierten Lande vor sich, vermutlich, weil Italien ebenso wie Spanien rückständig war. Wie überall, so mußten auch in Italien die Frauen, während ihre Männer an der Front kämpften, in der Verwaltung und in allen übrigen Berufen Ersatz leisten. Sie mußten lernen, allein fertig zu werden und Verantwortung jeglicher Art in einer Welt zu übernehmen, die mit schwindelnder Schnelle sich mechanisierte. Im Anfang schien diese Atmosphäre krampfhafter Spannung fast unerträglich. Später wurde sie zur Gewohnheit, ja beinahe zur Notwendigkeit. Es muß ausgesprochen werden, daß ebenso wie überall auch hier der Versuch in überraschendem Ausmaß gelang. Intelligenz, Entschlußkraft, Energie und Mut offenbarten sich zur allgemeinen Überraschung in den Büros, in den Fabriken, im Felde und in den Lazaretten. Inzwischen strömten die Kinder allein, nicht mehr ängstlich behütet, in die Schulen. Sie entwickelten sich ungehemmter und freier, als ihre Mütter selbst in ihren kühnsten Träumen vorausgesehen hatten. Als nun nach Beendigung des Krieges die Männer nicht mehr in kurze Scheinfreiheit, sondern ein für allemal heimkehrten, wurden sie der ungeheuren Wandlung und des Zusammenbruches ihrer Macht im Verein mit vielen anderen guten und schlechten Veränderungen gewahr.

Allerdings war alles überstürzt und nicht in freiwilliger Entwicklung geschehen. Daher der mehr äußerliche als vergeistigte Charakter des Neuen. Nicht allein die Lebensformen, auch die Psyche der italienischen Frau war gewandelt, ohne daß sie der eigentlichen Verantwortung ihrer Persönlichkeit bewußt geworden wäre. So sah man während einiger Jahre viele anmutige und ruhelose Geschöpfe, die in wirtschaftlicher Unabhängigkeit vom Mann mit der Unermüdlichkeit Neubekehrter, umgeben von einer mehr oder weniger geschmackvollen und kostspieligen Eleganz, ihren Hunger nach Vergnügungen und oft genug nach fragwürdigen Abenteuern befriedigten: ein starker Kontrast zu der früheren häuslichen Gefangenschaft! Seltsames Schauspiel, besonders für die Fremden, die über die Alpen kamen, um die Italienerin *Stendhals*, die leidenschaftliche, schwermütige und vollkommene Geliebte zu finden.

Inzwischen war die männliche Bevölkerung der Halbinsel in den Wirbel kommunistischer Umsturzversuche und faschistischer Revolution gezogen

Frauen und Trachten



Cabras (Sardinien)

Spezia

Photos Luce



Ligurien



Photos Luce

Nuoro (Sardinien)


Gergely

ITALIENISCHE VOLKSFESTE

Von

CORNELIO DI MARZIO

Was für unverbesserliche Festnarren müßten, der im Ausland weitverbreiteten Meinung nach zu schließen, die guten Italiener sein, die stets laut und lärmend reden, stets Mandoline spielen und stets ihre weitverbreiteten Liedchen um die Wette dichten! Ja, was für Festnarren, wo doch Neapel ein einziger Rundgesang ist: „*Napule bella mia terra d'amore, lacrime e canzune* . . .“, und Siena rein versessen auf den Wagenkorso und Venedig wie befangen in der Mariennacht und Gubbio gleichsam verkörpert im Wettgepränge seiner vielgepriesenen Wachslichter!

Man läßt im Ausland oft das Wesen einer Stadt mit ihrem Hauptfest verschmelzen, das einer Siedlung mit ihrem größten Jahrmarkt, das eines Dorfes mit seiner oder seinem Schutzheiligen.

So ist Neapel gleichsam der heilige Gennarus, Catania die heilige Agathe, Bari der heilige Nikolaus, Assisi der heilige Franziskus, Padua der heilige Antonius, Palermo die heilige Rosalia, Pompeji die Muttergottes von Pompeji, wie Loreto die Muttergottes von Loreto ist, und so weiter, von den größten bis zu den kleinsten Orten: Cuccullo der heilige Domenikus, Subiaco der heilige Benedikt, Bolsena das Hostienwunder.

Freilich, denn man muß noch erwähnen, daß die Feste in Italien äußerst selten ihren Urprungs von staatlichen Feierlichkeiten herleiten, sondern meist auf

uralten Überlieferungen, tiefwurzelnden Gepflogenheiten, frommen Bräuchen beruhen und gedeihen. Und es gibt kein Fest, das sich nicht an ein feierliches Gelübde, ein Wunder, einen Jahrestag, einen frommen Anlaß knüpft. Und fast immer findet sich hinter der Musik, die spielt, die Gestalt des Heiligen, den man feiert, und neben der Eitelkeit des Bürgers, der das neue Gewand anlegt, die fromme Andacht des Gläubigen, der im stillen seinem Schutzheiligen stummen Dank zollt. Dem Schutzheiligen, der den von dannen gezogenen Sohn wohlbehalten heimgeführt, die Herden behütet, eine gute Ernte geschenkt und das Haus nicht mit Trauer und Ungemach heimgesucht hat.

Feste also, aber Feste, die fast immer gebunden sind an ein tiefes, wenn auch unbewußtes Frömmigkeitsempfinden, das sie tief menschlich und feierlich macht. Solche Feste prunken nicht mit Festreden und Festzügen, sondern beschränken sich auf Klänge, Böller, Schmausereien und enden abends friedlich mit einem erbaulichen Gebet in einer taghell erleuchteten Kirche, beim Klange der schönsten und fröhlichsten Musik. Feste über Feste, aber kann je ein auf seinen guten Namen bedachter Schriftsteller versuchen, sie alle ganz allgemein zu beschreiben, ohne für einen Stümper zu gelten, der flüchtig über viele hinweggeht und nicht eines zutiefst erfaßt, der die Eigentümlichkeiten von vielen farblos zusammenkleistert und nicht die Buntheit eines einzigen wiederzugeben vermag?

Nein. Das ist nicht möglich. Mögen die Leser des Querschnitts mir verzeihen, aber ich wage es einfach nicht, noch einmal das Osterfest der *Cavalleria rusticana* oder das Fest von Casalbordino zu schildern, das in Gabriele d'Annunzios *Trionfo della Morte* ebenbürtig beschrieben ist. Ich werde nicht einen Zug nehmen, der unsere ganze lange Halbinsel durcheilt, werde nicht abwechselnd aussteigen — in Vicenza zum Rua-Fest, in Sinigaglia zum Jahrmarkt, in Viterbo zum Fest der heiligen Rosa, werde weder das Blumenfest von Genzano zwei Schritte von Rom besuchen noch die Traubenkirmes von Marino zwei Schritte von Genzano, werde mich nicht erkühnen, zwei- oder dreitausend italienische Feste zu beschreiben. Nein, in stiller Sammlung werde ich die Flucht der Jahre rückläufig durcheilen und die Erinnerungen eines Kindes hervorsuchen.

*

Was ist ein Volksfest denn ohne fröhliche Musik und ein paar Böllerschüsse, die die Dorfbewohner wecken, und wenn sie laut sind, auch die Bewohner der Nachbardörfer? Und was ist ein Fest dem Schutzheiligen zu Ehren ohne einen wortgewaltigen Prediger, der von der Kanzel herab die Kirchengewölbe erdröhnen läßt, während die Augen aller Gläubigen einem Heiligenbilde zugewandt sind und die Orgel schweigt und die Kinder ausgelassen auf dem Dorfplatz lärmen?

Der Festausschuß besorgt also zunächst die Musik, dann die Böller und schließlich den Prediger. Und wenn das Dorf wirklich reich ist und die nötigen Mittel zur Verfügung hat, kann es sich den Luxus erlauben, selbst den Festtag zu bestimmen, und schreibt: „Unser Fest ist auf den 15. und 16. August gelegt", oder auch: „Wie Sie wissen, finden am 1. und 2. September unsere üblichen Feste statt. Wieviel verlangen Sie für Ihr Kommen?" Ist die Ortschaft jedoch klein und knapp bei Kasse, so wechseln die Daten je nach den freien Tagen zwischen zwei Festlichkeiten, und man versucht alsdann, sie nach einer bestimmten Reise-

route und geeigneten Tagen zu verknüpfen, um zu sparen und größere Vorteile zu erlangen. Die Musikkapelle schreibt daher an das Dorf Rocca Cannuccia: „Möchtet Ihr, da wir vom 18. bis 19. August gerade frei sind, Euere Feste in dieser Zeit feiern? Wir werden dann zu billigem Preise hinkommen, auch gegen die üblichen Reisespesen." Oder: „Wir wissen, daß Euere Feste auf den 10. und 11. August fallen, wissen auch, daß die von Villa San Rocco auf den 12. und 13. fallen. Wollen wir also nicht eine allgemeine Vereinbarung treffen?"

So ist das Fest gebunden an zehn oder zwanzig verschiedene ursächliche Zusammenhänge: Geldmittel, Daten, Verpflichtungen. Und die armen Bürger im Festausschuß müssen sich einen Monat lang um günstige Gelegenheiten, freie Tage und Gelder umtun, auch damit, wenn zwischen zwei Dörfern ein Wettstreit besteht, dieser sich in einen Ruhmesstreit verwandle in dem Wunsche, daß ein Dorf die berühmtere Kapelle, die gewaltigeren Böllerschüsse, den berühmteren Redner besitzen möge als das andere.

„Welche Kapelle habt ihr? Pratola? Oh, wir haben die aus Pianella: sechzig Musiker und als Kapellmeister einen Professor aus Santa Cecilia."

„Euer Feuerwerker ist aus Magliano? Unserer aus Caserta: preisgekrönt mit drei Medaillen und ausgerüstet mit Böllern, die die Häuser erbeben lassen."

Doch dann, nach einem Monat der Vorbereitungen oder mehr, ist alles geregelt, alles in Ordnung, und der Ausschuß kann endlich stolz und hochtrabend seinen trefflichen Maueranschlag folgenden Inhalts loslassen:

„GEMEINDE VON ROCCA CANNUCCIA
Untergemeinde von Torre Furba
Schutzheiligenfeste am 3. und 4. September den Heiligen zu Ehren
Die Pfarrer: Antonio und Rocco

Mitbürger,
die Gemeinde von Rocca Cannuccia, Untergemeinde von Torre Furba, feiert auch in diesem Jahr ihre höchsten Feste mit aller Gläubigkeit und Begeisterung ihrer hehren Überlieferungen.

Ergriffen wendet sich das Herz der Gläubigen an seine Schutzheiligen, und ihnen zu Ehren sollen die einmütigsten und geschlossensten Festlichkeiten stattfinden.

Angekündigt wird das Fest um zwei Uhr mittags durch feierliches Glockengeläute und Abfeuern von tausend Böllern, geliefert von der berühmten Firma Moscio aus Pagliara bei Marsi. Unter Leitung des berühmten Kapellmeisters Cesare Tuccimei wird sodann die Kapelle aus Petrella durch die Dorfstraßen ziehen und sie beleben mit ihren fröhlichen Weisen.

Abends, bei der Vesper, wird an der Orgel der berühmte Organist Italo Urbani aus dem nahen Kloster Santa Maria in Vincolis sitzen . . .

Freilich, denn das Betreten der Kirche ist ja den Musikkapellen verboten durch eine Verfügung der Kirchenbehörde. Früher gab es Kapellen, die neben weltlichen Musikstücken auch Messen und Vespern in einem so mitreißenden Tanzrhythmus spielten, daß das junge Volk abgelenkt wurde. Es fühlte die Beine mitzittern, und statt nach dem Altar zu blicken, gaffte es nach den Musikanten, die weder Alter noch Antlitz der Sänger von Donatello hatten. Die Musik, das Fremdartige, die Sänger waren lauter Gründe zur Ablenkung, und wohlweislich dachte der gute Pius X. beizeiten daran, der Kirchenmusik zu neuer Geltung zu verhelfen, indem er die Musikkapellen aus den Kirchenportalen verbannte und nur die kirchlichen Dinge dort hineinließ.

Es kam zu Streitigkeiten, Ausschreitungen und sogar zum Kirchenstreik. Nun versuchte man es mit einem Mittelweg, ließ die Holzbläser herein und die Becken und Trommeln draußen, veränderte die Musik, verbannte die Sänger auf die Emporen. Aber schließlich siegte doch wie immer die wahre Musik, und der liebe Gott empfing die ihm gebührenden Ehren in vollkommener Weise und lauterster Frömmigkeit.

*

Nun hat das Fest begonnen. Um die Zeit des Morgenläutens haben die Böller und Glocken jeden geweckt, der nicht den Schlaf der Kinder und der Menschen reinen Herzens hatte. Schleunigst werden nun die neuen Festgewänder angezogen, die Mütter gehen dabei ihren noch unerfahrenen Kindern zur Hand. Die neuen Schuhe finden keinen Halt auf dem Estrich, da und dort gleitet einer aus. Die neuen Knöpfe an den Kleidern passen nicht in die zu engen Knopflöcher. Und das reichlich aufgetischte Frühstücksbrot läßt bereits schließen auf den gewaltigen Festschmaus, der in ein paar Stunden — köstlich und derb zugleich — auf den Tisch kommen soll. Auf der Straße unten rufen die Händler aus: „Frische Feigen! Birnen, Pfirsiche, Blumenkohl, Artischocken . . .“

Die Mütter gehen einkaufen und verstecken das Obst zwischen dem Gekauften. „Für dich nur eine Birne, nicht mehr, damit du dir nicht den Magen verdirbst! Hörst du?“

„Ja, ich höre, aber wieviel Lire schenkst du mir zum Fest?“

„Lire? Einen, das genügt für dich.“

In der Küche duftet es nach Gewürztem und Gebratenem. Die Frauen in der Nachbarschaft rupfen Hühner, schälen Kartoffeln, fachen den Herd an, während die Kohle festliche Funken sprüht.

Inzwischen zieht die Kapelle durch die Dorfstraßen und läßt ihre schmetternden Weisen und ihren Marschschritt laut erschallen. Auf dem Marktplatz prahlen die Verkaufsstände mit dichtem Andrang: Frauen, die einkaufen; Männern, die sich Zigarren besorgen; Freunden, die sich gegenseitig mit Aufmerksamkeiten überhäufen.

„Ein Gläschen Mistrà, Gevatter?“

„Hier eine Zigarre für dich und ein wenig Rosenlikör für die Muhme.“

„Und ein recht frohes Fest.“

Die Glocken läuten; auf dem Hochaltar, um das Allerheiligste, flammen unzählige Kerzen auf; die Kirche füllt sich mit jungen Leuten und Frauen. Es beginnt die feierliche Messe — die Messe mit drei Meßnerknaben, wie der römische Ritus vorschreibt, und einem Priester, der die Predigt hält. Und dann, wenn die Messe vorbei ist, folgt die Prozession. Oh, diese herrlichen Prozessionen meines Abruzzenlandes, mit den leuchtenden Fahnen, den bunten Standarten, den brennenden Wachsstöcken! Im Winde wehen die Seidenwimpel an den Kruzifixen, die blauen Mäntel der Madonnen, die weißen Blusen der Männer. Und die Sonne spielt verzückt in den grünen Baumkronen, auf den Priesterröcken, den Heiligenfiguren, alle Farbtöne vergoldend und alle Schatten geheimnisvoll belebend. Langsam schlängelt sich die Prozession durch die Straßen des Dorfes, schreitet über die Felder und Fluren, gelangt zu einem fernen Kirchlein,



Photo Luce

Das traditionelle Rua-Fest in Vicenza

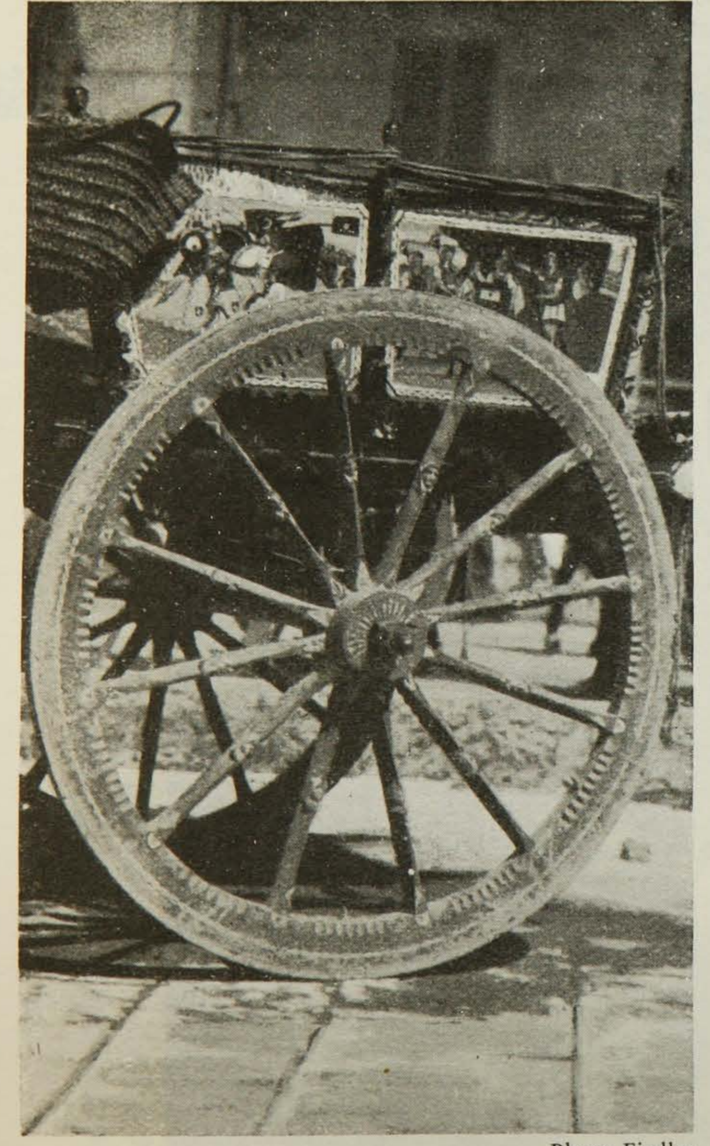
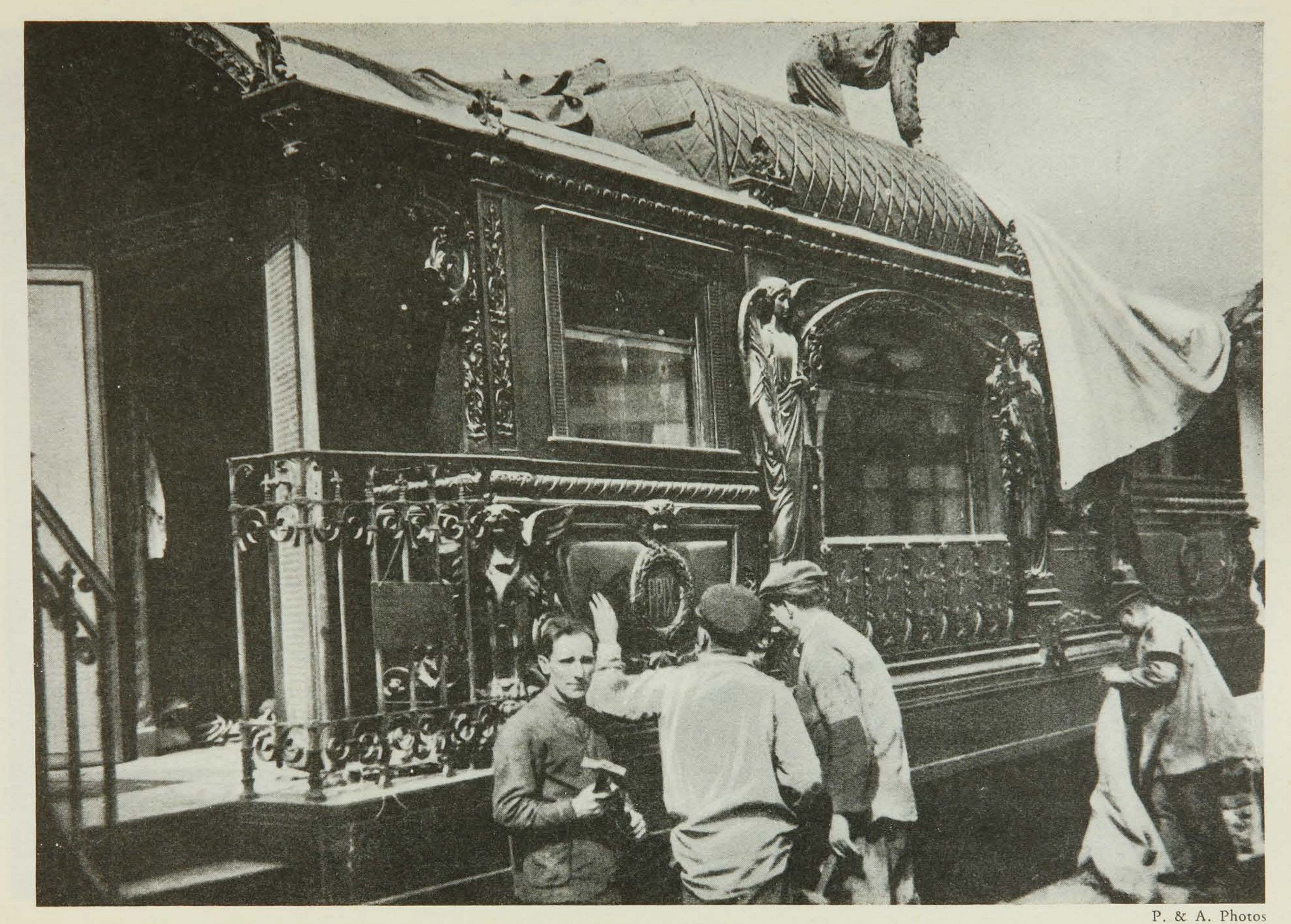


Photo Fiedler

Sizilischer Karren

P. & A. Photo

Kalesche des Papstes



P. & A. Photos

Der Salonwagen des Papstes



C. & A. Photos

Papst Pius XI. im Lateran

während die Gesänge der Gläubigen in den Klüften der Berge und den Tiefen der Wälder verhallen.

„Wer trägt den Schutzheiligen?“

„Wieviel haben sie es sich kosten lassen?“

„Zweitausend Lire.“

„So viel gleich?“

„O ja. Die Söhne des Dorfschulzen sind mit einer Stange Geld aus Rom zurückgekehrt und wollten keinen anderen heranlassen an das Heiligenbild. Bis auf zweitausend Lire hat es der Wettstreit gebracht.“

Und so schwebt das Heiligenbild nun auf den Schultern der Bürgermeistersöhne, die sich das Tragen zweitausend Lire haben kosten lassen, segenspendend zwischen Menge und Häusern dahin. Am Festschmaus nehmen Freunde und Verwandte teil, die herbeigeströmt sind aus den umliegenden Dörfern. In den blitzenden Gläsern schäumt der ein volles Jahr lang aufgehobene Wein.

„Ein dreijähriger Tropfen aus den Weinbergen von Sorbara.“

„Und Käse, besonders leckerer Käse aus den Meiereien von Colli.“

Das Mahl von zehn, zwölf, ja fünfzehn Gängen — ein wahres Schlemmermahl — nähert sich dem Ende, während die Flaschen sich leeren und der Marktplatz sich wieder füllt mit Menschen. Hier geht die Musikkapelle Gaben sammeln; dort beleben sich die Karusselle mit jungen Burschen und Neugierigen; und dort zeigen die Gaukler ihre Wunderkünste: „Hereinspaziert, nur immer hereinspaziert, die Herrschaften . . .“

Auf hohen Tischen kauernde Wahrsagerinnen verkaufen für ein paar Pfennige die Zukunft. „Sie, junger Mann, haben eine Blonde, die Ihnen gewogen ist.“ — „Bei Ihnen, schwarzes Kind, sehe ich eine neidische Nachbarin, die Sie mit Ihrem jungen Soldaten auseinander bringt.“ — „Sie, guter Freund, haben einen Feind, der Ihnen nachstellt. Aber Sie werden hundert Jahre alt und ein reicher Mann, wenn Sie die folgenden Nummern in der Lotterie spielen: 8 — 34 — 81.“

Und dann, am Abend, steigt die Kapelle auf das rohgezimmerte Gerüst, um ihre Meisterstücke aufzuspielen. Die Musikanten haben ihren schwarzen Feststaat an und wehende Federbüsche auf dem Kopf und leuchtende Trompeten in der Hand. Und der Kapellmeister schwingt seinen Taktstock wie einen Degen in der Luft.

„Die *Traviata* wollen wir hören!“

„Nein, den *Trovatore* oder den dritten Akt des *Rigoletto!*“

Und die Musik stimmt ihre Meisterstücke an, während man in einem dunklen Winkel des Platzes den Losgewinner auslost. Mit lauter Stimme ruft ein Ausrufer die Namen der Ausgelosten aus, dann wird aus einem tiefen Hut der Name des Gewinners gezogen, die Musik stimmt die Nationalhymne an, und die Menge zerstreut sich.

Aber die Kinder, müde, voll von Schokolade und von Leckereien, schlummern schon im Arm der Mütter und träumen von Fahnen, Heiligenbildern, Musik und Blumen. Sie erwachen auch nicht beim Krachen der Böller, so selig ist ihr Herz, so tief ihr Schlummer. Glückliche Kinder, Engelchen ohne Flügel, in einer Nacht der Sterne und der Lieder!

(Deutsch von Th. Lücke)


Gabriele Mucchi — Wasserrad auf dem Wannsee

SOMMER IN MALAFEDE

Von

ANTONIO ANIANTE

Stätte des Sorbets! Still breitet sich der Sommer hier aus, vom Gipfel des Vulkans bis zu den entferntesten ionischen Inseln. Nennen wir sie Malafede, diese Stadt, über die täglich Bomben aus Eisschokolade niedergehen.

Späte Orangenblüten und üppiger arabischer Jasmin haben das Viertel überflutet, in dem Rauschgifte träge ausgeteilt werden. Hunderttausend Leierkasten singen immer wieder die Süßigkeit der Dämmerstunde, die muntere Ascarisoldaten aus Bengasi und Tripolis in die Arme kleiner Mädchen treibt, welche von gleichmütigen Fürsten vergewaltigt worden sind.

Die haarigen Burschen durchlöchern Wassermelonen mit Messerstichen, als wollten sie dadurch ihre unbezähmbare Wildheit stillen. Bald wird der glühende Lavastrom die riesigen Kastanienpflanzungen zerstören. Zwischen den Mauern von Malafede aber wird der lasterhafte Genuß unzähliger Sorbets die friedlichen Bürger blenden.

Von den lichtdurchfluteten Gäßchen bis in die schattigen Säle des Erzbischof-Palastes, von den Kabinen der Dampfer im Hafen bis zu den nach Rosen und Lilien duftenden Zellen im Kloster Malafede ist ein stetes Hin und Her durstiger Menschen, die den ständig Sorbet speienden Quellen in den Cafés mit den kühlen Höfen zueilen. Jetzt sei auch verraten, daß Malafede die Stadt Catania ist, die die Natur reich mit Sommer beschenkt hat.

Bis zum späten Nachmittag lebt dort alles in gespannter Erwartung der halbnackten Sprengmannschaften. Wenn dann die Straßen nach dem künstlichen, von der Stadtverwaltung gelieferten Regen riechen, erscheinen die Equipagen der vornehmen Welt und die großen stinkenden Automobile der Bürger auf der drei Kilometer langen Hauptstraße. In toller Fahrt rasen sie an den bis zu den Zähnen bewaffneten Fußgängern vorüber, ohne bei ihnen irgendwelche Panik hervorzurufen.

Die hundert Kirchen füllen sich mit der ärmeren Bevölkerung, die Kühle sucht und kein Geld hat, um sich ein Eis oder eine Wassermelone zu gönnen. Schöne Burschen mit samtenen Mandelaugen, in weißen Flanell gekleidet, ein blankes Rohrstöckchen unter die schwitzende Achsel geklemmt, schlendern mit großen müßigen Schritten einher. Auf den zu ebener Erde gelegenen Tanzböden suchen sie nach Liebeshändeln.

Auf den frischbesprengten Terrassen der Cafés tanzen die Kleinbürger, die die kleinen Tische besetzt haben, Walzer. Die Aristokraten und diejenigen, die lesen und schreiben können, gleiten im Tangoschritt in die dunkelsten Ecken der alten Eisläden; sie sind sich bewußt, daß das nachmittägliche Zusammentreffen mit einer Schokoladenbombe ein heiliger Brauch ist, der nicht das geringste mit dem Vergnügen der Plebejer zu tun hat, obgleich beide denselben Anlaß haben.

In Malafede gibt es die schönsten Frauen Europas: verführerisch und sterblich, geschmeidig und olympisch und ihrer legendenhaften dreißig Jahre sicher. Das mit Eiweiß behandelte Gesicht einer solchen Frau darf nur von ihrem Gatten befleckt werden, der meist ein nervöser Lockenkopf ist und mächtig pafft. In der Dämmerstunde gehen sie in den geheimnisvollen Schatten der Kathedrale, um dort ihr Eis zu essen. Der kleine Hof des Eishändlers ist kühl und feucht. Der arabische Jasmin duftet von den Mauern, die von Malern angestrichen wurden, deren Arme Tätowierungen von den Galeeren der Küstenschiffe und Zuchthäusern tragen. Von Nonnen begleitet, überschreiten Klosterschülerinnen eilig den Hof. Sie verschwinden in dem großen Saal. Dort erhält die fromme verzückte Gemeinde von dem alten Pasquale, der im Mittelpunkt der Kathedrale St. Agathe haust, jeden Abend ihr Pistazien-, Vanille- und Mandeleis. Den Demokraten ist es verboten, das Gotteshaus zu betreten, ihnen ist der Saal in der Mitte verschlossen — zu ihm hat nur der Adel und die Geistlichkeit Zutritt.

Dank ihrer unendlich verführerischen Schönheit überschreiten auch Frauen plebejischer oder semitischer Abstammung triumphierend die Schwelle zu dieser eifersüchtig behüteten Versammlung.

Die Mauern, Fußböden und Lichtnischen scheinen mit narkotischen Mitteln getränkt zu sein.

Ein lasterhafter Hauch von sinnlichem Verlangen, der vom Duft der Lilien und arabischen Blüten durchsetzt scheint, erregt die internationale Menge, die an diesem geheiligten Eisladen vorbeiflutet. Die Drehorgeln streuen ihre Weisen wie Tuberosen auf die Straßenbahnschienen, und die reichen Kaufleute aus Malta und Smyrna bieten Pasquale, dem „Grobian", große Summen, um in dem kleinen Hof zwischen den von Diebeshänden bemalten Mauern ein Eis verzehren zu dürfen. Aber Pasquale bleibt unerbittlich. Sogar der Herr Bürgermeister muß sich

damit zufrieden geben, seine Eisbombe im geschlossenen Auto zu essen, das im Schatten der gothischen Kathedrale hält.

Jede Stunde speien die Glocken in die seltsame Stille des reinen Äthers Tausende von lärmenden Cherubinen aus, die auch an dem klaren ionischen Abend teilhaben wollen. Die Menschenherzen schwellen über von der Poesie des Mittelmeers, die wie die Pest aus den hallenden Kabinen der im unendlich großen Hafen von Malafede ankernden Schiffe aufsteigt. Der Molo ist von den farbig abgetönten Laternen der Fischerbarken beleuchtet. Fallsüchtige Matrosen an Bord schnupfen östliche Reizmittel, um den Geist der Carmelinetta zu beschwören, der unsterblichen riesenhaften Hure, die zwischen der kleinen Insel Ortiglia und den Mauern von Malafede auftaucht.

Noch vor dem Verlöschen der Straßenlaternen ziehen sich die schönen Frauen in ihre Häuser zurück, in denen es nach grünem Salat und Gurken riecht. Das geringste Zuspätkommen würde sie der unbarmherzigen „Barmherzigkeit" der Männer ausliefern, die sie nicht besessen haben.

Die Ankunft des Gatten wird durch eine Pistolensalve angezeigt.

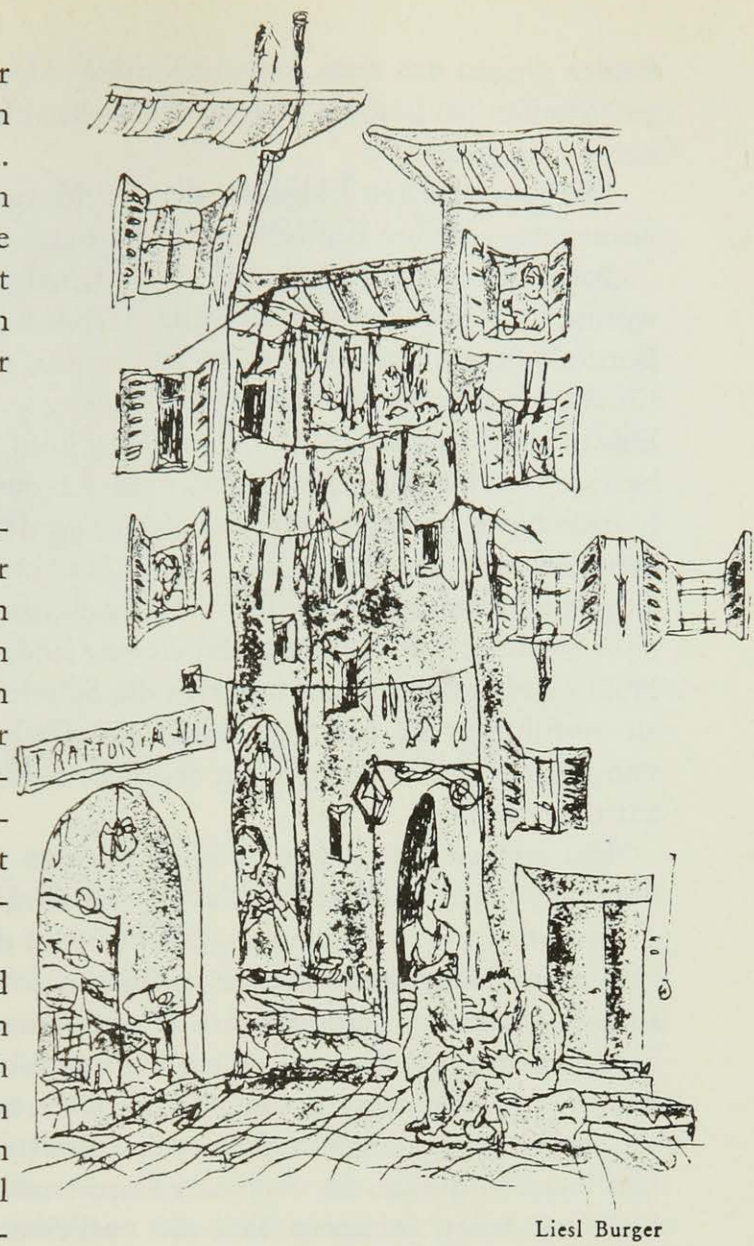
Unter der Eiskirche ist ein tiefer Schacht, dessen Seitenwände aus hartgefrorenen vielfarbigen Sorbets bestehen. Stufen von Vanille-, Mandel- und Pistazieneis, von Halbgefrorenem aus Schokolade, Kirschen- und Zitroneneis führen in die Tiefe, auf den sandigen Grund. Hier öffnet sich ein leuchtender Felsengang, mit Korallen gepolstert und mit flimmernden Tropfsteingebilden aus überzuckerten Früchten. Die Mittelmeersage erzählt weiter von dem glasgesponnenen Symethefluß, der in einem kleinen smaragdgrünen See endet, über dieser Unterwelt wölbt sich die normannische Kathedrale, die jetzt der heiligen Agathe geweiht ist. Dann öffnen sich sieben eiserne Pforten, und dem klaren Grund des kleinen Sees entsteigt täglich um 19 Uhr 30 die göttliche Jungfrau aus Porzellan, die Schutzgöttin von Malafede und Umgebung: Agathe, das Mädchen von dreizehn Jahren, das vor Jahrhunderten die Hand des reichen, gefürchteten römischen Konsuls Quintius zurückwies, um sich ganz und gar Jesu zu weihen.

Die Heilige erscheint, mit Kleinodien im ungefähren Werte von hundert Millionen geschmückt, die dem üppigen Kind von den Einwohnern von Malafede, den beiden Amerika und allen Ländern des Welt gespendet wurden. Der Prälat von Malafede verbirgt, aus Furcht vor internationalen Dieben, die Seliggesprochene, der auf Befehl des eifersüchtigen Quintius die Brüste ausgerissen worden sind, in den unterirdischen Wassern der Stadt. Hinter sieben eisernen Pforten hat er sie unerreichbar gemacht. Agathe klagt: „Ach, die Gläubigen von Malafede, den Kardinal mit inbegriffen und den weisen Erzbischof nicht ausgenommen, wollen nicht verstehen, daß ich hier vor Verlassenheit sterbe. Immer allein! Und schließlich bin ich doch ein kleines Mädchen von dreizehn Jahren. Mein übertrieben gerühmter Reichtum verdreht den größten Bankiers die Köpfe, aber mir verursacht er keinerlei Glücksschauer, er läßt mich kalt und unbewegt. Was soll ich schließlich mit all den Brüsten aus Gold, Silber, Platin, Schildpatt und Aluminium anfangen, die mir die frommen Seelen für meine Wundertaten dargebracht haben? Die fürchterliche Eifersucht der Bewohner von Malafede hat mich dazu verurteilt, zwölf Monate des Jahres hier unten zu verbringen, und ich bin doch immer noch ein Kind von dreizehn Jahren. Ich möchte in einer

Equipage von der Porta Uzeda zur Porta Mongibello fahren — am Meer entlang und durch den Park. In mir brennt der Wunsch, den vollblütigen Sommer von Malafede mitzuerleben.“ — Und dann bricht die arme kleine Heilige in Schluchzen aus, das sich mit den Glocken ihrer Kirche vereint.

*

Diese Stadt ist der Ort der gemalten Badeszenen. Die Bewohner waschen sich niemals; dagegen lassen sie sich mit Vorliebe von berühmten Malern in Aktbildern festhalten, auf denen sie unter einer gemalten Dusche stehen. Die Wasserscheu geht so weit, daß der tollkühne Begründer einer Badeanstalt Selbstmord beging, weil sein Geschäft nichts einbrachte.



Liesl Burger

Für die bürgerliche Familie sind das Eis und das Meer die großen Ereignisse des Sommers. Durch diese geheiligten Bräuche werden alle übrigen Lebensgewohnheiten über den Haufen geworfen. Einmal im Jahr ziehen die Familien als Karawanen ans Meer, Väter, Mütter und Kinder, und belegen eine ganze Trambahn mit Beschlag. Sie haben Zentner von Gepäck, das Bademäntel, Riesenstrohhüte, in Zeitungspapier gewickelte Eßvorräte und Rettungsringe — schwere, vollgepumpte Autoreifen — enthält.

In der Badeanstalt verlangen drei oder vier Familien mit zahllosen, quäkenden Kindern auf dem Arm aus Sparsamkeit nur eine Kabine. Wenn sie die Zelle glücklich bekommen haben, entkleiden sich zuerst die behaarten Männer, die vorher auf der Veranda gefährlich mit funkelnden Rasiermessern hantiert haben. Dann springen sie kopfüber ins Wasser, nicht ohne den Beistand der zwölf Apostel anzurufen. Eins nach dem anderen kommen die unzähligen Sprößlinge aus den Kabinen, ihre Schwimmgürtel halten sie über Wasser, ihnen folgen die Mütter, prustend und strampelnd, als ob sie am Ertrinken seien. Sie tragen lange, winterliche Trikots. Dann geht man zu Schwamm und Seife über. Nach stundenlanger Körperwäsche verläßt die Gesellschaft schweigend das Bassin, das sich in eine Mistpfütze verwandelt hat. Die vornehmen Badegäste gehen, aus Angst, sich zu beschmutzen, auf Zehenspitzen ins Wasser. Nach überstandenem Bad wird alles munter, ißt und trinkt. Die Speisereste: Eier- und Melonenschalen sowie fettiges

Papier fliegen aus dem Kabinenfenster. Mit einigen todmüden, in Bademäntel gewickelten Säuglingen und der Aussicht auf zwei oder drei neue Nachkommen kehrt man heim.

Die jugendlichen Elegants, die des Morgens im Meer gebadet haben, sitzen nachmittags in den Kaffeehäusern der Stadt und zeigen ihre sauberen Waden.

Nach Sonnenuntergang hallen die winzigen Gäßchen, in denen das Gesindel wohnt, vom Klang neapolitanischer Lieder wider. Die zur ebenen Erde gelegenen Bordelle öffnen sich und lassen ein breites, geschnitztes Bett sehen, das wie ein Katafalk mitten im Zimmer thront. Die derbe Angelegenheit aber findet auf einem Diwan statt, der durch die Abnutzung hohl wie eine Barke ist. Nur die blondhaarigen, lackbeschuhten Fremden dürfen das bräutliche Bett entweihen und die Spitzendecke beschmutzen. Die Zöglinge der höheren Schulen streifen gern an den Schwellen der Prostitution vorbei und bemühen sich um die Freundschaft der jungen Zuhälter, die fast alle verkrüppelt, gichtig oder schwindsüchtig, einäugig oder Stotterer sind. Je mißgestalteter sie sind, desto mehr Glück haben sie bei den Huren, infolgedessen machen sich die Schüler möglichst jämmerlich zurecht, um zu verführen. Sie flanieren durch die Gäßchen und stellen sich an, als ob sie von allen Krankheiten geplagt würden. Schließlich endet alles vorschriftsmäßig auf dem Diwan.

Ein wüster Korso von Wagen, Pferden und Spaziergängern beschließt den Sommerabend in Malafede. Alles eilt mit seinem Eis unter dem Hemd nach Hause.

Später dann erleuchten bengalische Feuer die Stadt; dröhnende Grammophonklänge und schmetternde Tenorstimmen schallen aus den von Magnolien und Lilien bekränzten Fenstern. An den Straßenecken und auf den Plätzen schreien die Melonenverkäufer, auf einem Gebirge von Früchten thronend, lärmend ihre Waren aus. Auf den Podien der Konzertcafés machen Artisten Furore, und Taschenspieler schmälern die dünnen Brieftaschen der gewiegtesten Zuschauer. Um Hébé Voglinda, die zwischen Kupfermünzen, welken Blumen und faulenden Früchten tanzt, sammeln sich die verliebten Jünglinge in ihren milchweißen Hosen und kaffeefarbenen Westen. Ihre Haare sind spitz in die Höhe gekämmt, die linke Gesäßtasche schwellt der Revolver. Der Zank geht los, als Hébé Voglinda einen jungen Menschen mit „Aas“ beschimpft und ihm ins Gesicht spuckt, weil er sich erlaubt hat, ihr eine Handvoll Geldstücke zuzuwerfen. Sein Nebenbuhler springt von einem nahen Sitz auf; Ohrfeigen und Revolverschüsse.

Nachdem die beiden Gegner das Lokal verlassen haben, um sich hinter den Stadtmauern bis zum letzten Blutstropfen zu schlagen, nimmt die Vorstellung ihren Fortgang. Voglinda, die wie alle kleinen Varietésängerinnen viel Unheil anrichtet, wird sich am nächsten Tag aufmachen müssen, um die Verwundeten zu besuchen. Begeisterung für Voglinda, die falsch singt. Gastierende Baritons, selbst die, die im Varieté „Colon“ in Buenos Aires stürmisch gefeiert worden sind, ernten hier nur freche Beschimpfungen. Das Publikum von Malafede macht sich nichts aus dem vollen Klang einer Baritonstimme.

Nach Schluß der Theater holt sich die Lebewelt die Sängerinnen an den Strand herunter, sie verzehren Dutzende von frischen Feigen, die sie, über Bord der kleinen Barken gebeugt, bald wieder von sich geben werden, wenn sie nachts auf dem Korallenmeer im Mondsilber Kahn fahren. *(Deutsch von Hans Feist)*



Rudolf Großmann

DIE ANKUNFT IN ROM

Von

MASSIMO BONTEMPELLI

Wir rasten, am Volant meines ultrarapiden „Tipo-Monza", Rom zu, als wir erst einem Karren begegneten, dann zweien und dreien, dann mehr und immer mehr, einer unabsehbaren Menge von Karren, die kamen und gingen: nirgends auf der Welt sieht man so viele Karren, wie in den Straßen um Rom herum. Sie fuhren vor uns, sie fuhren hinter uns, sie fuhren uns entgegen: wir durcheilten eine von Karren stäubende, von Karren knarrende Atmosphäre. Sie sind von großen, kugeligen Schirmen überwölbt, die in zwanzig Farben prangen. Sie treiben im Wind wie segelnde Pagoden.

Manche tauchen aus Seitenpfaden auf, aus dem dürren Gras der Wiesen. Andere steigen aus Gräben, wachsen aus dem Boden. Lassen sich wie Affen an den Telegraphenmasten herab, kommen aus den gelben Wolken hervor und fallen, am Gewölbe des Himmels herunterrollend, rings um uns auf die Straße. Erst wich ihnen unser Wagen aus, manöverierte durch die freien Passagen wie ein Schiff in einem Archipelag. Dann aber faßten wir Zutrauen und änderten unsere Taktik: jagten mit dem „Tipo-Monza" Hals über Kopf hinein in den Ameisenhaufen von Karren. Setzten über sie hinweg oder rannten mitten hindurch. Mußte auch der eine oder andere daran glauben, immer noch kamen uns mehr als genug entgegen. Einer oder zwei wurden zur Erde gestreckt, anzusehen wie Schatten von Karren, die vor Jahrhundertfrist das Zeitliche gesegnet hatten. Gelassen zogen die übrigen weiter: der Kärrner schläft, und Pferd oder Esel kümmert sich wenig um das Schicksal der geopferten Kameraden.

Ein paar der Karren hoben unsere Kotflügel hoch in die Luft, so daß sie fern von uns wieder auf die flache Campagna herunterfielen oder inmitten der bunten Wolken landeten. Einer flog in schöner Kurve auf ein Stück antiken Aquaedukts

mit riesigen Bogen, das, vorteilhaft gegen den Horizont abstechend, parallel zu einer langgestreckten Wolke gelagert war, die man dort aufgehängt hatte als Wegweiser zur Stadt.

Zum Glück kam der Karren auf dem Aquaedukt mit den Rädern nach unten zu stehen, so daß er getrost weiterfahren konnte, ohne daß der Kärrner aufzuwachen brauchte. Das Pferd dort oben ging weiter, zu jedem Schritt mit dem Kopfe nickend. Es fehlte nicht mehr viel, dann brach der Aquaedukt jäh ab: ob das Pferd wohl noch im Leeren weiterging? Ich drehte mich nicht um, um hinzusehen, denn meine Aufmerksamkeit nahm jetzt ein wunderschöner, feuerrot gekleideter Prälat gefangen, der aus einer Osteria kam und vor Freude strahlte ob des exzellenten „Est-est", den er dort getrunken hatte. Während ich über den roten Prälaten sann, blieb mir der Wagen stehen. Das Gebäude rechts mit der gläsernen Front war ein Filmatelier. Linkerhand eine Pforte mit einem kleinen Atrium: der Eingang zu einer Katakombe. Ich stieg aus meinem „Tipo-Monza" und ging in die Katakombe. Eine ganze Herde kam mit mir, und jeder von uns trug eine lange, dünne Kerze in Händen.

*

Ein Stück gings ganz eben fort oder fiel kaum merklich ab; dann stiegen wir viele Stufen hinunter; dann wieder gings eben fort, immer zwischen zwei dunklen Mauern hindurch voll schöner, schwer zu entziffernder Grabtafeln. Auch Skelette und andere Reliquien waren da. Fetzen von Dunkelheit wehten von allen Seiten in unsere Gesichter, und jeder tröpfelte mit seiner Kerze auf den Rücken des Vordermannes — ein niedlicher Anblick unter dem wandelnden Wald aus zitternden Flämmchen, der sich im Schwarz des tiefen Gesteins verlor. Dreißig oder vierzig Stockwerke gings so hinab.

Viele hatten Angst und wollten umkehren, doch der Bruder, der uns führte, erlaubte es nicht. Obschon es immer wärmer wurde, bin ich überzeugt, daß es noch weit war bis zum Mittelpunkt der Erde. Endlich gab der Bruder das Zeichen zur Rückkehr. Alle machten Kehrt, nur ich schritt vorwärts (weil das nun einmal meine Gewohnheit ist). Das Kerzchen war bald zu Ende gebrannt, und ich befand mich im Dunkeln; doch beim Erlöschen des Lichts erwachte ein Klang in der Tiefe; ich ging dem Klange nach, der sich bald deutlicher unterscheiden ließ; er war äußerst rhythmisch, und je näher ich kam, um so mächtiger schwoll er an, von leidenshaftlich heulenden Tönen durchsetzt. Schließlich gelangte ich in einen Saal, Tischchen standen ringsum, und jedes Tischchen trug einen blumenüberrankten Abat-jour; in der Mitte des Saales tanzten Männer und Frauen; in einer Ecke, von der großen Trommel beleuchtet, war die Jazz-band untergebracht, die mich hergelockt hatte. Der Gedanke, in der Tiefe einer Katakombe eine Jazz-band einzurichten, scheint mir sympathisch und zeitgemäß.

Matronen waren keine zu sehen, dafür lauter ansprechende Mädchen, der Typ, den man in Rom „maschietta" nennt; und von alten Römern war nicht einer da. Nachdem ich mit einem der Mädchen getanzt, dessen Augen, Fleisch und Haar die Farbe warmen Kupfers hatten (wie man sie in Ungarn sieht, aber dort sind sie dicker), fragte ich es nach dem Wege zur Hauptpost.



Sibilla Aleramo



Photo Riess

Margherita Sarfatti

Belvedere, Milano

Ardengo Soffici, La toilette del bambino (1923)



Arte moderna italiana, Milano

Gino Severini, Maternità (1929)



Photo Kluger - v. Szigethy

Rom, Petersplatz

Das italienische Antlitz



Gräfin Nadine Visconti



Gräfin Anina Piccolomini



Photos Riess

Gräfin Nicky Arrivabene

In der Piazza San Silvestro (wo sich die Hauptpost befindet), hielt ich einen Augenblick an, um einen Trupp Parlamentsmitglieder vorbeizulassen, die den Platz überquerten. Sie schritten tapfer fürbaß.

Im Telegraphenamt wartete eine lachende und schwatzende Menge vor einer endlosen Reihe von Schaltern. Einer der Schalter trug die Aufschrift „Liebestelegramme". Hier erkannte ich ein paar der Mädchen wieder, die ich in der Katakombe gesehen hatte. Doch das, mit dem ich getanzt, war nicht dabei. Ich seufzte, gab ein halbes Dutzend Liebestelegramme auf und schickte mich an, in der Stadt umherzuschlendern.

*

Rom ist unter dem Zeichen der Sonne und des Adlers geboren. Ströme von Sonne durchflossen die Luft, an den Dämmen der Häusersimse entlang. Güsse Lichtes stürzten zuweilen herunter, schlugen auf dem Pflaster auf und sprangen zurück in die juwelenüberhäuften Schaukasten der Läden. Männer und Frauen ergingen sich ohne Hast. An einer Kreuzung der Via del Tritone entwirrte sich ein üppiges Knäuel roter und schwarzer Autos gleich einem Knoten erwachender Schlangen. Von Zeit zu Zeit überquerte ein Adler den Himmel, von den Schlägen der Sonne verfolgt.

Als die Konturen der Häuser golden erglänzten, zog unter klingendem Spiel die Ablösung der Leibwache zum Quirinal. Die Sonne wartete entblößten Hauptes, bis der Aufzug vorüber war, dann sank sie in ein schwarzes Bett aus Pinien. Da huben alle Steine Roms zu singen an, und die Straßen füllten sich mit Wohlgerüchen.

*

Plötzlich merkte ich, daß ich meinen „Tipo-Monza" nicht mehr hatte. Der Name der Katakombe war mir entfallen. Da und dort strich ich noch in Winkelgäßchen herum. Patrouillen schwarzer Katzen machten die Runde und überwachten die Ausgänge der Sackgassen. Bei einer erleuchteten Pforte sah ich eine Treppe, die in die Tiefe führte. Ich gelangte in das „Teatro degli Indipendenti". Die Eingeweide der Erde nahmen mich auf: eine unglaubliche Menschenmenge wohnte hier der Aufführung eines Stückes bei. Wiewohl ich mich auf die Zehenspitzen erhob, konnte ich weiter nichts sehen, als Wölkchen Rauchs, die zu den Balkons aufstiegen; dort bewegten sich polyedrische Figuren inmitten Champagnerpfropfengeknalls. Da ich müde war und schläfrig, schob mich Bragaglia (der Direktor) in ein kleines, hellerleuchtetes Nebengemach: kaum war ich eingetreten, rollten die Türen zu und das Salönchen begann sich mit rasender Geschwindigkeit fortzubewegen. Von Zeit zu Zeit fuhr ich aus meiner Schlaftrunkenheit auf und gewahrte, daß da und dort noch andere saßen. Von Zeit zu Zeit hielten wir an, Leute stiegen ein und aus, die Türen rollten auf und zu, ohne daß sie jemand berührte. Jetzt erblickte ich bei jeder Haltestelle in riesigen Lettern geschriebene Namen, und durch die Scheiben konnte ich lesen: REAUMUR-SEBASTOPOL... BOURSE . . . QUATRE SEPTEMBRE . . . OPÉRA . . . Der Métro schoß zwischen fahlen Larven und stahlblanken Lichtern hin. Ich war sehr erfreut, in Paris anzukommen, das ich noch nie gesehen hatte. *(Deutsch von Cyril Malo)*



Ionni

OSTERIA

(ad usum delphini)

Von

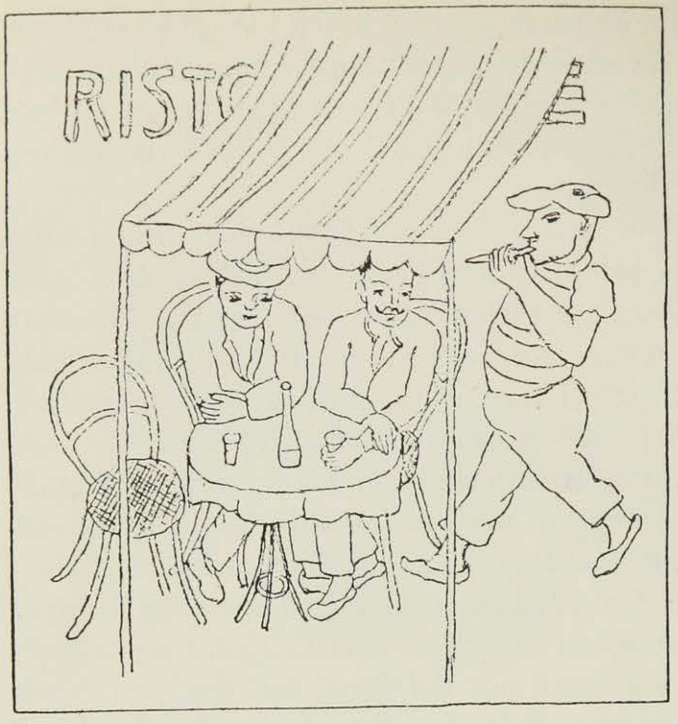
MARIO PASSARGE

Vor dem Kriege hat ein Rom-Deutscher ein damals vielgelesenes Buch über die italienischen Kneipen geschrieben, es wurde ins Italienische übersetzt, und Gabriele d'Annunzio dichtete sogar die Einleitung dazu. Aber es war eine Grabrede der römischen Osteria, da sie nur gepriesen wurde und nur de mortuis nil nisi bene gesagt wird. Übrigens war sie, die in dem Buch beschriebene, schon lange tot. Die fremde Romantik kratzte sie nur immer wieder aus dem Grabe auf. Sie läßt auch heute die Toten nicht ruhen. Es gibt in der seit ihrer Gründung ewigen Stadt im zwanzigsten Jahrhundert immer noch eine Gruppe teils schon italianisierter Barbaren, die allwöchentlich aus einer der vielen Kneipen (die hier immerhin noch nicht so zahlreich sind, wie die Bierhallen in Berlin) eben ihre Kneipe machen und sich dort, mit dem Fahrschein der Elektrischen in der Tasche, vorkommen wie jene blonden Hünen, die einst über den Ponte Molle mit der Postchaise durch die Porta del Popolo wehenden Haupthaares einzogen. Es kreisen die Becher, und Gold und Silber hat man gern. Aber das sind verspätete Reflexe, wie Sterne, die das Licht, das sie uns heute spenden, schon vor tausend und mehr Jahren über die ungeheure Entfernung entsandt haben, die uns von

ihnen trennt. Die vollbusige Wirtin hinter dem Schenktisch, der goldene Wein im groben Glas und die Historie, die viele und unerschöpfliche, die Nero oder Goethe und was dazwischen liegt, für wenige Soldi heraufbeschwört, das ist alles Schwindel oder Reminiszenz vererbter Blutmoleküle. Volkswirtschaftlich ausgedrückt: Abteilung Fremdenindustrie.

Die Römer wären Narren, wenn sie, was von diesen Tendenzen übrig geblieben ist und im Hintergrunde einer jeden Rom-Reise lauert, nicht auszunützen trachteten, bei diesen schlechten Zeiten natürlich mehr denn je. Das Geschäft beginnt mit der Erkenntnis dessen, was es in Rom gibt, und anderswo eben nicht. Die Rücksicht auf die jeweilige finanzielle Lage des Fremden bedingt nur gewisse Nuancen. Ein Hügel überm Tibertal, zufällig von der um sich greifenden Stadt noch übersehen, mit dem Blick auf den Palatin und den Tiber, zieht als Kastell der Cäsaren auch, oder zunächst, weil es sehr teuer ist. Weißgedeckte Tische mit rotverdunkelten Lampen, tipp-toppe Kellner und auf Gummirädern herbeihuschende Vorgerichte, dazu, nach dem Kalender, der Mond über den Ruinen: was auch die Rechnung später ausmachen mag, hier sitzt man, ein zivilisierter Europäer, und allerletzten Endes weiß man nur das Eine, daß jene prächtigen Zeiten vorübergehen mußten, um unserer Zeit, der Zeit, die wir bezahlen und die uns bezahlt, Platz zu machen. Das kann man sich schon etwas kosten lassen. Oder die feuchtesten und ungesundesten Kellerlokale eines verlassenen Ghettohauses bekommen echt nachgemachte Öllämpchen, denen elektrische Glühbirnen adaptiert wurden, die verrosteten Eisengitter nach der Straße werden mit durchbohrten Marmorplatten ersetzt, weil doch jeder weiß, daß es damals noch kein Eisen gab, oder daß das Wenigste, was man damals machen konnte, in Marmor gemacht sein mußte; klotzige Schemel stehen vor bauchig-leeren Fässern, wie es die romantischen Rom-Reisenden beschrieben haben und wie es also wohl in aller Zukunft sein muß, unterm Falerner und dem Muskat tropft nichts aus den Scheinkanülen, das Ganze riecht nach Muff und frischem Zement und nach abgestandenem Zigarettenrauch; aber erstens liegt es, wenn nicht genau, so doch ungefähr dort, wo einst der tarpejische Fels ansetzte und wo also die Körper der Verurteilten aufschlugen, wenn der Gerechtigkeit genügt worden war, und das ist so schauerlich, wenn man sichs vorstellt, und man kommt vielleicht gerade auf der Hochzeitsreise aus Kleinkostrau nach Rom; und zweitens spielt ein triefäugiger Mandolinenmann (Mandarinen hingegen wachsen an Bäumen und stammen nicht aus China), womöglich „Puppchen, du bist mein Augenstern" und jedenfalls „Santa Lucia"; drittens kommt schließlich die Rechnung „in Keilschrift auf drei Ziegelstein" täuschend nachgemacht. Und auch das ist den Lohn wert.

Jetzt hat mans abgerissen, weil das Kapitol freigelegt werden mußte. Geld zum Bauen ist ja sonst auch hier sehr knapp, aber die Hunderttausende, die nötig waren, diesen Keller im Zentrum Roms in den Eisenbetonunterbauten eines ganz neuen Riesengeschäftshauses wieder erstehen zu lassen, fand sich gleich, und es trägt Zinsen. Das muß man gesehen haben; es läuft eine echte antike quaderngepflasterte Straße mitten durchs Lokal, an den Wänden bröckeln echte pompejanische Fresken, das „Opus reticulatum", an dem auch der Laie schon die Kaiserzeit erkennt, krümelt sich unter dem Stuck hervor, kurz es ist



Maria Gerve

wieder prima ff. altrömisch und immer voll. Der dritte Typ ist etwa ein Dancingrestaurant in der Seitennische eines sonst verschwundenen Tempels, in dem alle frisch nach Rom versetzten Diplomaten ihre ersten römischen Eindrücke sammeln und vielleicht zu Berichten an ihre Zentralen verwerten. Also damit man nicht der Einseitigkeit bezichtigt werde: dann und wann ist ein Unternehmer so optimistisch, daß er einem der nicht wenigen erfindungsreichen jungen italienischen Architekten die Inneneinrichtung eines neustiligen Restaurants überträgt. In diesem Falle empfiehlt sichs, womöglich den Eröffnungsabend mitzumachen, weil die Fortsetzung des Betriebes nicht eben hundertprozentig garantiert erscheint.

Dies also machen die Fremden aus Rom, und es gibt auch andere Fremde außer unseren durchreisenden Landsleuten. Die Taverne mit dem Doebbeljussieh ist eher eine englische als eine deutsche Erfindung, denn unser Kitsch nimmt auch mit einer einfachen durchlochten Sitzgelegenheit vorlieb, aber, wie oben gesagt, Marmor muß es schon sein. Trotzdem, und dies ist das Wunder, gibt es immer noch ein Rom, das etwas aus den Fremden macht. Im Ghetto zum Beispiel, das ein Ghetto a. D. ist, thront am Tiber ein Lokal, das „originell“ ist im Fremdensinne: oh, da baumeln über dem freien, von finsteren, eng zusammengerückten Fassaden gebildeten Platz elektrisch durchglühte Fische und Krabben und Langusten herunter, und man trifft sich dort zum traditionellen Artischockenessen; ein Paar Schritte weiter aber ist das andere Lokal, das wirklich von Römern besucht wird. Der Römer nimmt dann und wann einen Fremden in dieses Lokal mit und setzt ihn lächelnd in den qualmigen Dunst aus Öl und Knoblauch, in den plärrenden Lärm der schlaftrunkenen Säuglinge und der diskutierenden Väter, Samuel, der Wirtssohn und Oberkellner, bringt fünf Gläser auf einmal, weil man doch fünf Finger hat, die man in die Gläser hineinstecken kann, und Rebecca, die Oberköchin, rührt im großen Öltopf, der schon Päpste hat kommen und Könige gehen gesehen. So lebt das nebeneinander, Rom und Rom, eine Zeit, die sich erhält, eine Zeit, die sich verändert, und eine Zeit, die sich aufgetakelt hat für den großen Hurenmarkt der falschen Gefühle.

Sie kommen im Schlafwagen, sie kommen im Flugzeug, sie steigen aus den Luxusdampfern und finden es biutifull und indiehd, aber sie werden es nie lernen, wie man das macht: dieSaugarme eines Tintenfischs, vom siedenden Öl zusammengebogen wie die Blütenblätter einer kostbaren Chrysamtheme, in das Knopfloch seines Reisegewandes zu stecken. (Zur Entfernung der Fettflecken dient Benzin.)

DER BRAND DES PALAZZO FOLENA

Von

ACHILLE CAMPANILE

Ich erinnere mich eines Brandes, der gerade ausbrach, als ich Direktor einer Tageszeitung war. Kaum hatte ich die Notiz, so rief ich den Boten:

„D'Artagnan", sagte ich —, der Bote hieß zwar gar nicht D'Artagnan, er hieß bloß Pippetto. Aber seit er Bote einer Tageszeitung war, glaubte er sich ein Pseudonym schuldig zu sein. „D'Artagnan", sagte ich, „rufen Sie den Reporter für Brandangelegenheiten."

„Der ist nicht da, Exzellenz." (Ich konnte es meinem Boten nie abgewöhnen, mich Exzellenz zu titulieren, ebenso wie ich es anderen nie angewöhnen konnte.)

Richtig, der Reporter für Brandangelegenheiten, ein Opfer seiner Dienstzeit, begab sich Schlag 22 Uhr, und ginge die Welt in Trümmer, nach Hause. Um so schlimmer für die Brände, die nach Büroschluß ausbrachen.

„Dann rufen Sie", sagte ich, „den Spezialberichterstatter für Feuerwehrwesen."

„Der ist krank."

„Verdammt. So rufen Sie den Chronisten, Abteilung: Flammen und Rauch."

„Das kann ich nicht."

„Warum denn nicht?"

„Den gibt es nicht."

„Ja, wer ist denn eigentlich in der Redaktion?"

„Der Chronist der Gesellschaft."

„Holen Sie ihn her."

Eine Minute später kam der Chronist der Gesellschaft im Frack.

„Rasch", sagte ich, „machen Sie einen Bericht über den Brand des Palazzo Folena."

„Aber ich bin doch der Chronist der Gesellschaft."

„Da gibt es kein Aber. Ich habe sonst niemand da. Gehen Sie, sehen Sie, was es gibt, machen Sie sich Notizen, dann kommen Sie zurück und schreiben einen ausführlichen Bericht."

„Da wüßte ich nicht, wo beginnen."

„Schreiben Sie, was Sie sehen, fertig. Wozu haben Sie Augen. Rasch. Nehmen Sie einen Wagen. Hopp."

„Und die Einladung?"

„Welche Einladung?"

„Die Einladung zur Teilnahme am Brand."

„Dazu ist keine Einladung nötig. Fehlte noch. Los."

Der Chronist der Gesellschaft machte sich auf den Weg.

*

Am nächsten Tag stand der folgende Bericht in der Zeitung:

Nächtliches Ereignis im Palazzo Folena

Ein Meer von Licht und Glanz, eine unvergleichliche Improvisation pikantester Nacktheit: dies das Schauspiel, das die mondaine Gesellschaft hin und wieder dem erschöpften Einglas eines enchantierten Chronikeurs zu bieten hat. Gestern abend fand in den prunkvollen Räumen des Palazzo Folena ein grandioser, unvergeßlicher Brand statt, an welchem sich sämtliche Mitglieder des Hauses beteiligten. U. a. bemerkte man das Feuerwehrcorps in voller Uniform. Wir greifen aufs Geratewohl einige Namen heraus: Pacchierotti Ettore, Francesconi Pasquale, Casulli Filippo, Pellacchia Daniele, Esposito Giacomantonio, Paparella Venanzio, Di Segni Giuseppe, Proietti Teopompo unter vielen anderen mehr. Die Gräfin Folena trug ein auserlesenes Paar modernster Herrenlackstiefel, während eine geschmackvolle Bettvorlage ihre wundervoll modellierten Formen bedeckte. Der Graf, in korrekten Wildlederpantoffeln, schwarzer Melone und hellblau gestreiften, an den Fesseln stramm anliegenden Herrenunterbeinkleidern, zeigte sich in einem tadellosen Jackett seines zwölfjährigen Enkelkindes. Allgemein bewundert wurde die schöne Tochter des gräflichen Paares in ihrem köstlichen rosa Pyjama, ebenso die englische Bonne in ihrem reizvollen Nachthemd. Unter den zahlreichen Anwesenden befanden sich auch der Portier des Palazzo Folena mit seiner gesamten Familie, verschiedene Portiers der umliegenden Besitzungen, sowie der eine oder andere Mieter aus den benachbarten Appartements. Wir bitten diese Letzteren um gütige Nachsicht, wenn wir, aus Raummangel, ihre Namen hier nicht aufführen können. Erwähnt seien noch die vielen interessanten Dekolletees und zahlreichen Pantoffeln. Unter allgemeiner Spannung zog sich der Brand bis zum Anbruch der Dämmerung hin, dann kam die Stunde des Abschieds für das Feuerwehrcorps und die übrigen Gäste. Allen wird die Erinnerung an dieses prächtige Schauspiel unvergeßlich sein, das — wir sind dessen gewiß — zum Ergötzen der Freunde des gräflichen Hauses hoffentlich recht bald wiederholt werden wird.

*

Heute bin ich mit Jahren und Ehren beladen. Besitze zwanzig Medaillen, bin wohlhabend, Akademiker in spe und habe sozusagen die Gewißheit, beim nächsten Senatoren-Schub mit dabei zu sein. Nichts mehr fehlt zu meinem Ruhm. Und doch, es geschieht nicht ohne heimliches Wohlgefallen, wenn ich mir diese weit zurückliegende Episode aus meinem Leben als Zeitungsdirektor ins Gedächtnis zurückrufe.

Zur Information des Lesers: Zeitungsdirektor war ich in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts. Und muß loyalerweise hinzufügen: in Gedanken. Das heißt, ich bilde mir ein, Zeitungsdirektor gewesen zu sein. Dann, bilde ich mir ein, aus politischen Gründen mit fünf oder sechs Millionen Abfindung entlassen worden zu sein, in mißratenen Spekulationen alles verloren zu haben und mich heute auf jenen bescheidenen, wenn auch nicht unwürdigen Lebensstandard beschränken zu müssen, der mich tröstet und ehrt.

(Deutsch von Cyril Malo)

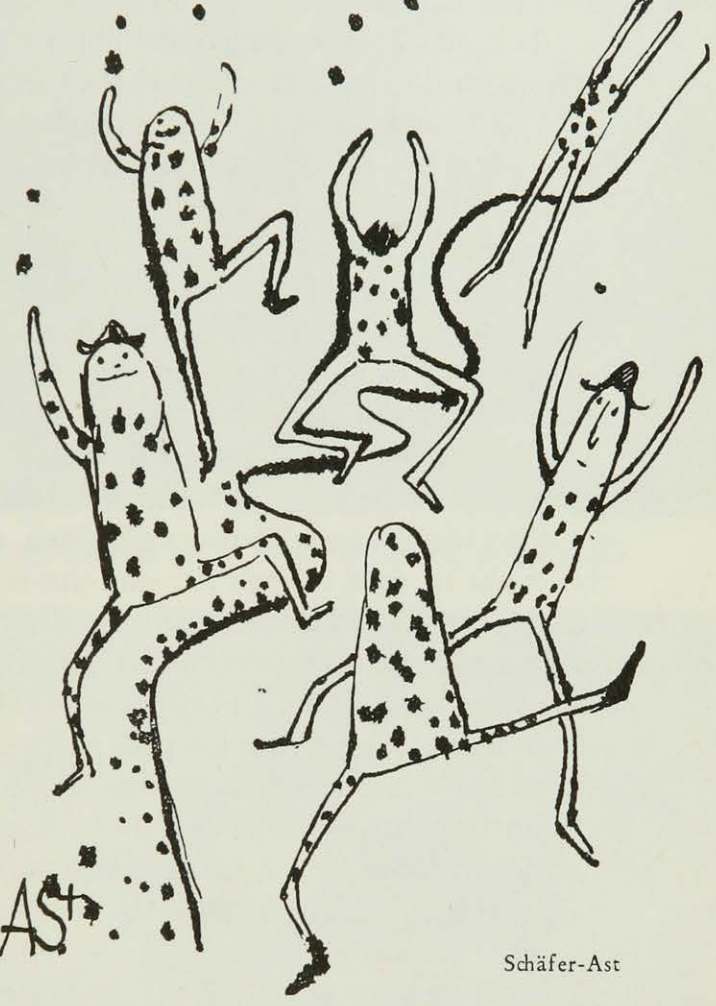
ITALIENISCHE LITERATUR HEUTE

Von

MARIO DA SILVA

Voraussetzung aller literarischer Entwicklung ist die Undankbarkeit. Hartes und heilsames Gebot. Es verpflichtet jeden, soweit wie möglich er selber zu sein, soll heißen, die eigenen Eltern, ihren Einfluß und die Diktatur, die ihre Werke ausüben, literarisch gesprochen, über Bord zu werfen.

Der erste Diktator des italienischen Schrifttums in diesem Säkulum war Gabriele d'Annunzio. Sich von dem Nessushemd zu befreien, welches der Zauber seines Stils und die Magie seiner literarischen Kultur für alle bedeutete, war die Aufgabe der ersten fünfzehn Jahre dieses Jahrhunderts. Die ganze italienische Schriftstellerfamilie war während dieser fünfzehn Jahre mit nichts anderem beschäftigt als damit, unter ihren Mitgliedern jenes herauszufinden, dem man die Hausschlüssel provisorisch hätte anvertrauen können, mit welchen der allzu schöne Gabriele allzuwillkürlich umging. Zu den verschiedenen Onkels und anderen Verwandten, an die man sich wendete, kann man, von den Bedeutendsten sprechend wie hier, Verga, Panzini und Pirandello zählen. Schriftsteller-Gruppen bildeten sich, welche die Zeitschriften „Leonoardo", „Lacerba" und „La Voce" leiteten und zu denen, neben vielen anderen, Papini, Prezzolini, Soffici und Dichter wie Saba, Onofri und Gozzano gehörten. Noch vor diesen haben Marinetti und die Futuristen (Palazzeschi, Buzzi usw.) ihr Feuerwerk abgebrannt; Marinetti, den die übrigen Familienmitglieder immer ein bißchen als den Onkel ansahen, der den Buben seine saftigen Späße erzählt, ihnen den Rat gibt, nur ja nicht auf die Ermahnungen der anderen Onkels und Tanten zu hören und die Zofe nur tüchtig zu zwicken, diesen Onkel, den die aufgeweckten Jungens grade deshalb so mögen, und den die schüchternen fürchten wie den leibhaftigen Gottseibeiuns. Und so rückte man dem d'Annunzio-Kult entsprechend zu Leibe.



Schäfer-Ast

Wenn ein Literat Ideen im Kopf hat, so gründet er eine Zeitschrift, genau wie ein Kaufmann, der Geld hat, sich eine achtzylindrige Limousine kauft: sie hat Teil an dem Kredit, den man genießen will. Und so entstand nach dem

Kriege eine Zeitschrift, und mit ihr die erste Bewegung, die wirken konnte, ohne daß ihr das preziöse Schreckbild d'Annunzios im Wege stand. Die Zeitschrift hieß „La Ronda" und nahm die Besten von denen auf, die sich damals als die „Jungen" fühlten und die es auch waren: Cardarelli, Bacchelli, Linati, Emilio Cecchi, Ungaretti, Baldini und andere.

Das Programm, das diese um die „Ronda" scharte, war vor allem ein Stilproblem. Sie waren gegen die Affektiertheit d'Annunzios, aber sie fanden auch, daß man deshalb nicht gleich mit den Händen zu fressen braucht, wie es anscheinend nicht wenige junge Schriftsteller sofort nach dem Kriege versuchten. Die „Ronda" konstituierte eine Art aristokratische Legitimismus des Schreibens, verpflichtete zum Gebrauch einer allmorgendlich frisch gesäuberten Syntax und forderte Worte mit blankgeputztem Gebiß. Auf den Inhalt des literarischen Werkes nahm sie keinen Einfluß, zog nicht das eine Thema einem anderen vor, sie wollte sozusagen nur ein „Knigges Umgang mit der Sprache" sein, gleichgültig, ob sich die Schreibenden an Leopardi, Manzoni oder an die Schriftsteller des Trecento hielten, die alle gleich weit entfernt waren vom Plebejertum wie von d'Annunzios Flittergold. Deshalb vielleicht gelang es der „Ronda", Schriftsteller von so verschiedener Natur und so verschiedenem Temperament, wie die oben genannten, um sich zu scharen. Und auch ihre programmatisch akademische Tendenz erwies sich als nicht minder nutzbringend. Doch die „Ronda" trug ein bißchen die Gefahren des Parlamentarismus in sich. Es gibt so viele tüchtige Leute, die ausgezeichnete Ideen darüber haben, wie man ein Volk am besten regiert, und die, um diese Ideen verwirklichen zu können, erst Abgeordnete werden müssen, was aber nicht so ganz einfach ist; und um so weit zu kommen, sie verwirklichen zu können, verzichten sie auf ihre Ideen. Eine paradoxe Situation, das „unser täglich Brot" der Parlamente. Genötigt, so gut zu schreiben, wie es die „Ronda" wollte, liefen viele Gefahr, auf ihre Persönlichkeit verzichten zu müssen, die verlangt, das zu Sagende so zu sagen, wie es einem am besten dünkt. Und so schlugen die Jungen nach dem Heraufkommen des Faschismus andere Wege ein.

Man sagt im allgemeinen, literarische Polemiken dienten zu nichts. Das stimmt nicht. Sie dienen insofern den Kritikern, als sie ihnen ein Mittel an die Hand geben, die Schriftsteller zu rubrizieren. Da ja der Stil das Persönlichste am Schriftsteller ist, nämlich seine bestimmte und einmalige Art, die Welt zu sehen, so kann es Kontinuität, Geschichte und Übergänge zwischen dem Stil des einen und dem eines anderen nicht geben. Folglich auch keine Literaturgeschichte. Die existierenden Literaturgeschichten sind Ideen- und Lebensgeschichten, durch die Brille der Literatur gesehen. Nützliche Bücher mit verfehlten Titeln. Zur Rubrizierung der Schriftsteller ist jedes Kriterium richtig und falsch. Man kann sie nach Zeitläufen rubrizieren und ebensogut nach der Farbe der Schuhe, die sie tragen. Aber wenn die Schriftsteller polemisieren, so gruppieren sie sich wie Bleisoldaten um bestimmte gemeinschaftliche Ideen; denen sind die stilistischen Effekte gleichgültig, und wer sich über den Wert eines Schriftstellers unterrichten will, muß doch auf seine Bücher zurückgreifen. Wer sich allerdings damit begnügen will, sie in Schubfächern unterzubringen, wie man es mit der Wäsche macht und wie es im allgemeinen die Kritiker mit den Schriftstellern machen wollen, für den kann es gar keine bessere Methode geben.

Vier romanische Humoristen: Cami, Gomez de la Serna, Pitigrilli, Bontempelli

Sarden

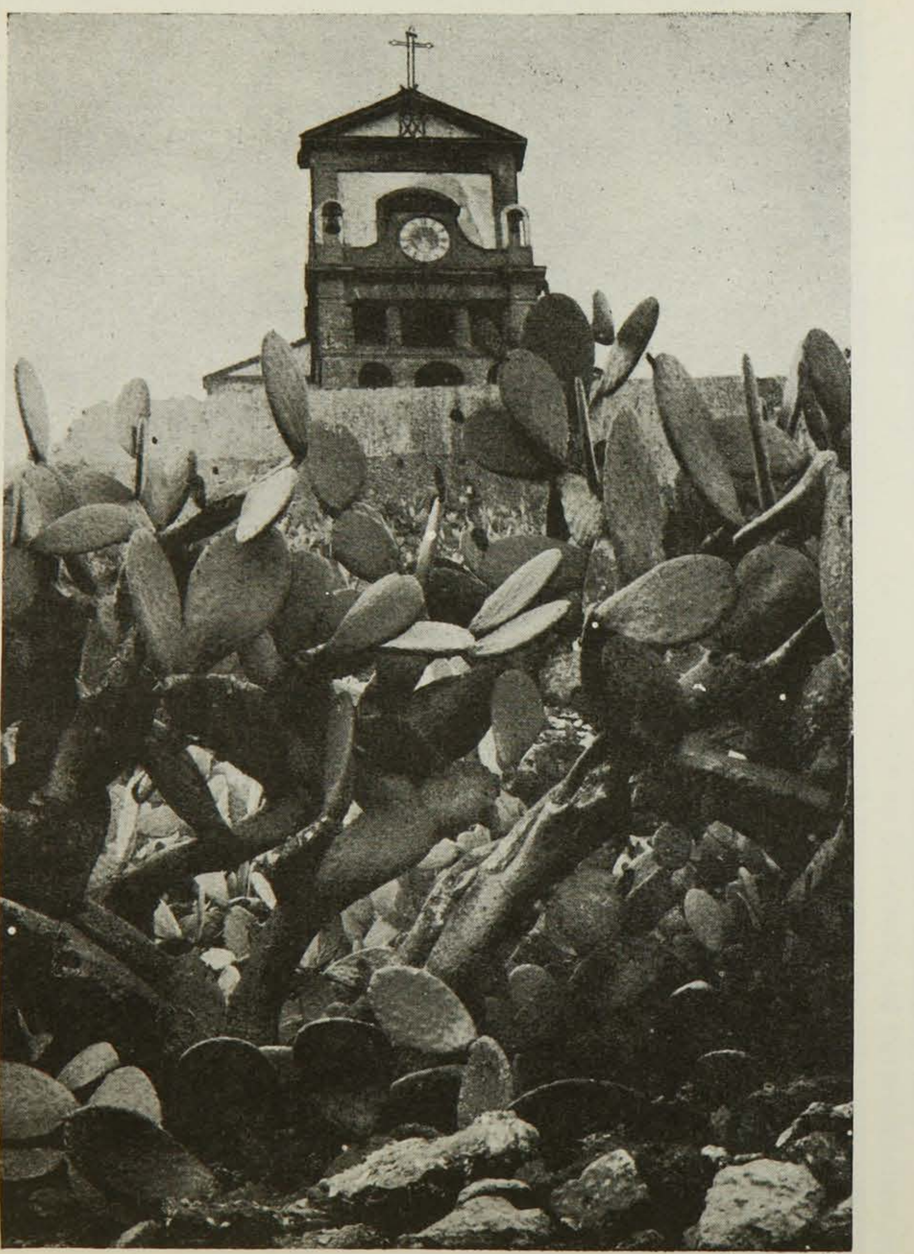


Photo Fiedler

Monreale, Madonna delle Croci

Photo Luce

Frau aus Latium

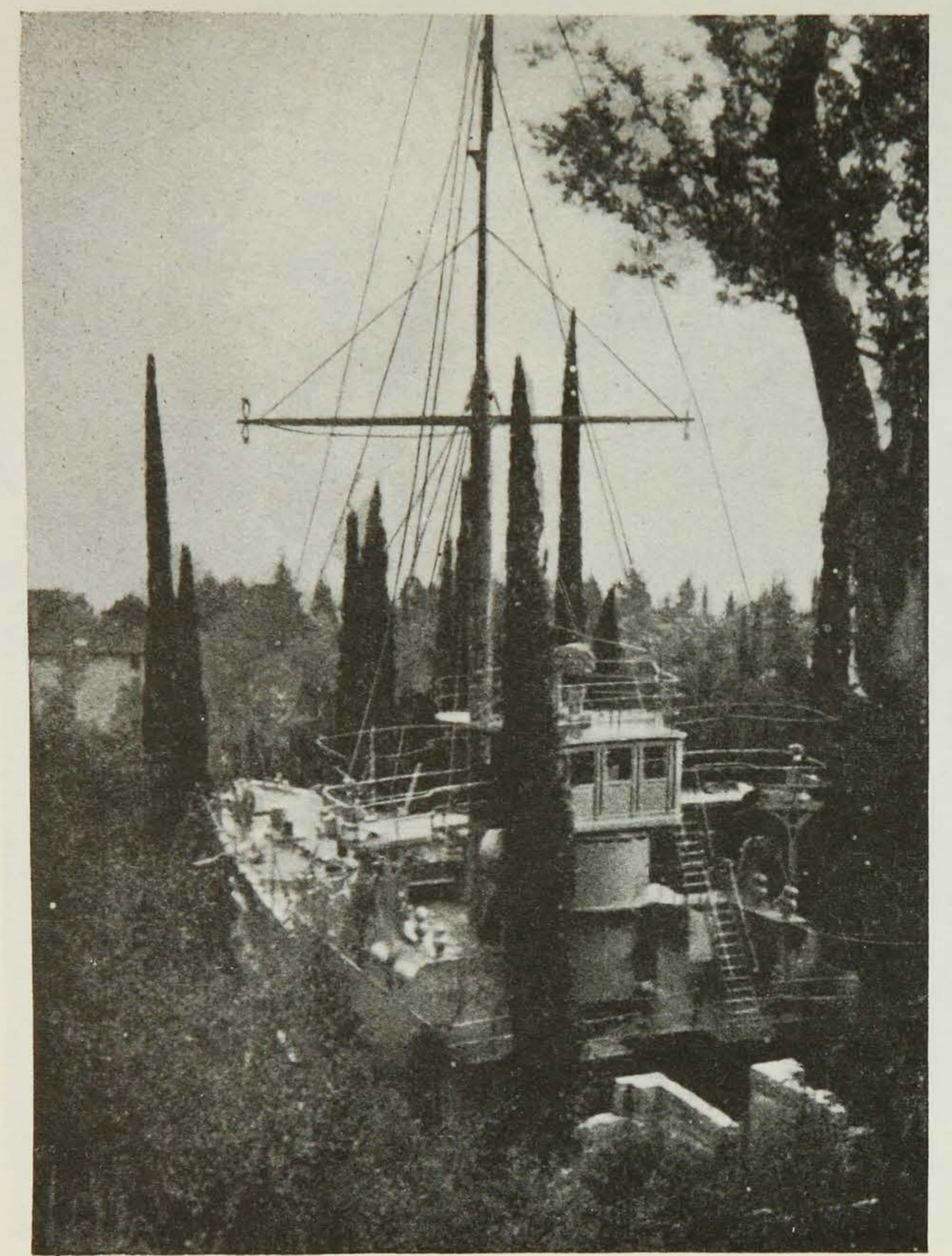


Photo Fritz Würthle

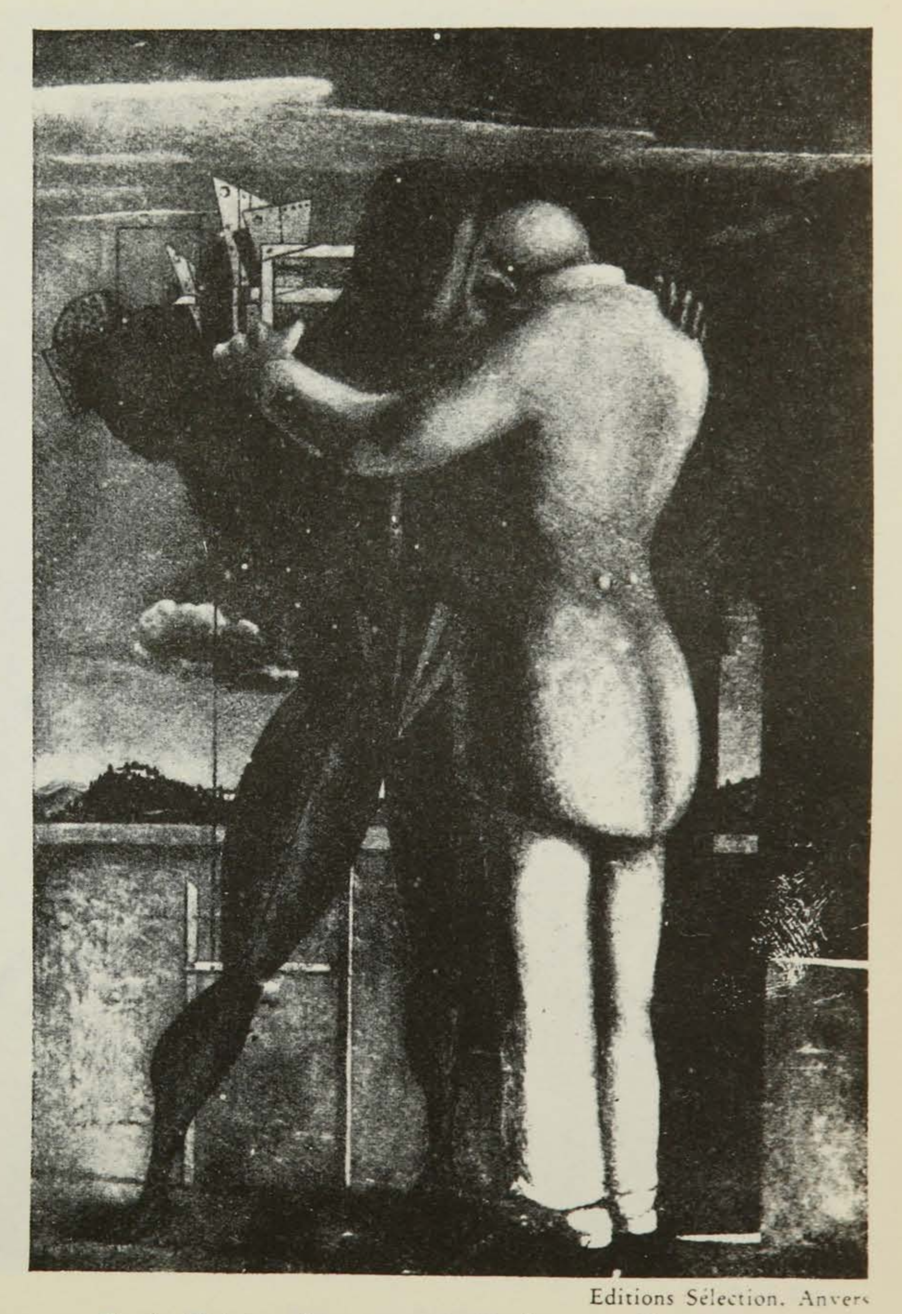
Gardone. Kriegsschiff im Garten d'Annunzios



Das Wappen d'Annunzios als Fürsten von Monte Nevoso

Belvedere, Milano

Carlo Carrà, Donna che si asciuga (1927)



Editions Sélection, Anvers

G. de Chirico, Le retour de l'enfant prodigue (1922)

Die letzten literarischen Polemiken in Italien datieren von vor drei Jahren, und aus diesem Anlaß erwuchs eine neue Bewegung, die natürlich eine Zeitschrift gründete: „900". Häuptling dieser Bewegung war Massimo Bontempelli. Vor dem Gesetz sind alle gleich, nicht so vor den Literatur-Zeitschriften. „900" nahm sofort und willentlich ein aggressives, aufwieglerisches, parteiisches und provokatorisches Aussehen an, wie es jeder jungen, lebhaften Bewegung ansteht, die das unparteiische Wohlwollen den Alten und den Historikern überläßt. In der paradoxen Form einiger Aufsätze und in der Wahl ihrer Mitarbeiter manifestierte „900" recht kühne Vorsätze: mehr Wert auf den Inhalt als auf die Form zu legen, die Phantasie gegen den Verismus auszuspielen, die regionale Literatur, die in Italien noch heute blüht und sich Namen wie Grazia Deledda, Beltramelli, Marino Moretti u. a. rühmt, durch eine irreale, im reinsten Objektivismus wiederzugebende Atmosphäre zu ersetzen, dem Schönschreiben ein Schreiben von neuen und substantiellen Dingen, gleich welcher Art, entgegenzustellen. Zwar besteht eine entfernte Analogie zwischen dieser italienischen Bewegung und der deutschen „Neuen Sachlichkeit", doch hat diese ebensowenig wie eine sonstige derartige europäische Bewegung den geringsten Einfluß auf jene gehabt. „900" hatte das Verdienst, neben Bontempelli, Alvaro, Barilli, Oppo einige der frischesten und originellsten Begabungen der faschistischen Generation zu drucken und ins rechte Licht zu rücken; so Campanile, Aniante, Solari, Vergani, Moravia, Gallian und andere mehr. Und ebenso hatte sie das Verdienst, eine Polemik zu entfesseln, die noch anderen jungen Kräften zu Ansehen verhalf.

Ein derart radikal-modernistisches Programm wie das von „900" durfte nicht die Hoffnung hegen, von einem Land wie Italien, das mit guten Gründen seine Tradition in Ehren hält, widerspruchslos hingenommen zu werden. „900" schuf vor allem eine neue Atmosphäre, aber manchen schien es, als wollte es sich der Bilderstürmerei hingeben und mit Jahrhunderten italienische Tradition tabula rasa machen. Es war nicht so, aber es schien so. Und da ist nicht zu spaßen. Wenn „900" nichts sonst sein will, als eine kleine Rennbahn für eine besondere Art literarischen Wettrennens, schön. Aber wenn es mit seinen Cocktails die Prohibition für bestimmte italienische Weine einzuführen versucht, so geht das nicht. Und die Traditionalisten, von der „Ronda"-Gruppe unterstützt, die von den „Novecentisten", den Leuten um „900", bekämpft wurde, erhoben sich in Massen, verdächtigten „900" des Kosmopolitismus und predigten die Rückkehr zur Tradition und zum einheimischen Volkstum. Und um ihren Charakter deutlich zu machen, nannten sie sich „Strapaesani" (Ultra-Regionalisten) und eröffneten den Kampf von der Provinz aus: im „Selvaggio" in der Toscana, im „Italiano" in der Emilia, im „Lunario Siciliano" die Sizilianer und in der „Libbra" die Piemontesen. Abseits von der Polemik standen noch literarische Gruppen, die mit den „Strapaesani" sympathisierten: so die Leute um „Solaria" mit Comisso, Montale, Carocci, Tecchi, Betti, Gadda und anderen, und dann „Italia letteraria" mit Fracchia, Angioletti usw. Wie in allen literarischen Polemiken waren beide Parteien bis zu einem gewissen Grade im Recht, doch war der Streit von Nutzen, denn durch ihn wurden die „Strapaesani" besser bekannt: Malaparte, Pavolini, Maccari, Longanesi, Pellizzi usf.

*

Schön, bis hierher habe ich von Polemiken gesprochen, was soviel heißen will, wie von literarischem Klatsch. Die Literatur ist wie ein Froschteich: kaum fliegt ein Stein hinein, so springen alle Frösche heraus und setzen sich ans Ufer. Das ist der richtige Augenblick für eine Statistik, die in meinem Falle allerdings recht mangelhaft ist. Aber niemand wird sich vermessen, auf vier Seiten ein Bild der zeitgenössischen italienischen Literatur geben zu wollen.

Was in der Literatur zählt, sind nicht die Polemiken und Gesten, sondern merkwürdigerweise die Werke. Und da der Zeitpunkt der Polemiken vorüber ist, haben sich die Italiener darüber geeinigt, daß, genau wie auf politischem Gebiet, die beste Art der Erneuerung darin besteht, das endlose Diskutieren aufzugeben und sich an die Arbeit zu setzen: nämlich Bücher zu schreiben. Was das betrifft, so haben sich die „Novecentisten" wohl gehütet, die gute stilistische Tradition zu verachten, und die „Strapaesani" nicht minder, die Forderungen der Zeit zu verkennen.

Viele Ausländer glauben, weil Italien einen neuen Typus politischer und sozialer Kultur schaffe, könne es sich nicht um die Kunst kümmern, und seine Literatur sei deshalb in Verfall geraten. Diese verfehlte Ansicht entstammt dem romantischen Vorurteil, der Künstler dürfe sich mit nichts anderem als seiner Kunst beschäftigen und müsse das Haus hüten, um zu meditieren. Wenn sich einer mit Politik befaßt, könne er keine Gedichte schreiben, und wenn er heiratet, keine Romane. Der Genius als Trapist.

Demgegenüber kann man ruhig behaupten, daß die gegenwärtige italienische Literatur Werke von großer Originalität und von unbestreitbarem Wert aufweist, welche die Fremden zu Unrecht nicht kennen. Es ist eine junge, ausgelassene, vorurteilsfreie, eigensinnige und kühne Literatur. Sie will auf die Lockungen der obligaten Themen kosmopolitischer Literatur nicht hören und zieht es vor, den Stoff in sich selbst zu suchen, an dem sie sich inspirieren kann. Sie verschmäht die internationale Brillantine, und deshalb glauben manche, sie komme nicht vorwärts. Sie hat ihren eigenwilligen Charakter, der sie in jenen Literatur-Zirkeln verhaßt macht, deren Aufgabe es ist, irgend eine revolutinär erscheinende Mode zu kreieren, um sie sogleich wieder zu bekämpfen, sobald sie Gläubige findet. Unverzeihlich erscheint vor allem ihre Eigenbrötelei und ihre Manier, zu den Tanz-Tees der europäischen Literatur einen Fiasko Wein mitzubringen, der ihr besser schmeckt.

Schlimm, bei Gott. Und Grund genug für den Schreiber dieser Zeilen, beim flüchtigen Zitieren einiger Namen nicht auf jene extrem-synthetischen Adjektive zu verfallen, die für alle diejenigen taugen, die zu den Namen auch eine Gebrauchsanweisung wünschen. Der deutsche Leser, der sich gründlich Rechenschaft von den Tendenzen der zeitgenössischen italienischen Literatur geben will, wird sich stets mit Nutzen an die einschlägigen Bücher wenden. Und wer die Hervorbringungen des neuen literarischen Italiens richtig beurteilen will, wird gut tun, die zahlreichen Werke der hier genannten und nicht genannten Autoren selber zu lesen. Für die Kunstästhetik aller Zeiten ist mir nicht gelungen, eine bessere Methode zu finden. — Schade.

(Deutsch von Cyril Malo)

HOHENSTAUFENSEHNSUCHT

Von

Dr. F. SCHILLMANN

Nordmänner fuhren einst auf schwanken Schiffen über das Meer dem Süden zu, mochten ihnen die Grenzen der Heimat zu eng geworden sein, mochten sie sich aus dem Nebelland sehnen nach Licht und Sonne, wir wissen es nicht. Aber als sie an der Küste gelandet waren, eine üppige Natur, ein blauer Himmel sie grüßte, liebten sie das Land. Viele gingen zugrunde, weil sie den Lockungen, die der Süden ihnen bot, nicht Widerstand leisten konnten, wenige kehrten in die Heimat zurück. Es blieb ihnen neben mancher Erinnerung die Sehnsucht nach dem Sonnenlande, und sie hatten dafür ein Wort gefunden, das hieß „figiacasta“ (Verlangen nach Feigen haben).

Wie diese Nordmänner, so haben zu allen Zeiten die Germanen den Wunsch nach dem Süden gehabt. Und so sehen wir, daß von den Tagen, da die Germanen zum erstenmal in das Licht der Geschichte getreten, Italien das Schicksalsland unzähliger Scharen von Deutschen geworden ist. Die einen fanden dort ihr höchstes Glück, die andern ihr Grab. Von Verona bis Syrakus durchzieht eine große deutsche Gräberstraße ganz Italien. Denn die Bewohner der Alpenhalbinsel hatten für diese Liebe der Deutschen zu ihrem Lande kein Verständnis. So sind von den Cimbern und Teutonen bis zu den Kämpfern am Piave ganze Völker deutschen Stammes auf italienischem Boden verblutet, im Kampf der Waffen, wie im Kampf der Geister.

Das süddeutsche Geschlecht der Hohenstaufen hat aus geschichtlichem Zwang wie aus innerem Triebe in ungestümem Tatendrang die Lösung der Aufgabe versucht, Deutschland und Italien zugleich zu beherrschen. Dabei mußte es den Kampf mit dem Papsttum, das seinerseits sich zum Herrn der Halbinsel zu machen strebte, aufnehmen. Erfolg konnte dabei nur erzielt werden, wenn das Hohenstaufenhaus über das Festland hinausgriff und sich auch Sizilien untertänig machte. Friedrich Barbarossa ist diesen Weg gegangen, indem er seinen Sohn Heinrich VI. mit der Erbin Siziliens Constanze vermählte. In ihr umarmte Deutschland Italien, und die Frucht dieser Verbindung war der spätere Kaiser Friedrich II. Heinrich VI. wäre vielleicht imstande gewesen, Herr des deutsch-italienischen Schicksals zu werden, er ist eine der bedeutendsten Herrscherpersönlichkeiten. Wie so oft in der deutschen Vergangenheit gab der frühe Tod des Kaisers der Entwicklung der Geschichte eine andere Wendung. Ein dreijähriges Kind war der Erbe des Reiches.

Der Aufstieg dieses in Palermo herangewachsenen Knäbleins zum Kaiser Friedrich II., sein Ringen und Kämpfen, seine überlegene Geistigkeit, die doch den Zwiespalt zwischen Nord und Süd in seinem Innern nie überbrücken konnte, sein Sinn für Kunst und Wissenschaft, seine den Zeitgenossen weit vorauseilende Weltanschauung, kurz die ganze Persönlichkeit des Herrschers und Menschen, zieht jeden, der sich mit ihm beschäftigt, in seinen Bann. Er ist der Höhepunkt der mittelalterlichen Geschichte, nach dem sich in glanzlosen Jahren die Deutschen immer wieder sehnten, den man nicht gestorben wähnte, sondern schlafend in die Tiefe des Kyffhäuserberges versetzte — erst Rückert hat in seinem Gedicht

Friedrich Barbarossa dafür gewählt. Friedrich II. starb unbesiegt, aber er hatte keinen Erben seines Geistes. Die Verbindung des Papsttums mit Frankreich hat seinem Hause den Untergang, der deutschen Herrschaft in Italien das Ende gebracht. Der Enkel Friedrichs, der Knabe Konradin, der an den Ufern des Bodensees heranwuchs, ohne Machtmittel, den Lockungen der Anhänger Friedrichs gen Süden folgte, in dem die Sehnsucht nach dem Sonnenlande übermächtig wurde, mußte als Opfer französischer Rachgier sein Haupt unter das Beil des Henkers in Neapel beugen.

Nach dem Untergang der Hohenstaufen wurde das Verhältnis der Deutschen zu Italien zunächst gleichgültig, man nahm an dem Schicksal des Landes nur teil, soweit es Deutschland berührte. Der junge Luther sah in Rom nichts als die Entartung des Papsttums. Daß dort gleichzeitig künstlerische Ewigkeitswerte geschaffen wurden, hat er nicht erkannt. Erst das Ende des 18. Jahrhunderts führte wieder deutsche Reisende nach Italien, seitdem Winkelmann das klassische Altertum neu entdeckt hatte. Goethes Reisen nach dem Süden, von unermeßlichem Wert für seine dichterische Entwicklung, sind bezeichnend für das was der gebildete Deutsche damals in Italien suchte: das klassische Altertum. Jede Säule, jeder Grabstein konnte ihn in Begeisterung versetzen, vom Mittelalter wollte er nichts wissen. In Assisi sah er nur den wahrlich nicht bedeutenden Minervatempel, nach San Francesco ist er nicht gegangen. In Florenz war er „so schnell heraus als herein". Aber er lernte doch noch etwas anderes kennen; er sah die Menschen und das Land. In Toskana, dem damals best verwaltesten Lande Europas, interessierte ihn lebhaft die Landwirtschaft.

Der Sinn für das Mittelalter wurde erst durch die Romantik geweckt, die in den Hohenstaufen die Glanzzeit deutscher Geschichte sah. Jetzt zogen Künstler und Gelehrte und alle die, „denen Bildung ein Ziel war" über die Alpen. Die Hohenstaufensehnsucht war erwacht. Man begeisterte sich ebenso an den Ruinen des Altertums wie an den Burgen Friedrichs II., an Dante wie an Raffael. Man dachte historisch und künstlerisch und übersah dabei die lebendige Gegenwart. Nur ganz wenige fühlten, daß hier ein Volk lebte, das um seine staatliche Einheit rang.

Wer wirkliche Hohenstaufensehnsucht im Herzen trägt, und es gibt deren in Deutschland viele, kann meist nicht reisen, oder wenn er es kann, geschieht es auf andere Art. Er gehört zu den Suchern, ihn trifft man abseits der großen Heerstraße, in den kleinen Städten Venetiens oder Toscanas, ihn trifft man in den Bergnestern Latiums, in Segni oder Anagni, und wenn er vor den Zeugen der großen geschichtlichen und künstlerischen Vergangenheit steht, hat er glänzende Augen. Er zückt nicht gleich das Reisehandbuch, denn er hat sich geistig und seelisch vorbereitet. Auch er ist Romantiker, sieht nur was war, nicht was ist, aber er bringt auch dafür einen köstlichen Schatz an Werten heim, der in ihm wirkt, solange er atmet; er kennt Simone Martini, fühlt die Größe Mantegnas und hat Dante und Macchiavelli gelesen. Vom lebendigen Italien weiß er aber trotz guter Sprachkenntnisse nichts. So ist der Kreis derer, die mit Verständnis nicht nur die Landschaft und die Vergangenheit in sich aufnehmen, sondern auch seine Gegenwart betrachten, darin also zu Goethe zurückkehren, äußerst eng. Diese aber haben nicht nur Hohenstaufensehnsucht, sie haben auch Hohenstaufengeist, der die Wirklichkeit erfaßt, nicht in romantische Träume versinkt.



Liesl Burger

MARGINALIEN

ITALIENISCH

Von *Bruno Barilli*

Die italienische ist eine reine und dichterische Sprache, aber spröd und wenig umgänglich. Sie läßt sich weder ausbeuten, noch zerkrümeln. Man kann nicht schachern mit ihr.

Ohne ihren Starrsinn, der sie schützt und hemmt, hätte sie den Pol und Aequator erreicht. Stattdessen ist die italienische Sprache, die schönste von allen, fast immer in ihrer Kammer geblieben, keusch an Sitten und Bräuchen. Und durch ihr zurückgezogenes Leben hat sie eine Unberührheit und heimliche Frische bewahrt wie eine Nonne in der Klausur.

Ein kindliches Herz ist nötig, große Vorsicht und ein tiefes Empfinden, um ihre wunderlichen Vokabeln aus dem Dunkel zu holen, um diese poetische und konsternierte Sprache ein paar Schritte vorwärts zu bringen, damit wenigstens für einen Tag das Licht der Welt auf sie falle.

Sie hat einen leichten und ausdauernden Atem, und des Vergangenen gedenkend, findet sie somnambulische Laute, die lange umgehen im Finstern wie der Wind in einer Zisterne.

Zurückhaltend und unsicher in ihren grammatischen Gesetzen, erst spät für das Wörterbuch reif, voll anmutiger proverbialer Sentenzen, ist sie empfindlich und schreckhaft, sie läßt sich nicht fassen und schulmeistern. Sie flieht die

Vernunft, sucht die Melodie. Sie will nicht dienen, will nicht gehorchen. Bescheiden, aber eigensinnig, sucht sie den Verstand durchs Ohr zu beherrschen.

Im Französischen ist jedes Wort ein Werkzeug. Das Französische bläht sich auf, vervielfältigt sich und füllt deine Taschen und deine Schubladen. Es paßt sich allen Dimensionen der Intelligenz an. Es ist wie die Farbe auf der Palette. Mit dem Französischen malt man, lasiert man, wickelt man die Wahrheit ein, das Nackte und seine Defekte.

Du preßt die italienische Sprache in deine Arme, und es scheint dir, als ob sie dir nicht mehr entwische, als ob sie sich dir zitternd gewähre; stattdessen erkaltet sie noch einmal, reckt sich, um sich nicht mehr zu rühren. Eine magnetische Kraft ist notwendig, die Energie eines Cagliostro, damit sie sich erhebe, zu schreiten beginne und dir folge. Es ist die Sprache der Sybille, die sich mitnichten erklärt. (Wenige Worte durchwandern die Nacht der Zeiten. Viele Worte würden wenig besagen.) Ihre antike Scham ist Feierlichkeit geworden. In der Konversation verliert sie den Sinn und erstirbt. Um ihr den richtigen Klang zu entlocken, muß unsere Phantasie an ihre Ursprünglichkeit rühren; und man muß sehr behutsam sein, um ihre Transparenz nicht zu trüben, diese durchsichtige Klarheit eines Quells, von dem man nur an der Oberfläche trinken darf, soll der Grund nicht aufgerührt werden.

ITALIENISCHES MOSAIK

Venedig. Sanft plätschern die Gondeln durch den Canale grande. Mit sturem Eigensinn brüllen die Gondoliere den internationalen Flitterwochenpaaren die klangvollen Namen der Palazzi in die Ohren. Aus einem Seitenkanal biegt eine Gondel in Venedigs Wasserhauptstraße. Ein Uniformierter rudert sie in herkömmlicher Art, stehend. Auf den Kahn ist eine grüne Kiste aufgesetzt, durch vergitterte Fenster lugt ein schwarzer Bursche mit wirrem Haar. Diese Gondola ist der „Grüne Heinrich" der Dogenstadt.

Florenz. In einem Hotel. Ich läute dem Mädchen. Ein pechschwarzer Wuschelkopf erscheint im Türspalt. Ich nehme all mein aus Latein und Französisch gemixtes Italienisch zusammen, um ihr zu sagen, daß von meiner Wäsche vier Taschentücher und zwei Unterhosen fehlen. Sie geht und ich höre, wie sie die Treppe hinaufruft: „Heerst, Franzl, dem Herrn föhln vier Sacktüacher und zwoa Gattjen . . ."

Rom. Eine Audienz beim Papst wird jedem gewährt, der etwa das Empfehlungsschreiben eines Monsignore der Kabinettskanzlei vorweisen kann. Vor dem Portal zur Scala d'Oro steht ein braungebrannter Mann in seidener Landsknechttracht. Ich spreche ihn an: „Scusi, Signore . . ." Schon unterbricht er mich: „Iech versteh niech Italienisch . . . Wenden Se sech an den Hauptmann." Natürlich — die päpstlichen Schweizer.

Neapel. Halb neun Uhr morgens, vor dem Museo nazionale. Vor mir will eine alte Engländerin durchs Portal gehen. Ein Italiener hält sie mit gewichtiger Miene auf und offeriert in schlechtem Englisch: „Schöne braune Knaben, braune Männer . . . in jeder Preislage . . ." Die Lady kreischt auf: „Belästigen Sie mich nicht . . . Unerhört! Ich rufe die Polizei . . ." Und stürmt wütend weiter. Nach zwei Schritten springt der Mann ihr nach: „Pardon, meine Dame . . . Sie können auch Mädchen haben." *P. Sch.*

BEDEUTENDE NEUERSCHEINUNGEN

JOHN GALSWORTHY
Auf der Forsyte-Börse
NEUNZEHN NEUE KAPITEL ZUR FORSYTE SAGA
1.—30. Tausend / Deutsch von Leon Schalit
Halbleinen M 6.30, Ganzln. M 7.50, Halbld. M 14.—

FRANZ WERFEL
Das Reich Gottes in Böhmen
TRAGÖDIE EINES FÜHRERS
1.—10. Tausend
Ganzleinen M 7.—

SCHALOM ASCH
Moskau
ROMAN
1.—10. Tausend
Ganzleinen M 7.—

THEODORE DREISER
Die Frau
FÜNFZEHN LEBENSSCHICKSALE
1.—8. Tausend
Zwei Bände: Ganzleinen M 12.—
Dünndruckausgabe in einem Band: Ganzln. M 12.—

FELIX SALTEN
Gute Gesellschaft
ERLEBNISSE MIT TIEREN
Halbleinen M 5.—, Ganzleinen M 5.80

WALTHER EIDLITZ
Zodiak
ROMAN
Ganzleinen M 7.50

ROMAN GUL
Boris Sawinkow
DER ROMAN EINES TERRORISTEN
Zwei Bände: Ganzleinen M 12.—

HANS HELL
M. d. R.
Mitglied des Reichstages
ROMAN
Ganzleinen M 6.50

F. P. CROZIER
Im Sturm ums Niemandsland
Ganzleinen M 7.50

HENRI BARBUSSE
Erhebung
ROMAN
Ganzleinen M 6.50

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN · WIEN

Abbau der Regenschirme. Und nicht einmal einen Schnupfen kann man sich holen, denn der Wind treibt sich draußen vor den Arkaden herum, bläst den Regen an die Fronten des Doms und der Scala, nimmt an den Seitenportalen der Galerie Reißaus und hütet sich, Durchzug zu machen, als ob er um die traurigen Folgen wüßte, die aus der Zugluft entstehen könnten. Aus vier Cafés ertönen abwechselnd die Klänge aus Tostis „Idealen" und die des letzten amerikanischen Fox. Sie helfen mit, die wohltemperierte Atmosphäre auszuwattieren, die die Bummler so lieben.

Tenöre, Bässe, Baritone, Diven und Choristen. Vorgestern sind sie ausgeschifft worden in Neapel, Genua oder Triest: Heimkehrer aus den Opernhäusern der fünf Kontinente. Kaum sind sie zurück, so überfällt sie die unbezwingliche Sehnsucht nach Mailand, nach der Galerie. Was nutzt es, Lorbeeren einzuheimsen und Geld, wenn man dann alles für sich behalten soll, statt sich mit seinen Freunden daran freuen zu können. Was nutzt es, den neuen, von Guerlain parfümierten Pelz spazierenzuführen, das Resultat eines Auftretens im New-Yorker Metropolitan-Theater, wenn keine Kollegen da sind, um ihn zu bewundern. Da lohnte es sich nicht einmal, Nachtigallen in der Kehle zu haben.

Sie wandern auf und ab, ab und auf. Tun sich was zugute auf die neuen Kontrakte oder, wenn sie keine vorweisen können, auf die verlockenden Angebote überseeischer Impresarios. Fetzen von Landkarten fliegen durch die Luft: Kairo, Sydney, der „Colon" von Buenos Aires, das „Municipale" von Rio. Motive aus Opern, Sinfonien, Chören, alles wirbelt durcheinander, wenn sie sich ihres Ruhmes erinnern. Beigelegt ist aller Streit auf dem Schlachtfeld der Musik, Verdi hat Frieden gemacht mit Wagner und mit „Pelleas und Mélisande".

„. . . weißt du, die Fuge, wo er macht: ‚tutto nel mondo è burla, l'uom' . ."

Einer, der sich auskennt, weiß bereits, daß es sich um einen Choristen aus dem „Falstaff" handelt, der sich da wichtig macht. Aber es sind auch welche da, die sich nicht auskennen, die glauben, es handle sich um einen Star, und sich umdrehen, vielleicht kennen sie ihn, das gäbe neuen Gesprächsstoff zu Hause. Dem Choristen kommt das Mißverständnis gerade recht, er spekuliert damit an der Börse des Belcanto, und die Aktien seiner Eitelkeit beginnen um etliche Punkte zu steigen. Dann gibt es noch die wahren Favoriten der Götter, jene, deren guter Name genügt, um modische Opernmusik marktgängig zu machen, „denn diese neuen Komponisten, die sind ja zum Lachen! Meyerbeer — das war noch Musik!" Sie erzählen von den Höhepunkten ihrer Karriere, und wie die Theater unter dem Donner des Applauses krachten. „Spuntar l'aurora dooolce", skandiert der



Photo Barrett

Prinzessin Jean di San Faustino



Photo Fiedler

Ein Archäolog in Girgenti



Priester in Genua



Photos Hans Casparius

Studenten



Photo Hans Casparius

Mailand, Galerie

Photo Raffaelli Armoni

Orvieto, Domfassade (Emblema di S Giovanni)

Beckmesser des Theaters von Santiago. Und der Tenor der „Traviata" aus dem Colosseum von Lissabon, der jetzt vor dem Café Biffi steht, wirft sich in die Brust, legt die Hände aufs Herz, als stünde er auf den Brettern.

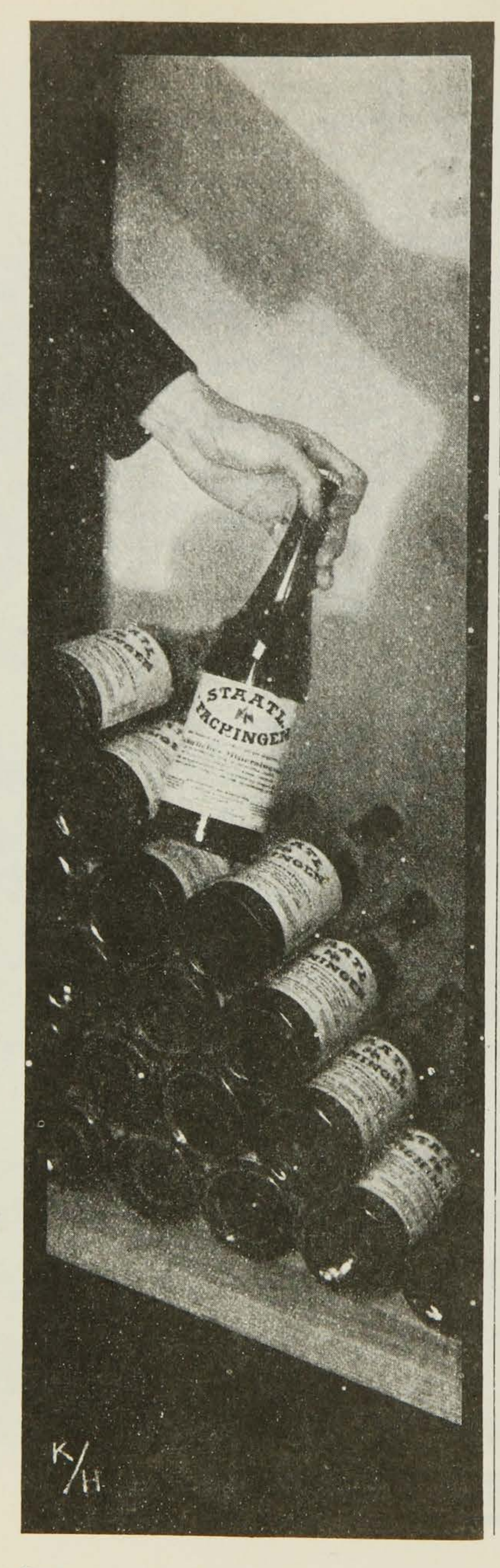
Plötzliche Stille, Bücklinge, Hutabnehmen. Toscanini kommt von der Piazza de la Scala hereingeschritten, ein Triumphbogen wölbt sich ob seinem Haupt. In schwarzem Hut, mit seinem immer blanken Schnurrbart — hat er eigentlich Schnurrbärte auf Vorrat zu Hause, einer exakt wie der andere? —, dem mächtigen Kinn, das seinen Mund noch ironischer erscheinen läßt, so kommt er Arm in Arm mit Pizzetti daher und unterhält sich im Dialekt der Leute von Parma mit ihm. Der Teppich, auf dem er wandelt, ist aus Huldigungen und ehrfurchtsvollen Blicken gewebt. Der Ruhm tut seine Schuldigkeit und flankiert ihn mit zwei unsichtbaren Kordons Carabinieri, die ihm den Durchgang sichern.

Wenn jetzt eine der Scheiben zerspränge, aus denen die Decke der Galerie besteht, und der herabstürzende Regen diese ganze Elitegesellschaft bespritzte, Schnupfen und Halsweh erzeugte, was für ein Unglück für die Welt! Theaterunternehmen machten pleite, märchenhafte Kontrakte zerplatzten, die Abonnenten der Opernsaison stürmten die Theaterkassen, um ihr Geld zurückzuverlangen. „Es steht zu befürchten, daß der Tenor X. wegen seiner Halsschmerzen in dieser Saison nicht auftreten kann . . . daß der berühmte Interpret der Forza del Destino an Heiserkeit leidet . . . daß der Maestro Y. erhöhte Temperatur hat . . ." Katastrophal. Aber nichts von alledem passiert, auch wenn es hageln sollte. Die Galerie von Mailand steht unter dem Schutz eines Wappens, eines in den Boden eingelassenen Mosaiks, das sich genau im Schnittpunkt der Wandelgänge befindet. Das Wappen stellt einen Stier dar. Die vorbeigehenden Studenten schlagen mit dem Absatz ihres rechten Schuhes auf jene Teile, die das Plus sind, welches der Stier vor dem Ochsen voraus hat. Es heißt, das bringe Glück. Wie wenig man von alten Bräuchen auch wissen mag, in Dingen des „Malocchio" ist der Aberglaube am Platz: besser ist besser. *Mario da Silva.*

Befriedigung. Auf der Isola bella. Im Hintergrund der schneebedeckte Simplon, vorne der tintenblaue See, die isola dei pescatori — herrlich! Die tiefe Stille des fürstlichen Parkes und unserer Bewunderung wird durch eine scharfe Stimme zerschnitten, die Stimme eines Herrn im steifen Kragen mit „Spessarthut" und Stocknägeln: „*Tiefbefriedigt.*" Kein Mensch rundum — er war ganz allein.

Die Station. Er war noch nie in Italien gewesen, aber er genierte sich vor der Frau, der er den Süden schenken wollte. Als er daher, einige Stunden nach der Grenze, aus dem Mittagsschläfchen erwachte, der Zug hielt grade, und den Namen der Station ablesen wollte, zog er die Uhr und rief erstaunt: „Was? *Schon in Oglio Sasso?*"

MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
PROSPEKTE AUF ANFRAGE
DAS GANZE JAHR GEÖFFNET



Italienische Weine. Jede Provinz hat ihre ausgesprochenen Spezialitäten, die man in anderen Provinzen vergebens sucht.

Piemonteser Weine: Barbera, Freisa, Barolo, Grignolino, Asti etc. werden sehr viel getrunken. Kräftig. Vertragen den Versand in Flaschen und werden, je älter, desto besser.

Veroneser Weine: Valpolicella, Bardolino, leicht, durchsichtig. Valpolicella besser weiß und Bardolino lieber rot trinken.

Ligurische Weine: Val Polcevere, Coronata, hell und tückisch.

Weine aus Emilia: Lambrusco, Malvasier, Vernaccia, im allgemeinen leicht und erheiternd.

Römische Weine: Albana, Sangiovese, kompakt, hitzig, blutrot.

Toscaner Weine: Chianti, Montepulciano, Vin Santo; flüssig, süffig, werfen einen leicht um. Der Montepulciano hat sogar literarischen Wert, weil ein Dichter ihn als den König der Weine bezeichnet hat.

In Umbrien: Orvieto, der heilige Franziscus unter den Weinen.

Latium: Weine aus Frascati, Marino, Velletri und Castelli, Ambra in Farbe und Geschmack, würzig und barock.

Neapolitanische Weine: Capri, Ravello, der letztere rosafarben und nur am Orte selbst trinkbar.

Weine aus Puglia: bäurisch, derb, manchmal so dick, daß man sie mit dem Messer schneiden kann.

Sizilien: Marsalla, Passito di Siracusa, Bosco, Ficuzza etc., mindestens 18% Alkohol, im Uebergangsstadium zum Likör befindlich, schwefelhaltig; Weine, denen man nicht ohne weiteres trauen soll.

Mitteilung. Das Gedicht *Die Bildnisse der Ammen* (in diesem Heft) erschien deutsch zuerst in der von Franz Pfemfert herausgegebenen Wochenschrift *Die Aktion.*

Veder Napoli . . .

Halb sieht man Aug', halb fühlt die
Hand,
Halb bin ich schon in Schlafes Land.
Das Fenster und der Schrank zerrinnt,
Die neue große Welt beginnt.
Ein Bronzepferd hebt den schlanken
Huf,
Der Ofen brodelt als Vesuv,
Neapel liegt im Abendrot —
Ich habs gesehn. Jetzt bin ich tot.

Paul Schiller.

Führer für den Feinschmecker

Bergamo: Albergo Moderno.
Bologna: Trattoria del Pappagallo.
Civitavecchia: Osteria del Porta.
Formia: Trattoria della Quercia.
Florenz: Trattoria Paoli. Trattoria delle Buche di San Ruffilo.
Genua: Rosticceria Sacco.
Mailand: Ristorante Cinzano.
Neapel: Ristorante Falstaff.
Portofino Bad: Ristorante Nazionale.
Rom: Alfredo alla Scrofa. Canepa. Bucci. Al Pastarellaro (oder irgendeine römische Osteria oder Trattoria, wo *keine französische Küche* geführt wird).
Venedig: Trattoria della Fenice. Trattoria del Giorgione.

Anmerkung zu dem Wort „pernacchio“. Pernacchio ist ein Geräusch, das man mit dem Munde macht, und das ein Geräusch der entgegengesetzten Pforte nachahmt. Es gilt als böse Verhöhnung, sogar als blutige Herausforderung. Das Pernacchio ist uralt, es geht bis auf die alten Römer zurück. Ich glaube, daß es die Samniten in Aufnahme gebracht haben. Eine Sage erzählt, daß, als das römische Heer unter dem Kaudinischen Joch seinen Parademarsch vollführen mußte, die Samniten diese fromme Uebung mit Pernacchis begleiteten, und daß durch dieses Geräusch und nicht durch das Joch die mitmarschierenden Römer sich beleidigt fühlten.

Mehr als hunderttausend

Franzosen haben dies Buch gelesen, ebenso viele Deutsche, Engländer und Amerikaner werden es lesen.

Berliner Tageblatt über

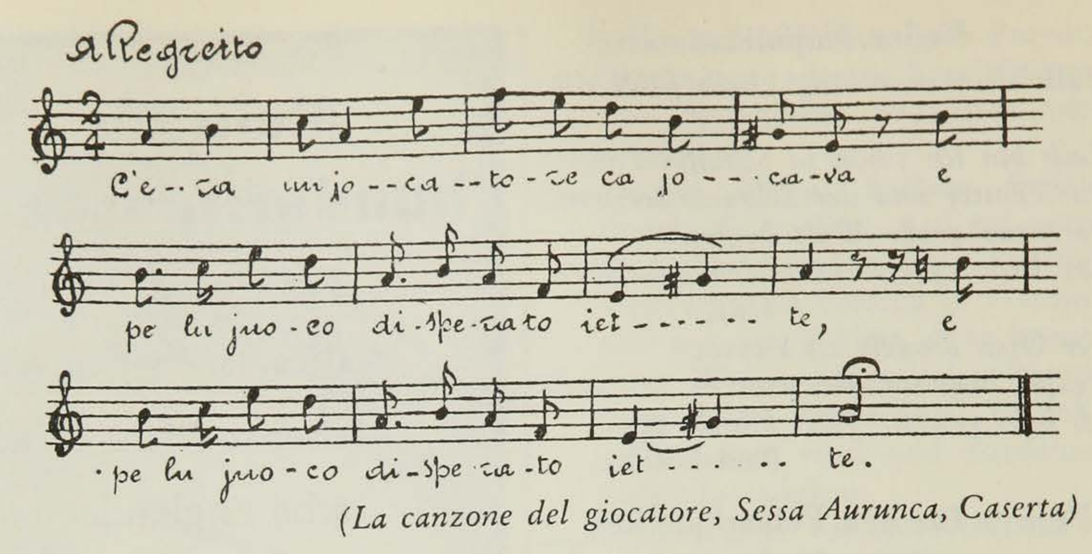
CLEMENCEAU

Größe und Tragik eines Sieges

Brosch. RM. 8.50 / Leinen RM. 12.—

Das einzige Originalwerk des »Tigers« zum Versailler Vertrag

UNION DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT IN STUTTGART



(La canzone del giocatore, Sessa Aurunca, Caserta)

ITALIENISCHE VOLKSLIEDER

„Canta che ti passa" — „Singe, damit du drüber wegkommst" —, pflegen die Italiener zu sagen. Und verstehen unter dem, über das sie hinwegkommen wollen, den Schmerz, die Melancholie, den Kummer, die Not. Ich glaube nicht, daß die Aesthetik des Aristoteles, dort wo sie über die Wirkung der Tragödie spricht, eine andere Kunstanschauung vertritt. So singt denn der Italiener, wenn er allein ist und wenn er mit Freunden zusammen ist, wenn Krieg ist und wenn er den Boden bestellt, wenn er traurig ist und wenn er lustig ist. Er braucht deshalb nicht gleich aus vollem Halse zu singen oder, wie die aus Neapel kommenden Fremden behaupten, auf Anordnung von Cook oder zum Pläsier der Touristen. Der Italiener singt zunächst für sich selbst, summt halblaut vor sich hin, er singt sozusagen in sich hinein, aus einem instinktiven Bedürfnis heraus und weil er das Gefühl hat, daß ihm beim Singen alles besser von der Hand geht. Ein Volk, das mehr intuitiv ist als rationalistisch, das mehr aktiv ist als kontemplativ, auch wenn es in glücklichen Augenblicken sowohl logisch wie beschaulich sein kann. Mit dem Gesang wäscht es sich gewissermaßen die Seele, befreit sie von den Ueberbleibseln verstaubter Begriffe und macht sie für neue Eindrücke wieder empfänglich. Hygiene des Singens. Das Singen hindert es auch, diese Eindrücke unnützen Spekulationen zu opfern, und dient ihm als Sprungbrett zur Tat. Dynamik des Singens. Ein anders geartetes Volk könnte mit entsprechenden Mitteln ähnliche Resultate erzielen: es könnte den Monolog kultivieren, und es würde ein Volk von Philosophen werden. Was singen die Italiener nun eigentlich? Chor der Fremden: „Santa Lucia! Santa Lucia!" Ja, gewiß, auch

Ein rascher Erfolg: 14 Tage nach Erscheinen befindet sich das 6.-10. Tausend im Druck



Ernest Hemingway

In einem andern Land

Deutsch von Annemarie Horschitz

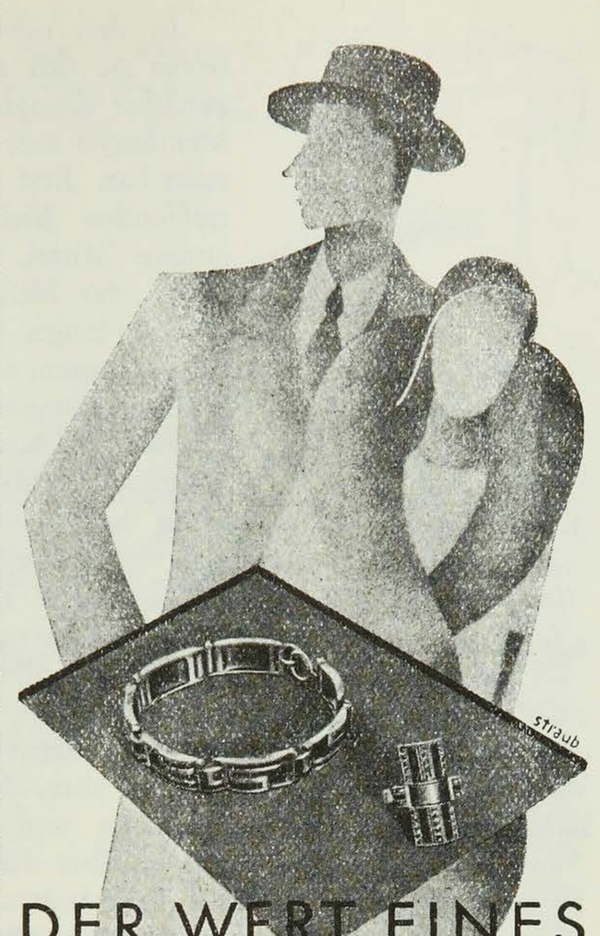
Geheftet M 4.50
Leinenband M 7.50

ERNST ROWOHLT VERLAG • BERLIN W 50

„Santa Lucia". Auch die venezianische „Biondina in gondoletta" und auch die toscanischen „Stornelli", die man aus den ersten Szenen der „Cavalleria Rusticana" kennt. Er singt aber auch anderes. Da gibt es Gebildete, die eine Vorliebe haben für Strawinskis „Histoire du soldat", andere, die für den „Orfeo" des Montiverdi schwärmen. Die Bourgeoisie natürlich singt Stücke aus Opern und blödsinnigen Operetten wie überall. Aber das Volk will substanzreichere und unkompliziertere Kost, es will Dinge, die ihm die Arbeit erleichtern, die sich auch pfeifen lassen und nach denen man tanzen kann, wenn man die Arbeit hinter sich hat. Da gibt es unendlich vieles, was von der offiziellen Musik noch nicht ausgewertet ist, die in den Konzertsälen die Runde macht, und was dafür um nichts weniger frisch und originell ist. Lieder von Leuten, die das Leben lieben und die mutig von vorn anfangen, wenn es schief geht. Gegenmittel gegen Selbstmord und Schwermut.

Wenn der Schreiber dieser Zeilen eine schöne Stimme besäße, würde er sich verpflichten, ein beliebiges Publikum auf lange Zeit hinaus mit diesen Liedern zu fesseln und dabei allabendlich das Programm zu wechseln. Der Einfachheit halber beschränkt er sich darauf, eines der dafür in Betracht kommenden Bücher, und zwar jenes von Cocchiara zu plündern und eines der kleinen Volksmotive hierherzusetzen. Es gibt solche, die auch jüngere Pensionatsküken singen können, ohne befürchten zu müssen, daß ihre Tugend einer allzu harten Probe ausgesetzt werde. Denn manche von diesen Liedern haben ein starkes, gesundes, unbändiges Feuer, und wenn sie auf den Feldern Italiens erschallen, so beginnt die Luft zu brodeln, nach Zwiebeln zu riechen und nach Dunst von gutem Wein. Und das Gras ist weich, damit ihrs mit der Schönen bequem habt.

M. d. S.



DER WERT EINES GESCHENKES

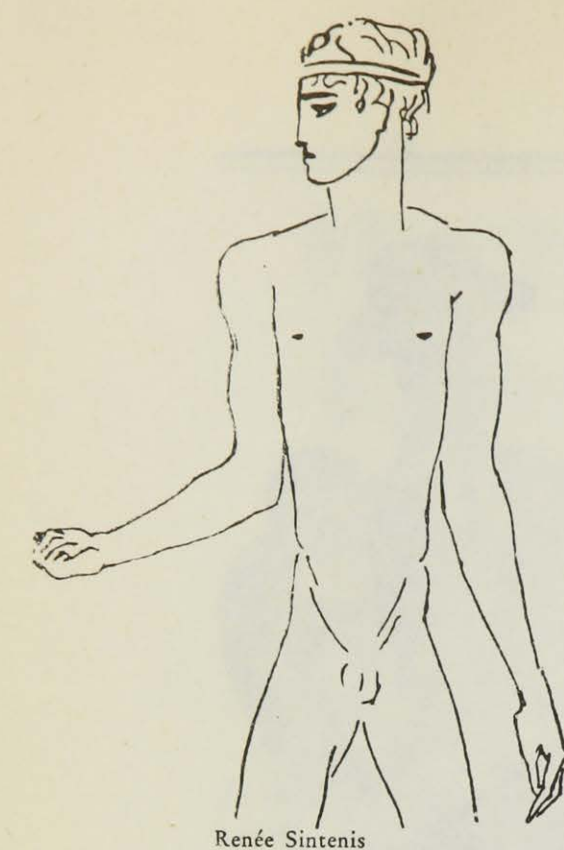
wird in erster Linie bemessen nach dem Geschmack und Takt, mit dem es ausgewählt wurde. Moderner Geschmack und der Stilwille unserer Zeit haben den hochwertigen FAHRNER-SCHMUCK geschaffen. Unter seinen vielen schönen Modellen ist es ein leichtes, das spezielle Geschenk zu finden, das der persönlichen Note des Beschenkten entspricht.

FAHRNER-SCHMUCK

MIT DER PLOMBE

DAS GESCHENK VON INDIVIDUELLEM WERT

Verlangen Sie das neue Schmuck-Modeheft: „Fahrner-Schmuck, der Schmuck unserer Zeit" (mit vielen Abbildungen schöner Modelle), das in jedem guten Juweliergeschäft u. Kunstgewerbehaus erhältlich ist. Bezugsquellennachweis durch den alleinig. Herstell. Gustav Braendle, Theodor Fahrner Nachf., Pforzheim


Renée Sintenis

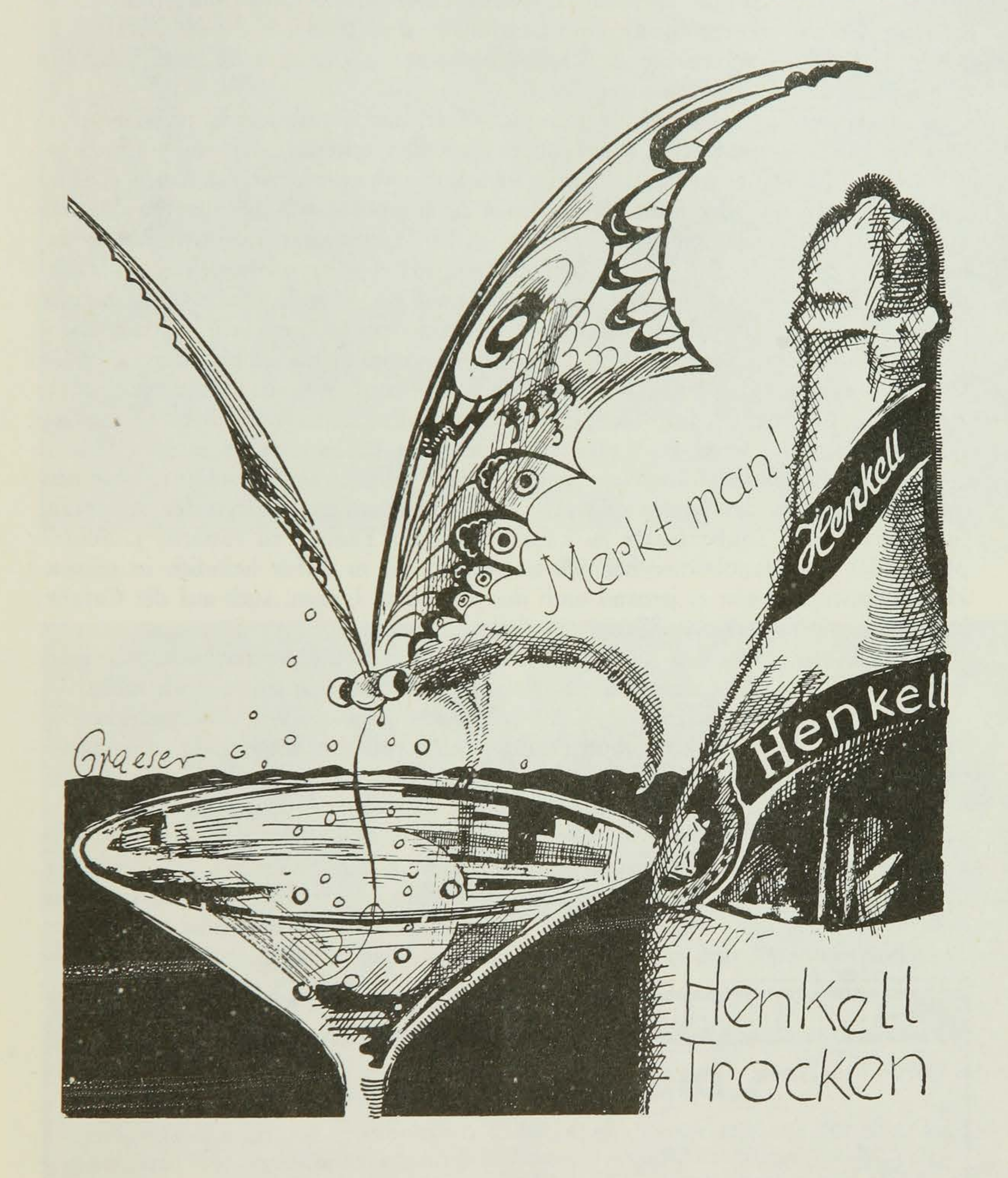
DIE HOCHSCHULE DES SCHIMPFENS

In den nördlichen Ländern tauschen Widersacher, bevor sie sich auf den Boden der Tatsachen begeben, zunächst einmal eine halbe Stunde lang Argumente und Meinungen aus, um einander zu überzeugen, daß jeder recht hat. Erst dann, wenn die Unvereinbarkeit der betreffenden Meinungen offenbar wird, ergreift man andere Mittel. In Italien hingegen dauert der Austausch der Meinungen über den strittigen Gegenstand weniger lange. Er überschreitet selten den Zeitraum von fünf Minuten, aber was kommt nicht alles in diesen fünf Minuten zutage! Schimpfen ist ebenso wie Fluchen eine Kunst des Ausdrucks, eine Art Feuerwerk der Improvisation. Derjenige, der am besten schimpft, hat schon halb gewonnen und ist sicher, die Zuschauer auf seiner Seite zu haben. Die Fülle italienischer Schimpfworte ist unerschöpflich. Abgesehen von den Improvisationen und Neuschöpfungen einzelner Künstler ihres Faches gibt es eine Art Hochschule des Schimpfens, eine Tradition, die dem ganzen Volk von den Alpen bis zum Cap Passero gemeinsam ist. Die Provinzen steuern noch besondere Wortzierden, irgendwelche farbige Varianten bei, aber der Fundus bleibt stets derselbe. Die Beleidigung, die am direktesten und tiefsten trifft, bezieht sich auf die Familie, in erster Linie auf die Ehre der Frauen. Am schwerwiegendsten ist die Beschimpfung der nächsten Verwandten, der Mutter (in Rom), der Tante (in Neapel). Erst danach rangieren Schwester und Gattin. Alle Liebesvergehen der Frauen werden dem unglückseligen Mann zur Last gelegt, den man beleidigen will. In Rom beschimpft man nicht nur die ganze lebende Verwandtschaft, sondern man greift auf die Vorfahren zurück, indem man die schauderhaftesten Geschichten zitiert. Im Wörterbuch des italienischen Beleidigers nehmen die Geschlechtsorgane sozusagen die erste Stelle ein. Alle Begriffe von Dummheit, Tölpelhaftigkeit, Idiotie, Albernheit und Blödsinnigkeit gipfeln in der Beschimpfung des männlichen Gliedes, das in jedem einzelnen Dialekt mindestens zwei Dutzend Titel und Extrabenennungen aufzuweisen hat! „Minchione, Bischero, Cazzaccio, Coglione“, und in der gleichen Tonart ad infinitum. Auch die weiblichen Geschlechtsteile werden zur Steigerung der Beleidigung herangezogen. Ihre Wirksamkeit ist jedoch ganz erheblich geringer. In ganz verzweifelten Fällen nimmt man die Homosexualität zu Hilfe, der die unerträglichsten und fürchterlichsten Beschimpfungen entliehen werden: Der Italiener ist eben seiner ganzen Natur nach diesen homöopathischen Methoden höchst abgeneigt. In Rom bedeutet die dem Gegner an den Kopf geschleuderte Verwünschung, er möge „eines schlechten und plötzlichen Todes“ sterben, weniger eine Beleidigung, als einen Refrain — man achtet schon gar nicht mehr auf die Worte, sondern nur noch auf die Geste, von der sie begleitet sind. Unendlich ist auch die Zahl der zoologischen Schimpfworte.

Bleibt noch hinzuzufügen, daß in dieser Materie die Kutscher preisgekrönt werden müßten! Zwei Kutscher beleidigen sich gegenseitig stundenlang, ohne ihr Repertoire auch nur annähernd erschöpfen zu können, und ohne sich von ihren Sitzen zu rühren. Aber altem Brauch gemäß folgen den beleidigenden Worten niemals die Taten! Eines Tages stieg ein Kutscher, Neuling in seinem

Beruf, vom Bock und beförderte den ihn beleidigenden Kollegen mit Blitzesschnelle ins Hospital: am nächsten Tage war er arbeitslos.

Die meisten Deutschen wissen nicht, daß in Italien das Fluchen verboten ist! Nichtsdestoweniger fluchen die Italiener ruhig weiter, auf die Gefahr hin, wenn sie in flagranti ertappt werden, zehn Lire pro Fluch zahlen zu müssen.



Dem deutschen Kommunisten, der Italien bereist, sei dringend geraten, den kommunistischen Gruß nicht öffentlich zu gebrauchen. Nicht etwa aus politischen Gründen oder weil in Italien nur der faschistische Gruß zulässig ist, sondern weil in der italienischen Zeichensprache das Heben des rechten Unterarmes bei geschlossener Faust (Perbacchio) das Obszönste, Beleidigendste bedeutet, was sich erdenken läßt. Das Risiko, als Leiche auf dem Schauplatz zurückzubleiben, ist groß.

ITALIENER IN VENEDIG

Von *Pietro Solari*

Auf allen Längen- und Breitengraden der Welt, vor allem im Norden Europas, würde man einen Italiener, der das Geständnis ablegte, noch nie in Venedig gewesen zu sein, als einen Stockfisch ansehen. In Italien unter Italienern ist diese Gefahr weniger groß. Seien Sie offen und lassen Sie Ihre Ambitionen aus dem Spiel — waren Sie je dort? „Ich nicht." — „Ich auch nicht." Schön, dann schämen wir uns gemeinsam.

Fehlten sonstige Merkmale, um den Italiener, der zum erstenmal nach Venedig hereingeschneit kommt, von den anderen Fremden unterscheiden zu können, so würde man ihn sofort an der falschen Ungezwungenheit seiner Duckmäuser-Miene erkennen, die er in der Gondel, in den Gassen und erst recht auf der Piazza zur Schau trägt: nicht einer bleibt stehen, den Markusdom oder den Rialto zu betrachten, angehaltenen Atems, mit großen Augen oder wenigstens mit jenem offenen und aufmerksamen Blick, mit dem man ein Wunder zu betrachten und in sich aufzunehmen pflegt. Sie gehen blinzelnd mit eiligen Schritten vorüber, als ob ein pressantes Geschäft auf sie wartete, und wo gehen sie hin, die Schwindler? Ins nächste Café, sitzen vor ihrem „Espresso" und der aufgeschlagenen Zeitung, und genießen, ihr Inkognito wahrend, die Szenerie. „Ich bin Venezianer", scheinen sie, wenn auch in neapolitanischem Dialekt, zu sagen.

Aus denselben Gründen vermeidet es der Italiener in Venedig 1. von den Schnellfotografen des Markusplatzes sich aufnehmen zu lassen oder selbst zu fotografieren; 2. Taubenfutter zu kaufen oder die Tauben zu füttern; 3. Stadtpläne oder Reisehandbücher bei sich zu tragen, die er dafür heimlich in seinem Hotelzimmer studiert; 4. jemand nach der Straße zu fragen, auch auf die Gefahr hin, irrezugehen oder ins Wasser zu fallen; 5. etc.

Tatsache ist aber, daß sich der Italiener in Venedig heimatloser und verlorener fühlt als selbst der Fremde. An die Touristen schließt er sich nicht an, denn er merkt bald, daß er nicht zu ihrer Rasse gehört. Vor den Venezianern geniert er sich, und falls er oberflächlich etwas von ihnen weiß, so erkennt er in ihnen weder die der Morosini oder der Dandolo wieder, noch die von Gozzi oder Goldoni, und sie kommen ihm wie eine frische Brut von Lagunen-Schweizern vor, die am wenigsten empfehlenswerte von allen. (Beiläufig: Wer, bevor er sich Venedig ansieht, den Denkwürdigkeiten und den im ganzen Orient, am Ägäischen und Schwarzen Meer, in Zypern und Trapezunt verstreuten Spuren nachgeht und im harten Idiom der Bauern des Epirus oder der mazedonischen Briganten den Niederschlag des noch unverfälschten venezianischen Dialektes ver-

EIN NEUER JÜDISCHER FAMILIEN-

Myron Brinig **„DIE SINGERMANNS"** Ganzln. M 6.50

Die Geschichte von Moses und Rebekka Singermann, die, als sie noch jung und lebenshungrig, aus Rumänien nach Amerika auswanderten, und von ihren Kindern, die in der neuen Welt aufwachsen. Das pulsierende Leben des amerikanischen Nordwestens bildet den Hintergrund, Arbeiter, Preisboxer, Baseballspieler und Dirnen sind die Gestalten dieses unerhört plastischen Romans.

ADOLF SPONHOLTZ VERLAG G. M. B. H. / HANNOVER

ROMAN AUS AMERIKA

Venedig, Rialto



Union-Bild

Blick von der Brücke

Photo Wörsching

Totenschiff

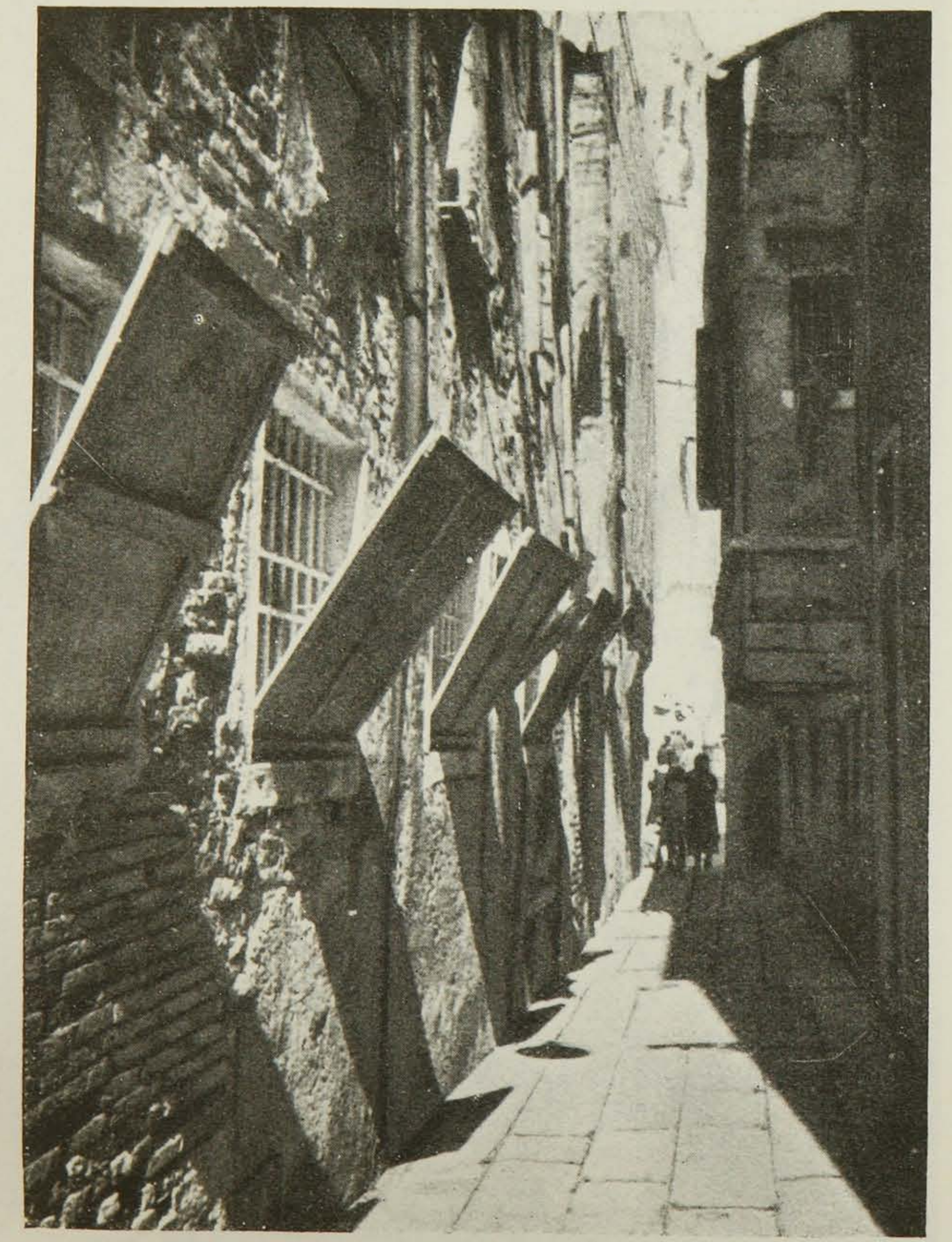


Photo M. Stevenson-Heinsheimer

Fensterspiegel, die das Licht ins Zimmer bringen (Venedig)

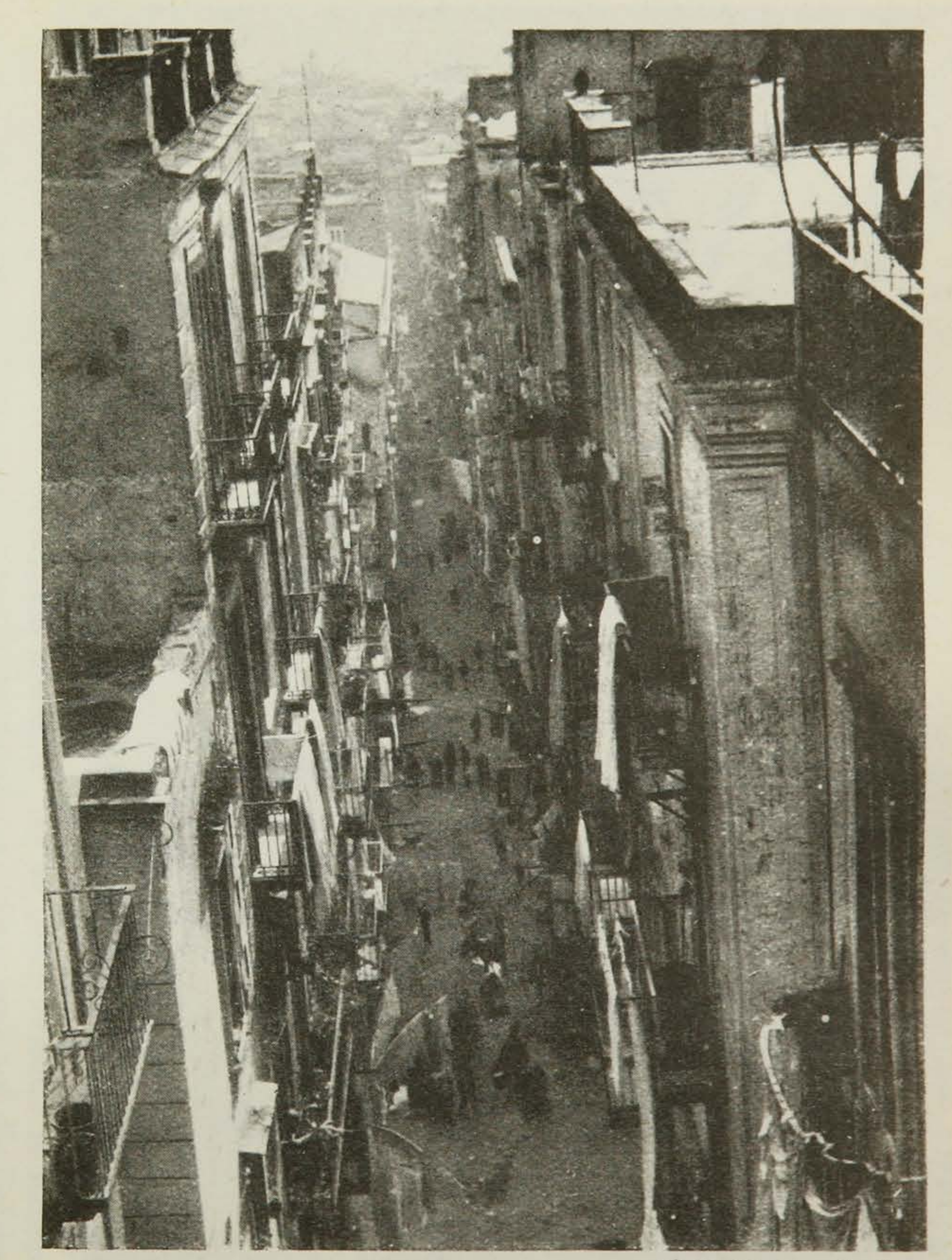
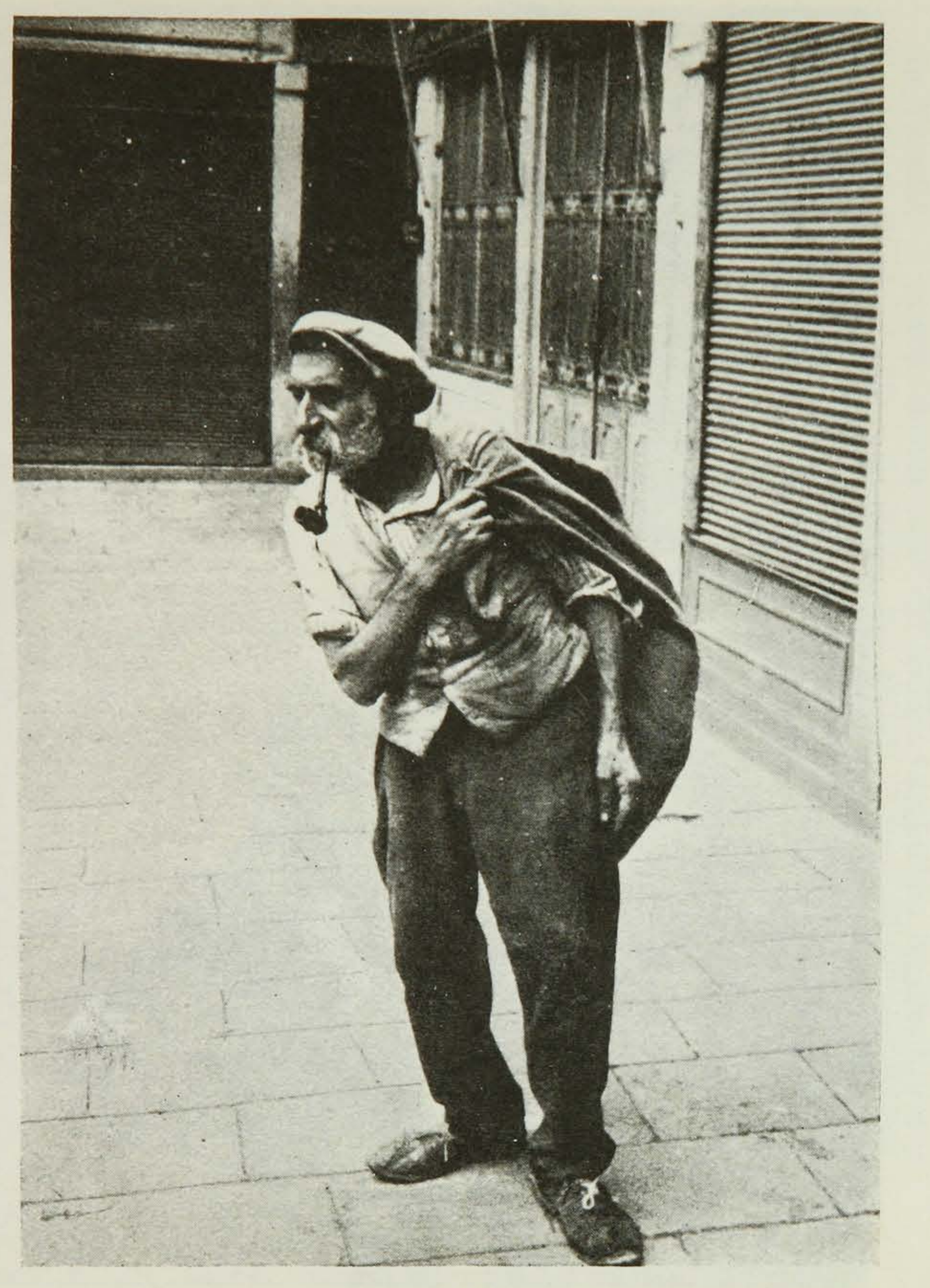


Photo Marianne Breslauer

Balkone (Neapel)



Venezianer

Photos M. Stevenson-Heinsheimer

Deutscher mit Baedeker



Photo Franz Fiedler

Monti Ruffi



Photo M. Stevenson-Heinsheimer

Katzen in Venedig

nimmt, erkennt und bewundert in ihnen die Pioniere der italienischen Großmacht.)

Vor der Stadt selbst hat der italienische Fremde jenen Respekt, der letzten Endes eine Art Verbeugung ist, die Bewunderung der Schüchternen. Er sieht den Venezianer uninteressiert zwischen den Wunderdingen herumlaufen wie den Küster in der Kirche, den die feierliche Schönheit des Ortes unberührt läßt, und möchte es ebenso machen wie er, möchte ebenso heiter und unbekümmert sein; aber bedrückt von der Last historischer Erinnerungen, weiß er nicht, auf welche Seite sich zu schlagen. Die Stadt ist eine Folge von Knalleffekten, von einander verdrängenden, überrennenden und übertreffenden Effekten: das Pathetische schlägt das Majestätische tot, das Idyllische endet im Böcklinstil, das Frivole und Düstere gehen Arm in Arm, das Heroische geht im Sentimentalen unter, das Pittoreske vergeudet sich zwiefach, real und gespiegelt: allzuviel Reize, o heiliger Antonius, für Leute, die ihren Baedeker, aber nicht ihre Seele im Hotel gelassen haben. (Der rechte Tourist macht es umgekehrt.) Das Ende ist, daß sich mancher im tiefsten Innern schämt, nach Venedig gekommen zu sein, wie er sich früher schämte, noch nie dort gewesen zu sein.

„Ich bin hierhergekommen, um mir die ‚Biennale' anzusehen", sagt mit fingierter Bescheidenheit manch einer, der in seinem Leben noch kein Bild gesehen hat, und in seinem Speisezimmer Oeldrucke des „Troubadour" und des „Othello" hängen hat. Die lieben Schwindler. Sie wollen sich Venedig heimlich ansehen. Ich will damit sagen, daß der unterirdische, dumpfe Gefühlsschwall, der diesen italienischen Fremden die Kehle zuschnürt, weit mehr wert ist als die lauten „Wonderful" und „Ach, wie romantisch" der gesamten Touristenheit Anglosachsens und Sachsens.

In Venedig — womit ich aber nicht die andern Landstriche Italiens kränken will — kann man die schönsten Nasen der Halbinsel bewundern: prunkvolle, vornehme, dogen- und casanovahafte, scharfe, drohende und unnachahmliche Adlernasen, die von den dantesken wie von den jüdischen gleichweit entfernt und weder eigensinnig noch raubgierig sind, aber dafür um so autoritativer und gewichtiger. Nichts an der Zeichnung der Nasenflügel, was an die Sinnlichkeit der Orientalen gemahnte oder bloß an vulgäre Lüsternheit. Um ähnliche zu finden, muß man bis auf die Assyrer zurückgehen, von denen die Venezianer auch ihren augenfälligen und würdigen Bartschnitt haben, der schönste, der mir jemals zu Gesicht gekommen ist. Wer bei einigen von ihnen das wohlausgewogene Gleichgewicht und richtige Verhältnis zwischen Nase und Bart studiert, begreift, was Maß bedeutet. Und vielleicht geht ihm ein Licht auf und er ver-

Der IV. Band der von Dr. H. Th. Bossert herausgegebenen

Geschichte des Kunstgewerbes aller Zeiten und Völker

erscheint noch vor Weihnachten. Er beginnt mit Ägypten und Phönizien und setzt die Betrachtung des Kunstgewerbes über die griechische und römische Antike bis zum Ende der islamischen Epoche fort.

Als Bearbeiter dieser Beiträge zeichnen die Herren: *Priv.-Doz. Dr. Walter Wolf, Leipzig; Prof. Dr. Valentin Kurt Müller, Berlin; Studienrat Dr. Albert Ippel, Berlin; Priv.-Doz. Dr. Friedrich Matz, Rom; Dr. Helmuth Th. Bossert, Berlin; Prof. Dr. Heinrich Glück, Wien; Prof. Ernst Kühnel, Berlin.*

Das ganze Werk ist in sechs Bänden komplett. Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet in Halbleder gebunden RM 42.—. Der Umfang des IV. Bandes beträgt etwa 450 Seiten Text mit weit über 1000 Illustrationen sowie 8 Farbdrucktafen und 20 Kupfertiefdrucktafeln.

Einsichtnahme in jeder Buchhandlung.

ERNST WASMUTH VERLAG A. G. / BERLIN W 8

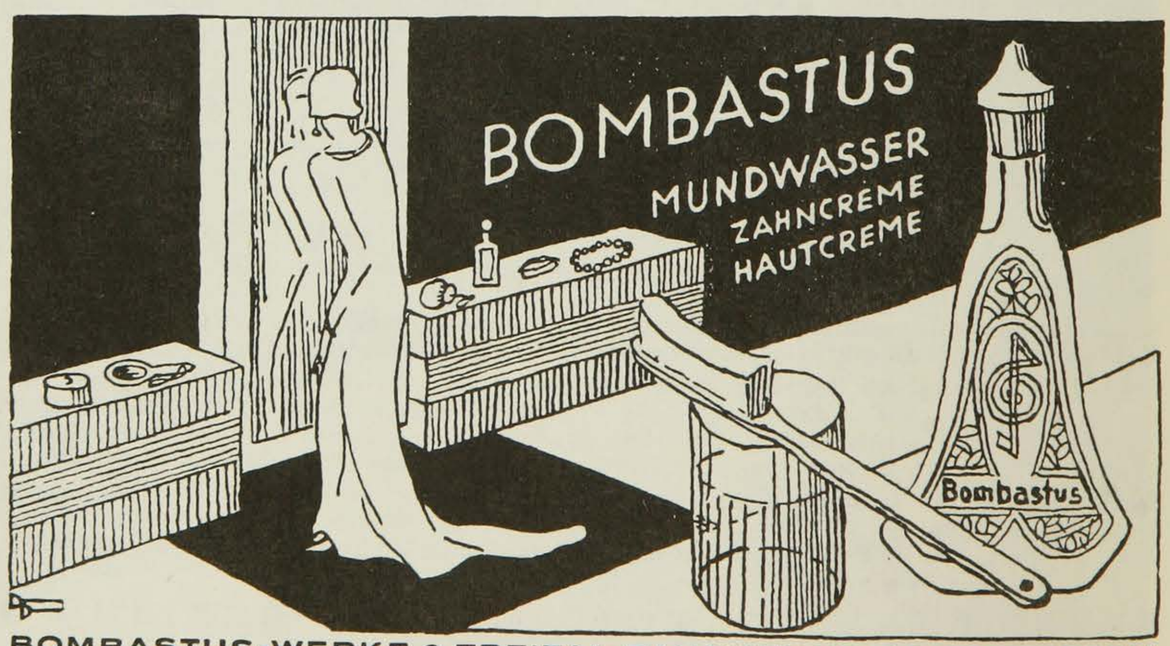
steht die Etymologie, d. h. den verborgenen, essentiellen Sinn des familiären venezianischen Ausdrucks *barba,* das soviel wie Onkel heißt: eine zärtliche, aber aus Autorität, Wohlwollen und Respekt gemixte Vokabel.

Am Abend geht man auf die Piazza, um Eis zu essen, wie in allen andern Städten auch, in jedem Sommer und auf jeder Piazza. Auf der in Venedig sind die meisten Café-Orchester, zumindest eines in jedem Lokal, und meine gepeinigten Ohren haben das Fiedeln von acht Kapellen zugleich gehört. Als Saal ist der Platz zu klein, und wenn auch seine Perspektive vorbildlich ist, so läßt seine Akustik doch sehr zu wünschen übrig. So sehr, das es auch einem Tauben nicht schwer fallen dürfte, hundert Tische zu finden, an denen man die acht Orchester zugleich hört; aber einen Tisch, zu dem das Gejaule von nicht mehr als drei Jazzbands herüberklingt, gibt es kaum. Doch die Leute tun, als hörten sie nichts (hier einmal wörtlich verstanden), und vielleicht lieben sie die Musik mehr als ich: tatsächlich ist das Café, wo ich in einem einzigen Potpourri den Walzer der „Lustigen Witwe“, die Sinfonie des „Barbier von Sevilla“ und das Menuett von Boccherini genießen durfte, das vollste von allen.

Neben mir sitzt eine Brigade italienischer Fremder, Römer, wenn ich nicht irre, und von Zeit zu Zeit fliegt in einer der Kampfpausen dieser Musikschlacht ein Fetzen ihrer Unterhaltung zu mir her.

„Venedig“, sagte einer von ihnen, der mir das Familienoberhaupt zu sein scheint, „ist die einzige Stadt, in der es keinen einheimischen Wein gibt.“

„Die Tauben auf dem Markusplatz . . .“, beginnt die Tochter des Familienoberhauptes, aber die drei Kapellen bombardieren mich mit der „Diebischen Elster“, den „Danze delle ore“ und dem „Tschin-tschin-tschina-tschin“ der „Geisha“, und da kann ich nichts mehr hören. Schade? Keineswegs: ich bin sicher, daß es nicht nur schwierig ist, etwas Neues über die Tauben auf dem Markusplatz zu sagen, sondern ganz unmöglich. Zu der Brigade gehört auch ein Junge, dem der erste Flaum zu sprossen beginnt, und der sich dauernd auf seinem Stuhl herumdreht, um recht bequem und dreist Ausschau halten zu können nach allen den schönen Frauen, die an den benachbarten Tischen sitzen, vor, hinter, links und rechts von dem seinen. Und dann kommentiert er sie seiner Gesellschaft. Was sagt er? „Der Blickwinkel der Venezianerinnen hat einen Aktionsradius von einhundertundachtzig Grad.“ Von den Jungen ist noch zu lernen.



BOMBASTUS-WERKE • FREITAL-ZAUCKERODE BEI DRESDEN

AUCH DAS ALTE ITALIEN IST NEU ZU ENTDECKEN

Von *H. v. Wedderkop*

Die Rolle der Kunstgeschichte ist beinahe tragisch zu nennen. Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schönen oder wenigstens mit dem Bedeutsamen, Kunst wird geboren — jedenfalls höchste Kunst — auf dem Gipfel der Potenz, und eben diese hochgeborene Kunst sollen sich Leute später ansehen mit einem möglichst kalten, kritischen Kopf unter möglichster Ausschaltung persönlicher Momente, um auf diese Weise der Wahrheit näherzukommen. Da sich indes die Kunst mit dem Verstande nicht begreifen läßt, so gibt es im Grunde genommen nur einen Weg, nämlich, sich nicht weiter mit der ästhetischen Wertung aufzuhalten, sondern gleich zu andern Dingen überzugehen, zum sogenannten Stil des Kunstwerkes, Entstehungszeit, Farbentechnik, Kulturunterströmungen und was es sonst für Dinge gibt, die mit dem Wesen des Kunstwerkes direkt nichts zu tun haben. Viele, und lange nicht die schlechtesten unserer Kunsthistoriker, haben diesen Weg beschritten in der instinktiven Erkenntnis, daß sich über die Qualität eines Kunstwerkes eigentlich überhaupt nichts sagen läßt, sie haben den ästhetischen Gesichtspunkt beiseite gelassen und sich entweder aufs Kulturhistorische, oder aber aufs Spekulativ-Stilistische geworfen. Ein großer Teil dagegen treibt es entschieden zu weit, indem er in Raffaelschen Bildern immer nur geometrische Konstruktionen sieht, oder diesen geometrischen Stumpfsinn womöglich auch noch gar auf solche rein malerischen Erscheinungen wie Tizian ausdehnen möchte.

Der alte *Burckhardt* gehört seiner ganzen Struktur nach entschieden mehr zu den Kulturhistorikern. — *Heinrich Wölfflin*, angeblich der Nachfolger und Erbe



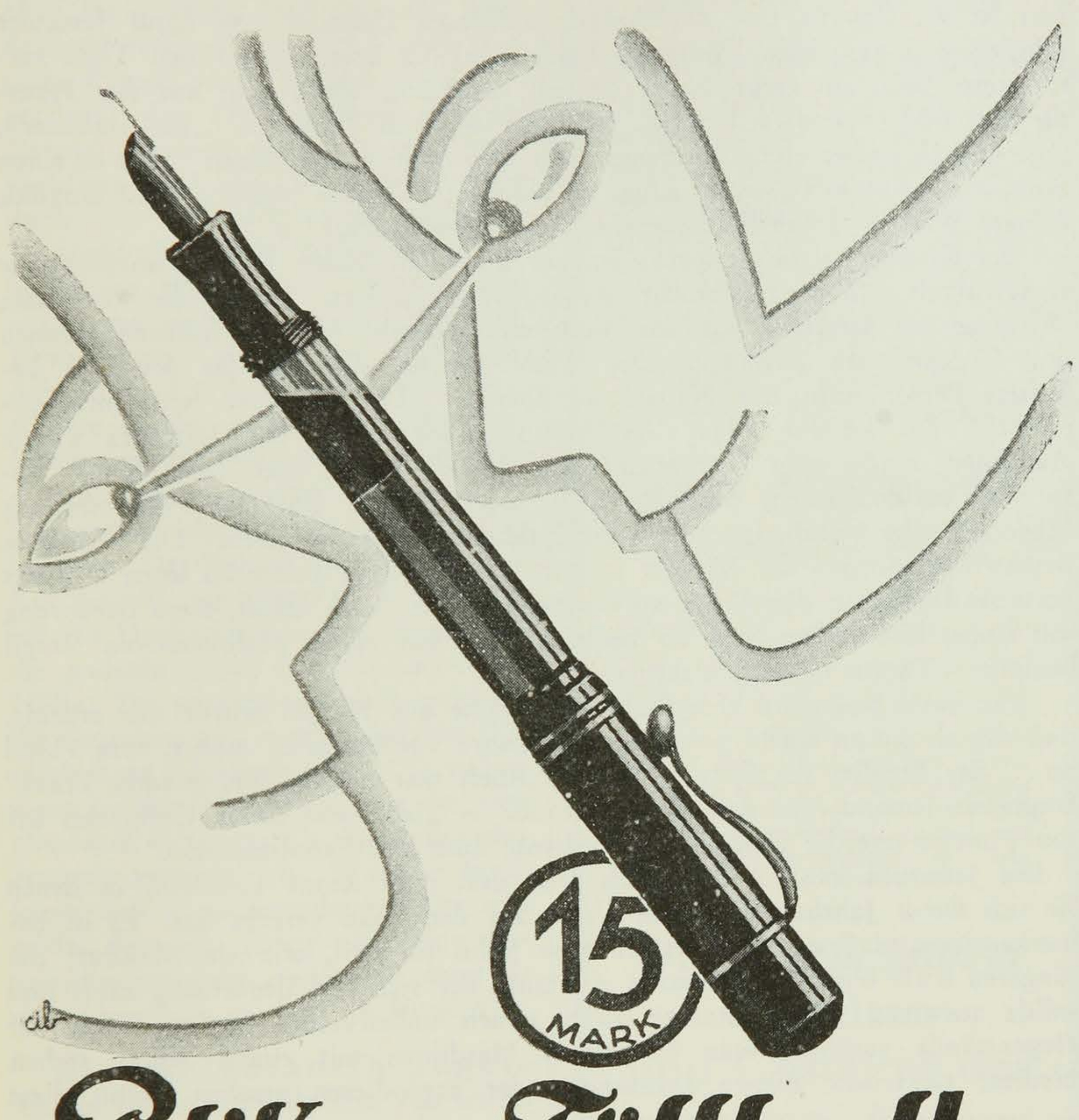
dieses letzten großen Kunsthistoriker-Dynasten, hat vor nicht langer Zeit es für die Aufgabe der Kunstgeschichte bezeichnet, den Stil eines Kunstwerkes aus der Zeit und aus der Rasse zu erklären, womit er mehr oder weniger die These aufstellt, daß die alte Kunst von unseren später und anderswo Geborenen überhaupt nicht begriffen werden könnte. Das sind alles Tatsachen, die dem kunstbeflissenen Italienreisenden nicht grade Mut machen, und die Zustände auf diesem ganzen Kunstgebiet sind denn auch entsprechend. Es herrscht die bekannte Ein- und Zwei-Sterne-Wirtschaft. Was keinen Stern bekommt, ist bestenfalls „interessant". Zwei Sterne sind belaufen und angestarrt, das „Interessante" wird übergangen.

Wir möchten die Italien-Besucher zum Mißtrauen gegen die „Sterne" auffordern. Sie sind im allgemeinen vollkommen willkürlich verteilt auf Grund einer uralten Wertung, die allmählich, wie das meiste andere, revisionsbedürftig ist. Michelangelo z. B., Name, der unangreifbar scheint — den zu kritisieren eine Art Sakrileg bedeutet, während in Wirklichkeit eben dieser Michelangelo z. B. höchst ungleichmäßig war, während es in Sonderheit bei Michelangelo noch höchst zweifelhaft ist, ob er nicht als Maler viel größer war, wie als Bildhauer, während es sicher ist, daß er recht viel mäßige Architektur produziert hat.

Der oft geschmähte *Wilhelm Hausenstein* hat auf alle Fälle das Verdienst, wieder etwas Bewegung in die erstarrte italienische Kunstgeschichte gebracht zu haben. (Genau wie es seinerzeit der alte Schopenhauer auf dem Gebiet der Philosophie getan hat.) Mag es im Sinne der Zeit liegen und mag Hausenstein nur der Exponent dieser Zeit sein: auf alle Fälle ist er es, der uns die großen Primitiven wieder nahegebracht hat, und um nicht nur Ruhm auf seinen Scheitel zu häufen, mag ihm gesagt sein, daß er es vielleicht ein bißchen summarisch getan hat, daß er wie Giotto allzusehr herausgestrichen hat, statt auf das oft Schematische entschieden eine solche Persönlichkeit dieses estremely busy artist aufmerksam zu machen (denn überall, wo ein Auftrag zu ergattern war, hatte Giotto seine Hände im Spiel). Aber er hat die Welt wieder nachdrücklich auf solche Riesenerscheinungen wie *Lorenzetti* hingewiesen, auf *Duccio,* auf *Simone Martini.* Er schreibt vielleicht ein bißchen mehr, als er verantworten kann; aber der Kern ist gut, das Motiv über jede Kritik erhaben: denn er zieht das Publikum weg von den hochtönenden Namen der Hochrenaissance, zu den großen *Anfängen* der Kunst. Er müßte nur noch einen Schritt weitergehen, zu den Ignotos, d. h. zu den völlig Unbekannten, von denen es keine Kunde mehr gibt, oder zu solchen Leuten wie etwa Bartolo da Fredi, dessen Veccio Testamento in der Collegiota-Kirche in San Gimignano mit das Erhebenste ist, was die frühe Freskokunst geschaffen hat.

Italien ist nicht dazu da, daß wir auswendig gelernte Namen in diesem Lande ausprobieren. Es ist eine Beleidigung des Landes, wie es eine Beleidigung der Menschenwürde ist, sich mit diesem Ein- und Zwei-Sternensystem zu begnügen. Begeistern Sie sich für Kitsch, liegen Sie in der Sonne herum, trinken Sie Wein und essen Sie Gnocchi und Spaghetti, Trauben und Belpaese: ein viel gedeihlicheres Tun, als in den Galerien die Sternbilder abzuklappern. Und bedenken Sie vor allen Dingen eins: das Großartigste, was dieses Land hervorgebracht hat, sind nicht die Bilder, zumal nicht die Bilder einer späten Epoche, sondern früheste, besonders *romanische Architektur* und deren Schwesterkunst, *das Fresko.* Und dieses beides findet man in den kleinen Städten, abseits vom Wege. In Todi, Gubbio, Arezzo, San Gimignano, Siena, Ravenna und derartigen Städten. Beschränken Sie sich auf die kleinen Städte, denn nur hier gelangen Sie noch zu den Wurzeln des eigentlichen Italiens.

Virgil und Homer. Man fragte den Schriftsteller Dacier, wer seiner Ansicht nach der Größere wäre, Virgil oder Homer. Er antwortete prompt: „Homer ist um tausend Jahre größer."



Pelikan-Füllhalter

mit sichtbarem Tintenstand
für jede Hand geeignet

GÜNTHER WAGNER * HANNOVER * WIEN

Diesem Heft liegen Prospekte bei: des *Bibliographischen Instituts*, Leipzig, des *Insel-Verlags*, Leipzig, der *Kräutermayer-Handelsgesellschaft m. b. H.*, Altona.

VON DER „JETTATURA"

Was ist das, die Jettatura? Die Deutschen kennen etwas Aehnliches: den bösen Blick. Die Jettatura (lateinisch: jactura) ist für den Italiener eine außerordentlich vielfältige, mysteriöse und fluchbeladene Angelegenheit. Der Jettatore ist die Ursache und der Anfang zahllosen Unheils; man kann Jettatore sein, ohne es zu wissen. Jettatura heißt: Unglück bringen; auf den Tisch verschüttetes Salz, ein zerbrochener Spiegel, Stolpern, wenn man aus der Haustür tritt oder irgendwo hingeht, das alles ist auch Jettatura. „Ihr Italiener", sagte ein Deutscher einem Italiener, „ihr seid aber abergläubisch. Hat es einen Sinn, ist es vernünftig, ist es klug, zu glauben, daß eine bucklige Frau Unglück bringt? Was ist Gefährliches an einer schwarzen Katze?"

Der Glaube an die Jettatura ist vor allem im Süden Italiens unausrottbar eingewurzelt. In Neapel mehr als irgendwo anders. Gegen die verfluchte Wirkung des Jettatore hat das Volk eine Unzahl von Vorsichtsmaßnahmen und Gegenmitteln gefunden. Das Wichtigste ist, die mit der Jettatura behaftete Person nicht mit Namen zu nennen. „Der Jettatore wird nicht genannt!", das kommt einer Versicherungspolice gegen die Jettatura gleich. Außerdem macht man Hörner mit der Hand (indem man zwei Finger abspreizt), berührt Eisen, trägt am Hals oder an der Uhrkette Hörnchen aus Elbenbein oder Metall, spuckt auf die Erde und dergleichen mehr. Die wichtigste Beschwörungsformel der Männer ist, eine Hand in die Leiste zu legen und das beste Andenken an den Vater zu berühren. Es ist auch üblich, diese Berührung mit einem lateinischen Satz zu begleiten, der mit einem Halbvers von Vergil beginnt: „Terque quaterque testiculis tactis . . ."

Von einer besonders abergläubischen Dame aus Neapel wurde mir erzählt, daß sie, als sie an einem berühmten Jettatore vorübergehen mußte, ihre Hand an ... das Amulett des Gatten führte. „Aber, war machen Sie, gnädige Frau?" fragte sie jemand, der das schokant fand. — „Ich hatte nichts Geeignetes bei mir", antwortete die Dame, „und bediente mich des Familienstücks."

Die Jettatura kann auch erblich sein, und man kennt Familien, in denen sie sich durch Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn vererbt hat. Es ist bemerkenswert, daß nur der erstgeborene Sohn sie erbt, wie ein Majorat; die jüngeren trifft bloß ein schwacher Abglanz, der sich verhältnismäßig sanft und milde auswirkt. Der Jettatore kann seinen unheilvollen Einfluß auch auf Gegenstände ausüben; man hat schon Maschinen mit einem Schlag stehen bleiben, elektrische Birnen auslöschen oder explodieren gesehen, wenn diese

HANUSSEN

Meine Lebenslinie

Die Selbstbiographie eines Hellsehers

Aus dem Inhalt: Zirkus / Wandertheater / Löwenbändiger / Varieté / Hellsehen / Kriminalfälle / Krieg Debüt in Wien / Wünschelrute / Balkan / Türkei Aegypten / Inflation / Prozesse und Erfolge / usw.

Broschiert RM 4.—, in Leinen RM 6.—



UNIVERSITAS-VERLAG, BERLIN

finstere Macht sich ihnen näherte. Menschen aber kann durch den Jettatore der gesamte Inhalt der Pandora-Büchse übers Haupt geschüttet werden. Man kann einen Zug und ein Rendezvous verpassen, die Brieftasche und einen Prozeß verlieren, sich einen Finger und den Hals brechen und ins Jenseits wandern, auch ohne jeden notwendigen und sichtbaren Grund, nur dank der Gegenwart des tödlichen Jettatore. Einige dieser Jettatoren arbeiten im großen und bemühen sich nur, wenn es gilt, Kriege, Epidemien, Revolutionen, Pestilenzen, Erdbeben, Ausbrüche von Vulkanen zu entfachen. Andere wieder arbeiten auf die Entfernung mittels Telejettaturapathie, und es kann gefährlich sein, von ihnen ein Telegramm oder eine Botschaft zu bekommen. Der Mensch, der den traurigen Ruf genießt, ein Jettatore zu sein, ist oft ein Unglücklicher; der Aberglaube der anderen macht ihm das Leben zur Hölle. Im allgemeinen aber gedeihen die Gestalten und werden fett am Unglück ihrer Nächsten. Es gibt in Italien einen berühmten Journalisten, der eine glänzende Karriere als Spezialberichterstatter gemacht hat. Warum? Weil, kaum daß er an irgendeinem Ort eintrifft, dort ein Krieg oder eine Revolution ausbricht, vorüber er dann als erster berichtet. *H. v. K.*

Als Rabindranath Tagore Italien bereiste, wurde ihm von seinen dortigen Verehrerinnen nicht weniger zugesetzt als von den unseren. Eine der Damen konnte sich im Lob seiner Werke gar nicht genug tun. „Welches gefällt Ihnen denn am besten?“ fragte sie der Dichter der „Gitanjali“. „O“, sagte die Signora, „il più bello sono i Suoi genitali . . .“

Das Weihnachtsheft des Querschnitt erscheint am 18. Dezember d. J. (Donnerstag).

Wichtige Neuerscheinungen

John Dos Passos
Der 42. Breitengrad

Roman. Deutsch von Paul Baudisch
Geheftet 6.50 RM, in Ganzleinen 9 RM

Mit der Hand eines meisterhaften Regisseurs gestaltet Dos Passos die Geschichte einiger Individuen. Es sind Menschen, wie wir sie aus „Sous les toits de Paris“ oder aus „Menschen am Sonntag“ kennen, herausgefischt aus dem Alltag, lebendig vor uns. Was er schreibt, sind Anklagen, die bezwingen in ihrer Beweisführung für die Rechte des großen Kollektivs: Menschheit. *„Das Tagebuch“, Berlin*

Irene Nemirowsky
David Golder

Roman. Deutsch von Magda Kahn
Geheftet 4 RM, in Ganzleinen 6 RM

In diesem an Balzac erinnernden Roman zeichnet die Dichterin mit geradezu unheimlicher Folgerichtigkeit den Typ des raffgierigen Geldmenschen, der als Namenloser aus dem Ghetto Rußlands kommt, in Paris allen Glanz und Fluch des Goldrausches erlebt und in erbärmlichen Qualen, von allen Menschen verlassen, auf dem Schwarzen Meere stirbt.

Graf Carlo Sforza
Gestalten und Gestalter des heutigen Europa

Deutsch von Hans Reisiger

Mit 23 ganzseitigen Porträts. Umfang etwa 440 Seiten in großem Format.
Geheftet 11 RM, in Ganzleinen 14 RM

„Dieses Buch repräsentiert die schönste Porträtgalerie, die einem europäischen Staatsmann seit dem Krieg gelungen ist. Leicht ironisierend, gut informiert, bewunderungswürdig geschrieben. . . .“ *Outlook, New York*

S. Fischer Verlag / Berlin



M. Vellani Marchi

VIA BAGUTTA 4

Von allen Städten Italiens ist Mailand im allgemeinen das am wenigsten begehrte Reiseziel. Wer sich nicht geschäftehalber dort aufhalten muß, wer nicht Toscaninis und der Scala wegen hingefahren ist, macht eigentlich nur Station, um von langer Eisenbahnfahrt eine Nacht auszuruhen. Man nimmt bei der Gelegenheit noch schnell vor Abgang des nächsten Zuges die paar berühmten Fremdenattraktionen mit, den kaltprächtigen Dom, Lionardos Abendmahl, und wenn noch eine Stunde Zeit ist, die Brera. Bevorzugter zur ersten Reiseunterbrechung der Italienreisenden ist jedoch Verona, das auch weit mehr dem Ansichtspostkartenideal italienischer Städte entspricht. Mailand gilt als zu modern, zu wenig „Süden“. Verdrängte Sehnsüchte nach blauem Himmel und Mimosen, schülerhafter Bildungshunger, beides wird hier in Mailand ungestillt bleiben. Daß zwischen Pracht-Schaustücken der Vergangenheit ein Volk von heute lebt, das sieht niemand oder will es nicht sehen. Wer aufmerksam hinhört, wird bemerken, daß gerade in Mailand das Herz Italiens sehr hörbar klopft, schneller und stürmischer als im romantischen Florenz oder im regierungsnahen Rom.

Photo Raffaelli Armoni

Orvieto, Domfassade (Der Löwe von San Marco)

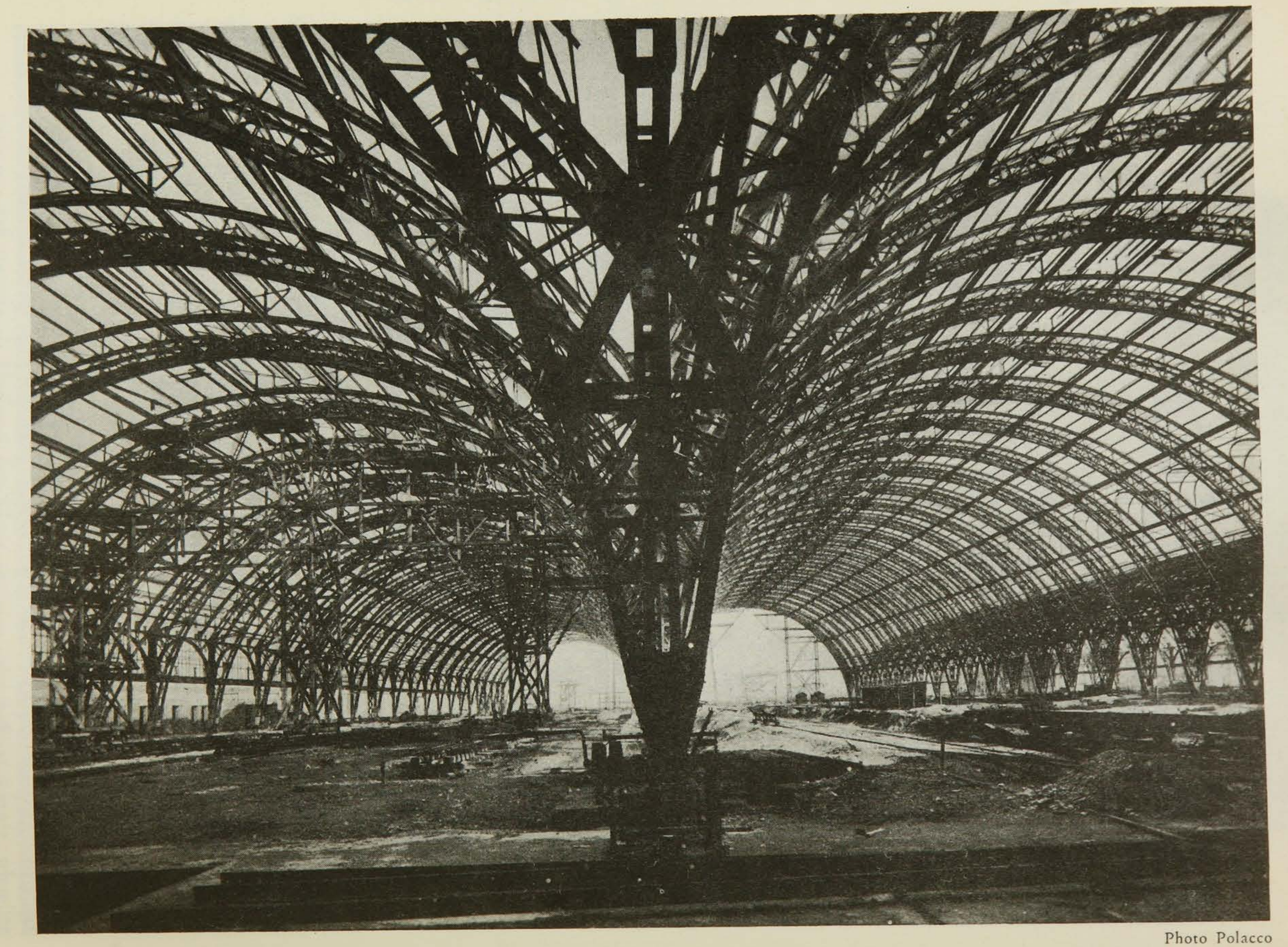


Photo Polacco

Mailand, Neuer Bahnhofsbau

Schon die Tatsache, daß Mailand der Sitz fast aller großen Verlagshäuser ist, gibt dieser Stadt in künstlerischer Beziehung Bedeutung. Aber auch für das Theaterleben ist hier die eigentliche Zentrale.

Abseits von der lärmenden geschäftlichen Atmosphäre der Galleria, in dem winzigen, engen Gäßchen, der Via Bagutta, Nummer 4, liegt eine unscheinbare *Trattoria Toscana.* Ursprünglich ein kleines Eßrestaurant wie jedes andere, das sich nur durch besonders gute Küche auszeichnete und durch einen freundlichen, kreditgebenden Besitzer. Mit einigen anderen zusammen erkoren Orio Vergani, ein bekannter junger Journalist, der zudem der Bruder der schönsten Schauspielerin Italiens ist, und der Romanschriftsteller Riccardo Bacchelli diese kleine Trattoria zu ihrem Stammlokal. Im April 1926 zog man ein. Bald fanden sich einige Maler dieses kleinen Kreises, die die Wände mit witzigen Zeichnungen belebten. Immer mehr gesellten sich zu den „Baguttianern", die Avantgarde der italienischen Kunst.

Man trifft sich „auf mailändisch", ißt „toscanisch" und zahlt „alla romana", d. h. jeder für sich. In der Ecke hängt eine Gitarre, auf die prominente Gäste ihre Namen schreiben müssen, und die dann Ende des Jahres versteigert wird. Mittags, abends findet man sich, ohne verabredet zu sein, zum Essen bei Bagutta zusammen. Ungestört kann hier debattiert werden. Oftmals geht es hitzig zu, die gegensätzlichsten Meinungen prallen aufeinander, und doch herrscht vollendete Einigkeit. Ugo, der Kellner, ist der Freund aller. Obwohl er alle Hände voll zu tun hat, hat er noch Zeit genug, die Bücher der Baguttianer zu lesen. Man erzählt, er sei früher Buchhändler gewesen. Und tatsächlich hat er immer irgendein Werkchen bei sich, meistens ein altes seltenes Buch, das er vorzeigt und nach dessen Wert er sich erkundigt. Jedenfalls ist er immer literarisch auf der Höhe und läßt keine Neuerscheinung aus. Einmal im Iahr wird von den Baguttianern der sogenannte *Bagutta-Preis* ausgeteilt, eine Prämiierung des besten Romans durch ein paar tausend Lire. *Bernhard Veith.*

Zitate. Bei einem politischen Prozeß gegen italienische Emigranten war Graf Sforza als Zeuge nach Paris gekommen. Der frühere italienische Botschafter in Paris verblüffte das Auditorium dadurch, daß er u. a. Pascal und Montaigne frei aus dem Kopf zitierte. Der Vorsitzende, der nicht zurückstehen wollte, antwortete mit Spinoza. „Dante wäre höflicher gewesen", bemerkte darauf ein Journalist.

Als D'Annunzio zum erstenmal die Sarah Bernhardt sah (erzählt Jules Renard in seinen Tagebüchern), tat er den Ausruf: „Belle! Magnifique! D'Annunzienne!"

Soeben erschienen: **Dr. Magnus Hirschfeld / Dr. Berndt Götz**

SEXUALGESCHICHTE DER MENSCHHEIT

Mit zahlreichen Abbildungen / 448 Seiten Lexikonformat
Geheftet 20.— RM, in Halbleinen 26.— RM, in Halbleder 30.— RM

„Die Mannigfaltigkeit der Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völker in sexuellen Dingen erscheint in diesem Buche als etwas wirklich Einheitliches, psychologisch klar Verständliches, ja Zwingendes. Was man Jahrtausende als unanständig und unsittlich verdammte, wird hier als natürlich nachgewiesen. Kein Werk ist mir bekannt, das so überzeugend, so sachlich und doch so im besten Sinne aufschlußreich und spannend die Rätsel des Geschlechtslebens löst." *(Mediz. Welt, Berlin)*

Ausführliche Prospekte kostenlos!

Dr. P. Langenscheidt, Verlag, Berlin W 57, Winterfeldtstraße 36

Einen italienischen Schriftsteller fragte man einmal: „Wenn Sie sich auf eine einsame Insel zurückziehen müßten, welches Buch würden Sie da mitnehmen? Und wenn Sie zwei Bücher mitnehmen dürften?"

Ohne zu zögern, gab er zur Antwort: „Bei einem: die *Bibel*. Bei zweien: die Bibel und den *König der Köche* des Artusi."

Nicht wenige italienische Schriftsteller kämpfen seit Jahren insgeheim mit der brennenden Lust, ihre Laufbahn mit der Herausgabe eines guten Kochbuchs zu beschließen. Welcher Versuchung denn auch Jarro und Olindo Guerrini nachgaben, Verfasser zweier Büche, die gleiches Ansehen in den Bibliotheken wie in der Küche genießen. Und ich möchte darauf schwören, daß es nicht allzulange dauert, bis Antonio Baldini und Riccardo Bacchelli ein eifersüchtig behütetes Manuskript über die Kunst des Schmausens und des Kochens aus ihrer Schublade hervorziehen werden.

Alles wäre in Ordnung, hätten die kochenden Schriftsteller nicht die Konkurrenz der schriftstellernden Köche zu bestehen. Einige von diesen, vor allem *Artusi*, sind in der Tat auf sprachlichem Gebiet nicht minder autoritativ als auf kulinarischem. Gelehrte und segensreiche Literatur! Dem Genius eines Volkes entsprechend, das sich nie gescheut hat, die Kochkunst unter den schönsten Künsten rangieren zu lassen! Mir gefällt an Artusi, abgesehen von der seraphischen Verdauung, die ich ihm danke, sein sentenzenreicher, ungezwungener Stil, seine friedfertige Heiterkeit und Menschenliebe, sein verschmitzter toskanischer Witz. Hören



NEUERSCHEINUNG

Erzählungen
des jungen
Gorki
aus der Zeit
seines
Tramplebens
in der Steppe



Karton. 3.– Leinen 5.–

MALIK

Sie, mit welch köstlicher Sinnlichkeit er seine *Dünne Soße für Makkaroni* würzt: „Wenn es mir verstattet wäre, einen Vergleich zwischen den beiden Sinnen des Sehens und Schmeckens zu ziehen, so vergliche ich diese Soße mit einer jener jungen Frauen, deren Physiognomie weder besonders auffällt noch zur Bewunderung hinreißt, die aber bei näherem Hinsehen gleichwohl Gnade finden kann durch ihre feinen, zurückhaltenden Züge. Man nehme 500 Gramm Spaghetti, frische Pilze . . .“

Ist das nicht ein Verführer?

Hören Sie auch das Gleichnis, das ihm zur Einleitung des Rezepts seiner Tomatensoße dient: „Es war einmal ein Pfäfflein in einer Stadt der Romagna, der steckte seine Nase überall hinein, und so oft er zu einer Familie kam und es gab irgendeinen häuslichen Streit, mußte er seine Finger drin haben. Weil er aber sonst kein schlechter Kerl war und seinem Eifer mehr Gutes als Schlechtes entsproß, so ließen ihn die Leute gewähren; aber das pfiffige Volk hatte ihn Don Pomodoro*) getauft, um anzudeuten, daß es die Art der Tonaten ist, sich überall einzumengen; folglich wird eine gute Soße aus dieser Frucht für die Küche eine schätzbare Hilfe bedeuten. Man menge den vierten Teil einer Zwiebel . . .“

Wollen Sie eine historische Reminiszens an Felice Orsini hören, den Attentäter Napoleons III.? Sie finden Sie im Rezept für „Makkaroni mit geröstetem Brot.“ Wollen Sie ein einfaches Mittel zur Wiederherstellung des häuslichen

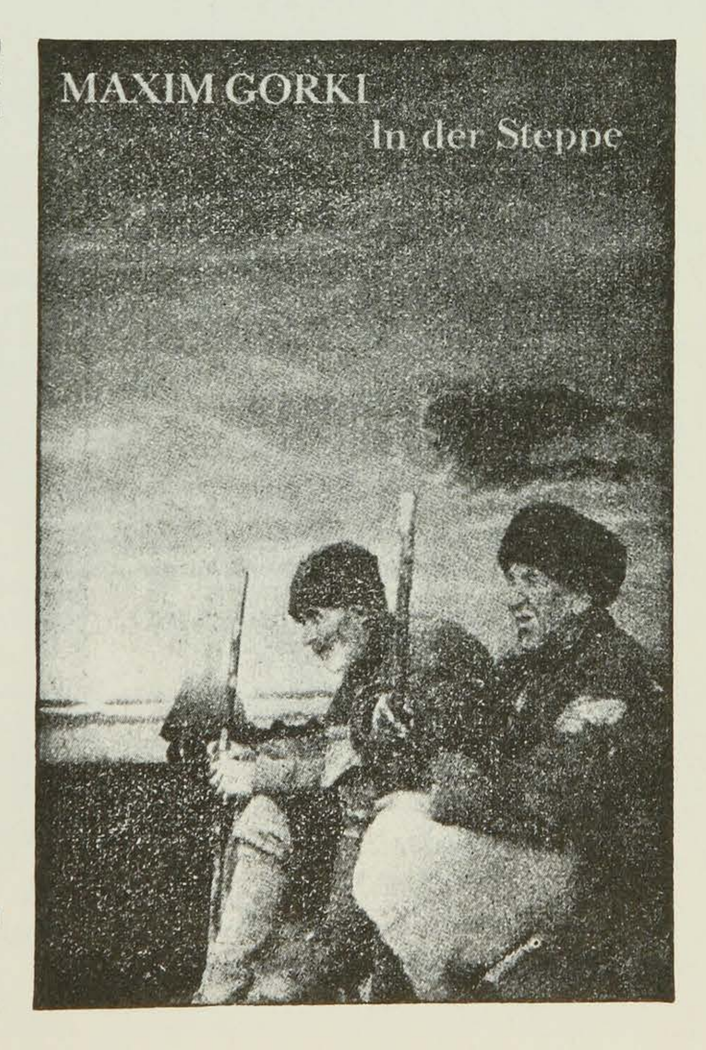
*) pomodoro = Tomate.

NEUERSCHEINUNG

Begebenheiten aus dem Leben russischer Barfüßler und Asylisten, mit denen Gorki wanderte







NEUES AUS DEM DREI MASKEN VERLAG
A. G. MÜNCHEN

BANKROTT
Von Pierre Bost
Roman. Zirka 320 Seiten. In Leinen RM 6.—
Der Roman des Großindustriellen, der, ständig überanstrengt, die ersten Zeichen seiner nachlassenden Kraft spürt und den Kampf gegen das Altern aufnimmt.

KARL DER KÜHNE oder GEMÜT UND SCHICKSAL
Von W. Bergengruen
Historischer Roman. 400 Seiten. In Leinen RM 7.—
Ein eindrucksvolles Porträt Karls des Kühnen, dieses alles wagenden Herrschers, dessen Pläne bis zu seinem letzten Tage die Welt umspannten. In stärkstem Gegensatz dazu die Schweizer, ihre bäurischen Führer, ihre wütende Kampfentschlossenheit.

DAS STERBENDE MOOR
Von Otto Ehrhart-Dachau
Zirka 200 Seiten. In Leinen zirka RM 5.50
Der Roman einer Landschaft, deren Helden der Urhecht Schnöck und der Riesenkarpfen Blau und das geheimnisvolle Wasser im Todtmoor sind.

DIE ANDERE SEITE
Von R. C. Sherriff und Vernon Bartlett
Ein Roman. 464 Seiten. In Leinen RM 6.—
Dieser Roman ist nicht nur ein Kriegsbuch wie das gleichnamige Drama — es ist vor allem die Geschichte einer Jugend, die die Schulbank mit dem Schützengraben vertauschte, die vom Leben noch nichts kannte als Schule und Sport und die mit der jugendlichen Erwartung von Abenteuern und Heldentat hineingeworfen wird in den furchtbaren Ernst des Krieges.

DIE HERRIN VON BAYREUTH
Von Richard Graf Du Moulin Eckart
Zirka 1200 Seiten. In Leinen ca. RM 25.—. Mit vielen Abbildungen.
Mit diesem Buche liegt der allseits erwartete zweite Band der großen Biographie Cosima Wagners vor, der das Leben der großen Frau vom Tode Richard Wagners bis zu ihrem eigenen Tode darstellt.

FRANZ LEHAR
Von Ernst Decsey
118 Seiten. In Leinen RM 5.—
Das reizend ausgestattete kleine Buch sagt alles, was Lehár lebte und litt bis und als er der Operettenkönig aller Erdteile wurde.

Friedens wissen? Suchen Sie es im Rezept für „Gebackenes à la Garisenda." Eine Moral? Eine Etymologie? Eine Anekdote? Einen Spaß? Ein Epigramm? Ein Gleichnis? Hier finden Sie von allem etwas, als wären es notwendige Ingredienzen, jenen beizumengen, mit denen der galante Artusi sie lehrt. Gerichte aus Makkaroni zuzubereiten, Füllungen, Zwischengerichte, Pasteten, Blätterteigkuchen, Schmor- und anderen Braten, Puddings, Klöße, Timballi (eine Art Auflaufs aus Reis und Makkaroni), Paniertes, Minestroni (dicke Suppen aus Gemüse, Teigwaren aus Fleisch), Pürees, Suppen, Gebackenes, Eierkuchen und Palatschinken, Röstschnitten, Scaloppine und was Sie sonst noch wollen. Aber soviel Wissenschaft auf einmal verdirbt den Magen. Suchen wir deshalb ein paar der einfachsten und ehrwürdigsten Rezepte heraus, die wir jeder Hausfrau empfehlen. *P. S.*

*

Aus dem Kochbuch des Artusi.

Makkaroni auf Neapolitaner Art.

Man spicke ein Keulenstück mit Streifen aus fettem und magerem Schinken, Zibeben und Pinienkernen. Das so zubereitete Fleisch mit einem Faden umwickeln und mit kleingewiegten Zwiebeln und gehacktem Speck, Knoblauch, Petersilie, Salz und Pfeffer aufs Feuer setzen. Oft umwenden und von Zeit zu Zeit mit der Spicknadel durchstechen. Ist das Fleisch braungebraten, so gebe man drei bis vier geschälte Tomaten hinzu; sobald diese zerkocht sind, mehrmals etwas Tomatensoße zugießen. Wenn die Soße eingedickt ist, Wasser hinzugießen, bis alles damit bedeckt ist, und auf gelindem Feuer aufkochen lassen.

Die Neapolitaner richten die Makkaroni mit pikanter Tunke und Käse an, während das Fleisch als Beigabe dient.

Die Makkaroni in einem großen Topf mit viel Wasser aufstellen, aber nicht zu lange sieden lassen.

*



Photo Munkacsy

Palermo, Regen

Kinder



Photo de Luca



Photo Moholy-Nagy



Photo Munkacsy



Photo Moholy-Nagy



Photo R. de Luca

Sizilischer Bauer



Photo Hoffmann

Istrischer Landmann

Römische Kavallerie



P. & A. Photo

Die „Erdpyramiden“ von Bozen



Photo Franz Fiedler

Maccaroni (Palermo)

Makkaroni auf Bologneser Art.

Die folgenden Proportionen entsprechen etwa 500 oder mehr Gramm Makkaroni.

Mageres Kalbfleisch (am besten Filet): 150 Gramm.

Räucherspeck: 50 Gramm.

Butter: 40 Gramm.

Eine viertel Zwiebel.

Eine halbe Mohrrübe.

Zwei Scheiben weißen Sellerie oder Selleriekraut.

Eine winzige Prise Mehl.

Eine Tasse Fleischbrühe.

Ganz wenig oder gar kein Salz, da der Räucherspeck und die Fleischbrühe pikant genug sind.

Pfeffer und, je nachdem, etwas Muskatnuß.

Das Kalbfleisch in kleine Würfelchen schneiden, den Räucherspeck, die Zwiebel und das Kraut fein verwiegen; alles zusammen, inklusive Butter, aufs Feuer setzen; sobald das Fleisch Farbe bekommt, eine Prise Mehl hinzutun; Fleischbrühe hinzugießen bis zum Garkochen.

Die Makkaroni, nachdem man das Wasser gut hat abtropfen lassen, mit Parmesankäse anrichten und obiger Soße, die noch pikanter wird, durch Hinzugabe von kleinen Stückchen getrockneter Pilze oder ein paar Trüffelscheiben oder etwas Leber, die man mit dem Fleisch kochen läßt und in kleine Stückchen zerschneidet. Soll die fertige Tunke noch delikater werden, so füge man ein halbes Glas Sahne hinzu. Es empfiehlt sich, die Makkaroni nicht allzu trocken zu servieren, sondern etwas im Saft umzurühren.

*

Tomatentörtchen.

Tomaten, in Stücke geschnitten, in Oel, Knoblauch und Petersilie braten lassen; mit Salz und Pfeffer würzen. Ist der Saft der Tomaten verkocht, so seihe man die Mischung durch und setze sie mit einer entsprechenden Portion vorher gequirlter Eier aufs Feuer. Eine Prise Parmesan hinzugeben, umrühren, und, sobald die Eier hart geworden sind, in eine Schüssel gießen. Mit gerösteten Mandelschnitten, die in Butter oder Speck gebacken werden, garnieren.

Einige Blätter Bergmelisse (Katzenminze), nach dem Durchseihen zugesetzt, geben dem Gericht einen besonders delikaten Geschmack.

Die wichtigen modernen Romane

LION FEUCHTWANGER

ERFOLG

Drei Jahre Geschichte einer Provinz

Roman 1.—40. Tausend
Karton. M 9.80, Leinen M 14.50

Politiken, Kopenhagen, schreibt: Das neue Buch von Feuchtwanger gibt den Hintergrund für die Gärung im heutigen Deutschland. Es schildert die Atmosphäre, aus der die Hitler-Bewegung entstand.

ERNST GLAESER

FRIEDEN

Roman 15.—25. Tausend
Karton. M 3.80, Leinen M 6.—

Die historischen Szenen einer Zeit, die wir alle erlebt haben, werden durch die plastische Schilderung Glaesers wieder lebendig.

HEINRICH MANN

DIE GROSSE SACHE

Roman 1.—20. Tausend
Brosch. M 5.—, Leinen M 7.50

Heinrich Mann hat in seinem neuen, großen Zeitroman „Die große Sache" unsere Epoche mit derselben Souveränität dargestellt, wie einst im „Untertan" die kaiserliche Zeit.

JOSEPH ROTH

HIOB

Roman eines einfachen Mannes

1.—10. Tausend
Karton. M 3.80, Leinen M 6.—

Man erlebt, statt zu lesen. Und man schämt sich nicht, endlich auch einmal von einem wirklichen Kunstwerk ganz sentimentalisch erschüttert zu sein.

Stefan Zweig, i. d. Neuen Freien Presse, Wien

Gustav Kiepenheuer Verlag

LITERATUR ÜBER ITALIEN

Nehmen Sie mal den alten *Goethe* wieder vor, die *Italienische Reise.* Es lohnt sich ganz besonders, denn Sie werden sich über gewisse Dinge klarer werden. Sie werden in der Hauptsache zwei Sachen feststellen: 1. Daß Goethe von gewissen italienischen Dingen, nämlich von italienischer Kunst, insbesondere über Architektur, eine äußerst geringe Ahnung hatte. Beweis die Ueberschätzung des Minerva-Tempelchens in Assisi. Wo nur irgend etwas Antikes sich zeigt, wird er blind für alles andere, und dabei verhält sich die Antike in Italien zur romanischen Architektur wie 1 : 00. — 2. Daß alles, was nicht von Kunst handelt, z. B. sein venezianisches Abenteuer, ungleich lebendiger ist als die direkt lehrhaften wenn nicht oft ledernen Bemerkungen über Kunst.

Deutsche lieben es, sich vorzubereiten, wenn sie sich auf die Reise machen, und sie tun wohl daran. Es kommt bloß darauf an, daß ihnen das Richtige in die Finger fällt. Vom seligen Lübke, den man versucht wäre, den Schutzpatron der Kunstgeschichte zu nennen, hört man nichts mehr. Das will indessen nicht besagen, daß bessere Leute an seine Stelle getreten wären. Und das hat auch seinen Grund. Denn es ist kurz herausgesagt ein Unding, über ein ganzes Land, zumal ein so überreiches Land wie Italien, kurzerhand eine fortlaufende Kunstgeschichte zu schreiben. Man kann sie vielleicht schreiben, aber, da wir uns ja nach berühmten Mustern dem Stadium des „Erwachens" nähern, wird man nicht verlangen, daß man kurz vorher noch diese sichersten aller Schlafmittel sich einverleibt. Nein, so ist diesem Lande und der Kunst überhaupt nicht mehr beizukommen, Kompendien haben ausgedient, Kompendien gehören in den Orkus. Das Zeitalter der „Einzelschriften" ist angebrochen. Darin mag man ausstrahlen nach allen Seiten und so nebenbei auch noch für die Allgemeinheit allerhand Wissenswertes aussagen.

Ich nenne an erster Stelle ein zwar altes, doch jetzt wieder neu aufgelegtes Buch, das mir immer noch das Standard work auf diesem Gebiet zu sein scheint: Jacob Burckhardts *„Kultur der Renaissance in Italien"* (bei Th. Knaur, Berlin), dessen Wert in der Menge seiner Dokumente und seiner höchst persönlichen Bemerkungen besteht, wodurch es die Frische von gestern erhält. Etwas weiter zurück stoßen wir auf einen wohlkonservierten Gegenstand, der gleichfalls über mehr als ein Jahrhundert die Frische bewahrt hat, auf *Stendhals „Italienische Reisebücher"* (im Propyläen-Verlag, Berlin). Zwar muß man sagen, daß das, was Stendhal über die Kunst selber sagt, nicht mehr ganz unserem Geschmack entspricht. Aber kein Mensch hat so lebendig die eigentliche Seele Italiens begriffen auf Grund seiner Erfahrungen, kein Mensch hat mit solcher Liebe, die ihn gegen die eigenen Landsleute fast blind machte, dieser Seele nachgespürt, keiner gab uns ein lebendigeres Bild der damaligen Zustände als eben Stendhal in seinem „Promenades dans Rome" oder seinem „Rome, Naples et Florence en 1817". In diesem Zusammenhang gerade mag man eines vorzüglichen kleinen Buches gedenken, weil es genau wie Stendhal mitten ins Leben hineingreift. *„Herren und Städte Italiens"* von *Gutkind* (Allgemeine Verlagsanstalt, München). Alle bedeutenderen Gemeinwesen, hauptsächlich des nördlichen Italiens, sind hier abgewandelt, das Lebendigste ist aus der großen Masse der Dokumente zusammengetragen, und auf die Weise entsteht ein Bild von einer Unmittelbarkeit, die wirklich die Vergangenheit, durch die man hindurchgeht, lebendig werden läßt. Gerade diese Schriftsteller, die sich nicht festgelegt haben, sei es auf Geschichte, sei es auf Kunst oder Kulturgeschichte, sind an den Fingern herzuzählen. Sie sind sicher, kunsthistorisch und überhaupt wissenschaftlich gesprochen, nicht ganz stubenrein, aber sie ersetzen, was ihnen an faktischem Wissen abgeht, mehr als reichlich durch die Unmittelbarkeit ihrer Intuition und sind daher dem Laien, dessen Seele nicht durch Auswendiggelerntes zementiert und verputzt ist, unendlich viel nützlicher als alle Leitfaden der Welt, denn was fängt schließlich der Laie mit Lückenlosigkeit an. Er soll ruhig über tausend wichtige Namen zur Tagesordnung übergehen, wenn er nur einmal einen wirklich lebendigen Eindruck hat. Hier wäre noch eines ausgezeichneten Wanderers zu gedenken, nämlich des Herrn *Alfred Steinitzer* und seiner drei Bände des *„Unbekannten Italien"* (Piper Verlag, München). Voll von seltenen Bildern, geben sie einen ungefähren Begriff, was dieses gesegnete Land noch in seinem Schoße an Unwahrscheinlichkeiten verborgen hält.

Selbst die Kunstbücher werden besser, der Not der Zeit gehorchend. Da zieht Herr

Robert Prechtl in einem fünfzigpferdigen Reisewagen, namens Falke, temperamentvoll gen Süden. Besagter Falke nimmt geräuschlos und sicher die Bergstraße von Garmisch nach Mittenwald und stürzt sich zum Schluß des Buches „mit einem Aufjauchzen in die heimatlichen Wälder zurück". Aber abgesehen von dieser etwas literarischen Auto-



Helene von Jecklin

anschauung ist das Buch insofern von heute, als es bedenkenlos gegen Vorurteile loszieht, als es pietätlos Dinge und Menschen verwirft und wieder Unbekanntes hervorkehrt, das sonst nur nebenbei erwähnt wird. Das Buch nennt sich *„Italienfahrt"* mit dem Untertitel „Ein deutsches Schicksal" (Paul List Verlag, Leipzig), daran störe man sich nicht! — Daß so ein Outsider wie *Wilhelm Hausenstein* sich nicht geniert, ist nicht weiter

verwunderlich, denn dies ist beinahe sein Beruf zu nennen. In seinem Band „*Meister und Werke, gesammelte Aufsätze*“ (Verlag Knorr & Hirt, München) stehen sehr wichtige Dinge über die Primitiven und über Michelangelo, im „*Drinnen und Draußen, ein Tagebuch*“ (derselbe Verlag) hat er sich einzelne Städte vorgenommen wie Ravenna, Rimini, Verona, Vicenza, und hat über diese Städte nicht nur Geschichte geschrieben, sondern, ein besonders verdienstvolles Werk, Vivisektion daran geübt.

Zahlreich sind die Einzelkunstbücher über Italien, die irgendeine der zahlreichen berühmten Kunststätten von einem Ort bis zum anderen, von einem Zeitpunkt bis zum anderen der Reihe nach abschildern. Aber so wenig man schließlich gegen den Baedeker sagen kann, so undankbar es wäre, gegen diese in der Welt einzige und vorbildliche Materialsammlung irgend etwas zu sagen, so wenig kann der künstlerisch Interessierte etwas gegen diese durchaus anspruchslosen, sachlichen Bände mit dem ominösen Namen „*Berühmte Kunststätten*“ etwas einwenden. Sondern, wer sich über den Baedeker hinaus bilden will, wer Bildchen braucht und Daten wissen will, wer sich über Geschichte orientieren will, ist einfach auf sie angewiesen, und wenn manche nicht viel über eine sachliche Materialsammlung hinausgehen, so gehen doch andere, wie z. B. *Ravenna* von Walter *Götz, Viterbo und Orvieto* von Fritz *Schillmann, Venedig* von Gustav *Pauli* und insbesondere auch *Siena* von *Luise M. Richter* (sämtlich im Seemann-Verlag, Leipzig) weit über das Uebliche solcher Kunstbücher hinaus.

Das *alte Italien,* so wie es meinetwegen noch die berühmten „Buchholtzens“ — übrigens eins der schönsten Bücher der frühwilhelminischen Aera, die man wieder mal hervorkriegen sollte — erlebt haben, ist festgehalten in einem sehr kultivierten Buch, nämlich „*Italien*“ von *Victor Hehn* (neu verlegt bei Gebr. Kornträger, Berlin). Es sind Ansichten und Streiflichter aus den siebziger und achtziger Jahren. Aber das Buch gehört zu denen, die die Zeit nur ein bißchen patiniert hat, während sie andere zu Makulatur verwandelt hat. Bleibt noch übrig, den schau- und erinnerungsbedürftigen deutschen Reisenden auf eine ausgezeichnete Einrichtung aufmerksam zu machen: *Le 100 Città d'Italia,* kleine Resümees mit schönen Photos, die das Wichtigste über irgendeine Stadt aussagen — was alles indessen totes Material bleibt, solange nicht der Wille vorhanden ist, sich aus eigener Anstrengung durch diesen wahren Wust von Schönheit durchzuarbeiten.

Das Italien von heute behandelt das Standardwork von *Robert Michels: „Italien von heute*“ (Orell-Füßli-Verlag, Zürich). Alles ist ohne Reserve berührt, nichts ist verschwiegen. Der Charakter Italiens ist bei aller äußeren Einfachheit höchst kompliziert, und dementsprechend ist die Entwicklung dieses Landes. Die Kämpfe hörten nicht auf im Mittelalter, sie hörten nicht auf im 19. Jahrhundert. Wir sind, bequem wie wir sind, gewöhnt, stets in Italien ein einziges großes Freiluftmuseum zu sehen. Wenige wissen etwas von der Landschaft, noch wenigere von der Technik, von der Industrie, von der Landwirtschaft. Ganz wenige wissen etwas von der Psychologie der Bewohner dieses Landes, von seiner sozialen Struktur, von dem Verhältnis von Laien zu Klerus, von den politischen Tendenzen. Ueber alle diese Fragen gibt eben dieses Michelsche wie kein andres deutsches Buch Auskunft. *H. v. W.*

Wichtige Neuerscheinung: **ITALIEN VON HEUTE**
von Professor Dr. Robert Michels

Politische und wirtschaftliche Kulturgeschichte von 1860-1930. *Ein unentbehrliches Werk zum Verständnis des heutigen Italien.* (Band V der Sammlung „Aufbau moderner Staaten“)

Geheftet RM 14.60; Leinen RM 17.—

Weitere Bände: Band I: Eduard Fueter, Die Schweiz seit 1848. Band II: André Siegfried, Die Vereinigten Staaten von Amerika. Band III: Karl v. Schumacher, Mexico und die Staaten Zentral-Amerikas. Band IV: Arthur J. Brown, Japans Aufstieg zur Weltmacht (erscheint Ende 1930).

Die Presse sagt zu dieser Sammlung u. a.: „Musterhafte Beispiele, wie so etwas zu machen ist: volle Beherrschung des Stoffes, klare Disposition in der Herausarbeitung des Wesentlichen, Sachlichkeit . . Meisterwerke in ihrer Art“. (Franz Blei, Literarische Welt) • „Ein gelungener Versuch, lebendige Wirklichkeit, historisch getreu und doch fesselnd, Zeitgenossen näherzubringen.“ (Dr. Paul Herzog, Berliner Tageblatt)

ORELL FÜSSLI VERLAG • ZÜRICH UND LEIPZIG



Mit aller Verantwortung bringt der Rhein-Verlag nach dem „Ulysses" von James Joyce das deutsche monumentale Romanwerk von Hermann Broch

HERMANN BROCH
DIE SCHLAF-WANDLER

der erſte roman:
1888
Paſenow oder die romantik

RHEIN-VERLAG

In rascher Folge schließen sich an:

Der zweite Roman
1903
ESCH
oder
DIE ANARCHIE

Der dritte Roman
1918
HUGUENAU
oder
DIE SACHLICHKEIT

Subskriptions-Preis
bis Weihnachten:
jeder Band geb.
RM 6.—
später: RM 7.—

Ausführliche Subskriptionseinladungen kostenfrei vom
RHEIN-VERLAG
Deutsche Geschäftsstelle München, Königinstr. 35a

Frank Thieß, Preisrichter bei der Verteilung des Eugen-Diederichs-Preises, bei der dieser Roman mit an erster Stelle stand, schreibt in der Stockholmer Revue Utländska Böcker:

Das gedankliche und gestalterische Niveau dieses mächtigen Romans überragt nach meinem Empfinden alle Neuerscheinungen dieses Jahres

JOSEPH BERNHART, Der Vatikan als Thron der Welt. Mit 16 Bildtafeln. Paul List Verlag, Leipzig.

Ueber die Berufenheit Bernharts als eines ehemaligen katholischen Priesters, aus den Kenntnissen heraus dieses Buch zu schreiben, kann kein Zweifel bestehen. Daß er ein Schriftsteller von großen Gaben ist, weiß man aus seinen durch Publikation bekanntgewordenen Schriften. Aus denen man auch einen hohen Grad des Gefühls für Verantwortlichkeit ablesen konnte. Er war hier vor eine in jedem Betracht überaus schwierige Aufgabe gestellt: in einem nicht zu umfangreichen Buche, auf 400 Seiten, eine Darstellung des Papsttums zu geben, von Petrus bis heute. Es sei gleich gesagt, er hat den ungeheuren Stoff gemeistert. Er ließ sich nirgends durch das nichts als Interessante vom Wesentlichen abbringen und hat dem Wesentlichen immer seine außerordentliche ideelle Lebendigkeit gelassen. Göttliches Institut höchster Ordnung, liegt es — „und Er ist Mensch geworden" — auf menschlichen Schultern. Nie vergißt das Bernhart in seinem wirklich katholischen Buch, das heißt mehr als bloß christlichem. Die Päpste: das ist Variabilität aller menschlichen Möglichkeiten im nichts als Empirischen, von der teuflischen Besessenheit bis zu heiliger Ohnmacht. Aber der Papst: das ist das Absolute der großen Institution, die Idee. — Ich habe das originale Manuskript von Bernharts bedeutender Arbeit gelesen: es war, so genau ist dieser Arbeiter, gut fünfmal umfangreicher als das, was nun im Druck vorliegt. Da ist aber nicht bloß so gestrichen worden und über dadurch entstandene Lücken weggesprungen. Sondern es wurde das Allzuausgeführte verdichtet, zur äußersten Klarheit gebracht, zur höchsten Anschaulichkeit. Das ist schlechthin meisterhaft. Genaueste Kenner der Geschichte werden erstaunt sein, ihre buchlangen Spezialuntersuchungen in einen Satz gebracht zu sehen. Und der Laie wird beim ersten Satz, den er liest, das sichere Gefühl haben, auf festem Boden zu gehen, ohne auch nur einen Moment „populär-historisch" gegängelt zu werden. *Franz Blei.*

Faschismus — Frankreich. Die beiden Sachen, die sich neuerdings hart im Raume stoßen, vereinigt friedlich das großartige Sachwörterbuch, das der neue Große Brockhaus darstellt. Es ist der sechste Band und er reicht bis Garibaldi. Eben erschienen, überblickt er den Faschismus als historisches Ereignis und definiert ihn gründlich und genau. Im Augenblick interessieren uns insbesondere die Sätze: „Dennoch identifiziert sich der italienische F. in keiner Weise mit irgendwelchen Ansätzen eines außeritalienischen F.; auch seine Stellungnahme zu ausländischen Diktaturen (Spanien) ist ganz den nationalegoistischen Zielen der italienischen Außenpolitik untergeordnet. Immerhin gibt es außerhalb Italiens in verschiedenen Ländern politische Parteien, die dem Vorbild des italienischen F. nachstreben, so besonders die Nationalsozialisten in Deutschland." — Bis dieses vortreffliche Lexikon (dessen vorliegender Band fast hundert Seiten und viele Abbildungen dem schönen Thema Frankreich widmet, um es bis auf den Youngplan zu erschöpfen) zum Buchstaben N gediehen sein wird, werden wir auch eine abschließende Würdigung des Nationalsozialismus lesen, der also noch etwas Zeit hat, sein schwankendes Charakterbild historisch zu konsolidieren. *Wtt.*

BUBI DIE LEBENSGESCHICHTE DES CALIGULA von HANNS SACHS

Mit einer Titelzeichnung von Hans Aufseeser und 4 Abbildungen Geheftet 4.50 RM, Leinen 6.50 RM

„Mir ist das bedeutende Werk ein Zeichen, daß eine ganz neue Literatur heraufkommt, Erzeugnis einer Menschenkunde an der die Psychoanalyse entscheidenden Anteil hat." Thomas Mann

JULIUS BARD VERLAG, BERLIN

DER DEUTSCHE DANTE. Daß das Ereignis von *Rudolf Borchardts* Verdeutschung der Divina Commedia in dieses Jahr des virgilischen Millenniums fällt, gehört einem tieferen Zusammenhang an, als daß man ihn erklären könnte. Denn außer den Virgil selber gibt es zu dem großen Meister des Florentiners keinen wahrheitsvolleren und delikateren Führer als Dante. Und in die gleiche mysteriöse Fügung der Geschehnisse gehört es, daß diese Verdeutschung Dantes ein Ereignis zu nennen ist, nicht bloß so eine große Leistung, wie man sie von Borchardt erwarten konnte, da ihn alles dafür ausrüstete, dichterisches Ingenium sowohl als tiefste historische Einsichten, souverän beherrschte Philologie wie unvergleichliches Sprachgefühl. Daß er an diesen Dante zehn oder mehr Jahre seines Lebens gesetzt hat, war Wille, der sich unter ein geheimnisvolles Diktat beugte. Borchardt erzählt diesen währenden Prozessus versus Dante in dem ausführlichen Widmungsschreiben an Konrad Burdach am Schlusse des in der Bremer Presse und bei Rowohlt erschienenen Werkes, erzählt dieses Schritt um Schritt wie ein Wanderer unter Gewittern. Wie er den Stein des „Hochdeutschen" wegheben mußte, unter dem der Schatz der wirklich gesprochenen deutschen Sprache ruht als ein Lebendiges, mit dem das Lebendige des Danteschen Gedichtes allein zu berühren ist, damit ein deutscher Leser Gleiches erlebe wie ein italienischer: das Unmittelbare. *F. B.*

PITIGRILLI, Der Keuschheitsgürtel. Berlin, Eden-Verlag.
Welcher Deutsche oder Nordländer dürfte das vielumstrittene Gebiet, südlich des Herzens, humoristisch beackern, ohne nicht sogleich indezent, unaromatisch, renommistisch zu wirken? Pitigrilli, der Romane, der es — seiner Vorfahren Bocaccio und Aretino durchaus würdig — mit der größten Freiheit tut, bleibt noch auf so tropischen Graden heiter. Das kommt von der großen Tugend des Sachlichseins. Wer die Natürlichkeiten nämlich weder mit Herzklopfen noch als „verfluchter Kerl" (Herzklopfen im umgekehrten Vorzeichen) anschaut, der spricht auch eine Sprache, vor der alle Schmutz- und Schundvorsicht endet. Pitigrillis Geschichten handeln von den tragikomischen Verwicklungen zwischen Gefühl und Technik der Liebe, deren Schlachtfeld die Chaiselongue ist — von den Dingen also, die sich bei James Joyce zu einer Odyssee der Selbstbeobachtung fügen. Stichproben: „Das einzige Traurige in der Liebe ist das Sichwiederankleiden." „Wenn ein Mann anfängt, eine Frau zu duzen, ist es nicht notwendig, hinzuzufügen, wo er seine Hände hat." Psychologie, ja, aber aus gutem Gewissen. Da fehlt, gottlob, der triste Ernüchterungsgeruch, den die ärztlichen Wartezimmer mit den metaphysischen Büchern gemeinsam haben. *Anton Kuh.*

GEORG REIK, Die Zarten. J. G. Cotta, Stuttgart.
Eine dieser Erstlings-Erzählungen, „Mauro und Angelina", ist so vollblutig und reich, das neapolitanische niedre Bürgertum, der alte Castellano (eine glänzend gelungene Figur), der junge Mauro, seine Freunde in einem so südlichen Brio, mit so leichter und sichrer Hand und vor allem mit einem so eigenartig eindringlich sanften Humor echt und lebendig gemacht, daß ich von hier aus Reik für eine Hoffnung halte. Man darf auf seine weitren Bücher aufmerken. *E. Sch.*

LESEN SIE DEN BESTEN PITIGRILLI

Die Jungfrau von 18 Karat

BROSCHIERT 3 RM, LEINEN 5 RM

„Dieser Pitigrilli ist nämlich so schamlos, Erotik zu beschreiben, zu gestalten, zu diskutieren, die der gegen Schmutz und Schund geaichte Normalbürger selbstverständlich weder kennt noch kennen darf . . ." (Berliner Tageblatt)



Pitigrilli-Bücher sind in allen Buchhandlungen und Bahnhofsbuchhandlungen zu haben.

EDEN-VERLAG / BERLIN W 62

TRANSMARE VERLAG BERLIN

NEUERSCHEINUNGEN 1930

Elizabeth Russell
HOCHZEIT / FLUCHT UND EHESTAND DER SCHÖNEN SALVATIA
In Leinen RM 7.50

Gertrud von le Fort
DER PAPST AUS DEM GHETTO
In Leinen RM 8.—

NEUE AMERIKA-BÜCHER

John K. Winkler
JOHN D. ROCKEFELLER
Ein Ölporträt. In Leinen RM 6.—

R. I. Warshow
VON DREW BIS PIERPONT MORGAN
Die Geschichte der Wallstreet-Milliardäre. In Leinen RM 7.50

Edward J. Dies
DER SPEKULANT
Aufstieg und Sturz des amerikanischen Weizenkönigs
In Leinen RM 7.50

Ein neuer Masereel:
Tolstoi
HERR UND KNECHT
Mit 14 Holzschnitten von Frans Masereel. Gebunden RM 3.50

Henri de Régnier
CASANOVA BEI VOLTAIRE
In Leinen RM 3.50

TRANSMARE VERLAG BERLIN

TRANSMARE VERLAG BERLIN

NEUERSCHEINUNGEN 1930

Alain-Fournier

DER GROSSE KAMERAD

Mit einem Vorwort von Alfred Neumann. In Leinen RM 7.50

Aus dem Vorwort von Alfred Neumann: Alain-Fournier fiel im September 1914 in den Argonnen, achtundzwanzig Jahre alt. Er hatte, außer Gedichten und kleinen Erzählungen, nur einen Roman geschrieben: Le Grand Meaulnes — Der Große Kamerad, ein Buch der Kindheit, Geschichte eines Kindes, ein Märchenbuch, ein Zauberbuch, sanft und unheimlich, Idyll und Drama, Eichendorff und Hamsun. Seltsamstes Buch einer zugleich sehr alten und sehr neuen Romantik, großzügig, mutig im Geist und voller menschlicher Wunder.

In Frankreich

gehört Le Grand Meaulnes zu den klassischen Werken der modernen franz. Literatur. André Billy schreibt darüber in La Litérature Française Contemporaine: «Aujourd'hui ce livre est reconnu de tous comme digne de prendre place dans la litérature universelle. C'est une livre unique, à la façon de Manon Lescaut, de Robinson Crusoe, et de Treasure Island.»

Robert Graves

STRICH DRUNTER

Übersetzt und eingeleitet von Reichsminister Treviranus

Mit einem Bilde des Verfassers. In Leinen gebunden RM 10.—

Die lange erwartete deutsche Ausgabe von Good-bye to all that

Friedrich Sieburg

schreibt in einem ausführlichen Artikel in der Frankfurter Zeitung: Wir sehen das Leben eines Dreißigjährigen vor uns, eines englischen Großneffen Leopolds von Ranke, eines leidenschaftlichen jungen Menschen, der dieses Buch schreibt. Schluß damit, fertig, Strich drunter. — Wir werten sein Buch hier nicht als Literatur, obwohl es sich lohnen würde. Denn die herzliche Einfachheit der Darstellung ist nicht zum wenigsten eine stilistische Qualität, und seine Bilder von den englischen Erziehungsanstalten, aus dem Oxford der ersten Nachkriegsmonate und aus Ägypten, wohin ein biographischer Zufall den Autor verschlägt, würden jedem guten Roman Ehre machen. Aber das ist kein ausreichender Maßstab für ein Buch, das kein anderes Ziel hat, als die Wahrheit zu sagen — »wenigstens annähernd«. Für uns ist es wichtig, daß hier der Frontsoldat in einer Schärfe erfaßt ist, wie es sonst nur einem Manne, nämlich Ludwig Renn, geglückt ist. Aber der Unterschied ist groß. Während bei letzterem der Frontsoldat schließlich aus tausend Mosaiksteinchen entsteht, gibt der Engländer eine bewußte Gestaltung seiner inneren Existenz im Schützengraben, er sieht sich und schildert sich als Intellektueller.

TRANSMARE VERLAG BERLIN

PAOLO UCCELLO, par Philippe Soupault. Éditions Rieder, Paris.

Es ist das große Verdienst dieses kleinen Buches, einen Maler neu zu entdecken, der alle Konventionen seiner Zeit sprengte, großen Ansehens sich erfreute, Schüler, Bewunderer hatte und bald nach seinem Tod vergessen war. Sein leidenschaftliches Werk steht neben den süßen und frommen Malereien der Zeitgenossen wie ein Fremdkörper. Unter einer üppig wuchernden Legende sind die Daten seiner Lebensumstände unentzifferbar geworden, und es ist nichts geblieben, als diese in alle vier Winde zerstreuten herrlichen großen Gemälde, auf denen erstmalig die Gesetze der Perspektive in Anwendung kommen und gleich so klug gemeistert, daß sie das Bild nicht in eine dritte Dimension sprengen. Das Buch Soupaults rekonstruiert den Mann der Tat, den Krieger, den phrasenlosen Bürgerschädel mit langem Tirpitzbart, der neben der Handvoll wahrhaft großer Meister aller Zeiten seinen Platz behauptet. *ost.*

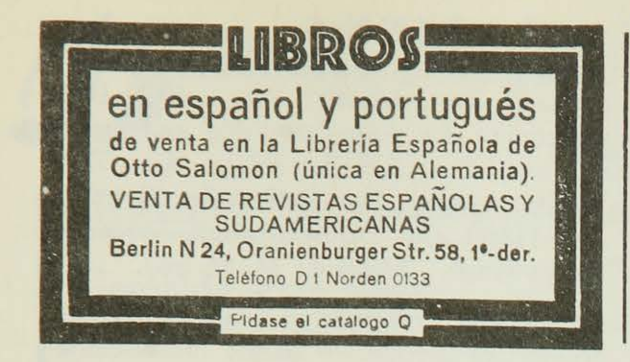
Der Weltkrieg 1914/18, dem deutschen Volke dargestellt von General d. I. v. Kuhl. Verlag Tradition Wilhelm Kolk, Berlin.

Der Verfasser hat fast sein ganzes Leben lang dem Großen Generalstab angehört, auch während des Weltkrieges war er ununterbrochen Generalstabschef von Armeen und Heeresgruppen. Denjenigen Teilen des deutschen Volkes, die den Weltkrieg nur militärisch sehen und auch nicht anders sehen wollen, sei das Werk warm empfohlen. Es sei lobend anerkannt, daß der Verfasser sich bemüht, auch den militärischen Führern gerecht zu werden, die nach seiner Ansicht Fehler gemacht haben. Ueberall da, wo Politiker und Militärs im Widerspruch stehen, kann er aber aus seiner Generalstabshaut nicht heraus, und diese Haut sieht so aus: Wir hatten vor und während dem Kriege allerlei „verantwortliche" Minister. Alle ohne jede Ausnahme kuschten, wenn der unverantwortliche Generalstabschef es forderte, und dessen Berater ist General v. Kuhl sehr lange gewesen. So kann es nicht wundernehmen, wenn alle nationalistischen und militärischen Ladenhüter in dem Werke aufmarschieren, von der Einkreisung bis zum Dolchstoß, wenn auch nicht ganz so plump und aufdringlich wie bei Herrn Ludendorff. Daß die Wehrmacht nicht Selbstzweck, sondern höchstens Mittel zum Zweck bürgerlicher Politik sein sollte, ist ihm natürlich unfaßbar. Im Ausblick wägt er alle möglichen technischen Entwicklungen des Zukunftskrieges sorgfältig gegeneinander ab, nur die eine nicht, daß die Verstrickung der Weltwirtschaft eines Tages die Wehrmacht überflüssig machen könnte. Daher zum Schluß ein Hieb gegen die Pazifisten, die den Frieden „um jeden Preis" ersehnen. Ach nein, Herr v. Kuhl, nur um den einen, daß die Militärs zur schlichten Polizeitruppe werden, weil die Staatsmänner erkennen, daß der Krieg auch für die Sieger nicht mehr rentiert. Ich betone zum Schluß aber ausdrücklich, daß das Werk in bezug auf Sachlichkeit und Vornehmheit des Tones turmhoch über vielen anderen Erzeugnissen militärischer Federn steht. *Freiherr von Schoenaich, Generalmajor a. D.*

ANDRÉ MAUROIS, Lord Byron. Verlag Piper & Co., München.

Grandiose Berichtigung einer Legende: wer den melancholischen großen Lord zur Statue seiner selbst erstarrt, als Opernhelden des Weltschmerzes und Ahnherrn einer edlen Pose vor sich sah, lernt einen lebendigen Zeitgenossen kennen, einen Dämon im Dostojewskischen fast mehr als im Goetheschen Sinne. Die Aufgabe war nicht leicht. Schon darum nicht, weil nichts schwerer ist, als den Lebensroman eines Menschen nachzuschreiben, dessen Leben wahrhaftig ein Roman war. Maurois gelingt es, weil er den Dingen nichts hinzufügt; weil er der Unart anderer Monographen nicht folgt, sich sentenziös und analytisch in die eigene Darstellung einzumengen, sondern ein exaktes Forschungsmaterial zur Dichtung umformt. Dabei fällt dieses Dichterische nie — was bei Byrons Leben und Lebenshaltung so nahe läge — ins Melodramatische, die Noblesse nur selten in ein schönrednerisches Etepetete. Es ist unvermeidlich, daß sein Werk wie alle diese neu aufgekochten Lebensbeschreibungen seinen Zweck als „Bildungssparer" erfüllt: insonderheit die Bankiers, Kabarett-Conferenciers und Mitarbeiter werden in Kürze wissen, wer Lord Byron war. Das darf mich nicht abschrecken, auf die Weihnachtsrundfrage: „Welches Buch des Jahres hat den größten Eindruck auf Sie gemacht?" im voraus zu antworten: Dieses.

Anton Kuh.



Livres français
English Books

Großes Lager
Schnellste Besorgung

Buchhandlung Gerhard Fuchs

Berlin W 50, Nürnberger Str. 64
Telefon: Bavaria 7022 / Katalog gratis

GIOVANNI GERMANETTO: **GENOSSE KUPFERBART**

Aufzeichnungen eines italienischen Revolutionärs

Genosse Kupferbart, der rothaarige, hinkende Barbier ist der Gil Blas der Revolution. Ein Kerl, in dem der italienische Volkswitz mit dem revolutionären Elan Schritt hält, der trotz aller körperlichen Leiden mit einer Überlegenheit gegen Dummheit, Unverstand, Kleinbürgertum und offene Gewalt loszieht, die ihn in der Tat den Helden des spanischen Schelmenromans ebenbürtig macht. Ihnen voraus hat er das Klassenbewußtsein des revolutionären Arbeiters, die Erkenntnis der Zusammenhänge seines Daseins mit dem aller Arbeiter, einen auch durch Kerker und Folterungen unbeugsamen Humor. Wo immer Kupferbart steht, zeigt sich seine Kämpfernatur, bei den italienischen Alpenbauern, wie in der muffigen Atmosphäre der piemontesischen Kleinstadt oder auf den Barrikaden von Turin 1920. Er hat die Kerker ganz Italiens von der Nordgrenze bis herunter nach Neapel kennengelernt. Die Diktatur Mussolinis hat er früher als andere kommen sehen, wie er als einer der ersten dem Manne zugejubelt hat, der die Arbeiterklasse seines Landes zum Sieg führte: Lenin.

Wie vor 50 Jahren Herzen und Kropotkin ist heute Giovanni Germanetto, Genosse Kupferbart, der repräsentative Typ des revolutionären Kämpfers.

Erscheint als 6. Band der Serie „Der internationale Roman". In Leinen Mark 5.—, kartoniert Mark 3.50

INTERNATIONALER ARBEITER-VERLAG, BERLIN C 25

Soeben erschienen!

LUDWIG RENN

NACHKRIEG

DIE FORTSETZUNG VON „KRIEG"

Die erste Stimme: „Ludwig Renn, dem Dichter des Romans ‚Krieg', haben wir in seinem zweiten Werk ‚Nachkrieg' ein Buch zu verdanken, das in seiner Wahrhaftigkeit, aber auch in der abgrundtiefen Fülle seiner Verzweiflung seinesgleichen sucht. Wenn man von der Wahrhaftigkeit dieses Werkes und dieses Mannes spricht, hat man das Grunderlebnis und die Darstellungstechnik zu gleicher Zeit erfaßt. ‚Nachkrieg' ist ein Dokument. Vor allem ein Dokument und dann erst eine Dichtung; zuerst ein Protokoll und dann erst ein Werk der Kunst. **‚Nachkrieg' ist ein Dokument wie der erste Teil des ‚Simplizius Simplizissimus' und müßte ein klassischer, ein unverlierbarer Teil des deutschen Schrifttums werden.** Wie das Buch des unsterblichen Grimmelshausen, ist es der Eigenbericht eines einfachen, fast bäurischen, dumpfen Menschen, der allmählich dazu kommt, die Augen aufzutun, zu sehen, was ist, zu erfassen, was ‚gespielt wird'. Aber es wird nicht gespielt. Es bleibt dabei, es sind Tatsachen, unumstößliche, die in redlicher Form, ohne stilistischen Aufwand, von den ersten Jahren des Krieges nach dem Kriege berichten: wieder Krieg. Bürgerkrieg." **Ernst Weiss im „Berl. Börsen-Courier"**

In Leinen geb. M 5.—, broschiert M 3.50

AGIS-VERLAG / WIEN - BERLIN S 14

NEUE SCHALLPLATTEN

Letzte Caruso-Aufnahme.

„Première caresse“ (De Crescendo) und *„Bois Epais“ aus „Amadis“ von Lully. Electrola D. A. 1097.* — Auch der Scharfhörigste könnte der gesunden Fülle und durchlichteten Wärme der herrlichen Stimme nicht anmerken, daß ihr Träger dem Tode geweiht war, als diese letzte Aufnahme gemacht wurde. Der baritonale Glanz ist ein Charakteristikum des späteren Caruso. — Höret *alle* Caruso-Platten, besonders *„La forza del destino“* (Verdi). Duett: Caruso-Scotti. *Electrola D. M. 105.*

„Die Rantzau“ Vorspiel (Mascagni) und *„Manon Lescaut“ Intermezzo (Puccini). Orch.: Mitglieder der Scala, Dirig. W. Ferrero. Homocord 4-9074.* — Ideale Filmillustrierung. Zu Unrecht vernachlässigte dramatische Unterhaltungsmusik.

„Polowetzer“-Tänze aus „Fürst Igor“ (Borodin). Orch.: Berl. Phil. Dir.: S. Meyrowitz. Ultraphon E 452. — Verblüffend farbechtes Klangbild der weltbekannten Tänze — frühere Hauptnummer des Russischen Balletts.

„Othello“-Ballett (Verdi). Orch.: Sinf. v. Mailand. Dir.: Gino Neri. Homocord 4-3745. — Unglaubhaft, daß ein 76jähriger diese reizvoll-exotisierte Musik so prickelnd frisch melodisieren konnte . . .

„Carmen“-Fantasie, Bearbeitung von Busoni. Klav.: Zadora. Grammophon 27171. — Unmöglich, Carmen-Atmosphäre konzentrierter und suggestiver in ein Instrument zu bannen, als es Busoni hier gelingt.

„Zampa“-Ouvertüre (Herold). Orch.: Staatsopernmitglieder. Dir.: Clemens Schmalstich. Electrola E. H. 424. — Sympathischer Beweis der feinempfindenden, reservierten Dienstbeflissenheit am Werk, die den Musiker Schmalstich nie verläßt.

„Tanz der sieben Schleier“ aus „Salome“ (R. Strauß). Orch.: Berl. Philh. Dir.: B. Walter. Columbia D. W. X. 1342. — Hervorragende Wiedergabe des auch heute noch „neuen“, stets verführerischen Hauptwerkes Richards III.

„Prélude à l'Après-midi d'un faune“ (Debussy). Orch.: Philadelphia-Symphonie. Dir.: Stokowski. Electrola E. J. 527. — Kapellmeisterliche Virtuosität wirkt improvisiert leicht. Kulturplatte.

„Marecchiare“, Neapolitanisches Lied (Posti) und *„Musica proibita“ (Gastaldon). Tenor: Joseph Schmidt m. Orch. Dir. Meyrowitz. Ultraphon 575.* — Angenehme Illusion sommerlichen Dolcefarnientes nebst vino del Paese.

„Tosca-Cavaradossi“-Duett aus dem I. Akt (Puccini). Sopran: Vera Schwarz, Tenor: M. Hirzel. Orch.: Staatskapelle. Dir.: Dr. Weißmann. Odeon 6767. — Bemerkenswert wegen der ausgezeichneten, immer transparenten Orchesterhandhabung.

Arie des „Fürsten Igor“. Orch.: Berl. Phil. Bariton: Alexander Krajeff. Ultraphon E. 536, sowie *Arie des Fürsten Galitzky und des Khan Kontschak aus „Fürst Igor“ (Borodin). Baß: M. Gitowsky. Orch.: Berl. Sinfon. Homocord 4-9068.* — Aktuelle, russisch gesungene Aufnahmen vermitteln die Originalstimmung der prächtig-barbarisierenden Oper.

„Pizzicati“ und *„Valse lente“ (Delibes-Zadora). Klav.: M. von Zadora. Electrola E. G. 1656.* — Eminent klavieristisch und moussierend gespielte klassische Schlager.

„Sanctus“ della Missa papae Marcelli (Palestrina) und *Tedeum. Text und Musik von Bovet. A-capella-Chor d. St.-Nicolas-Cathedrale, Fribourg. Dir.: Bovet. Ultraphon A. 564.* — Treffliche Ausführung und interessante Gegenüberstellung alten und neuen Kirchengesanges.

„Liebesfreud“ (Kreisler). Xylophon: Teddy Brown m. Klav. Orchestrola 2439. — Sehr amüsantes Brillanz-Plättchen.

„Wohl drang aus ihrem Herzen“ aus „Liebestrank“ (Donizetti). Tenor: S. Salvati mit Orch. Tri-Ergon 10031. — Mit südlicher Saftigkeit absolvierte, wunderhübsche Arie.

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.
Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt“ erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

BERLIN

Gemälde alter Meister Antiquitäten	JULIUS BÖHLER Berlin W10, Viktoriastraße 4a
Haus für moderne Gemälde und Graphik Am 15. XI. Eröffnung der Ausstellungen Bob Gésinus-Visser und Hubert Landau, Berlin	GALERIE I. CASPER Berlin W10, Lützowufer 5
Kostbare Bücher, Handschriften und Farbstiche	PAUL GRAUPE Berlin W10, Tiergartenstraße 4
Alte Meister / Impressionisten	Galerie MATTHIESEN Berlin W9, Bellevuestraße 14
Sonder-Ausstellung Erich Heckel	GALERIE FERDINAND MÖLLER Berlin W35, Schöneberger Ufer 38
Gemälde alter Meister	GALERIE FRITZ ROTHMANN Berlin W10, Viktoriastraße 2

FRANKFURT a. M.

Moderne Kunst	KUNSTHANDLUNG LUDWIG SCHAMES Frankfurt a. M., jetzt: Kaiserstr. 24

KÖLN a. Rh.

AQUARELLE von Erich Heckel	KUNSTSALON ABELS Köln, Komödienstraße 26

MÜNCHEN

Malerei des 14.—19. Jahrhunderts	Galerie FLEISCHMANN München, Maximilianstraße 1

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

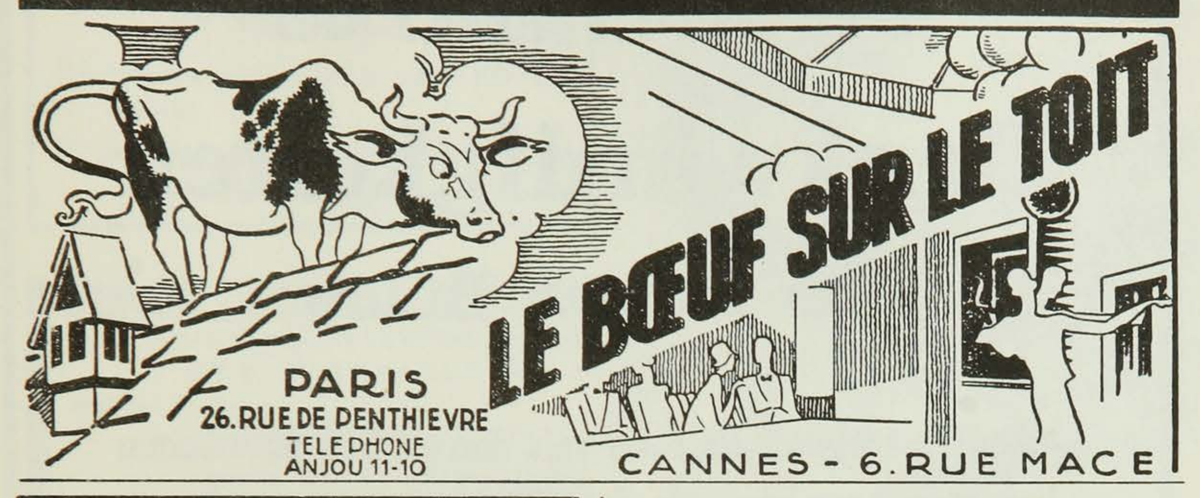
MÜNCHEN

Europäische Kunst von Goya bis Beckmann	J. B. NEUMANN & GÜNTHER FRANKE MÜNCHEN, Brienner Str. 10
Gemälde erster Meister insbesondere des 19. Jahrhunderts	LUDWIGS-GALERIE Otto H. Nathan München, Ludwigstraße 6
Gemälde alter Meister Kunstwerke früher Epochen	W. SCHNACKENBERG München, Brienner Straße 46

Pariser Buch- und Kunstmarkt

Tableaux Livres illustrés contemporains	GALERIE A. L. P. 4, Rue Michelet - Paris VIe angle Avenue de l'Observatoire
Bücher in jeder Sprache / Deutsche und englische Leihbibliothek	Librairie internationale «EDA» 6, rue Blanche, Paris IXe
Beaux livres illustrés EDITIONS ORIGINALES, LIVRES RARES ET RECHERCHÉS (Catalogue gratuit)	Librairie EDOUARD LOEWY 137, Boulevard Raspail - Paris 6e à Montparnasse (Tägl. bis Mitternacht geöffnet)
ART, Littérature, Philosophie, Editions de Luxe et Ordinaires, Editions Originales, GRAVURES Bestellungen werden sofort und nach allen Teilen der Welt ausgeführt!	AU GRAND MEAULNES Librairie S. Paulhan 147, Bd Montparnasse, Paris VIe
EPOCHEN: Restauration / Louis Philippe / Second Empire Biedermeier-Möbel, Perlgestickte Bilder, Stickereien, Glas- und Porzellanmalereien, antike Beleuchtungskörper	« OPALINE » Antiquitäten Paris VIIIe, 27, rue Vignon (Madeleine), Tel.: Central 10-41
Tableaux modernes	GALERIE ZAK Paris, Place St. Germain des Prés. 16, rue de l'Abbaye Berliner Vertretung: CLARA LANDAU, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 31

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



Deutsche Professoren u. Studenten finden in Paris ein gemütliches Heim im Hôtel des Balcons, 3, rue Casimir Delavigne am Odéon, Nähe d. Universität. Zimmer mit allem Komfort 3.50—5 RM.

HOTEL BUCKINGHAM
PARIS, 43, rue des Mathurins, zentral gelegen (n. d. Oper u. Madelaine), jed. Komfort, prächt. Lage, für Familien besond. Preise. Man spricht Deutsch!

IN PARIS
finden Sie den großen Komfort eines Luxushotels zu vernünftigen Preisen **60, Rue des Mathurins.** Zimmer mit Bad, auch mit Wohnsalon, Appartements mit Küche auf Tage und Monate. Sehr zentral, Nähe Opéra-Madeleine gelegen. Vornehmes ruhiges Haus.
MADAME COUSIN

AUBERGE DU ROY DAGOBERT - Paris 50, Rue Richelieu, 45, Rue Montpensier
(gegenüber dem Théatre Palais Royal!) Erstklassige französische Küche.

AVIGNON. Hotel „Terminus“ Bes. Galtier, nahe d. Bahnhof, modernster Komfort, 100 Z., 4 Garagen, großes Restaurant, mäßige Preise.

Terrass - Hôtel
große Halle in Marmor, 200 Z. od. Wohnungen, 80 Badez., 2 Fahrstühle, Tel. in jed. Zimmer, Rundblick auf Paris. — Z. ab 25 Fcs. — 12/14, RUE DE MAISTRE, PARIS
MONTMARTRE

CAFÉ-BRASSERIE
Le Dôme
Dîners — Soupers
son Bar Américain
Rendez-vous international des artistes.
Zentrum des MONTPARNASSE
Ouvert toute la nuit!

Merken Sie sich diese wertvolle Adresse für Ihre nächste Reise nach **PARIS**

Hotels Saint James et d'Albany
211, Rue St. Honoré et 202, Rue de Rivoli

Telegramm-Adresse: Jamalbany III Paris • Telefon: Opéra 02-30. 02-37, Inter 12-66

Das bekannte Hotel Saint James war ehemals das Palais und die Residenz König Karls X. und des Herzogs von Noailles. Heute durch einen gepflegten Privatgarten mit dem Hotel d'Albany zu einem Komplex vereinigt, gehört es, traditionsgemäß, zu den bevorzug en Häusern anspruchsvoller Gäste. Unter den vielen Vorzügen zählen wir hier nur fo'gende auf: äußerst zentrale Lage, die Zimmer bieten teils herrliche Aussicht auf die Tuilerien, teils gehen sie auf den Privatgarten aus, und zählen daher zu den ruhigsten von Paris, feine altfranzösische Küche, billige Preise / 300 Zimmer, 150 Badezimmer / Einen freundlichen Empfang versichert besonders allen Querschnittlesern

A. Lerche
Besitzer

Der 2. Band der
Denkwürdigkeiten
des Fürsten Bülow

erschien soeben. Er setzt mit den großen politischen Umwälzungen ein, die dem Weltkrieg vorausgingen, und schließt fünf Jahre vor dessen Ausbruch ab. Bülow berichtet von der Marokko-Krise und der erst durch Delcassés Sturz beseitigten Kriegsgefahr, von dem von Wilhelm II. improvisierten und vom Zaren widerrufenen Bündnisvertrag von Björkö, von der bosnischen Krise, vom Scheitern der deutsch-englischen Flottenverständigung noch unmittelbar vor seinem Rücktritt, von der Kaiserkrise im November 1908 (Daily-Telegraph-Affäre), als Wilhelm II. schon zur Abdankung entschlossen war, von der Entfremdung zwischen dem Kaiser und ihm und der Entlassung an Bord der Hohenzollern. Der Band hat 531 Seiten Umfang und enthält 16 Kupfertiefdruck- und 2 Kunstdrucktafeln, dazu 6 interessante Faksimiles. Er liegt in allen Buchhandlungen aus. Preis in Ln. 17 M, brosch. 14 M.

VERLAG ULLSTEIN

Der einzige
authentische Originalbericht über

Andrées Nordpolflug

mit den Tagebüchern u. allen Bildern
im Verlag

F. A. Brockhaus • Leipzig

In Ganzleinen etwa 15 Mark

Flucht Die persönlichen Erlebnisse eines politischen Gefangenen, der von der faschistischen Teufelsinsel Lipari befreit wurde.

Von Francesco Nitti

Aus der Presse:

Ein überwältigenderes Dokument über ein politisches System ist noch nie geschrieben . . . Besitzt den ganzen atemraubenden ungestümen Zauber eines Abenteurerbuches . . . Der Erfolg dieses Buches wird deshalb so groß sein, weil des Autors unbedingte Ernsthaftigkeit und Zuverlässigkeit über allen Zweifel erhaben ist.

Kartoniert M 3.80, Leinenbd. M 4.80

MÜLLER & I. KIEPENHEUER
G.M.B.H. VERLAG / POTSDAM

Bad Kudowa

Kreis Glatz

Herz-Sanatorium!

Kohlens. Mineralbäder des Bades im Hause, Aller Komfort, Mäßige Preise. Bes. u. Leiter: San.-Rat Dr. Herrmann. 2. Arzt: Dr. G. Herrmann. Tel. 5.

Patent-Etui-Kamera



Äußerst leicht, unerreicht flach, verblüffend stabil. Vielseitig als Plattenapparat, bequem wie eine Rollfilmkamera.

Druckschrift QA gratis

KAMERA-WERKSTÄTTEN
GUTHE & THORSCH DRESDEN-A. Bärensteinstr. 32

CHALET

To let from November in South-Tyrol (1500 mètres)

Beautiful views of Dolomites and glaciers. Much sun, good skiing. Simply furnished. Perfect for anyone desiring solitude. Full particulars from

Athene Nelson
FERMA POSTA, ITALIA, MERANO

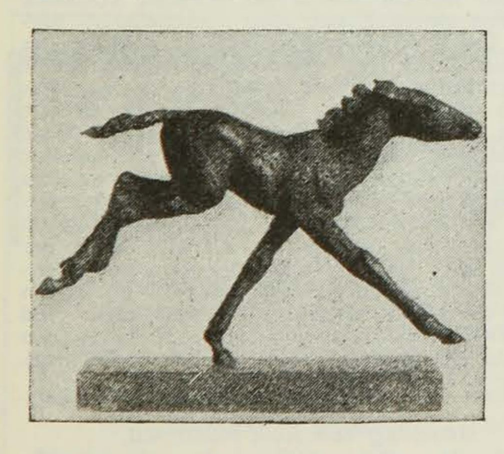
HERMANN NOACK

GEGRÜNDET 1897 **BILDGIESSEREI**

Berlin-Friedenau, Fehlerstraße 8
Tel. Rheingau 133

GIESST FÜR:

ERNST BARLACH, RUDOLF BELLING, MAX ESSER, EBBINGHAUS, DE FIORI, GAUL, O. KAUFMANN, KOELLE, GEORG KOLBE, KLIMSCH, LEHMBRUCK, MARCKS, REEGER, SCHARFF, SCHEIBE, SINTENIS, TUAILLON, VOCKE, WOLF U. A



Bildhauerin: Reneé Sintenis, Berlin

SPEZIALITÄT:
WACHSAUSSCHMELZUNG

HN

SOEBEN ERSCHEINT:

FRANZ BLEI

ERZÄHLUNG EINES LEBENS

Mit einem Titelbild · 500 Seiten
Geheftet 8 Mark · Leinen 12 Mark

Es ist ein Buch letzter Konsequenzen und wird darum ein sehr großes Aufsehen erregen. Alles, was Namen hat in Kunst, Literatur, Theater, Politik und Gesellschaft, wird mit unerbittlicher Schärfe durchleuchtet, wie sich auch der Bogen des Kritikers über Erotik und Religion bis zu einer äußersten Gewagtheit spannt. So zeichnet ein Genius das Geschaute, Durchwandelte und Bedachte einer Aera mit mutiger und anmutiger Feder nach, mit Wiener Urbanität, St.-Simonschem Geiste, mit dem Charme eines freien Herzens — das sich in der Vision eines selbstgewählten und erlesenen Todes endlich erlöst, damit auch nichts an diesem Leben Fragment bleibe.

PAUL LIST VERLAG
IN LEIPZIG



Eça de Queiroz

Das Verbrechen des Paters Amaro

Aus dem Portugiesischen übertragen
von Thomas W. Schlichtkrull

Mit einer Einleitung von Gerhart Pohl

Endlich ist es gelungen, den weltberühmten antiklerikalen Roman des großen portugiesischen Dichters Eça de Queiroz auch dem deutschen Leser zugänglich zu machen. Er schildert das Leben und Treiben einer Gesellschaft, die durch Bigotterie und Aberglauben an die katholische Kirche gefesselt ist und von ihr geknechtet wird. In die Stadt kommt Amaro, ein junger Pfarrer, protegiert von der großen Gesellschaft der Hauptstadt, und beginnt seine Tätigkeit, die ihn von winzigen Verfehlungen allmählich zu den schwersten Verbrechen führt, ohne daß ihn die Sühne der Gesetze erreichen kann. Von einem Kreise alter Betschwestern vergöttert, fesselt er ein junges, schönes Mädchen an sich, das durch den unheilvollen Einfluß seiner religiösen Erziehung Gott zu gefallen glaubt, wenn es dem Herrn Pfarrer gefällig ist. Meisterhaft zeichnet der Dichter den Weg vom ersten harmlosen Flirt zur leidenschaftlichen Liebschaft und von dort weiter zu Schwangerschaft, unehelicher Geburt, dem Tode der Mutter und der Ermordung des Kindes. Amaro vernichtet ungestraft zwei Menschenleben und steht zum Schluß als Kampfgefährte der Reaktion zur Niederhaltung aller vorwärtstreibenden Kräfte der Weltgeschichte. Mit einer grandiosen Vision der französischen Kommunekämpfe und ihrer Wirkung auf die weltlichen und kirchlichen Herrscher des damaligen Portugal schließt das Buch.

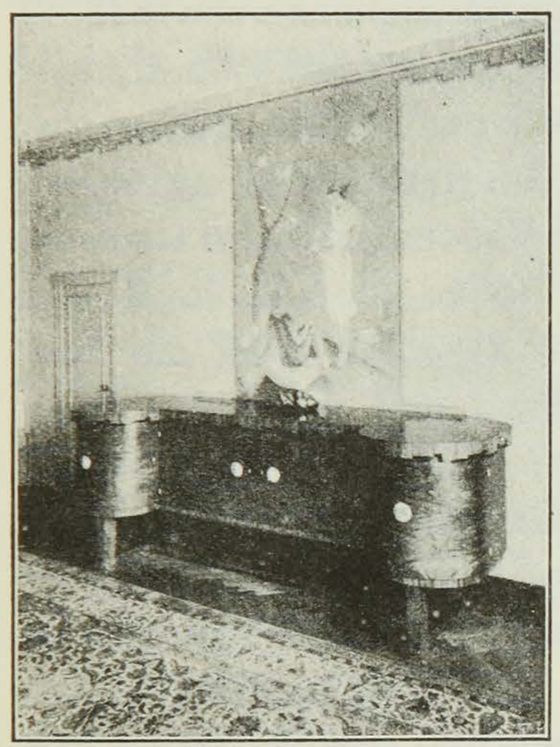
464 Seiten · 8° · 1930 · Kart. RM 4.-, geb. RM 6.-

Umschlag von John Heartfield

NEUER DEUTSCHER VERLAG
BERLIN W8

DIE KÖLNER WERKSCHULEN

stellen sich die Aufgabe, die Gestaltungskraft ihrer Schüler zu entwickeln und zu steigern. Der Unterricht umfaßt das ganze Gebiet der bildenden Künste, ohne einem Teil den Vorrang einzuräumen. Alles Lernen und Lehren ist von Anfang an an praktische und verwertbare Arbeit gebunden und alles Entwerfen zielt auf das Ausführen hin bis zur vollständigen Fertigstellung. Das wird ermöglicht durch ein Zusammenarbeiten mit den Werkstätten der Schulen, mit dem städtischen Hochbauamt und durch eine wirtschaftliche Abteilung, die um Arbeitsgelegenheit bemüht ist. Eine Abteilung für religiöse Kunst ist neu angegliedert. ● Die entscheidende Voraussetzung für die Aufnahme in die Schulen ist der Nachweis künstlerischer Begabung. ● Beginn des Winter-Trimesters am 5. Januar 1931. Das Schulgeld beträgt für das Trimester 75 Mk. ● Weitere Auskunft durch die Geschäftsstelle der Kölner Werkschulen. Ubierring 40. Der Direktor: Riemerschmid



Werkstätten Plato

BERLIN, KOTTBUSSER DAMM 79

FERNSPRECHER: NEUKÖLLN 2793

Spezialist für Kunsttransporte

CH. POTTIER

14, Rue Gaillon PARIS (2e)

SPEDITEUR

packt, spediert, verzollt

für die Galerien Flechtheim, Matthiesen, Goldschmidt, Cassirer usw.

HERMANN BOLL

Photograph. Reproduktions- u. Verlags-Anstalt

BERLIN W 50

Tauentzienstr. 7 b — Tel.: Bavaria 3149

 Spezial-Anstalt für Gemälde- und Skulptur-Aufnahmen 

GUSTAV KNAUER

BERLIN W 62, WICHMANNSTR. 8

BRESLAU — WIEN

PARIS, 7 & 9, BOULEVARD HAUSSMANN

Sonder-Abteilung für Verpackung und Transport von Gemälden u. Kunstwerken

Benedetto Croce

Geschichte Italiens 1870-1915

Übertragen von Ernst Wilmersdoerffer

Leinen RM 13.—

Croces große Bedeutung liegt darin, daß er als erster dargestellt hat, wie die Geschichte vorzüglich auf den ideellen Grundanschauungen der Zeitalter beruht, indem aus ihnen nicht nur Kultur, sondern auch alle politischen Tendenzen und Programme entspringen.

(C. Schmidt in der Frankfurter Zeitung)

Verlag Lambert Schneider, Berlin

BUCHHANDLUNG KARL BUCHHOLZ

Der kleine Laden mit der freundl. Bedienung

Schöne Literatur aller Länder und Sprachen

Lawrence, Lady Chatterley, englische und deutsche Ausgabe

Berlin W 8, Mauerstraße 13-14, Ecke Leipziger Straße
Berlin W 15, Kurfürstendamm 30, nahe Uhlandstraße
Berlin C 2, Königstraße 45, am Salamanderhaus,
Fernsprech-Anschluß: Amt Zentrum 5603

Mit dem tollen Jahr 1848

beginnt der neue Band der Propyläen-Weltgeschichte, und er schließt mit einem Ereignis von nicht geringerer Tragweite: mit Bismarcks Entlassung. „Liberalismus und Nationalismus" heißt dieser Band nach den beiden Bewegungen, die jener Zeit das Gesicht gaben: Dem Liberalismus, der durch die Revolutionen von 1848-49 Verfassungen erzwingt und die gesellschaftliche Struktur Europas von Grund auf verändert; dem Nationalismus, der die willkürlichen Grenzschranken zugunsten der Einheit von Sprache und Volk einreißt und Deutschland und Italien entstehen läßt. Damals tagte das Parlament in der Paulskirche, Bismarck schuf die Zollunion, den Norddeutschen Bund und durch den Krieg von 1870-71 das Kaiserreich; neben ihm sind Cavour und Crispi, Napoleon und Gambetta, Gladstone und Disraeli die führenden Köpfe. Die Industrien wachsen, die Maschine setzt sich siegreich durch, Schutzzoll oder Freihandel lautet die Parole. Die Sozialdemokratie entsteht. Die Macht der Presse wächst. Literatur, Kunst und Musik dringen in immer weitere Kreise. Dostojewski, Zola, Schopenhauer und Nietzsche leben, Leibl, Menzel und die französischen Impressionisten, Wagner und Brahms!

Für diejenigen, die sich die Propyläen-Weltgeschichte anschaffen möchten, wird es nun höchste Zeit, denn dieser Band ist der letzte, der Subskriptionsmöglichkeit bietet! Wer also das Werk noch mit 40 Mark Ersparnis erwerben will, bestelle sofort, ehe die Subskriptionslisten geschlossen werden! Diesen Band wie die beiden früher erschienenen legt ihnen jede Buchhandlung unverbindlich vor!

DIE PROPYLÄEN-WELTGESCHICHTE

Jllustrierte Kultur- und Sittengeschichte

Kampf und Leben des Proletariats
von OTTO RÜHLE

Vorwort von A. LUNATSCHARSKI, MOSKAU

Jllustrationen, ausgewählt und beschriftet von Dr. Fritz Schiff

ANLAGE DES WERKES:

BAND I

Einleitung: Der mittelalterliche Mensch. Der bürgerliche Mensch. Der proletarische Mensch. — 1. Fluch der Arbeit: Entstehung des Proletariats. Methoden der Versklavung. Abgründe der Ausbeutung. Erwachen als Klasse. Hemmnisse der Solidarität. — 2. Schrecken der Umwelt: Lebenshaltung, Ernährung, Kleidung. Wohnung, Schlafstellen, Obdachlosigkeit. Alkohol, Wirtshaus, Abstinenzbewegung. Prostitution, Dirne und Zuhälter, Bordell. Krankheit, Arzt, Spital. Militarismus, Soldat, Kaserne. Justiz, Gericht, Kerker.

BAND II

3. Ketten der Vergangenheit: Ehe, Sexualität, Familie. Religion, Kirche, Freidenkertum. Politik, Parlament, Parteien. Wissenschaft, Moral, Erziehung, Arbeiterbildung, Presse, Literatur. Feste, Vergnügungen, Wunschziele. — 4. Wege zur Befreiung: Wirtschaftliche Befreiung. Soziale Befreiung. Politische Befreiung. Ideologische Befreiung. — Schluß: Der sozialistische Mensch.

KRITIKEN:

Eine sehr geschickt aufgemachte illustrierte Kultur- und Sittengeschichte des Proletariats. Mannheimer Tageblatt.

Die Art der Darstellung ist marxistisch in der Geschichtsbetrachtung, international im Schauplatz und vor allem in der Wahl der wertvollen Bilder, klar und anschaulich im Stil, absolut für jedermann leserlich.
Dr. Müller-Wolf in „Volkswacht", Essen.

Freude bereitet es, den Darlegungen zu folgen, die klar und überzeugend die gigantische Bewegung des europäischen Proletariats von ihren Anfängen an schildern. Der Leser wird überwältigt von diesem wichtigen Teil der Menschheitsgeschichte, die uns in den Schulen vorenthalten wurde. Sozialistische Jugend.

Die Auswahl der Bilder ist sehr glücklich, sie beleuchten wirklich die Geistesverfassung der geschilderten Epoche. Sozialistische Erziehung, Wien.

Ein ernstes, vielversprechendes Werk von bleibendem Wert.
Freie Presse, Remscheid.

Die Anschaffung dieses wichtigen Werkes und die sehr gründliche Ausnützung des reichhaltigen Materials muß dringend empfohlen werden. Welt am Abend.

Ein sehr stattliches, schön beschriftetes, schön gebundenes Werk. Vossische Ztg.

Band I, 616 Seiten, 492 seltene Jllustrationen auf holzfreiem Jllustrationspapier . . . Ganzleinen gebunden RM 18.—. Band II erscheint im Herbst 1931.

Fordern Sie unser Prospektmaterial

NEUER DEUTSCHER VERLAG • BERLIN W 8

HANNS JULIUS WILLE

Nach verlorenen Jahren

ROMAN

Der Wirklichkeits-
bericht
eines
Schicksals
unserer
Tage

Ganzleinenband RM 6.80

F. G. SPEIDEL'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

Das Weihnachts-Buch des Querschnitt-Lesers

DER QUERSCHNITT

X. Jahrgang Berlin, Ende Dezember 1930 Heft 12

INHALT

Marginalien:

Mit 20 Zeichnungen im Text und 32 Kunstdrucktafeln

Umschlagbild nach einer Zeichnung von Kurt Werth

Herausgeber: H. v. Wedderkop — Chefredakteur: Victor Wittner





Verlangen Sie Druckschrift QF gratis



Kombinations-Typenmöbel





George Grosz

MUSS MAN MIT DER ZEIT GEHEN?

Von

JOSÉ ORTEGA Y GASSET

Die Beharrlichkeit, mit der ich die Züge unserer Zeit zeichne, ist keine Manie und nicht einmal mir eigen. Sie ist vielmehr selbst ein wesentliches Merkmal der Zeit. Wir leben vieleicht unter noch nie dagewesenen Umständen. Die Menschheit macht eine radikale Veränderung irrationalen Ursprungs durch, während der Mensch sich gleichzeitig großen Scharfsinns und klaren Selbstbewußtseins erfreut. Zum ersten Male sieht er seiner eigenen Verwandlung zu, er verändert sich und weiß es. Früher sah er sich bei jedem tatsächlichen Wechsel als bleibend an, er empfand seine Überzeugungen und seinen Lebensmodus nicht als veränderlich, sondern als definitiv. Daher war die Veränderung für den, an dem sie sich vollzog, nicht vorhanden.

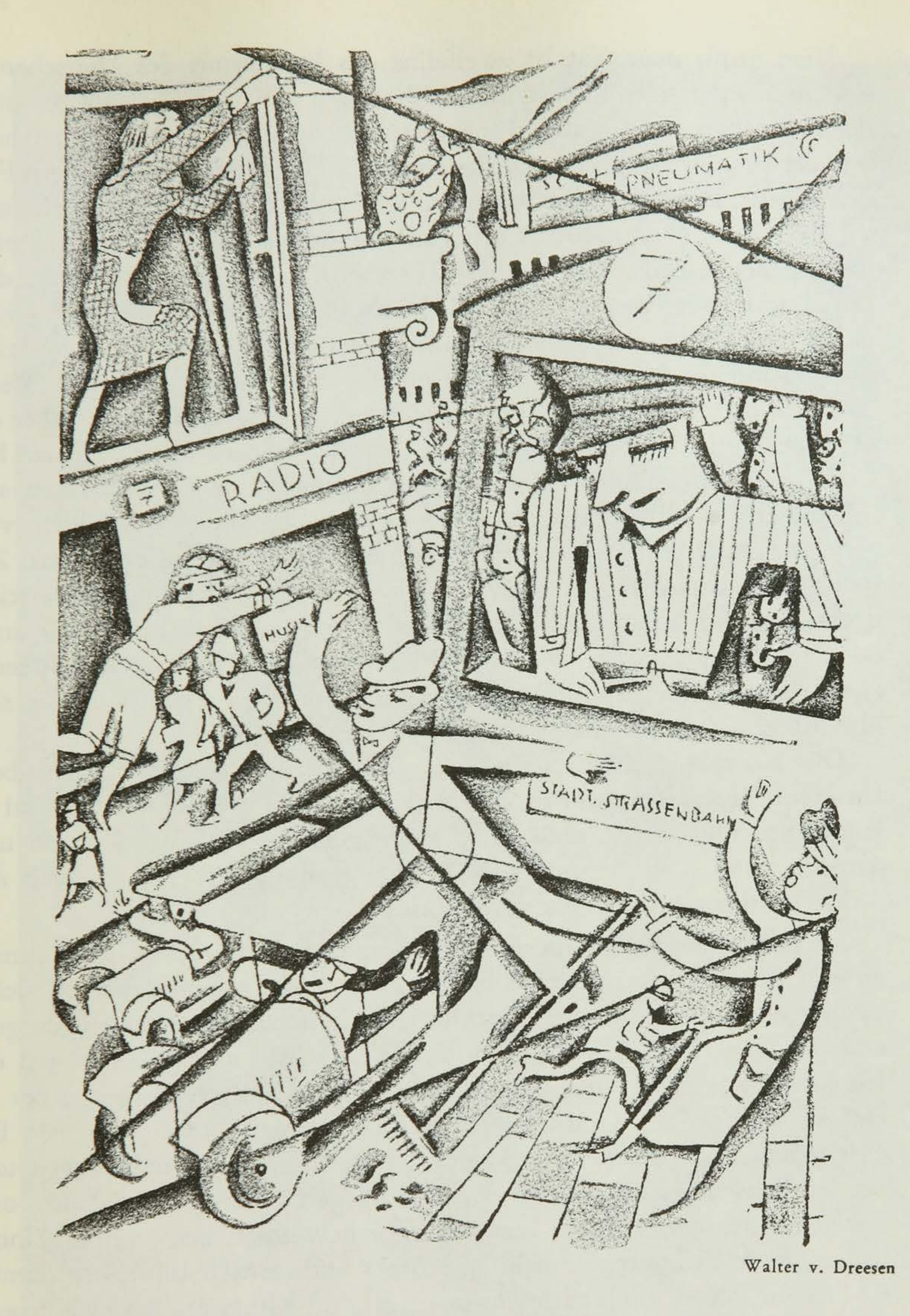
Nun weiß der Fluß des Heraklit, daß er fließt. Der Tropfen eilt zu Tal und sieht sich selbst rinnen; dadurch ist er auch beharrend und außerhalb der Strömung. Der Mensch muß lernen, in dieser Doppelform zu leben, sich gleichzeitig veränderlich und ewig zu fühlen. Das zwingt uns zu vollständig neuer Einstellung dem Leben gegenüber. Früher interessierte sich der Mensch für eine künstlerische Idee, ein politisches Prinzip, weil sie

ihm definitiv erschienen. Wenn er sie dafür halten konnte, verfiel er in unfruchtbaren Skeptizismus. Heute müssen wir lernen, daß wir nur definitiv sind, wenn wir dem veränderlichen Bilde unserer Zeit ganz entsprechen, das heißt: unsere Zeit als unser Schicksal anerkennen, ohne Sehnsucht und Utopien.

Ich möchte mich nicht mißverständlich ausdrücken. Sehnsucht und Utopie sind durchaus erlaubt, in ihnen äußert sich eine starke Vitalität. Es kommt nur darauf an, daß unsere Lebensartung nicht von ihnen abhängt, da wir nicht *von* ihnen noch *für* sie leben, denn das wäre ein Schwächesymptom. Das Leben ist immer ein Heute. Sehnsucht und Utopie sind Flucht vor dem Heute. Die großen geschichtlichen Wandlungen pflegten sich in Zeiten geistigen Halbdunkels zu vollziehen. Ich bezweifle, daß sich je vorher ein so umfassender, die Lebensumstände plötzlich umgestaltender Einbruch irrationaler Kräfte ereignet hat, während gleichzeitig der Intellekt auf leuchtender Mittagshöhe stand.

Unsere Zeit als unser Schicksal anzuerkennen soll nicht heißen, die Gegenwart ohne weiteres hinzunehmen. Das gerade tut derjenige, der in den Vorgängen des Lebens nicht den Ernst und die Schwere eines Schicksals sehen will, sondern gewandt über alles hingleitet, ohne sich zu irgend etwas zu bekennen. Solche Individuen sind in steter Bereitschaft, ohne Zaudern jedwedes Gebot der Stunde anzunehmen. Das erklärt die paradoxe Tatsache, daß diejenigen, die am augenscheinlichsten mit der Zeit gehen, in Wirklichkeit weder ihr noch irgendeiner Epoche angehören. Die Zeitgebräuche sind ihnen geläufig, aber ihre Substanz ist nicht zeitgenössisch, sie sind weder von heute noch von irgendwann. Die Frau der Gesellschaft z. B., die alle Kräfte einsetzt, um nichts zu unterlassen, was man tut, um alles zu tragen, was man trägt, ist eigentlich ein Geschöpf ohne Zeitprägung, das ebensogut heute wie zu Zeiten der Pharaonen leben könnte.

Nein, wir sollen unsere Zeit nicht ohne weiteres hinnehmen. Ganz im Gegenteil! Jede Zeit hat ihre Norm und ihr Übermaß, ihre wahren zehn Gebote und deren Verfälschung. Das macht ständige Untersuchungen über ihr wirkliches Wesen nötig, sie muß aus der unaufhörlichen Entstellung herausgeschält, an sich selbst gemessen werden. Je ernsthafter wir uns zu unserer Zeit bekennen, je strikter werden wir ihren Betrug ablehnen. Die verbreitetste, gewöhnlichste und leichteste Fälschung ist die Übertreibung. Der geborene Fälscher — eine häufige Sorte Mensch — ist zu schöpferischer Tat unfähig und verschafft sich auf bequeme Art die Selbsttäuschung, eine schöpferische Persönlichkeit zu sein dadurch, daß er die empfangene, fremde Idee auf die Spitze treibt. Das ist das Gegenteil von Schaffen, ist Trägheit. Die Trägen unserer Zeit sind es, die übertreiben. Sie folgen der Richtung, in die sie eines Tages geschoben worden sind.



Walter v. Dreesen

Der schöpferische Mensch, der sich an das Echte hält, kennt die Grenzen seiner ursprünglichen Wahrheit. Der Zeitpunkt, zu dem sie beginnt, sich zu verfälschen, zu dem er sich von ihr abwenden muß, kann ihm nicht entgehen.

Ich will ein kleines Beispiel von Norm und Übermaß in unserer Zeit geben.

Eine große neue Tat ist zweifellos das Bekenntnis des Menschen zu seinem Körper. Der Renaissance folgt in der Zeit der Gegenreformation die Herrschaft des Geistes. Eine tyrannische Herrschaft. Tyrannei heißt immer: Vergessen, daß das Übrige existiert. Das Übrige ist in diesem Falle der Körper. Descartes begeht den großen Fehler zu behaupten, der Mensch sei positiv nur Geist. Körper sei er nur negativ, in dem Maße als er nicht Mensch sei. Der Körper sei der Ursprung von Irrtum, Schmerz, dem Bösen, kurz, der Passionen. (Im 17. Jahrhundert hatte das Wort „Passion" noch seinen etymologischen Sinn der Passivität, dessen, was wir nicht sind, sondern was uns überkommt, was unser wahres Wesen durchkreuzt.) Drei Jahrhunderte lang haben die kontinentalen Völker das Mögliche getan in der Voraussetzung, daß der Mensch keinen Körper hat. Und da es ein schöner Zug unseres Körpers ist, nicht fühlbar zu sein solange er gesund ist, kam der moderne Mensch dahin, ihn als nicht vorhanden anzusehen und sich seiner erst zu erinnern, wenn er wehtat. Zur Erleichterung der Taschenspielerei, die man mit unserem Körper trieb, deckte man ihn zu. Im 18. Jahrhundert verschwand selbst das Haar unter der Perücke, der körperliche Mensch wurde auf ein kleines Gesicht reduziert, das aus einer Halskrause hervorsah, und zwei Händchen, die sich überirdisch aus Spitzenmanschetten streckten.

Die Korrektur dieses grandiosen Irrtums konnte nicht ausbleiben. Unserem Jahrhundert war es vorbehalten, den Körper seinem Futteral zu entnehmen und neu zu entdecken. Es begann der Kult des Körpers und darnach seine Kultivierung. (Natürliche Ordnung der Dinge; auch der Ackerbau war ein Ritus, ehe er zum Gewerbe wurde.)

Ich halte diese Rückforderung des Körpers für eine der besten Normen unserer Zeit. Sie brachte uns den sogenannten Sport, gegen den ich nichts einzuwenden habe. Aber der Sport hat die Übertreibung nach sich gezogen, und dagegen kann man vieles einwenden, sie ist ein Auswuchs und die Verfälschung der Zeitidee. Eine gewisse Dosis Fußball ist gut. Aber zu viel ist unerträglich. Und dasselbe gilt von den meisten sportlichen Betätigungen. Die Zeitungen beweisen es, die ihrer Natur nach zuerst und am deutlichsten die Auswüchse der Zeit spiegeln. Gar zu viele Spalten und Seiten werden den körperlichen Übungen gewidmet. Die jungen Männer haben nur noch Interesse für ihren Körper und werden allmählich dumm. Es handelt sich schon nicht mehr um Kult und Kultivierung des Körpers, sondern um die Auflehnung des Körpers gegen den Geist, den der Blödsinn null und nichtig zu machen trachtet. Glücklicherweise fängt der Ekel vor so viel Körper an, die europäische Öffentlichkeit zu ergreifen. Denn der Körper ist vor allem ein langweiliges Thema von geringem Repertoire. Weshalb es auch fast unmöglich ist, neue Laster zu erfinden. Sobald man ihm zu viel Aufmerksamkeit schenkt, stößt er ab. Einer der abstoßendsten



Photo Straub



Marianne und Marlene, Kinder Max Krells



Photo Moholy-Nagy

Schnee



Ringkampf



Photos Riebicke

Salto des Skilehrers Stutz (Zürich)



Photo Meerkämper

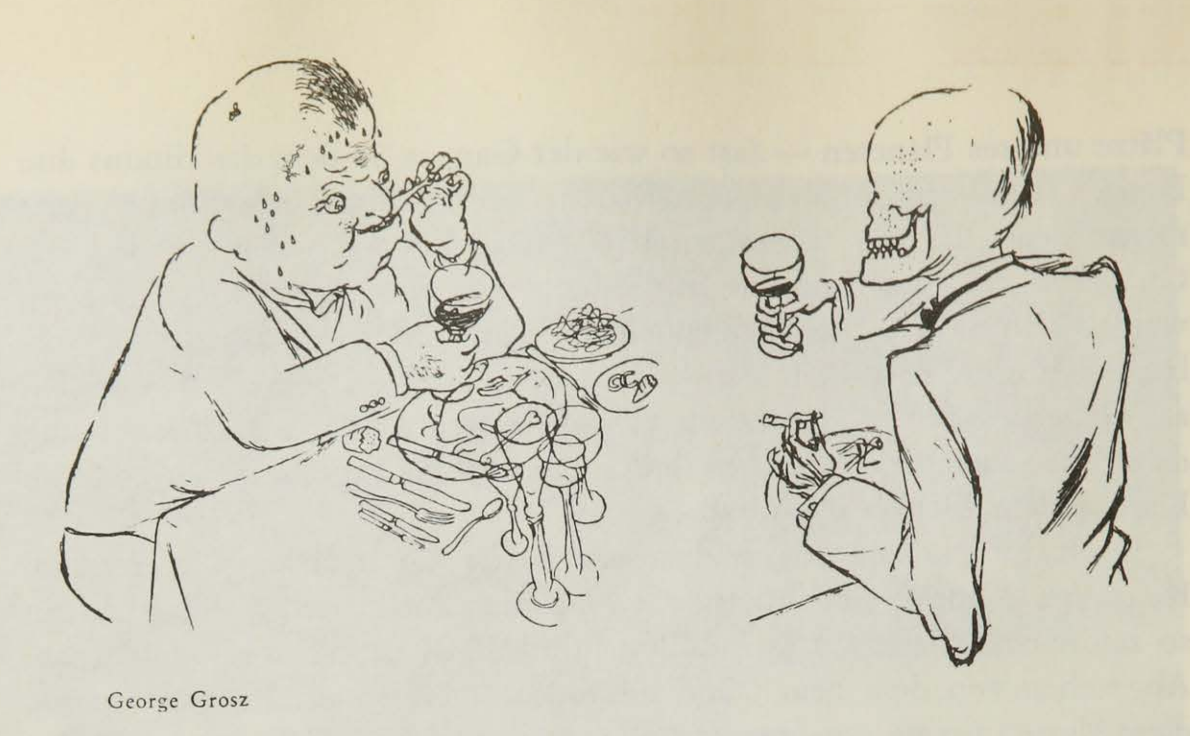
Frl. Hornung, die Wiener Kunstläuferin

Plätze unseres Planeten — fast so wie der Ganges, in dem die Hindus ihre Lepra baden — ist der Strand von Biarritz, der uns fünfhunderttonnenweise menschliches Fleisch, vor allem nacktes, weibliches bietet. Zu viel des Guten! Wenn diese Massenschaustellung von Fettgewebe so weitergeht, werden sich die Geschlechter voneinander abwenden, ein asketisches Verlangen, Hunger nach dem Skelett wird sie in die Klöster treiben. Wir sind am Gegenpol des 18. Jahrhunderts angelangt. Und da jede Übertreibung dem das Genick bricht, was es in den Himmel hebt, gräbt der Strand von Biarritz dem Fleisch das Grab.

Doch zurück zum Sport, denn die Sache hat noch eine interessante Kehrseite. Manche sind überrascht, daß die sportlichen Wettkämpfe ein so zahlreiches, begeistertes Publikum finden. Es ist nicht verwunderlich. Abgesehen von dem neuen und gesunden Interesse am Körper, werden diese Massen aus andern, weniger neuen und gesunden Gründen angelockt. Jedes Publikum sucht sein Vergnügen am Spiel von Kräften und Geschicklichkeiten, die es begreift. Es ist zeitcharakteristisch, daß Dinge geistiger Kräftemessung in Kunst, Literatur, Wissenschaft, Religion und höherer Politik kein Publikum haben, Stadion und Kino dagegen Massenandrang. Das Publikum versteht die Dynamik der geistigen Kämpfe nicht und hat deshalb auch kein Interesse daran. Es braucht einfachere Dramatik. Der Körper ist einfach, und eine Partie Fußball oder die Gesten des Hollywood-Schauspielers sind überaus einfach.

Aber, hat dieses Publikum von heute seinen Geschmack geändert? Damit komme ich zu der Kehrseite. Hier trifft der Umstand des famosen neuen Körperkults mit dem andern Umstand zusammen, der ursprünglich nichts mit ihm zu tun hat, nämlich dem Einbruch der Massen. Das Publikum in seiner Gesamtheit, das die Stadien füllt, existierte früher nicht, es war „Volk" und gestattete sich nicht, großstädtischen Vergnügungen beizuwohnen, von denen es nichts verstand. Dieses „Volk" hatte in seinem Dorf oder Stadtviertel seine Ball- und andern körperlichen Spiele, sein Wettsägen und Wettmähen, anderes verlangte es nicht. Daß dieses Publikum sich für die Spiele der Stadien interessiert, ist also nicht neu. Neu ist nur, daß es jetzt Geld hat und in die Stadt eindringt, der es das Gepräge seines hyperarchaischen Geschmacks gibt. Es ist das „Volk" — das ewige — das allerarchaischste Publikum, dasselbe, das der Forscher bei den primitiven Rassen vorfindet. Seine derzeitige Vorherrschaft, der Umstand, daß sein Geschmack dem öffentlichen Leben seine Färbung gibt, besagt nur, daß heute in Europa ein primitiver, archaischer Menschheitstyp vorherrscht! Und automatisch tauchen die einfachen Spiele aus der Morgenröte der Menschheit auf. (Man sehe, was in der Politik vor sich geht, wo politische Gepflogenheiten vorgeschichtlicher Zeiten wieder aufleben.)

(Deutsch von Inés E. Manz)



George Grosz

DER FLUCH DES COCKTAILS

Von

D. B. WYNDHAM LEWIS

Es scheint, daß man in New York vorgedruckte Karten zu kaufen bekommt, die zur Versendung am Tage nach einer Gesellschaft dienen sollen. Natürlich sind diese Karten nicht für amerikanische Gentlemen bestimmt; wer je mit einem amerikanischen Gentleman pur sang in Berührung gekommen ist, weiß, daß seine Manieren nur mit denen eines Hidalgos verglichen werden können.

Mr. . . . . bedauert aufs Tiefste sein unmögliches Benehmen bei Ihrer Tanz . . . . Gesellschaft . . . . am . . . . und bittet demütig um Vergebung für den Verstoß gegen die guten Manieren. (Nebenstehend aufgeführt)	*Die Gastgeberin mit einer Flasche verhauen.* *Die Gastgeberin (oder eine andere Dame) aufs Ohr geboxt.* *Auf allen Vieren ins Zimmer gekrochen.* *Außerordentliche Betrunkenheit.* *Außergewöhnliche Zerstörung der Möbel.* *Beleidigung der Gäste.* *Vollkommener Verlust des Gleichgewichts.*

Die nicht zutreffenden Zeilen werden ausgestrichen.

Der Sammelbegriff für die rechte Seite dieser Karte ist „Whoppee“. Und der verantwortliche Faktor ist der Cocktail, den *Graf Keyserling* kürzlich, in einer etwas trüben Betrachtung über Amerika, die leicht exzentrische Manifestation des Puritanismus genannt hat — denn Graf Keyserling ist der Meinung, daß die Wirkung des Cocktails übel und freudlos sei.

Graf Keyserling hat recht, sein Urteil über das Schicksal Europas mag angefochten werden, aber seine Meinung über die Wirkung des Cocktails ist richtig. Mein Vorwurf gegen dieses Getränk beruht nicht auf seinem Alkoholgehalt, sondern auf seinem Barbarentum. So barbarisch wie jene Anglo-Germanen, die einen feinen Chambertin oder einen Clos de Vougeot oder einen Lafite des goldenen Jahres als „Alkohol“ bezeichnen. Gott vergebe uns allen.

Der Cocktail ist so barbarisch, weil eine phantastische Mischung eisgekühlten Alkohols, auf leeren Magen genommen, der Natur einen derartigen Stoß versetzt, daß sie sozusagen sofort platt auf der Erde liegt, so rasch wie ein Schwergewicht-

ler. Es ist sinnlos, zu husten, Grimassen zu schneiden oder mit den Füßen hin und her zu fahren. Mein Wissen stammt von einer Autorität in Verdauung. In dem Augenblick, in dem die Natur ihre sorglichen Vorbereitungen trifft, indem sie weiche Säfte zur Aufnahme wohl zubereitender Gerichte und guter Weine entlöst, kommt eine eisige Flut gemischter Gifte, die die Magenwände in Blech verwandelt. Abende, die diesen Genüssen gewidmet werden, führen nicht nur zu chronischen Magenkrankheiten, Lebererweiterungen, Melancholie und Selbstmord — einem nordischen Sport, der im Jahre 1540 aus Deutschland eingeführt wurde — sondern, wie wir sehen, auch zum Prügeln von Damen mit Weinflaschen und zu Zerstörungen der Einrichtung.

Um diesen Artikel ganz korrekt zu schreiben, konsultierte ich eine Autorität für Etikette wegen des Wortes „außergewöhnlich". Nach einiger Überlegung sagte er: „Zwischen dem Abbrechen der Beine eines Louis XV. Escritoires, dem Zerhauen der Schnitzung, dem Abreißen der Griffe und dem Einstoßen der Paneele einerseits und dem Auftürmen der zerbrochenen Möbel andererseits in der Mitte des Zimmers, um sie in Brand zu setzen, besteht ein Unterschied. Ich fragte: „Und woher weiß man, wann man zu stoppen hat?" Darauf kam die sehr kühle Antwort: „Ein Mann von Erziehung weiß dies instinktiv."

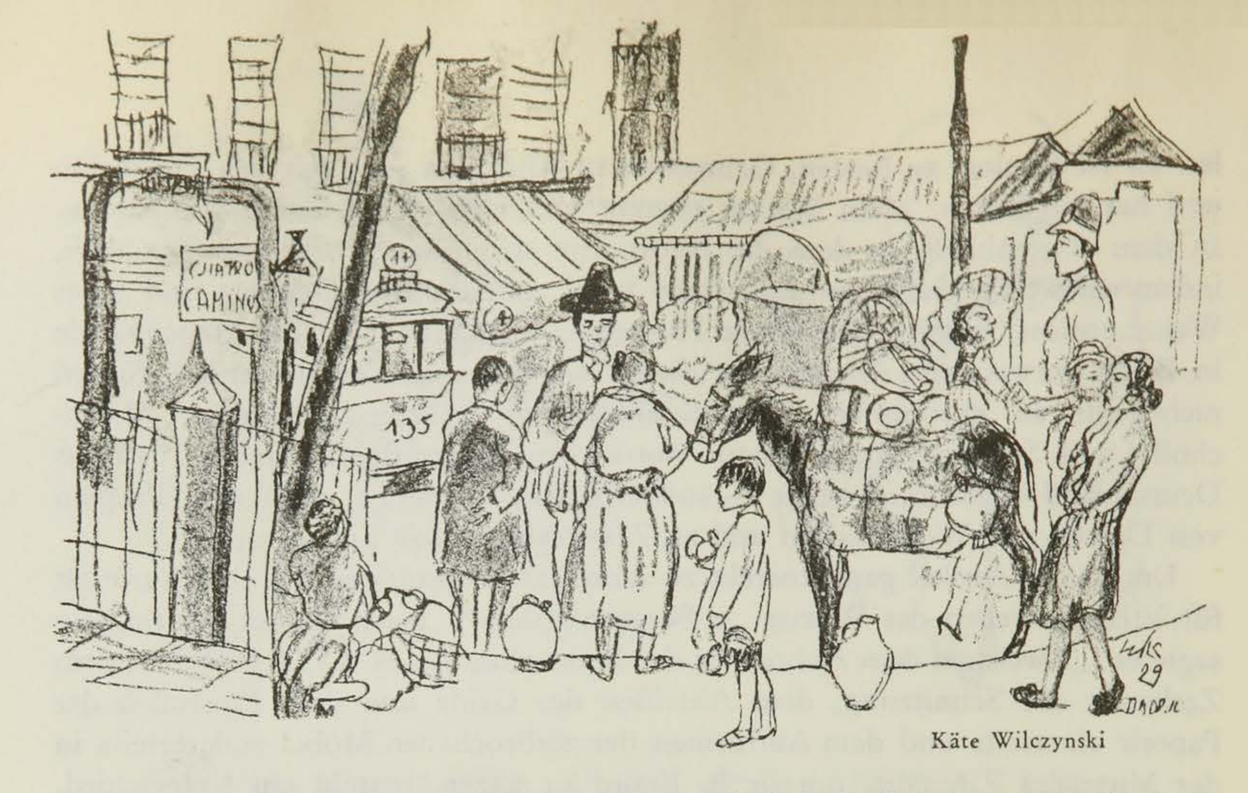
Unter diesen Umständen kann man den Cocktail für alle Ausschreitungen verantwortlich machen: er stumpft feinere Empfindungen ab, er verdunkelt jedes soziale Gefühl, gebärt Bitterkeit und Gedankenverwirrung und brutalisiert. Die Cocktail-Gesellschaften in Bloomsbury sind die letzten Stätten in Europa, wo man noch Freud und den Ödipus-Komplex mit Respekt diskutiert: ein hübsches Beispiel des vermaledeiten Effekts, den gemischtes Feuerwasser auf die geschlechtliche Unschuld der Kleinstädter von Bloomsbury hat. In Chelsea, wo ich kürzlich bei einer Cocktail-Gesellschaft war, beobachtete ich eine direktere Reaktion; dort sah ich eine Diskussion über André Gide beinahe ruiniert, weil der Hausherr alle Gäste, deren Meinung ihm nicht paßte, wütend auf die Straße schmiß. Hätte man Burgunder oder selbst Rotwein getrunken: welche Weichheit! welche Ruhe! welche Klarheit des Geistes! Welch harmonischer Kontakt!

Wie richtig hat Keyserling den Cocktail als ein freudloses Ding bezeichnet. Nichts Angenehmes ist je unter dem Einfluß des Cocktails entstanden. Der große Blackstone (Biffer Blackstone) schrieb seine Abhandlung über die englischen Gesetze unter dem Einfluß von Portwein. Der berühmte Descartes verdankte seine Inspiration, bei der Abfassung von „Discours de la Methode", dem Rotwein. Mein Onkel, der Herbert Spencer kannte, den großen Denker, der zur Zeit der Königin Victoria lebte, erzählt mir, daß er seine „Social Statics" laut singend verfaßte, mit Efeu im Haar, eine Flasche 76er Mouton Rothschild in der linken Hand, während ihm die Ballettratten in der Alhambra rote Rosen zuwarfen. In dieser Zeit entstand auch sein berühmtes Trinklind:

Excuse me, Mrs. Tweesdale, but I think
I should like something really nice to drink.
With a bow wow, wow (usw.)

Wenn Sie irgend etwas kennen, was annähernd so gut ist und unter dem Einfluß des Cocktails entstanden ist, würde ich es gern kennenlernen.

(Deutsch von Käte Silbermann)



Käte Wilczynski

DIE TEESTUBEN VON MADRID

Von

MAXIMO JOSÉ KAHN

In den letzten drei Jahren haben sich in verschiedenen Winkeln — und zwar ausdrücklich Winkeln — von Madrid Teestuben aufgetan. Zu diesem Ereignis muß man zweierlei wissen. Erstens, daß Tee in Spanien bei der Mehrzahl der Bevölkerung — auch noch jetzt, nachdem es jene Teestuben gibt — nur als peinliches Heilmittel gegen Leibschmerzen bekannt ist, und zweitens, daß Madrid vor drei Jahren zwar schon zahllose Männercafés hatte, aber nicht vier, in die eine Frau gehen konnte. Zwei Szenen zur Illustration. Im Speisewagen sitzt ein Spanier einem Engländer gegenüber. Dieser trinkt seinen Nachmittagstee; am Schluß fragt ihn der Spanier unvermittelt und sehr teilnahmsvoll: „Ist Ihnen jetzt schon besser?" — In einem Männercafé von Marid beenden drei Spanier ein Gespräch über den Krieg. Eintritt unbekümmert in diese Halle, nicht für sie gebaut, eine blonde deutsche Dame. „Wo keine Moral ist", sagt einer der Spanier mit einem bedeutsamen Blick auf die Eintretende, „kann der stärkste ethische Wille nicht zum Sieg führen."

Nun ist in den letzten drei Jahren Frauenemanzipation in Spanien riesig schick geworden. Es gibt, zum Beispiel, bereits Madriderinnen, welche um die Mittagszeit, wenigstens auf belebten Straßen, allein Einkäufe machen. Ferner sind die Frauen einiger Intellektuellen zu einem Lyzeum-Klub zusammengetreten. Und schließlich sind zwei studierende Mädchen dem Studenten Sbert, als dieser aus der Diktaturverbannung zurückkehrte, eine halbe Stunde weit auf Motorrädern entgegengefahren und auf diesen Fahrzeugen für sämtliche illustrierte Zeitungen mit der Über- oder Unterschrift: „Das Neue Spanien" photographiert worden.

Nach soviel Fortschritt konnte es nicht ausbleiben, daß auch der Frau ihr Stammlokal gegeben wurde. Anzunehmen war die Eröffnung kleiner Damencafés. Aber der Kaffee ist ein etwas spießbürgerliches Getränk und somit ungeeignet für das sich emanzipierende Weib. Der Sprung in die Fluten ungeahnten

Fortschrittes sollte sogleich ein Sprung ins Laster sein. Das Laster war das heimliche Ziel der Emanzipation.

Vom Laster gibt es verschiedene Formen. Was der Madriderin als Ideal vorschwebte, war etwa: Opium. Opium, genossen in nächtlichen Höhlen der Armenviertel wüster Weltstädte. Indes ist Opium schwer zu beschaffen, außerdem ist es ein peinliches Laster, ein Laster mit nachteiligen Folgen. Es gab eine andere Arzeneipflanze, bisher zur Hauptsache als magisches Narkotikum gegen cólico agudo (Bauchweh) bekannt, die man mit einigem Feingefühl für das Gebot der Stunde zu einem Aufsehen erregenden Emanzipationslaster machen konnte: die Teestaude.

So entstanden in verschiedenen *Winkeln* von Madrid zugleich mehrere Teestuben. Dort sitzen die jungen Mädchen und Frauen der Gesellschaft an kleinen dunkelgebeizten Tischen und schlürfen mit Todesverachtung die bittere Arzenei. Das Dämmerlicht, welches die Grundbedingung jener Teestuben ist, verdeckt wohltätig ihre vom Abscheu leicht verzerrten Züge. Die Madriderin zeichnet in der Regel ein starkes ebenmäßiges Gebiß aus, dessen Charme selten von Putzmitteln zerstört wird (nach dem Vorbild, das die große Isabella an ihrem Hemd gab). Mit der Verbissenheit, die jenem Kauwerkzeug den Namen gibt, stoßen sie, wie ein beduinisches Zauberwort, die kurze Silbe: „Té" aus, und machen dabei ihre Zahnreihen zu einem zweiten, elfenbeinbleichen und giftigen Lippenpaar, dessen Kuß tötet.

Über die Bitterkeit des ungezuckerten und den medizinischen Geschmack des gezuckerten Tees hilft der Madriderin sein Parfüm nach Laster hinweg. Wenn sie in den düsteren, leicht nach Moder duftenden Salons einander gegenübersitzen, krampfen sich ihre Herzen unter dem Glücksschauder einer tiefen Genugtuung zusammen. Wenn unsere Mütter (die in Gott ruhen mögen) — so nickt man sich verständnisinnig zu — das noch erlebt hätten: wie wir Tee, beinahe ein Gift, schlucken! Sie würden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen vor Entrüstung und — heimlicher Bewunderung.

In den Teestuben trinkt man Tee und: *raucht*. Dadurch, daß Carmen Arbeiterin in einer Tabakfabrik ist und infolgedessen raucht, glaubt man im Ausland, die Spanierin rauche viel und leidenschaftlich. Es raucht vielleicht das Modell eines Malers, es raucht die im Ausland bewanderte Aristokratin. Indes ist es für die durchschnittliche Spanierin selbstverständlich, *nicht* zu rauchen. Ihr graut vor dem Geschmack nach Tabak, und sie ist vollkommen stumpf gegenüber der Lust einer Zigarette.

Wenn man einmal das A des Tees gesagt hat, muß das B der Zigarette folgen. Das ist das Wunderbare am Laster, an der Verworfenheit, daß sie einen immer tiefer in ihre Strudel reißt. Es bleibt die Wahl zwischen der spanischen und der ägyptischen Zigarette. Der spanische Tabak ist reiner als der ägyptische, aber die spanische Zigarette muß geraucht werden, während sich die ägyptische von selbst verzehrt. Der Madriderin, die Zigaretten kauft, ist es gleichgültig, ob sie schwer oder leicht sind, welches Aroma und welche Art von Mundstück sie haben; die Hauptsache und Grundbedingung ist, daß sie, auf den Aschbecher gelegt, sich von alleine weiterrauchen. Leider verdunstet der Tee nicht ohne weiteres in der gleichen Weise.

Es gab eine Zeit, wo man keine Zigarette zwischen die Lippen führte, ganz

so, wie man gewisse Dinge, an die man dachte, nicht in den Mund nahm. Man fährt fort, an jene Dinge zu denken und unentwegt *nicht* über sie zu sprechen. Aber bezüglich der Zigarette haben sich die Zeiten geändert. Die alles umstürzende und heroische Emanzipation der spanischen Frau gestattet ihr, in der Teestube sogar die Abdullah mit rotem Mundstück zwischen die Lippen einzuführen, welche doch wirklich die Verkörperung aller Sündhaftigkeit ist.

Für die Besucherinnen der Teestuben, welche eine noch größere Leidenschaft im Rauchen vorzugeben wünschen, als sie bereits aufbringen und für solche, die, ohne zu rauchen, als starke Raucherinnen gelten möchten, stellt eine spanische Parfümeriefabrik eine teerfarbene Tinktur für die Finger her, die so ähnlich wie Nikofips heißt. Manche Teestuben sollen auch mit Zigaretten aufwarten, die vor dem Mundstück einen nach vorne weisenden roten Pfeil tragen, der die Raucherin daran erinnern soll, daß sie zu *stoßen* hat; widrigenfalls sie im Eifer des Gefechtes womöglich *ziehen* würde.

Der aus der schlanken Hülse der Zigarette sich herausschraubende Aschenstift, dessen mehr oder minder rasches Wachstum von der Rauchenden mit banger Erwartung beobachtet wird, ist die *Teeuhr* der Madriderin. Nach Stangen Zigarettenasche werden die Stunden der Bitternis bemessen, in denen sich zu zwei Übeln noch ein drittes gesellt: die hochgeistige Konservation. Ähnlich wie bei Kakuzo Okakura bedeutet der Teeismus für die Madriderin unbewußt eine Weltanschauung. Die Teestube ist die Verzuckerung der bitteren Arzenei durch den Anschein des Lasters. Der Teeismus ist die Überwindung des Monstruösen (Gedankenaustausch über Kunst und Psychologie) durch die Mode.

Die Psychologie ist das bevorzugte Thema der Teestube, seit ein bekannter, hauptsächlich von Frauen frequentierter Arzt in Madrid einen Essay über Heinrich IV. von Kastilien schrieb, welcher König das Mißgeschick hatte, auf die Reize seiner Frau nicht reagieren zu können. Während derartige Vorkommnisse bisher nur von einem sehr schlechten und sehr beliebten Schriftsteller geschildert worden waren, welcher darob mit Recht das Pseudonym „Der kühne Kavalier“ (El Caballero Audaz) führt, lag nunmehr ein Buch vor, dessen Unanständigkeit gewissermaßen unter Aufsicht des Rabbinats auf Flaschen gezogen worden war und somit in aller Öffentlichkeit besprochen werden konnte.

Die Scheibe Zitrone, die zum Tee gereicht wird, ist das schauerlich präzise Symbol für das Kreuz, das die Madriderin auf sich nimmt, indem sie die ihr durch Generationen liebgewordene orientalisch-katholische Gefangenschaft gegen das Leben in der Teestube vertauscht. Durch die Teestube ist die Madriderin gezwungen, in die Zitrone der Freiheit und nordeuropäischen Zivilisation zu beißen. Die Freiheit präsentiert sich in Form einer verhaßten heißen Flüssigkeit gegen Leibschmerzen und eines Glimmstengels, der, wenn er noch so klein und dünn ist, Minuten braucht, bis er sein Leben ausgehaucht hat. Das Laster der Teestube hat seine Götzen, die so großartig sind, daß sich Evas Biß in die Zitrone statt des Bisses in den Apfel lohnt.

Vor drei Monaten wohnte ich den Trauzeremonien bei, unter welchen in Toledo ein junger Arzt und die Tochter eines der ersten Kaufleute der Stadt das Sakrament der Ehe nahmen. „Gott sei gelobt“, so führte der Pfarrer wörtlich bei der Traupredigt aus, „haben wir hier noch nicht englische Verhältnisse,

wo jeder, Mann und Frau, seine eigenen Wege geht. Wo die Frau über Wochenende allein hinausfährt (oder was schlimmer ist: mit Freunden) und auch unter der Woche keine Gelegenheit unbenutzt läßt, sich, getrennt von ihrem Gatten, Zerstreuungen hinzugeben. Ich sage: Gott sei gelobt, daß wir hier noch nicht die Verhältnisse von England haben. Die spanische Frau sieht noch immer ihre größte Tugend darin, daß sie so selten wie möglich ihr Haus, das Haus ihres Mannes verläßt. Und dir sage ich, meine liebe Tochter, je weniger du auf die Straße gehst, um so besser ist es ..."



Carl Rabus (Holzschnitt)

Kein Wunder, daß, wenn so von der Kanzel gesprochen werden kann, als eine Art von Heiligen der Verworfenheit diejenigen Besucherinnen der Teestuben verehrt werden, die in der Tat den Lastern des Kokain-Schnupfens, des Morphium-Spritzens huldigen und was dergleichen Tröstungen mehr sind. Ich kann versichern, daß die Zahl jener Verworfenen hinreißend gering ist. Aber eben darum erachtet es die Gilde der Madrider Teestuben-Besucherinnen als ihre Pflicht, jene Vorkämpferinnen für die wahre Freiheit der Frau zu unterstützen. Wenn man einige jener wohlbekannten Exemplare von Sünderinnen im Kreis ihrer Gönnerschaft erblickt, so glaubt man sich auf dem Territorium der letzten der Azteken zu befinden. Jene Angebeteten und Behüteten scheinen Schildchen um den Hals zu tragen: „Bürgerinnen von Madrid: schützt euer einheimisches Laster; es verdient es!"

Da nicht mit der Vermehrung jener kostbaren Exemplare selbstloser (denn auch ihnen wird das Lastern nicht leicht) Lasterhaftigkeit gerechnet werden kann, sind alle Maßnahmen am Platz, die wenigstens auf die Erhaltung der Spezies hinwirken. Man schont die koksschnupfenden Damen der Gesellschaft wie Schwangere, denn man weiß, daß die Überreiztheit ihrer Nerven nicht den Brutalitäten der Zufälligkeit ausgesetzt werden darf. Wie in Brutkästen eingeschlossen, harren sie des Augenblicks, um diesem oder jenem ausländischen Gast vorgeführt zu werden. In den Teestuben überläßt man ihnen ehrfürchtig die bequemsten Sessel sowie die dunkelsten und weihevollsten Nischen. Sie sind der Stolz einer jeden Teestube, gleich wie jene ausgepichte Freudenmatrone, welche seit 30 Jahren zur Kirchweih kommt, den Stolz der Kleinstadt bildet. Und selbstverständlich sind sie — denn was zu viel ist, ist zu viel — vom Zigarettenrauchen und Teetrinken befreit.

DAS SELTSAME CAMBRIDGE

Von

HANS OTTO MEISSNER

Cambridge ist kein Begriff, Cambridge ist kein Eindruck, diese Stadt stellt in sich die Verkörperung der größten Gegensätze dar, die an keinem anderen Orte nebeneinander leben könnten. Die Stadt selbst ist klein, winklig eng, der Verkehr der vielen Autos, Autobusse und Fahrräder staut sich in den zwei kurzen Verkehrsstraßen; fünf Minuten davon entfernt ist die Stadt zu Ende, und endlos weite Wiesen, Felder und Flußläufe dehnen sich in die Ferne. Die elegantesten Geschäfte von London und Paris haben einen Laden in Sidney- und Trinity-Street, und hinter der nächsten Ecke schon beginnt ein erbärmliches Armenviertel. Ein Tonfilmpalast, eine Flugschule erheben sich dicht neben den uralten, grauen, ehrwürdigen Colleges. An den Außenfassaden der Colleges quillt der Lärm und der Verkehr vorbei, und hinter demselben College atmet ein weiter grüner Park Ruhe und Frieden, alte, mächtige Bäume beugen sich über den träge fließenden, tiefgrünen Cam, über den sich graue, wappengeschmückte Brücken spannen. Flache Boote schwimmen auf dem Fluß, Studenten in weißen Flanellhosen stehen darin und staken das Boot mit einer langen Stange vorwärts, während ein blondes Mädchen das Grammophon aufzieht.

Alles ist gegensätzlich in Cambridge: Es regnet in Strömen, wenn wir aufstehen, und wenn wir aus dem Hause treten, strahlt die Sonne; mittags pfeift der Wind eisig durch die Straße, daß wir den Kamin entzünden, und am Abend genießen wir eine sommerliche Wärme.

Der Fremde, der für einen Tag nach Cambridge kommt, sieht wenig von dem studentischen Leben. Ihm fallen nur die Masse alter verrosteter Fahrräder auf, die sich vor jedem College stauen, vor jedem Warenhaus auf dem Bürgersteig liegen und in ungezählten Scharen die Straßen der kleinen Stadt beleben. Diese Fahrräder haben einen Brotkorb an der Lenkstange, der optimistisch zur Aufnahme von Collegheften und Lehrbüchern gedacht ist. Wenn so ein Fahrrad in Bewegung ist, dann wird es von einem helläugigen, stets lächelnden jungen Mann getreten, von dessen Schultern — dies fällt dem Fremden besonders auf — ein merkwürdiges schmutziges, zerschlissenes, dunkelblaues Tuch im Winde flattert. Dieses Tuch ist das College Gown, das in den Vorlesungen und überhaupt im College und nach Dunkelwerden getragen werden muß. Der Schmutz darauf und die Risse darin sollen die Jahre vermuten lassen, die der Träger bereits in Cambridge zugebracht hat. Es wird sozusagen eine Art Kults mit diesem Schmutz getrieben. Mißfällig und erstaunt betrachtet der Ausländer die ihm begegnenden Studenten, denn er hat sich die Cambridger irgendwie großartiger vorgestellt, und hier sieht er junge Leute ihm entgegenkommen mit vorgebeugtem Oberkörper, Hände tief in den Taschen, mit langen schlurfenden Schritten. Ungeheuer weite, schmutzige, ungebügelte Flanellhosen umschlottern ihre Beine, ein grellfarbiger, von Klubstreifen durchzogener Pullover unter einem dunkelblauen Blazer, der mit einem gestickten Collegewappen geschmückt ist, hängt um die Schultern, eine bunte Klubkrawatte, meist nachlässig gebunden, hält den lockeren

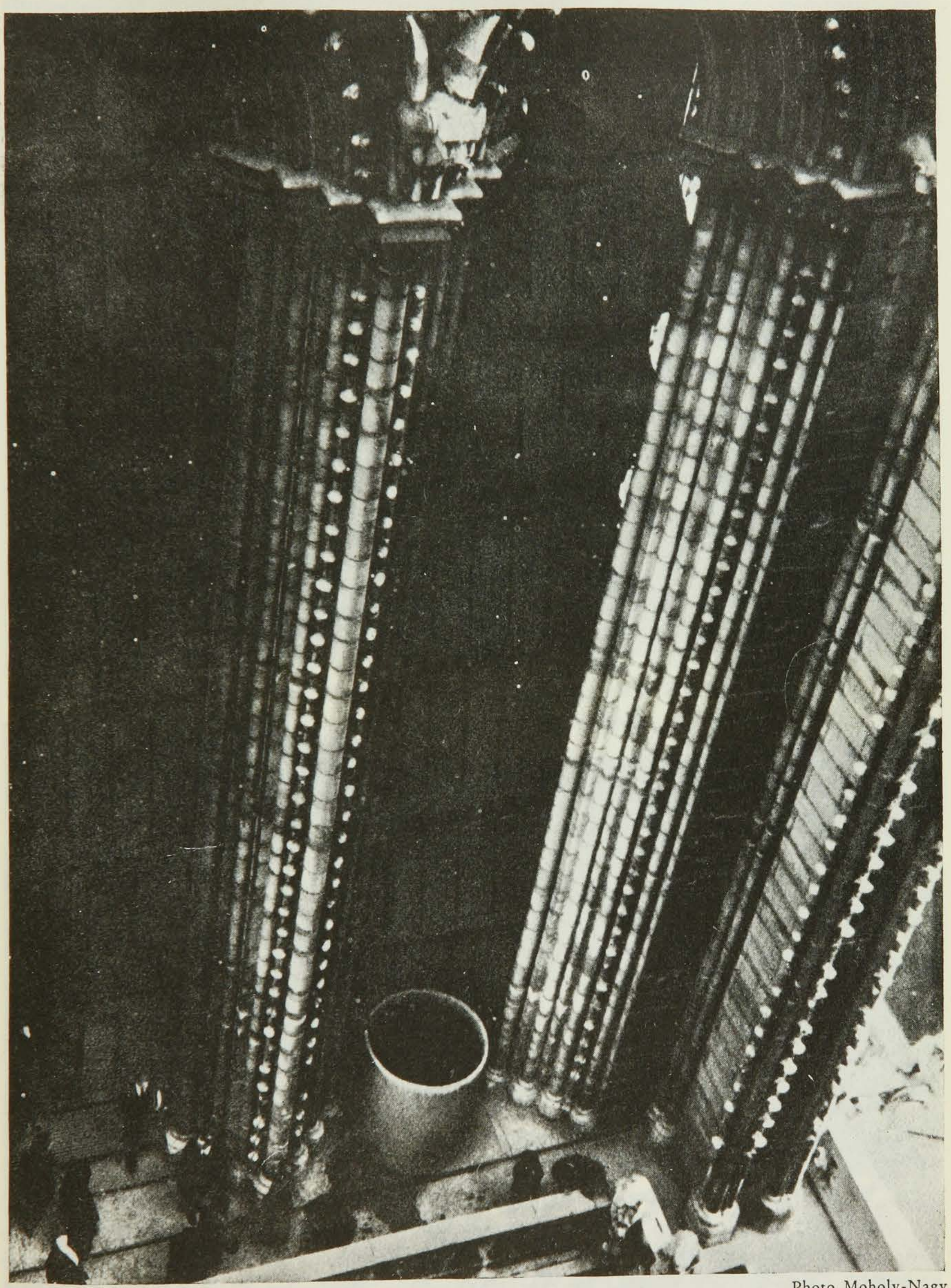


Photo Moholy-Nagy

Notre Dame in Paris



Photos Hoepfner



Hanomag auf einer serbischen Straße

Kragen zusammen, dazu kommt bei Regen ein fleckiger, halb zugeknöpfter Burberry und ein Regenschirm; nie wird ein Hut getragen. Das also, denkt der Betrachter, sind die Cambridger Studenten, nach denen große Modehäuser ihre Erzeugnisse nennen, und er wundert sich. Das aber ist dem Studenten ganz egal, denn er geht geradeaus, ohne rechts und links zu blicken, um plötzlich in ein ausgetretenes Collegeportal einzubiegen.

Sicherlich gibt es in Cambridge mehr Klubs als in London selbst. Jedermann ist Mitglied von mindestens einem halben Dutzend Klubs. Es gibt Klubs für alles, und es gibt solche, die gar keinen Zweck haben, ich kannte einen, der hieß „Klub ohne Zweck und Namen". In diesen Klubs sitzen nun die verschiedenen Grüppchen und Gruppen beisammen. Hier die konservativen, peinlichst auf ihre Kaste bedachten englischen Aristokraten, dort die langhaarigen, zum Teil farbigen Edelkommunisten, hier die müden Intellektuellen, zu müde, um ihre Werke zu schreiben, über die neue amerikanische Philosophie den Stab brechend, und dort der Klub der besten Sportsleute, voll von Pokalen und Statuen, bei irgendwelchen Wettkämpfen gewonnen. Und in einem anderen Klub wieder die Degenerierten, dünn und krank im Klubsessel liegend. Dann gibt es die politischen Klubs, in denen erregte Debatten eifern, es gibt die Sportklubs für Rudern, Reiten, Fechten und jeden überhaupt denkbaren Sport. Es gibt die Klubs für die verschiedenen Nationen, und es gibt einen Klub gegen die Klubmeierei.

Sechzig Nationen sind in Cambridge vertreten: Weiße, Schwarze, Halbschwarze, Gelbe, Rötliche, Graue, ja ich behaupte auch Violette, außer Hellblau und Grün also jede Farbenschattierung überhaupt. Aber alle Farbigen, und mögen es Prinzen und Maharadschas sein, sie sind doch farbig, und die Engländer lassen sie abseits liegen. Und mag der Prinz von Roda zwei Schildwachen mit Säbel und Turban vor seiner Tür haben und in spezialgebautem Mercedes SS herumfahren, er ist trotzdem ein Farbiger.

Überhaupt die Cambridger Autos: Wundervolle Rolls Royce rauschen vor die Klubs, Zwölf-Zylinder-Mercedes donnern die Jesus-Lane hinunter, spezialgebaute Bentleys und Sechzehn-Zylinder-Cadillacs rollen durch die engen Straßen — und kaum ein Blick fällt auf sie; kommt aber ein besonders alter Morris vorbei, ohne Kotflügel und Türen, die Reste des Verdecks nachschleifend, oder ein Trojan mit Spiralen statt Gummirädern oder gar jener berühmte Benzwagen von 1903, dann ist alles entzückt, dann ist man begeistert.

Nun, das sind alles Dinge, die jeder sieht, wenn er sich eine Woche in Cambridge aufhält und ein wenig aufmerksam durch die Stadt bummelt. Es gibt noch andere Dinge, die man erst sieht und empfindet, wenn man wirklich selbst Cambridge-Mann ist, wenn man verwurzelt ist mit der Stadt und der Universität. Man hört es oft, in Cambridge sei noch so ein Stück Mittelalters. Ich bestreite das entschieden, das ist kein Mittelalter, das ist absolutes Heute in Cambridge, denn unter Mittelalter verstehen wir etwas Totes, Abgestorbenes, Aufbewahrtes, aber das sogenannte Mittelalter in Cambridge ist springlebendig, es denkt nicht daran, einzugehen. Die alten Gebräuche sind gar keine alten Gebräuche, es sind eben Cambridger Gebräuche, die allerdings schon seit sechshundert Jahren beobachtet werden. Cambridger Colleges sind klösterlich streng in manchen Dingen, man hängt den Studenten Vorhängeschlösser vor die Fenster, gewiß, man soll um


Christa Paetzel

zehn Uhr zu Hause sein und solche Sachen mehr, aber diese Regeln gerade formen die Gemeinschaft, die ihrerseits wieder das Zusammenleben so vieler gegensätzlicher Menschen ermöglicht. Das Zusammengehörigkeitsgefühl steht über dem Ganzen, mehr noch, dieser „teamspirit“ und die Jahrhunderte haben den Begriff des Gentleman geformt, des Gentleman, wie man ihn in allererster Linie von jedem Cambridger voraussetzt. Vor zweihundert Jahren sagte einmal ein gewisser Lord Chesterton: „Das Schönste an Cambridge ist, daß es dort zweitausend junge Leute gibt, die lieber ein Spiel verlieren würden, als es unfair zu spielen.“ Dieser Geist erfüllt die Universität, und wer gegen ihn verstößt . . . aber das ist bisher noch nicht vorgekommen.

Cambridge, das ist nicht nur dieser Inbegriff von Sport, Anständigkeit, Ehrlichkeit, Freundschaft, es ist auch nicht nur das Bild der Parks, Brücken, des stillen Flusses, der alten efeuüberwucherten Colleges, des knisternden Kaminfeuers, der Tutors, Proctors, Masters und Dons, es ist auch nicht das Bild der feierlichen Prozessionen der Würdenträger mit Zepter und Schwertern, es ist noch etwas ganz anderes. Aber jeden, der dort war, es hat auch ihn einmal überkommen, das wirkliche Cambridge: einmal, abends vielleicht, wenn man im weiten Hofe des Colleges gestanden hat, in der einbrechenden Dämmerung, ringsherum die grauen, uralten Mauern, von Wein und Efeu überwuchert, die wappengeschmückten Portale, die tiefausgetretenen Stufen, über die Lord Byron, Newton, Macaulay, Wordsworth und so viele geschritten sind, deren Namen heute in Ehrfurcht genannt werden. Der Springbrunnen plätschert, langsam gehen dunkle Gestalten über den Hof und verschwinden in den vielen niedrigen Türen. Man steht still, draußen irgendwo brodelt die Welt, werden Schlachten geschlagen, wird gehungert, tobt der Aufruhr, wird verhandelt, gelitten und gequält. Und hier stehen diese Mauern seit fünf- oder sechshundert Jahren und schauen auf ihre Schützlinge hinab. Totenstill ist es, dann schlägt die Uhr zum Essen mit langen tiefen Schlägen. Plötzlich fühlt man leise und immer stärker, wie das Gown auf den Schultern liegt, wie es sich um den Körper faltet, man empfindet die leichte Last des Cap auf dem Kopfe, und dann zieht es in uns ein, fast körperlich, das wirkliche Cambridge, dann hat es Besitz ergriffen von uns, wir sind ein Teil von ihm geworden, wir gehören von jetzt ab dazu.

Ruhig treten wir in den weiten, vom Alter geschwärzten Speisesaal. Von den Wänden herunter lächeln die Könige des Mittelalters, denn sie haben uns verstanden.



Erich Ohser — Artisten-Frühstück

WEDEKIND UNTER DEN ARTISTEN

Von

WILLY WOLF RUDINOFF

Ich lernte Wedekind im Jahre 1887 in Zürich kennen.

Mein Engagement im Pfauentheater war zu Ende gegangen, aber bevor ich mich um einen neuen Kontrakt bemühte, wollte ich mir erst einmal die Schweizer Berge ansehen. So blieb ich denn, mit meinen paar hundert Franken in der Tasche, in dieser wundervollen Stadt. Vormittags malte ich am See, wo man einen guten Blick auf die Berge hatte. Abends verdiente ich mir einiges Geld mit dem Zeichnen von kleinen Porträts für die Gäste der Weinstube „Zum grünen Heinrich". Meine Preise waren bescheiden. Ich verlangte nur zwei Franken pro Kopf. Für weitere 50 Rappen malte ich mit bunter Kreide noch ein Blumenkränzli um das Porträt. Hatte einer einen Hund, der mit verewigt werden sollte, oder wallte ihm ein Wotan-Vollbart, so erhöhte sich der Preis um einen Franken. Auf diese Art und durch mein Auftreten in den Varietétheatern hoffte ich so viel Geld zu verdienen, um in München und später in Paris studieren zu können. Hatte ich den Schnurrbart meiner Modelle fein goldblond oder schön schwarz gewichst abgemalt, so standen die fröhlichen Schweizer Zecher wohl hinter mir und sagten: „Luëg e mohl sihn Schnutz! Aber chanz natürli! Sisch chaibe guët! Chaibe schön!"

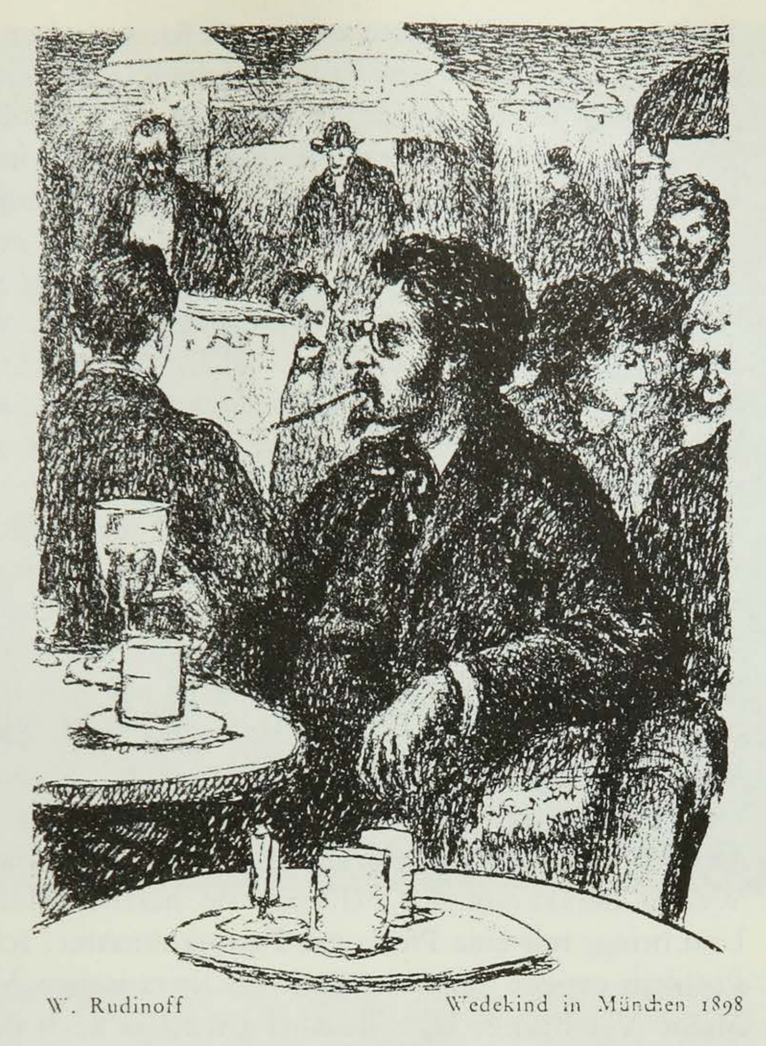
Eines Tages landeten die Reste eines kleinen französischen Wanderzirkus auf der Bühne des nun leerstehenden Pfauentheaters. Der „Cirque Délbosque" bestand eigentlich nur noch aus der fünfköpfigen Familie des Direktors, einem Nudelbrettschimmel und einem Geschäftsführer, der zugleich Sprechstallmeister war und als Schnellmaler den Hafen von Marseille, aber sonst weiter nichts, in acht Minuten malen konnte. Er trat auch noch als Zauberkünstler auf und ließ die größten Pfannkuchen mit Apfelmusfüllung aus seiner Hand verschwinden. Délbosque père war ehemals ein weltberühmter Clown, der sich in der Zirkuswelt als „createur" des „Pfauenfeder Entrées" einen Namen gemacht hatte. Er balancierte, während er mit dem Stallmeister Witze machte, eine Pfauenfeder auf der Nase. Von der Nase ließ er sie auf den Kopf, dann auf den Fuß und schließlich auf den Bauch hüpfen, drehte sich blitzschnell um seine Achse, und die Feder landete triumphierend auf dem gegenüberliegenden Körperteil. Madame war der Typus einer braven Zirkus-Mutter. Sie erzog ihre drei Kinder zu gesunden, wahrhaftigen und gütigen Menschen, in deren Gehirnen kein unreiner Gedanke aufkam. Sie nähte die neuen Kostüme und flickte die alten Sie kochte das Futter für sechs Personen und vier dressierte Hunde. Sie gab ihrem etwa sechzehnjährigen Töchterchen, Mademoiselle Therese, Unterricht auf dem Drahtseil, sie saß abends an der Kasse und wirkte schließlich noch als komische Alte in den Pantomimen mit. Es war interessant, zu beobachten, daß die Kinder dieses Zirkus-Ehepaares ohne Katechismus und Schullehrerdressur, ohne Töchterpensionate, Erziehung und Religionsunterricht aufgewachsen, den Eindruck von keuschen Menschenkindern machten, für die es keine Frühlings-Erwachen-Probleme gab. Die beiden Knaben, etwa fünfzehn und siebzehn Jahre alt, machten Clown-, Akrobaten- und Jongleurnummern. Sie posierten als griechische Marmorstatuen in weißen Trikots und Roßhaar-Frisuren auf dem Rücken des Schimmels, den auch Therese für ihre graziösen Sprünge über seidene Tücher benutzte. Die Evolutionen ihres, in holdester Jungfräulichkeit erstrahlenden Körperchens entzückten mein Auge und erfüllten meine Träume. Täglich, wenn ich in die Probe kam, um die Truppe zu skizzieren, brachte ich ihr ein bescheidenes Blümchen oder ein paar Verse, welche ihr meine Verehrung ausdrücken sollten. So kam es, daß mich der alte Délbosque für die Pantomime „Villa à vendre" als Darsteller engagierte. Ich mimte erst einen Räuber, dann einen Grafen und in der letzten Szene einen verliebten Abbé. Die schon ziemlich rundliche Direktorin spielte meine Geliebte.

Dies war mein Milieu, als ich eines Nachmittags Frank Wedekind in einem altmodischen Café am Limmatquai kennenlernte.

Ein junger Mann mit herabhängendem Schnurrbart kam an meinen Tisch und fragte mit einer etwas linkischen Verbeugung: „Verzeihung, mein Herr, sind Sie nicht Herr Rudino aus dem Pfauentheater? Wollen Sie mir nicht das Vergnügen machen, an unserem Tisch Platz zu nehmen? . . . Gestatten Sie: Mein Name ist Frank Wedekind. Dies ist mein Freund Karl Henckell, dies Herr Henry Mackay!"

Die literarischen Gespräche der drei Herren waren mir so ziemlich unverständlich. Ich hörte aber mit Andacht zu und bedauerte, daß ich nicht über die Quarta hinausgekommen war. Ich war noch recht naiv und hielt jeden, der das Abiturienten-Examen bestanden hatte, für einen gebildeten Menschen.

Von diesem Tage an traf ich Wedekind täglich. Er gewann mein Vertrauen durch eine Kindlichkeit und Bescheidenheit, die mir gefiel. Aus seinem Wesen strahlte eine Vornehmheit, die ich noch nicht kennengelernt hatte. Von der impressionistischen Malerei schien er mir wenig zu verstehen. Er schwärmte für Feuerbach und auch für Böcklin, den ich natürlich ebenso bewunderte.



W. Rudinoff Wedekind in München 1898

Ich hatte *Böcklin* in der Weinkneipe „zum Pfauen" kennengelernt. Er hatte mich eingeladen, ihm meine Skizzenmappe in seinem Atelier in Hottingen bei Zürich zu zeigen. Als ich Wedekind erzählte, daß Böcklin meine ganz im Geist des Naturalismus geschaffenen Arbeiten ablehnte, daß er sie zwar sehr charakteristisch, aber nicht für künstlerisch halte, daß der Impressionismus eines Menzel, Courbet und Manet mit der Kunst gar nichts zu tun hätte, und diese Leute ihm den Buckel herunterrutschen mögen — —, pruschte Wedekind ein heiseres Gelache heraus und schrie in einem fort: „Den Buckel herunter — — ha ha ha ha — den Buckel herunter mit dem Naturalismus — — ha ha ha — — göttlich — entzückend — — unbezahlbar!" Er warf seinen Hut in die Luft und tanzte, mit den Füßen stampfend, eine Art von Indianerkriegstanz. Das war oben auf dem Gipfel des Uetliberges, der, durch ein Nebelmeer von der übrigen Welt getrennt, hoch über die Wolken hinausragte. Die Spitze des Berges mit dem wild springenden Wedekind warf einen unheimlich wirkenden Riesenschatten auf eine von der untergehenden Sonne rot bestrahlte Wolkenwand.

Wenn ich aus dem Theater kam, traf ich öfters mal Böcklin in bedeutend versöhnlicherer Stimmung. Er hatte dann meistens ein paar Schöppli Wein getrunken, war heiter und mit der Welt zufriedener. Roch aber nach Alkohol! —

Bald darauf wurde ich nach München engagiert. Obgleich ich nun ebenso wenig Geld hatte wie vorher in Zürich, wurde ich doch Schüler der Kgl. Akademie der bildenden Künste. Ich war überglücklich, als ich eines Tages Wedekind im Café Luitpold wiedersah. Er war der einzige Mensch, der mir Verständnis entgegenbrachte. Er gab mir mein Selbstvertrauen wieder in Momenten des Zweifelns an meine Kraft und wurde mir ein lieber Freund. Er war ohne Neid, ohne

Mißgunst, ohne Hochmut auf sein Wissen, und er glaubte mir! Das war es, was ich brauchte. Sein Wesen hatte, so schien es mir damals wenigstens, etwas Kindliches, dem Leben gegenüber Hilfloses, ja Mitleid- und Schutzheischendes. So gewann ich ihn lieb. Wenn mir aber Wedekind seine Dramen vorlas, hatte ich ein merkwürdiges Gefühl! Mir schien, als ob ein Mensch, der vorher auf mich den Eindruck vollkommenster geistiger Gesundheit gemacht hatte, plötzlich seinen Schädel öffne, um mir mit teuflischem Grinsen sein in Unordnung geratenes Gehirn zu zeigen. Aus diesem Gehirn schrien, wirr durcheinander, klagende Stimmen: „Ich kann ja nichts dafür! Es ist ja nicht meine Schuld! Die Sünden der Väter! O helft mir, daß ich nicht verzweifle!" — Aus einer anderen Windung der Gehirnmasse aber schrie es: „Merde! Merde! Mist und Dreck ist Alles! — Je m'en fou! Es gibt keine Moral! Ich bin es, der Meister der ewigen Walpurgisnacht! Her zu mir, ihr lieben Hexchen! Ich will euch zeigen, wer in dieser Welt regiert! Es gibt keine Treue! Schafft mir den Professor mit seiner Ethik aus dem Festsaal! Es lebe die Schurkerei! — ! — Da bist du ja, Freund meines Herzens! Hast du auch dein Weibchen mitgebracht zum Fest der Wollust?! Kanzler! Kanzler! Gib ihm den Orden des goldenen Schaffells mit den Hörnern in Diamanten! Er hat sich verdient gemacht! — Wo ist mein Garderobier! Bring mir meine Masken, ich will mich unter das blöde Volk mischen! Meine Maske des Moralisten binde mir vor, ich empfange heute den Kritiker des ‚New York Herald'! Meine Faunmaske! Wo ist meine diabolische Faunmaske? Ich sehe da ein paar lesbische Weiber herankommen! Schleppt sie heran! Wein her! — Whisky! Whisky! Und bringt mir eine Pfeife mit Pastorenknaster! Ich will einen Vortrag über das Problem ewiger Jungfernschaft im literarischen Verein in Leipzig halten. Ah! Meine Verehrung, Durchlaucht! Da ist ja auch der geniale Eulenburg! Welch ein Künstler! Herr Graf, ich werde Ihnen einen Brief schreiben, in welchem ich es Ihnen schriftlich gebe, daß Sie ein Genie sind! Ich bin dabei, Ihre bajuvarischen Erlebnisse zu dramatisieren! Ich garantiere dafür, daß niemand merken wird, wer das Modell gewesen ist! Niemand, auch Ihr kaiserlicher Freund nicht! Sie sind ein grandioses Problem für die deutsche Literatur! Von allen Seiten betrachtet! Grrrrrandios! — Merken Sie Herr Graf, wie ich das Zungen-RRRRRRRRR gut bringe? Ha ha ha! Wozu nehme ich denn dramatischen Unterricht? RRRRRRRR! Das muß nur so rasseln! Holt mir Nijinsky! Er soll mir Tanzunterricht geben! Graziös will ich sein! Ich will den spanischen Tanz lernen! Castagnetten her, und du, verruchter Hans, spiel mir den Tanz auf der Gitarre, bei welchem man mit dem Hinterteil wackeln muß!" — — —

Es war im Frühjahr des Jahres 1891. Wir kamen aus unserer Stammkneipe, welche die „Dichtelei" hieß. Um vier Uhr morgens begleiteten wir den lyrischen Dichter Ludwig Scharf nach Schwabing. Ich hatte mich meinem lieben Scharf angeschlossen, dessen Gedichte mich begeistert hatten. Vor uns ging Wedekind mit meinem alten Freund Gustav Rickelt, der am Münchner Hoftheater wirkte. Der pockennarbige Maler Pohl, der erst Tierausstopfer war, dann als Glasbilderkolorist für Nebelbilderlaternen-Fabrikanten gearbeitet hatte und nun für einen Kunsthändler in München kleine Ölbildchen malte, einen Zigarrenkistendeckel, auf welchem ein Schmetterling aufgenadelt war, hatte mit dem russischen Maler Scheretschewsky, der aussah wie ein Florentinerjüngling aus dem 16. Jahrhundert,



Sammlung Korty

Frank Wedekind als Vermummter Herr in „Frühlingserwachen“

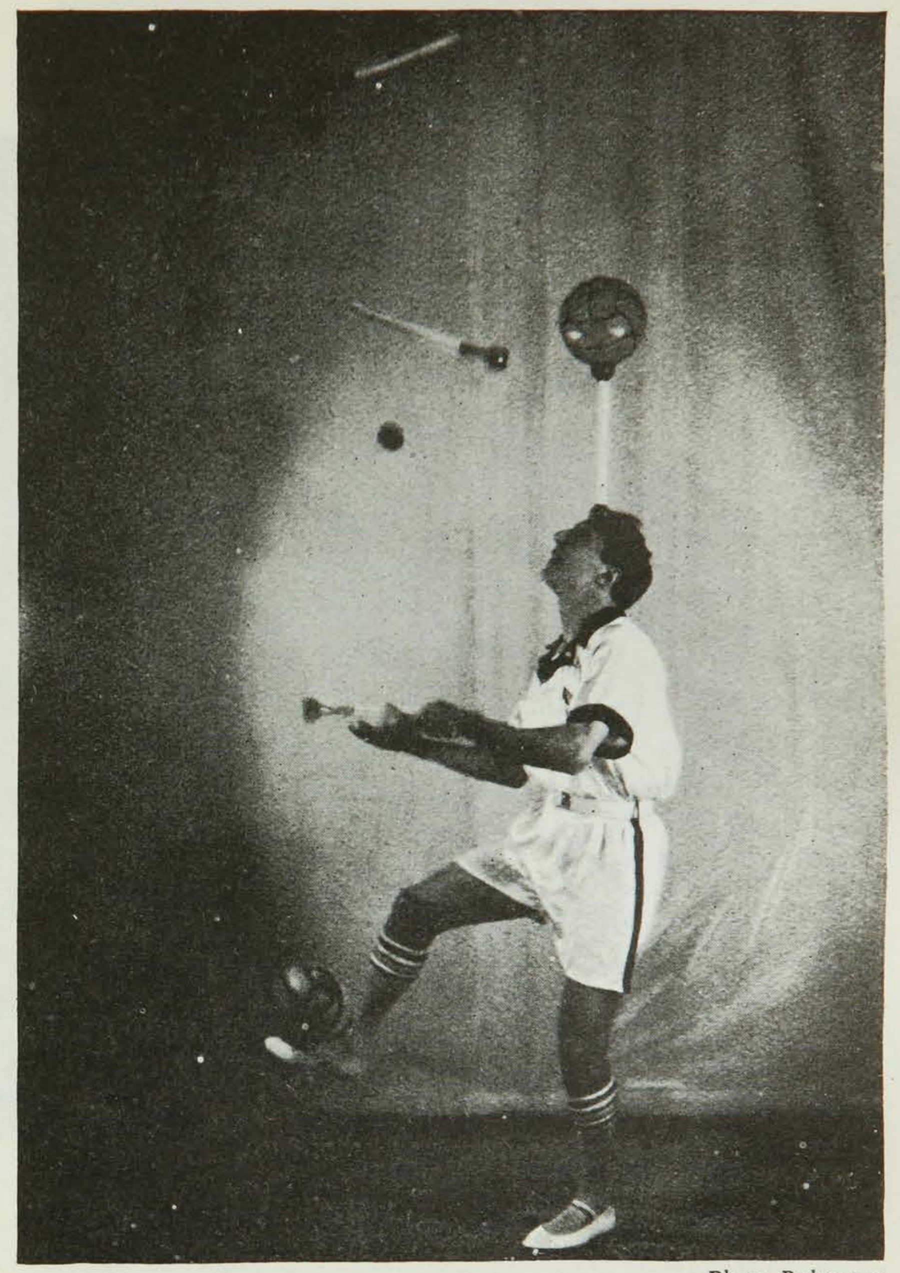


Photo Robertson

Enrico Rastelli bei der Arbeit


Photo Kardas (Pfeil-Verlag)

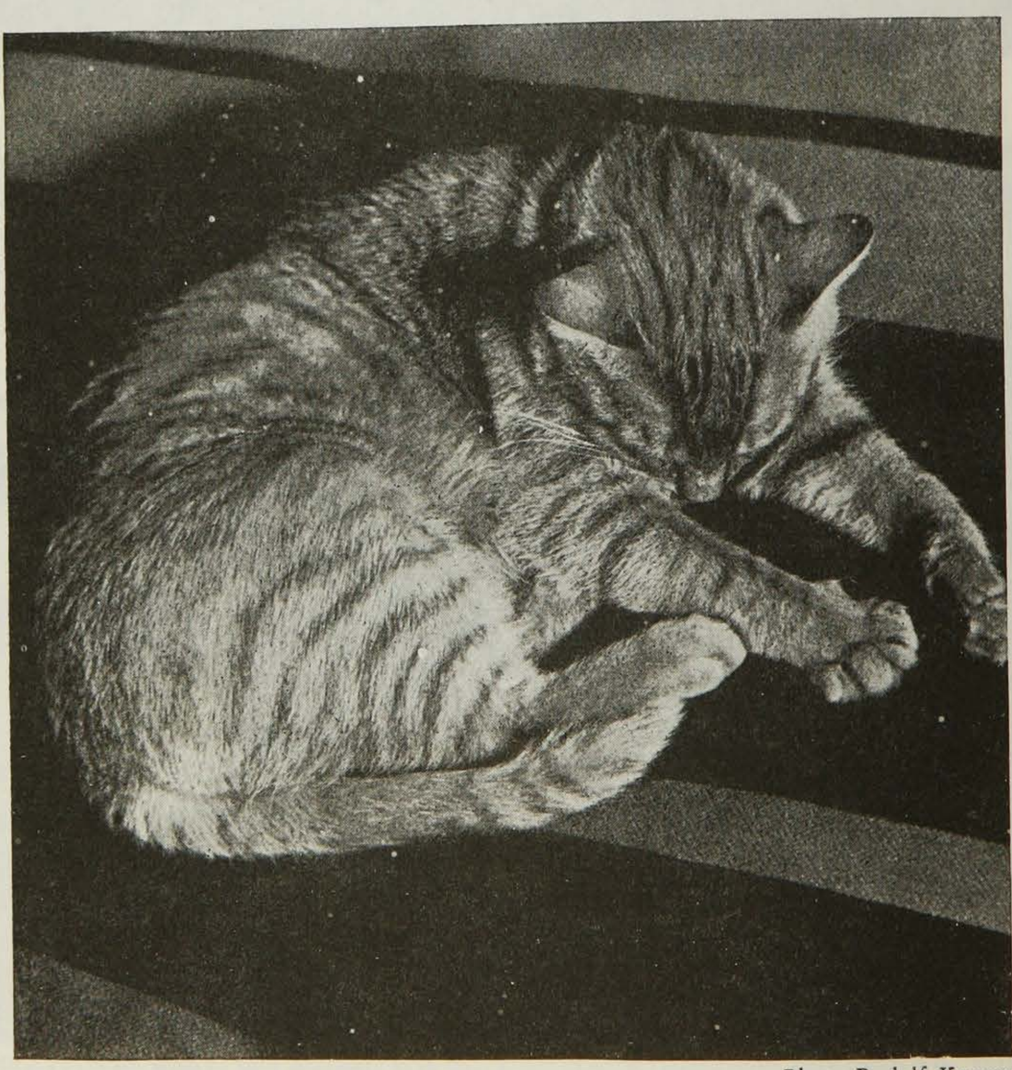

Photo Rudolf Kramer



Photo T. T. Grabbe

Galerie Hartberg, Berlin

Frans Masereel, Ruhende (Oel)

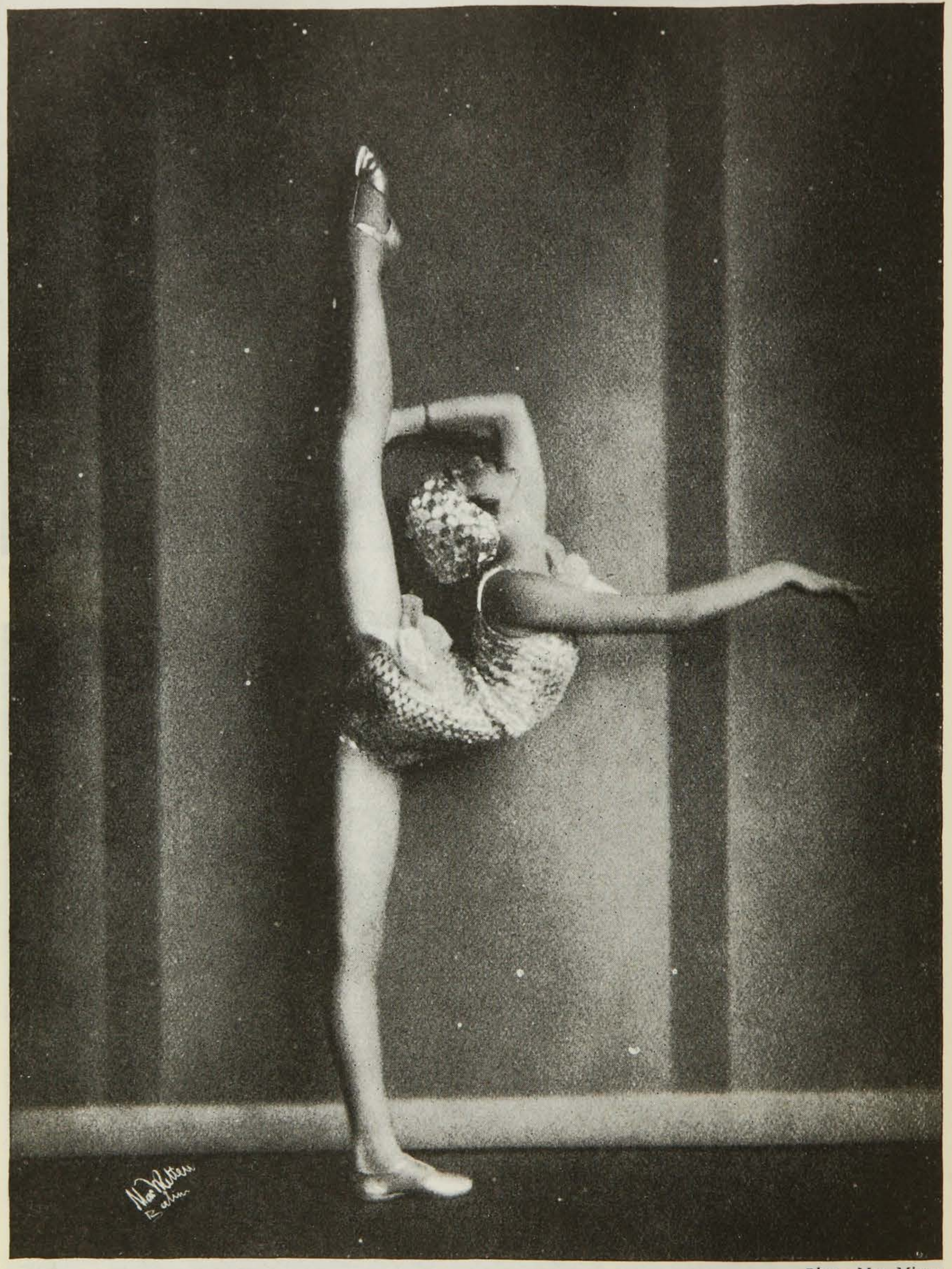


Photo Max Mitten

Die 14jährige Tänzerin Dinah Grace (Berlin)

eine lebhafte Auseinandersetzung. „Wie sieht Ihre Weltanschauung aus", schrie Scheretschewsky, „Sie Zigarrenbrettlmaler! Wie können Sie von Weltanschauung reden, Sie Schmetterlingspinsler! Ihre Weltanschauung besteht aus Ihrem Phallus!"

Pohl bekam einen Asthmaanfall. Er wurde blau im Gesicht wie ein ägyptisches Chamäleon. Wir blieben stehen, bis er wieder atmen konnte.

„Na kommt, Kinder, wir wollen noch 'ne Tasse Kaffee trinken", sagte Pohl.

Im Weitergehen fragte ich Scharf: „Bitte erklären Sie mir, lieber Herr Scharf, was bedeutet das eigentlich — ‚Weltanschauung'? Ich höre das Wort so oft an unser'm Tisch. In einemfort reden sie von Weltanschauung! *Ich möchte auch gern eine Weltanschauung haben!*"

Scharf, der ein gütiger Mensch war und, dem Himmel sei Dank, es noch heute ist, erklärte mir nun, so gut das in so vorgerückter Abendstunde möglich war, was Weltanschauung ist. „Wenn Sie älter sind, lieber Freund, werden Sie schon von selbst eine bekommen."

Mittlerweile bekam ich aber das Gefühl, daß ich aus dieser nachgemachten Boheme, die nichts weiter als eine Kneipen-Boheme war, heraus müßte. Ich hatte Lust, mir wirklich die Welt anzuschauen. Ich hatte genug von dem Tabak-, Bier-, Wein-, Weißwurst-, Leberkäs- und Kalbshaxendunst, in welchem die Emanationen pedantischer Schulmeistergehirne die nebulosen Formen weltumstürzender Ideen annahmen. —

Wedekind brachte mir eines Tages ein kleines gedrucktes Heftchen. Es war sein Drama „Der Schnellmaler". Mit tiefem Ernst sagte er: „Sie werden gewiß diesem Drama das Verständnis entgegenbringen, welches ich vom Publikum nicht erwarte." Im englischen Garten in München las er mir seine Tragödie „Frühlings Erwachen" vor. Er schickte mir dann später den Band „Die Fürstin Russalka" mit der Pantomime „Die Kaiserin von Neufundland" und seine Tragödie „Erdgeist". Ich hatte den Eindruck, daß hier ein abnormaler, kranker, verwirrter Geist am Werk ist. Die Franzosen nennen solchen Geist: „un esprit détraqué". Ich bin natürlich nicht auf der Welt, um zu „urteilen"!

„Die Kaiserin von Neufundland" ist aus einem Erlebnis meiner Varieteezeit hervorgegangen, von welchem ich Wedekind Mitteilung gemacht hatte. Der Held gehörte zu der „Salon-Athleten- und Kettensprenger-Nummer: Lomberg und Leitner", genannt „die deutschen Eichen". Leitner war ein Rheinländer, ein sogenannter schöner Mann mit dickem blonden Schnurrbart, der den Eindruck eines Weinreisenden machte. Wenn er auf der Bühne stand, konnte der Maler an dem harmonisch gebauten Menschen wohl seine Freude haben. Er guckte aus intelligenten Augen. Meistens sehen ja solche Salonathleten wie mit einem Tigerfell bekleidete Schlächtergesellen aus. Lomberg war auch gut gewachsen, sah aber weniger klug aus. Er verheiratete sich in Wiesbaden mit einer sehr reichen Witwe, die wahnsinnig wurde. Leitner, die andere starke deutsche Eiche, brach unter dem Sturm der Liebe zusammen, von dem sein Leben durchbraust wurde.

In einem Brief an seine liebe Mutter vom 9. Januar 1893 schildert Wedekind sein Wiedersehen mit mir, als ich im Cirque d'hiver in Paris auftrat:

> Wir verlebten einige glückliche Abende zusammen, meistens in Circusgesellschaft, unter Baleteusen, Kunstreitern, Schlangenmenschen, Katzenbändigern, Athleten, dummen Augusten und anderem Gelichter.

Als ich in der Quarta war hatte ich einen Freund, der hieß Charly und war in Chicago zur Welt gekommen. Er hatte nie andere Indianer gesehen als solche, die man für zehn Cent in den „Dime-Museums" in Amerika zu sehen bekommt, erzählte uns aber Lederstrumpf-Geschichten mit Marterpfählen, Tomahawks und Skalpierungen, die er erlebt zu haben vorgab. Ebensowenig wie mein Freund Charly aus Chicago die Indianer, kannte mein Freund Frank Wedekind die Zirkusartisten. Die einzigen Zirkusleute, die er je kennengelernt hatte, waren der russische Clown Douroff und ein gewisser Techow, ein früherer Akrobat, der wegen eines Unfalls, den er bei seiner Akrobatennummer gehabt hatte, seine Arbeit aufgeben mußte und nun ein sehr hoch bezahlter Katzendresseur geworden war. Ich stellte diese beiden Leute Wedekind vor, als er mich vor dem Bühneneingang des Zirkus erwartete. Seine Bekanntschaft mit diesen in ihrer Art durchaus gebildeten, taktvollen, hochanständigen, gut erzogenen und wirtschaftlich unabhängigen Männern dauerte nicht länger als zehn Minuten. Dann gaben sie ihm durch die Art ihrer Antworten zu verstehen, daß ihnen an einer Fortsetzung der Unterhaltung mit dem „poète allemand" wenig gelegen sei. Wedekind verstand es nicht, den Ton zu treffen, den man anschlagen muß, um einen Zirkusmenschen zum Reden zu bringen. Er spielte den „Leutseligen" und trat an diese *sehr* klugen und *sehr* feinfühligen Lebenskünstler heran, als ob er ein deutscher Gymnasialprofessor wäre, der mit der komischen Würde des pedantischen Büchergelehrten das Gehirnvolumen dressierter Gorillas mit dem Tastzirkel ausmessen will. Douroff lachte ihn aus und versicherte, daß er Wedekind in einem seiner Clown-„Entrees" verwenden wolle. Frank tat Unrecht, eine Gruppe von Menschen, die ihm gar nicht bekannt waren, als „Gelichter" zu beschimpfen. Die einzige Balletteuse, die er kennengelernt hat, war wohl die, bei welcher er „Unterricht in der Schauspielkunst" nahm!

Wedekind wäre gern ein kühner Abenteurer gewesen! Am liebsten ein Casanova! Vielleicht auch ein Salvator Rosa, der mit Räubern herumzog, oder ein Lebensgigant wie Goya, der mit einer Stierfechter-Quadrilla lebte und selbst als Matador in die Arena trat. Ach, du lieber Gott! Hierzu fehlte ihm rein alles! Kraft, Schönheit, Vitalität, Lebensgewandtheit, gesundes Denken und nicht zuletzt — jeder Mut! Am besten hätte er sich noch zu einem Gymnasialprofessor geeignet, der mit dem Stammtischvorsitz in der qualmigen Weinstube eines Mittelstandsrestaurants betraut wird. Er war eine Art modernen Don Quixotes im Westentaschenformat, der gegen eine Herde von Schafen in den Krieg zog und mit ihrem Leithammel Wortgefechte führte. Er fühlte sich meistens durch das „Mähmäh-mäh" des immer etwas unter hohem Blutdruck stehenden Herdenleiters tief beleidigt und wurde mindestens auf drei Wochen mit ihm „böse"!

Wenn man den Dichter Otto Erich Hartleben einen „ewigen Studenten" nannte, so kann man Wedekind vielleicht als einen *ewigen Gymnasiasten* ansprechen. Er schien mir ein Obersekundaner zu sein, der, während der Herr Professor römische Geschichte doziert, halb unter dem Tisch, halb auf seinen Knien die Novellen des Boccaccio liegen hat. Ich konnte beobachten, wie er sich, noch als würdiger Familienpapa, nach dem Muster dieses Lehrbuchs Situationen für seinen Privatgebrauch konstruierte und sie, wie ein raffinierter Abbé aus der Fragonardzeit, in Szene zu setzen versuchte.


W. Rudinoff, Selbstbildnis

Daß Wedekind mich in seinem Lustspiel „Liebestrank" geschildert haben soll, ist eine dumme Caféhauserfindung. Zu viel Ehre, ihr Herren, zu viel Ehre! Ich wünsche nicht, als „Schwiegerling" in Ihre sogenannte deutsche Literatur überzugehen! — Richtig ist, daß ich einmal in einer russischen Aristokratenfamilie gelebt habe. Das war während der Jahre 1893 bis etwa 1895. Wedekinds „Liebestrank" aber war schon 1892 von ihm zur Aufführung fertig in Berlin eingereicht worden. Ich kam im November 1892 zum erstenmal nach Paris und lernte einige Monate später meine russische Familie in Cannes kennen. Die Handlung seines Lustspiels hat auch nicht die allergeringste Ähnlichkeit mit dem, für mein ganzes weiteres Leben bedeutsamen und tief ernsten russischem Erlebnis. Die Figur des Schwiegerling ist von Wedekind frei erfunden.

Der gute, liebe Frank Wedekind! Als wir einmal mit seinem Bruder Donald in einem Berliner Restaurant zu Mittag aßen und Donald sich für einen Moment entfernte, flüsterte mir Frank zu: „Sprich bitte nicht von erblicher Belastung in Donalds Gegenwart. Er ist geistig nicht ganz normal! Sein Großvater starb im Irrenhaus!" Der arme Frank dachte nicht daran, daß sie beide einen gemeinsamen Großvater gehabt hatten! Als Donald sich in Wien erschossen hatte, erhielt ich von Wedekind eine Postkarte, deren Inhalt vielleicht für den Wedekind-Forscher von Interesse ist.

> Lieber Freund, ich danke Dir bestens für Deine freundlichen Grüße aus Paris, auch für die außerordentliche feine Postkarte. Ich komme eben aus Wien von der unerwarteten Lösung eines Lebensräthsels. Im Herbst siedle ich nach München über. Wenn Du im Lauf des Sommers noch nach Berlin kommst, dann besuche mich doch bitte.
>
> Mit herzlichsten Grüßen
> Dein
> Frank Wedekind
>
> Berlin den 17. 6. 08. 125. Kurfürstenstraße

In seiner im „Pan" erschienenen Autobiographie erzählt Wedekind:

> 1888 reiste ich ein halbes Jahr lang als Sekretär mit dem Circus Herzog und ging nach dessen Auflösung mit meinem Freunde, dem bekannten Rudinoff, nach Paris und begleitete ihn als sein Mitarbeiter auf einer Tournee durch England und Südfrankreich. 1890 kehrte ich mit Rudinoff nach München und schrieb dort mein erstes Buch „Frühlings Erwachen" — — —

Mein lieber Freund Frank ist *weder mit dem Zirkus „Herzog" noch je mit mir gereist!* Wir wollen ihm diese kleine Abweichung von der Wirklichkeit nicht verübeln. Er wollte seinem Leben, das so *gar nichts* „Abenteuerliches" aufzuweisen hatte, einen — in diesem Fall etwas unechten — Goldglanz von Indianerromantik anpolieren. Er hatte aber nur das Schaumgold seiner Quartanerphantasie zur Verfügung, Reste des Märchenglanzes, womit seine liebe Mama die Äpfel und Nüsse für Franks Weihnachtsbäumchen einmal vergoldet hatte . . .

HOCHSTAPLERS STUNDE

Von

NIKOLAUS PETERSEN

Er bat zum Essen
um Toast und Tee,
er hob gemessen
das Portemonnaie.



Rudolf Großmann

Ihm saß der Frack
wie angelötet,
der Augensack
erschien gerötet,

des Teints Zinnober
jedoch erblaßte,
als ihn der Ober
am Ärmel faßte.

„Beamte warten —"
„Ich folge gleich".
Die Gabeln scharrten,
er grinste weich.

Er griff zum Hals,
als nebenan
der Bostonwalse
gedämpft begann.

Er warf zum Fisch
die Georgine
und ging vom Tisch
mit Adlermiene.

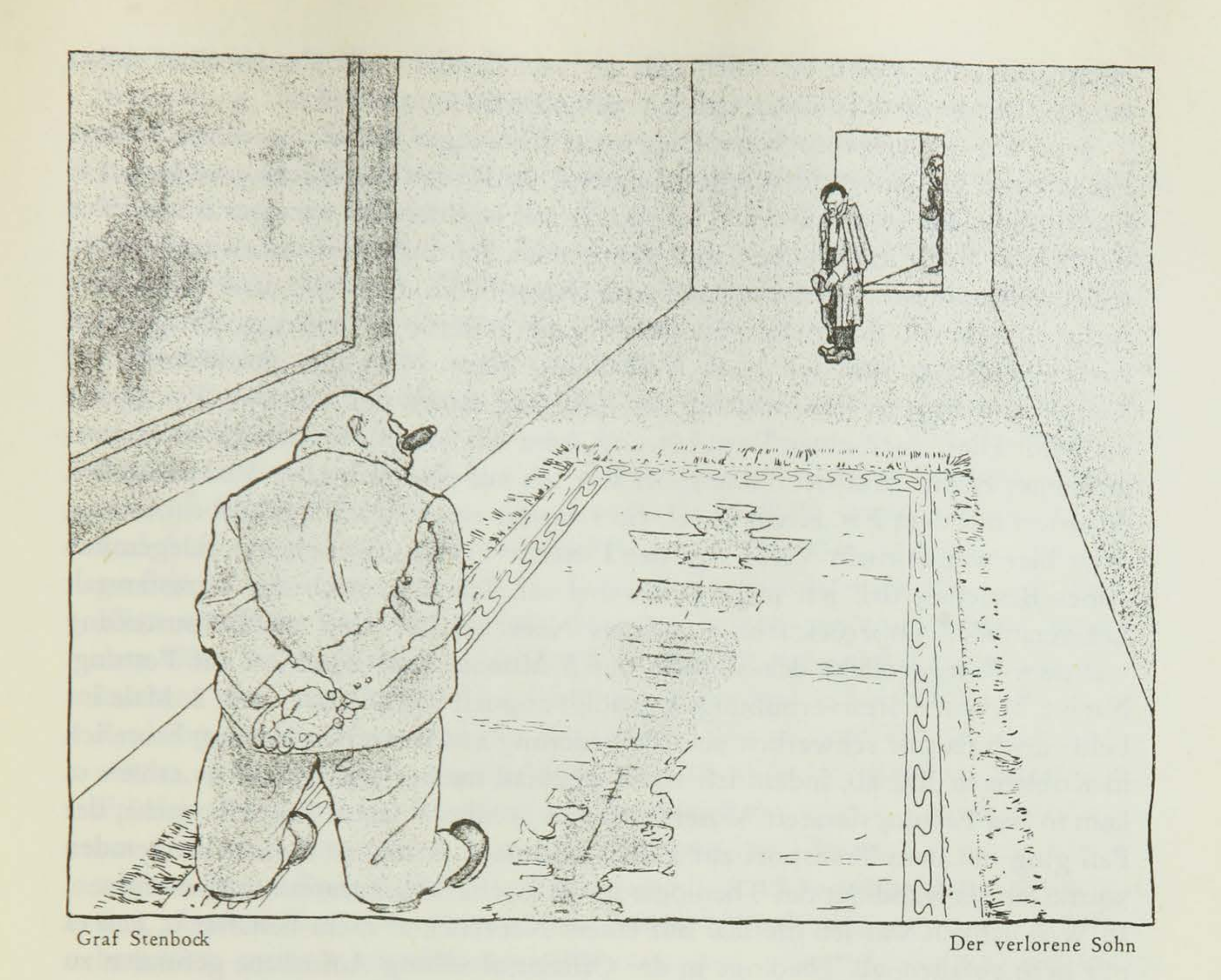
Er strich die Haare
im Lüsterlicht,
ertrunkne Jahre
vor Augen dicht:

Sekunden sangen
von Kokosstämmen,
Nevadawangen,
Biskayakämmen,

von Autotouren
im Engadin,
Dobrudschafluren,
wenn Störche ziehn,

von Ceylonsternen,
Südostpassaten,
Fabrikkonzernen,
sozialen Taten.

Man teilte Nüsse
als Tafelschluß,
versprach sich Küsse —
da fiel der Schuß.



Graf Stenbock — Der verlorene Sohn

MEINE HOCHSTAPELEIEN

Von

KARL PAUL SEBESTÉ

Mit 18 Jahren zog ich hoffnungsvoll nach Berlin, um auf Wunsch meiner Eltern Jurisprudenz zu studieren. Ich darf wohl sagen, daß ich zu meiner Zeit, unter meinen Kollegen, einer der begabtesten und aufmerksamsten Hörer war. Ein eigenartiges Schicksal warf mich aus der Bahn. Ich wurde relegiert. Ich hatte mir einen Vertrauensbruch, begangen an der Staatsbibliothek, zuschulden kommen lassen. Mit meiner Relegierung und dem Verlust meiner Ehre verlor ich mein Elternhaus. Haltlos dem Strudel der Weltstadt preisgegeben, versuchte ich mich, die Asyle für Obdachlose berührend, als Schauspieler. Da ich mir aber keine Lorbeeren einernten konnte, mich aber für befähigt hielt, auch die größten Rollen zu kreieren, versuchte ich mich als Weltschauspieler auf der Bühne des Lebens. So war ich u. a. Hausdiener, Straßenfeger, Bergarbeiter; habe auf der Landstraße gelegen u. mich bettelnd u. frierend von Haus zu Haus durchgefochten. Einsehend, daß es nicht länger mehr so weitergehen durfte, nahm ich durch Protektion Stellung in einem Büro an, doch mein Chef, der das größte Vertrauen in mich setzte u. mich selbständig wichtige Geschäfte abschließen ließ, sah sich bald in

mich getäuscht, indem ich mich teils als sein Bruder, teils als der Chef selbst ausgab. Das Ende davon war, daß ich meine Entlassung erhielt.

Jetzt war der ausgebrochene Krieg mein vorläufiger Erlöser aus dieser Misère. Eingezogen bei einem Infanterie-Regiment, durfte ich der Extraausbildung für Einjährige nicht beiwohnen und somit war mir jegliche Chance einer schnelleren u. höheren Beförderung überhaupt genommen. Ich beförderte mich nach kaum sechswöchentlicher Ausbildungszeit zum Unteroffizier, fuhr in Urlaub und kehrte nicht zurück. In Berlin festgenommen und entlarvt zu meinem Truppenteil zurückbefördert, kam ich nach Verbüßung einer 14tägigen Arreststrafe bei Wasser und Brot u. Verdunklung der Zelle mit einem der nächsten Transporte ins Feld. Hier, nach einer Verschüttung, kam ich in ein Heimats-Lazarett, ausgerechnet Berlin. Auf dem Transport war ich auf einmal wieder Vizefeldwebel, dekoriert mit dem Eis. Kreuz I. Kl. Im Lazarett empfing ich Feldwebellöhnung, doch hier war es mein Vater, der der Lazarettverwaltung meldete, gelegentlich seines Besuches, daß ich nicht Feldwebel sei. Ich kam nach der Arrestanstalt Lehrterstraße, unberücksichtigt meines Nervenchocs, und nach Aburteilung vor dem Kriegsgericht der V. I.-D. auf 5 Monate nach Spandau auf Festung. Nach 2 Monaten Strafverbüßung begnadigt zog ich 1916, März, zum 2. Male ins Feld; doch da mir schwerlich eine Beförderung zuteil werden konnte, baute ich in Koblenz a. Rh. ab, indem ich einen Rückfall meines Nervenleidens erhielt u. kam in das Festungslazarett Moselweiß. Ein Soldbuch besaß ich nicht mehr, der Paß ging mit dem Transport zur Front, und nach Aussagen meiner Kameraden wurde ich als Kandidat der Theologie in die Bücher des Lazaretts aufgenommen. In Wirklichkeit war ich diesmal mit einem Nervenchoc nicht behaftet u. ließ es mir gern gefallen, als Theologe in der Offiziersabteilung Aufnahme gefunden zu haben. Der Festungslazarettpfarrer Selmke, der mich schon bald besuchte und mit „Herr Amtsbruder“ ansprach, drückte mir sein Mitleid aus und verschaffte mir die verschiedensten Erleichterungen. Himmelfahrt 1916, ich spielte gerade Tennis mit einigen Offizieren und Schwestern im Lazarettgarten, überraschte mich der Pfarrer und beglückwünschte mich zum bisherigen guten Verlauf meiner Krankheit. U. a. sagte er: „Sehen Sie, mein lieber Amtsbruder, wie der liebe Gott sorgt. Gottes Güte u. Barmherzigkeit ist wunderbar. Wissen Sie, da fällt mir etwas ein, könnten Sie mich wohl Pfingsten hier vertreten? Ich erwarte Besuch, auch von einem Frontkämpfer u. möchte gern ein paar Tage verreisen.“

Prompt stellte ich mich Pfingsten, alle beiden Festtage auf die Kanzel u. verkündete meinen Kameraden u. ihren Besuchern das Evangelium. Der Zufall wollte es, daß Herr Konsistorialrat Prof. D. Schöler vom rhein. Konsistorium meiner Predigt beiwohnte, sein Sohn lag bei uns im Lazarett — und als ich mich zur Segenserteilung in die Sakristei begab, um mir die Agenda zu holen, steht auf einmal Herr Konsistorialrat vor mir, stellt sich vor und beglückwünscht mich mit den Worten: „Sie sind ja ein berufener Theologe“ zu meiner Predigt. Nach dem Gottesdienst lud er mich zu einem Spaziergang mit seinem Sohne, der als Oberleutnant bei den Fürstenwalder Ulanen stand, ein und versuchte mich für seinen Amtsbezirk als jungen Pfarrer zu fesseln. Ich bat mir Bedenkzeit aus u. lehnte in aller Höflichkeit diese Bitte brieflich ab.

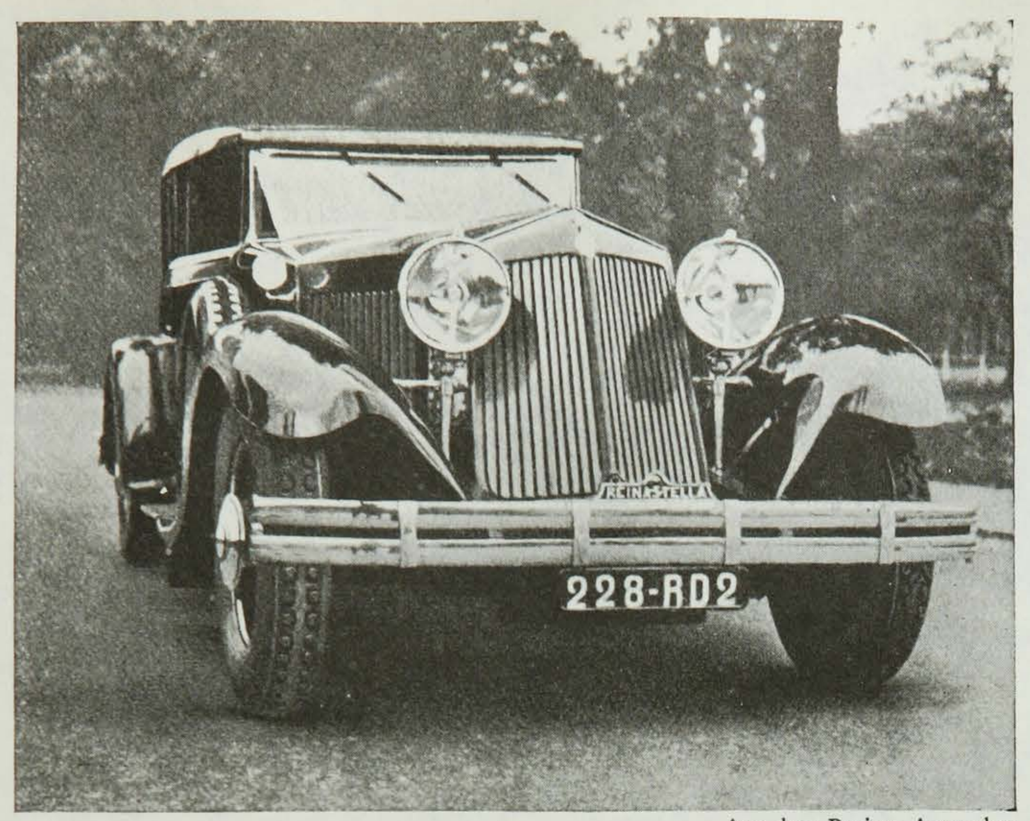
Bald darauf wurde ich meinem Ersatztruppenteil Reserve-Regiment 8 Ober-

schöneweide b/Berlin überwiesen. Die glänzenden Empfehlungen der Lazarettverwaltung, des Pfarrers und des Konsist. Rats bewirkten, da ich nur noch g. v. war, daß ich zunächst bis zur Entlassung beurlaubt wurde u. gleichzeitig eine Anstellung am Hindenburg-Gymnasium in Oberschöneweide unter Leitung des Herrn Direktors Strohmeyer als Religionslehrer erhielt. In Vertretung der Pfarrer Herren Glasomerski-Oberschöneweide u. Gellonek-Niederschöneweide hielt ich dann Gottes- u. Wochendienst an beiden Kirchen ab. Durch den Kantor Herrn Lange, Niederschöneweide, der von der Front in Urlaub kam u. aus meiner Heimatstadt war, wurde ich entlarvt u. kam in die Irren-Anstalt Landsberg a/W., wo ich 6½ Monat festgehalten wurde. Entlassen von dort, aber immer noch im Militärverhältnis, trat ich sofort in Guben, meiner Vaterstadt, mit den Papieren meines gefallenen Vetters Fritz Schröter, der Leutnant d. Res. u. Dr. jur. war, auf. Ich fand Aufnahme beim Reserve-Regt. II/12, war abwechselnd Ronde- und Aufsichts-Offizier, bildete Rekruten aus, wurde aber bald wegen meiner zu großen Strenge zum Landsturm-Bataillon Groß-Bresen versetzt, wo ich als Kontrolloffizier Verwendung fand. Hier ereilte mich mein Schicksal u. zwar auf dem Gute Schenkendöbern. Mit der Gouvernante Betty des Gutsbesitzers Oberleutnant von Vorstehendorf hatte ich, als ich des Nachts mit meinem Wagen zur Revision der dort beschäftigten Gefangenen eintraf, und die mir das Zimmer anwies, eine Liebschaft angebandelt, die sehr trübe für mich auslaufen sollte. Fräulein Betty war die Verlobte des Gutsinspektors Klette, der, als er morgens um 5 seinen Dienst antrat, seine Braut aus meinem Zimmer kommen sah. Um mich nicht zur Rede stellen lassen zu müssen, ließ ich in Abwesenheit des Inspektors, ohne die Kontrolle vorzunehmen, meinen Wagen anspannen, um auf Nachbargütern meine „Inspektionsreise" fortzusetzen. (Gutsinspektor K. behauptete später gesehen zu haben, daß seine Betty beim morgendlichen Verlassen meines Zimmers nur einen Strumpf angehabt habe, überhaupt nur halb angezogen gewesen sei, was aber nicht sehr verwunderlich war, denn Klette hatte nur ein Auge.) Vor Abend wagte ich mich nicht einer neuen Domäne zu nähern, und ich kam auch nicht mehr dazu, denn nachmittags um 5 Uhr ereilte mich mein Schicksal in Gestalt von 8 Gendarmerie-Wachtmeistern; den Wagen mit Burschen hatte ich zuvor nach Kraine geschickt, wohin ich zu Fuß nachkommen wollte, doch hinderte mich hieran das Gendarmerieaufgebot. Ich wurde unter Bewachung nach der nächsten Garnisonstadt Guben gebracht u. auf der Hauptwache, wo meine Verhaftung inzwischen bekannt geworden war, von etwa 20—25 Rekruten, die ich seinerzeit mit drakonischer Strenge ausgebildet hatte, mit erhobenen Schrubbern u. Besen empfangen, so daß die Wache mich in Schutz nehmen mußte. Dann wurde ich unter Bewachung von einem Oberleutnant, einem Unteroffizier und 2 Mann, zum Gerichtsoffizier Oberleutnant Fritsche zur Vernehmung vorgeführt, welcher mir meine Achselstücke u. Auszeichungen abriß u. mich in das Untersuchungsgefängnis meiner Heimatstadt unterbringen ließ. Noch am selben Abend erschien von meinem Ersatztruppenteil Oberschöneweide ein Sergeant mit 2 Mann, die mich nach meiner Garnison zurücktransportierten. Am nächsten Morgen von Arrest dem Arzt vorgeführt, der sich vor Lachen schüttelte, wurde ich dem Nervenlazarett Spandau II überwiesen, von wo aus ich nach etwa 6 Wochen definitiv ohne Strafe entlassen wurde. (Juni 1918.)

Noch einmal versuchte ich mich als Schauspieler am Stadttheater meiner Heimatstadt Guben, wo ich inzwischen populär geworden war, doch sollte hier meines Bleibens nicht lange sein; meine Abenteuerlust, der Drang nach neuem Erleben führten mich abermals in die weite Welt, zumal ich aus dem Vaterhaus verstoßen, keinen Halt mehr hatte.

Meine Schritte lenkte ich zunächst nach Hannover, wo ich im Hotel Casten die Bekanntschaft einer jungen Dame aus Dresden machte, die hier ihren Verlobten erwartete, von dem sie sich Mutter fühlte, der aber, wie sie nachträglich erfahren, verheiratet war, und den sie zur Rede stellen wollte. Ich war allgemein als Doktor im Hotel bekannt, und aus der einfachen Titelführung folgerte man wohl, daß ich Dr. med. wäre. Ich ließ auch jedermann, der diese Vermutung hegte, in seinem Glauben, so auch die junge Dame Frl. Gertrud Engelmann. Und als sie nun, zu mir Vertrauen gefaßt, mit dem Ersuchen an mich herantrat, ihr zunächst meine medizinischen Ratschläge zu erteilen, so bat ich sie, um eine annähernd bestimmte Diagnose feststellen zu können, sich auf mein Zimmer bemühen zu wollen, wo ich ihr zunächst den Puls fühlte u. schließlich bat, sie möchte sich entkleiden. Willfährig erfüllte sie meinen Wunsch, und als ich ihr nach eingehender Untersuchung mitteilte, daß ihre Vermutung irrig sei, trat sie von der Verfolgung ihres Verführers zurück u. kehrte erleichterten Herzens in ihre Heimat zurück.

Inzwischen brach die Revolution aus; doch kurz zuvor hatte ich noch rechtzeitig ein Engagement als Redakteur an einer damals neugegründeten Wochenzeitschrift gefunden. Durch die Heeresverminderung fanden in unserem Verlage wie überall, verschiedene Militärs, u. a. ein Freiherr von Montbart, dessen Schwiegervater Hauptaktionär unseres Unternehmens war, Anstellung. Dieser Herr hatte vom kaufmännischen geschweige journalistischen Wesen wenig Ahnung, und habe ich mich erboten, ihn in diese Materien einzuführen. Aus Dankbarkeit lud er mich zur ersten Zusammenkunft der Gardeoffiziere im Marmorsaal im Zoo am 12. 12. 1918 ein, doch war er selbst verhindert, den Abend zu besuchen und ich, als ich den Marmorsaal betrat, meine Garderobe abgegeben hatte und das Comité passierte, wurde von einem der Mitglieder verkannt, indem er mich mit den Worten begrüßte: „Ah, bester Graf, es ehrt mich sehr, auch Sie heute hier empfangen zu dürfen.“ Ehe ich mich noch recht besinnen oder verantworten konnte, hatte mich das Comitémitglied Freiherr von Krafft untergehakt u. führte mich an den Tisch seiner Gattin, wo u. a. Herr u. Frau General Schüler u. Herr u. Frau Oberstleutnant von Dreher Platz genommen hatten. Obwohl ich bei der Vorstellung meinen gräflichen Namen nicht recht verstand, akzeptierte ich doch die Begrüßungen u. amüsierte mich köstlich. Im Laufe des Abends erfuhr ich an der Bar einiges Näheres über meine Herkunft u. fühlte mich nun umso sicherer. Als es gegen Mitternacht soupieren hieß u. ich keine Tischdame hatte, ließ Frau Baronin von Dreher ihre Nichte, die Freifrau von Eschenbach, geb. von Prittwitz und Gaffron, herbeiholen und ward ich mit der jungen Witwe, der Herr Gemahl war gefallen, sehr bald vertraut, so daß sie mich gegen 2 Uhr, als wir gemeinsam aufbrachen, in ihren Wagen Platz zu nehmen bat. Sie forderte mich auf, um diese vorgerückte Stunde noch ein Glas Tee in ihrer Wohnung mit ihr zu trinken, was ich aber höflichst dankend ablehnte, da ich mich von



Aus dem Pariser Autosalon

Die neue Kühlerlinie

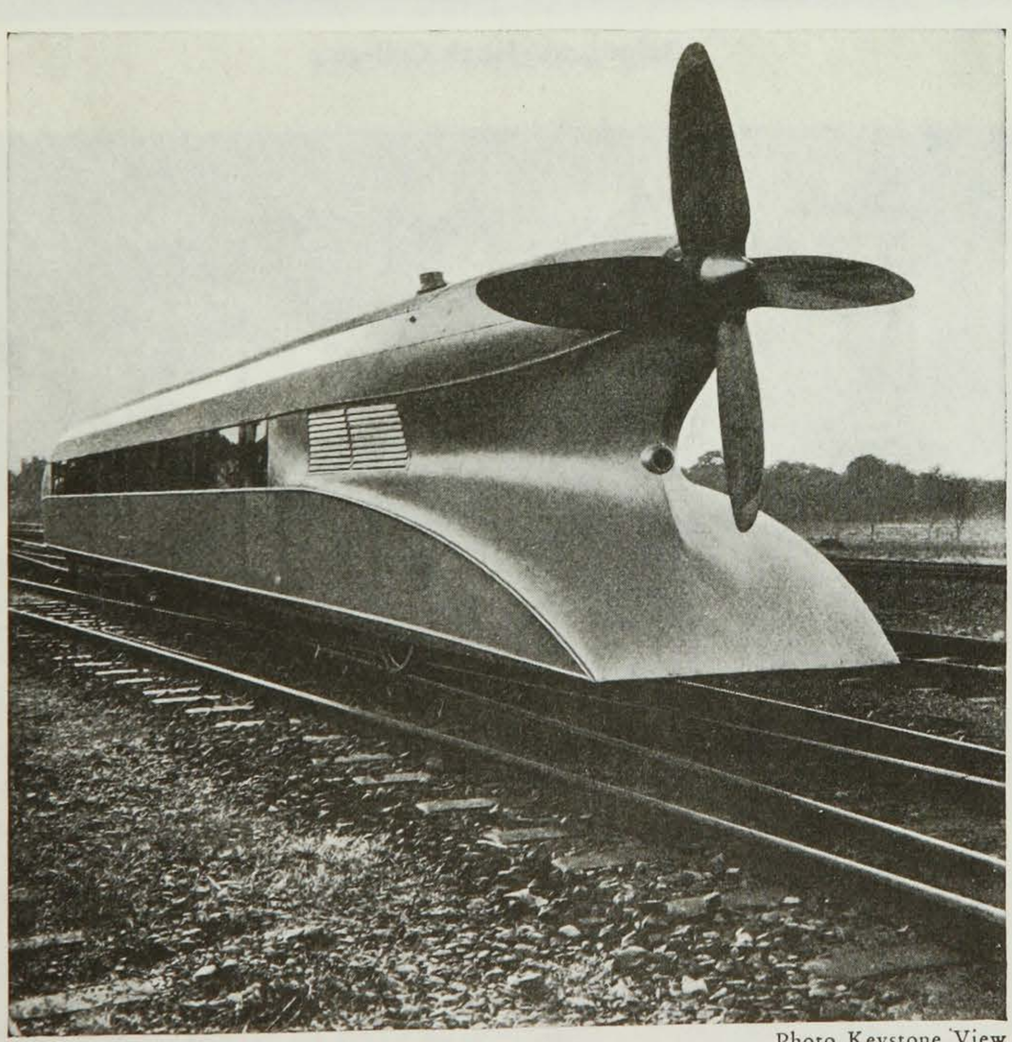


Photo Keystone View

Der neue Schienenzeppelin

Oxford, St. John's College

Photos Gerhart Rathenau

Cambridge, Trinity College



Zürich, Kunsthaus

E. L. Kirchner, Davos (Oel)

Photo Meerkämper

Davos, Skijöring

Photo Ennever

Aeroplan über dem Montblanc

meiner angeblichen Reise aus Pommern sehr übermüdet fühlte, jedoch versprach ich ihr, mich am nächsten Morgen nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen.

Inzwischen hatte ich mir Visitenkarten auf meinen mir im Marmorsaal aufgedrungenen Namen Graf Ottokar Sturm von Sturmenfels auf Sturmenaue drucken lassen u. punkt 11 Uhr erschien ich mit einem Blumenstrauß in der Rechten bei der Frau Baronin, um ihr meine Aufwartung zu machen. Höchst liebevoll wurde ich empfangen, als ich ihr zur Begrüßung die Worte sagte: „Es freut mich sehr, gnädige Frau, Sie in Ihrer Morgenschönheit begrüßen zu dürfen und hoffe, daß Ihnen das gestrige Fest angenehm bekommen ist.“ Im Verlauf des Gespräches lud sie mich zur Tafel ein mit dem mir abgenommenen Versprechen, so lange ich in Berlin weile, ihr Gast zu sein. Ich sagte zu unter der Voraussetzung, daß außer mir keine weiteren Gäste zu Tisch erscheinen. Diese Vorsicht gebrauchte ich deshalb, um nicht Gefahr zu laufen, mit anderen Herrschaften, die den echten Grafen Sturm kennen, zusammenzutreffen. Gemeinsam besuchten wir nun die verschiedensten Konzerte und Theater und schon nach 6 Wochen verlobten wir uns. Meine Stellung als Redakteur hatte ich inzwischen aufgegeben.

Eines Tags, etwa 14 Tage nach unserer Verlobung, erhielt meine Braut vom englischen Consulat durch das deutsche Kolonialamt die Mitteilung, daß ihr Schwager der Hauptmann Freiherr von Eschenbach in Südwestafrika vermißt wäre und anzunehmen sei, daß er sich kaum noch am Leben befinde. Meine Braut war sehr untröstlich über die niederschmetternde Nachricht u. kam erst wieder in den Besitz ihrer Ruhe, als ich mich erbot, nähere Erkundigungen über den Verbleib des verschollenen Schwagers einzuziehen; dank meiner Verbindungen, die ich zum Unterstaatssekretär zum Steg hätte. Sie gab mir nun sämtliche Unterlagen zur Ermittlung dieser Angelegenheit, darunter auch den Paß, das Gehaltsbuch, die Geburtsurkunde, das Doktordiplom u. vor allem das sehr wichtige Tagebuch des Vermißten. Um die Sache in die Wege zu leiten, händigte sie mir eine größere Geldsumme ein, die sie noch erhöhte, als ich ihr eröffnete, daß ich einige Kavalierschulden abzudecken hätte. 2 Tage nach Empfang des Geldes verabschiedete ich mich von meiner Braut mit dem Versprechen, die besagte Angelegenheit zu ordnen und fuhr erst angeblich einmal nach Hause zu meinem Pseudo-Vater Grafen Sturm nach Starkerade i/P. In Wirklichkeit mietete ich mich im Residenzhotel i. d. Friedrichstraße ein, fuhr nach der Kleinen Hamburgerstraße u. kaufte dort in einem Altwarengeschäft einen alten Überseekoffer u. Schutztruppen-Offiziersuniform u. dirigierte das Gepäck nach dem Hauptbahnhof Hamburg; fuhr nach, löste den Koffer ein, signierte ihn frisch mit der Adresse „Kriegsgefangener Freiherr von Eschenbach aus Südwestafrika“ an die „Zentralkriegsgefangenenheimkehrstelle Berlin C 2, Schloßplatz 2“. Noch in Hamburg ließ ich mir neue Besuchskarten, lautend auf den Namen „Freiherr von Eschenbach“ drucken u. kehrte dann über Munsterlager nach Berlin zurück. Im Munsterlager hatte ich einen bekannten Leutnant Sicklas, einen ehemaligen Schauspieler, der den rechten Arm verloren hatte und nun in seinem Berufe nicht mehr Verwendung finden konnte, der hier den Posten eines Durchgangslager-Offiziers bekleidete. Diesen besuchte ich, und er, höchst erfreut, wieder einmal ein bekanntes Gesicht bei sich zu sehen, hatte nichts eiligeres zu tun, als in die Kantine zu springen, um

mich mit Bier u. Zigaretten gebührend bewirten zu können. Seine Abwesenheit benutzte ich dazu, um mir einige Durchgangslagerpassierscheine anzueignen, den auf dem Tisch bereitliegenden Stempel darunterzudrücken und auch mein Gehaltbuch sowie den Paß auf der nächstfreien Seite damit zu versehen. In Berlin angekommen, füllte ich auf dem Postamt Leipziger Platz den Durchgangslagerpassierschein sowie Paß u. Gehaltbuch mit dem Vermerk aus: „Hauptmann Frhrr. v. Eschenbach von Marahparah (Südwest-Afrika) aus der Gefangenschaft heimkehrend hat heute das Durchgangslager Munsterlager passiert u. wird laut Verfügung der Volksbeauftragten dem Generalkommando Berlin zwecks weiterer Abwicklung seines Militär-Verhältnisses überwiesen. Der Durchgangslagerkommandant. I. V. Sicklas, Leutnant d. R. (Stempel)."

Nach 3 Tagen meldete ich mich zunächst bei der Heimkehrstelle, Schloßplatz 2, um meinen Koffer in Empfang zu nehmen. Hier wurden mir die Papiere (Paß u. Gehaltbuch) abgenommen und dem Generalkommando überschrieben. Zunächst fand ich ein Unterkommen im Christl. Hospiz Oranienstr. 114, doch behagte es mir hier nicht, zumal aus den Kolonien diverse Missionare hier Wohnung gefunden hatten. Ich mietete mich deshalb in Charlottenburg Leibnizstraße 28 bei einer verwitweten Rechnungsrat Schwui, bei der ich ein Appartement von 3 Zimmern gemietet hatte, ein u. kümmerte mich um meine Abwicklung wenig.

Eines Morgens erschien ein Schutzmann bei mir in der Wohnung u. verlangte mich dringend zu sprechen. Für's erste erschrak ich heftig, dann aber, meiner Stellung bewußt, öffnete ich die Tür u. fragte nach seinem Begehr, indem ich ihn barsch anfuhr: „Was führt Sie in so früher Morgenstunde zu mir?" Der Blaue mit der roten Binde war sofort eingeschüchtert; mein dreister Ton hatte gewirkt und er stammelte: „Entschuldigen Herr Hauptmann die frühe Störung, doch ich glaubte ein wichtiger Bericht — — — versehentlich — haben Herr Hauptmann dem Generalkommando von Ihrer Ummeldung nicht — — Kenntnis gegeben und — so hat mein Herr Leutnant die direkte Bestellung vom Revier aus angeordnet, wo Herr Hauptmann sich abgemeldet haben."

Ich nahm den Brief in Empfang, öffnete ihn u. las: „Ew. Hochwohlgeboren werden gebeten, sich innerhalb 48 Stunden nach Erhalt dieses Schreibens beim Generalkommando Leipzigerstr., Abwicklungsstelle für heimgekehrte Offiziere, einzufinden. Oberstleutnant von Dreher.

Ich dachte, mich soll der Schlag rühren, denn Dreher war der bewußte Offizier, der mich im Marmorsaal als Graf Sturm kennen lernte; zudem war er der Onkel meiner Braut. Vor Schreck u. doch barsch abweisend gab ich dem Schutzmann eine Zigarre u. verabschiedete ihn mit dem Bemerken, mich nie wieder in so früher Morgenstunde zu stören, was er auch versprach u. mit Zusammenschlagen der Hacken quittierte.

Ich warf mich in meine Schutztruppen-Uniform, heftete mir den Klempnerladen an die Brust, bestieg ein Auto u. fuhr nach dem Generalkommando. Hier meldete ich mich in der Anmeldung u. wurde unter Honneurs meiner Dienststelle zugeführt. Ich kam in einen großen Saal. Hier warteten etwa 8 Militärs u. a. ein Major aus Dtsch-Ostafrika. Als ich mich anmeldete bei dem diensttuenden Schreiber hörte er meinen Namen u. stellte sich mit folgenden Worten vor: „Ah, Herr Kamerad, habe ich endlich das Vergnügen, Sie persönlich kennen zu lernen;

ich habe viel von Ihnen in der Kolonialzeitung gelesen, hatte aber nie die Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen. Na, tut nichts, freut mich jetzt umsomehr."


Ottomar Starke

Ehe ich noch antworten konnte, wurde ich bevorzugt vor all den anderen Herren in das Zimmer des Oberstleutn. von Dreher gebeten. Mit welchem Gefühl ich das betrat, ist nicht zu beschreiben, meine Erregung steigerte sich umsomehr, als ich mich plötzlich als Vetter angesprochen hörte. Unverfroren acceptierte ich die Anrede u. erwiderte sie. Der Bruder der Person, deren Namen ich trug, war dem Oberstleutnant bisher nicht bekannt, zumal meine Braut Kriegstrauung eingegangen war. Mich kannte er erst recht nicht; und in der Schutztruppenuniform, die ich jetzt trug, vermutete er keinesfalls den Grafen Sturm. Durch von Dreher wurde ich mit den Worten begrüßt: „Es ehrt mich sehr, einen tapferen Kameraden, der schwer und hart die deutsche Scholle fern von der Heimat verteidigt hat, heute hier die Hand drücken zu können u. bedaure nur, Dir die traurige Mitteilung machen zu müssen, daß unser Deutschland von einst heute nicht mehr ist, aber hoffen wir auf die Zukunft."

Er fragte mich u. a., was ich nun beginnen wolle und ich erwiderte hierauf, daß meine Besitztümer, wie er doch wisse, im besetzten Gebiet (Pfaffendorf u. Moselweiß b/Koblenz) lägen, wohin ich laut Verbot der Interalliierten Rheinlandkommission jetzt nicht zurückkehren könne, weshalb es mir erwünscht wäre, wenn ich, da ich doch noch im aktiven Militärverhältnis stehe, bei irgendeiner Abwicklungsstelle Verwendung fände. Er versprach, sich für mich zu bemühen u. der Erfolg trat auch bald ein. Dank seiner Vermittlung wurde ich unter nachträglicher Ernennung zum Krieggerichtsrat bei der Kommandantur Oberwallstraße unter Leitung des Geheimen Oberkriegsgerichtsrat Excellenz von Schumann eingestellt. Zu gleicher Zeit wurde mir die stellvertretende Leitung der Militärarrestanstalt Dirksenstraße übertragen. Hier versah ich gewissenhaft mein Amt, bis ich eines Tages einen Hauptmann Hornemann von den aktiven 26ern, Magdeburg, kennen lernte, der Waffenschiebungen an die Polen tätigen wollte, wozu er einen Kommandanturstempel benötigte, den ich ihm lieh. Dafür nahm ich keine Bezahlung u. rechnete damit, auch von ihm mal eine Gefälligkeit im Notfalle erbitten zu können. Da ich mit der Zeit geldklamm wurde, stellte ich Haftentlassungsbefehle gegen Engelt aus. Der Schwindel kam heraus u. ich kam noch mehr in Angst, als eines schönen Tages die Frau Baronin v. Eschenbach, also meine Braut, mich zu sprechen wünschte als ihren Schwager. Ich schützte sehr starke Beschäftigung vor u. ließ sie bitten, an einem der nächsten Tage wiederzukommen, evtl. würde ich sie aufsuchen. Sie roch Lunte, da mein Urlaub, den ich von ihr erbeten, längst überschritten war u. ich ihr auch nichts von meinen Ermittlungen über Eschenbach mitgeteilt hatte. Sie schrieb mir einen Brief, daß sie den Herrn Kriegsgerichtsrat dringend sprechen müßte, doch auch hierauf reagierte ich nicht. Inzwischen hatte ich als Freiherr v. Eschenbach Skizzen u. Novellen ver-

öffentlicht u. auch dies wird sicher meiner Braut aufgestoßen sein. — — — Endlich eines Tages stellte sie mir das Ultimatum, ihr alle Urkunden pp., die ich von ihrem Schwager besaß, unverzüglich zurückzusenden u. zwar an eine mir jetzt entfallene schweizer Adresse, wohin sie sich, um einem etwaigen Eklat aus dem Wege zu gehen, begeben hatte. Zudem wurde mir der Boden unter meinen Füßen immer heißer bezüglich der unerlaubten Haftentlassungen, die ich vorgenommen hatte, und ich entschloß mich jetzt reinen Tisch zu machen. Der Aufregungen hatte ich genug. Ich erinnerte mich des Hauptm. Hornemann, zumal ich von meiner Dienststelle keinen längeren Urlaub bekommen konnte, zumindesten nicht nach der Schweiz u. fuhr nach Magdeburg, wo Hornemann, wie ich wußte, Leiter der Abwicklungsstelle war, um von ihm als Gegendienst die Einreiseerlaubnis nach der Schweiz zu erwirken. H. war aber bereits verhaftet u. mein Schicksal ereilte mich in Gestalt eines früheren Schulkameraden, namens Eberleh, der den freigewordenen Posten Hornemanns eingenommen hatte. Dieser erkannte mich u. führte mich zu H. in der Militär-Arrestanstalt, Magdeburg, Landwehrstraße. Hier wurde mir der Prozeß gemacht u. es kam ans Tageslicht, daß ich bei einem bekannten Berliner Justizrat Schmilensky, Charlottenburg, 4 Monate als Generalsubstitut Freiherr v. Eschenbach tätig war u. als solcher Zivil- und Strafprozesse mit Erfolg geführt hatte.

Ich wurde aus der Untersuchungshaft wegen Krankheit zunächst entlassen, da mein Onkel für mich gutgesagt hatte, hielt mich aber bei diesem nicht auf, sondern meldete mich als Polizeioffizier nach Hannover, von wo aus ich mich nach Berlin versetzen ließ u. in den Rang des Oberleutnants aufrückte. Hier habe ich mich in Trunkenheit selbst verraten, indem ich als Kontrolloffizier in einem Neuköllner Restaurant i. d. Hermannstraße, wo der Sparverein „Edler Pfennig" Stiftungsfest feierte, mich von dem Vorsitzenden nach überschrittener Polizeistunde mit Schnaps traktieren ließ u. in Uniform mittanzte. Dieser Verein bestand größtenteils aus Ganoven u. ein Mitglied erkannte mich aus früheren Tagen im Unters. Gefgs. Moabit wieder u. übte nun einen Druck auf mich aus, ihm beim nächsten Abstoß einer Sohre (Hehlergut), die aus einem von mir als Polizeioffizier gedecktem Einbruch stammte, behilflich zu sein. Es kam nicht so weit, denn der ausersehene Käufer war der Schwager des Bestohlenen u. erkannte die Ware wieder. Der Bestohlene selbst sagte aus, daß er, als er die Polizei um Hilfe anrief, von dem diensthabenden Offizier (ich) die Antwort erhielt: „Ich habe keine Leute."

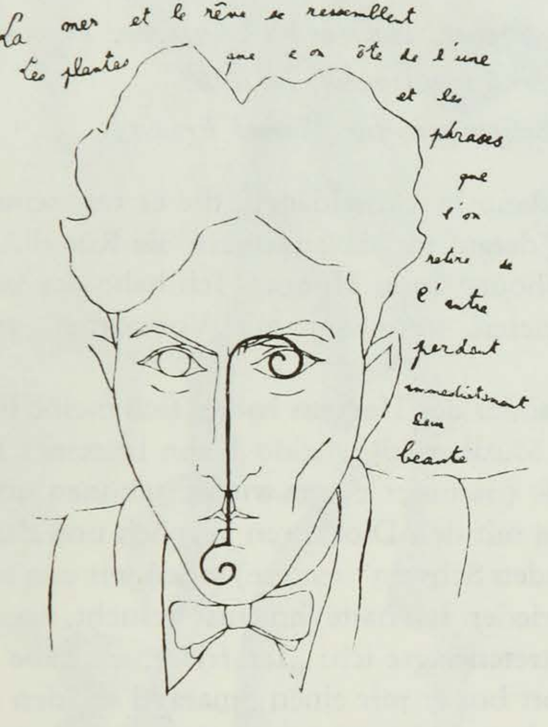
Ich ging in Haft (1922) u. wurde nicht wieder entlassen. Die Gerichte haben erkannt, daß ich nicht aus Bereicherungsabsichten oder Vorteile halber gehandelt habe, kamen aber dennoch zu der Verurteilung meiner Person wegen Amtsanmaßung in fortgesetzter Handlung. Ich selbst entschuldigte mich damit, daß ich aus Größenwahn nicht anders handeln konnte. Irrsinnig kann ich jedenfalls nicht sein, sonst würden die Gerichte in ihren Urteilen über mich nicht schreiben können: „Sebesté hat wohl am soundsovielten u. soundsovielten die und die amtlichen Handlungen als Pfarrer, Arzt, Rechtsanwalt u. s. w. vorgenommen, aber er hat sie in sachgemäßer Weise u. ohne Schädigung der in Mitleidenschaft gezogenen Personen, als Rechtsanwalt sogar mit Erfolg, vorgenommen, daß die Beteiligten erklärten, sich in keiner Weise geschädigt zu fühlen und die von Staatswegen eingesetzten Amtspersonen sie nicht besser ausführen konnten."

DER ZÄRTLICHE MARCEL

Von

JEAN COCTEAU

Ich kann mich nicht besinnen, wann ich Proust zum ersten Male kennengelernt habe. Unsere Clique hat ihn von Anfang an als großen Mann behandelt. Ich sehe ihn noch, bärtig auf den rotgepolsterten Bänkchen bei Larue (1912). Dann sehe ich ihn wieder bartlos bei Madame Alfonse Daudet, und Jammes ist hinter ihm her wie eine Bremse. Ich sehe ihn, mit und ohne Bart, in seinem Zimmer aus Eiche mit soviel Staub und Fläschchen: zu Bette liegend, in Handschuhen, auch in einem polizeiwidrigen Garderobenraum. Er knöpft seine Samtweste über seinem armseligen gedrungenen Brustkasten, der aussieht, als steckte des Besitzers Mechanismus darin. Ich sehe ihn noch, wie er steht und Nudeln verschlingt.



Jean Cocteau

Dann ist er da zwischen seinen Decken. Er hatte Decken um den Lüster gewunden, und Decken über die Lehnstühle geworfen. Das Naphthalin blitzte wie Sterne in diesem Dunkel. Er stand da, gelehnt an den Kamin im Salon des „Nautilus“ wie eine Gestalt von Jules Verne, dann von einem düsteren Staatsapparat umflort.

Einmal ließ er sich von Celestes (seiner Haushälterin) Stimme am Telefon anmelden und kam dann um drei Uhr nachmittags, mich nach dem Louvre abzuholen, er wollte den Sebastian von Mantegna sehen. Dieses Gemälde hing damals nahe bei der „Olympia“ und bei dem „Türkischen Bad“ von Delacroix. Proust wirkte hier wie eine am hellen Tag brennende Lampe, wie ein nicht aufhörender Telefonruf in einer leeren Wohnung.

Ein anderes Mal wollte er mich „vielleicht“ gegen elf Uhr abends aufsuchen. Ich war bei meiner Hausgenossin im ersten Stock, bei der Dame, über die er mir geschrieben hat: „Als ich noch zwanzig Jahre alt war, wollte sie mich nicht lieben. Jetzt, da ich vierzig bin und mich so sehr um die Herzogin von G. bemühe, will sie mich offenbar nicht lesen.“ Ich hatte es so eingerichtet, daß man mich riefe. Um Mitternacht stieg ich die Treppe hinauf und fand ihn auf dem Gang. Er erwartete mich hier im Dunkeln auf einem Bänkchen.

„Aber, Marcel, warum haben Sie mich nicht wenigstens in meiner Wohnung erwartet? Sie wissen doch, daß die Tür nur angelehnt ist.“

„Mein lieber Jean", antwortete er, und seine Gebärde schien zu seinem Ton nicht recht zu passen, so daß er halb lachte, halb klagte. „Wissen Sie denn nicht? Napoleon hat einen Mann erschießen lassen, nur darum, weil der ihn in seinen Gemächern erwartet hatte. Ich hätte freilich nur in dem Larousse gelesen. Doch, es konnten ja auch Briefe herumliegen."

Man hat mir leider das Buch entwendet, in welches er mir Verse zu schreiben pflegte. Ich erinnere mich noch einiger scherzhafter anläßlich eines Abendessens mit Nijinski und den anderen Russen. Dann noch über einen Arzt, Gast bei Larue, der wohl für Cottard Modell stand, und den damaligen Schlager „Indiana".

Zu jener Zeit schrieben wir sogar unsere gegenseitigen Briefadressen in Versen, die Post nahm das nicht übel. Zum Beispiel:

Man befördere diesen Brief (denn ich machte ihn frei)
Zu Marcel Proust, Boulevard Haussmann, Nummer 102.
102, Boulevard Haussmann, im Nu!
Dies ist, Briefträger, für Marcel Proust!

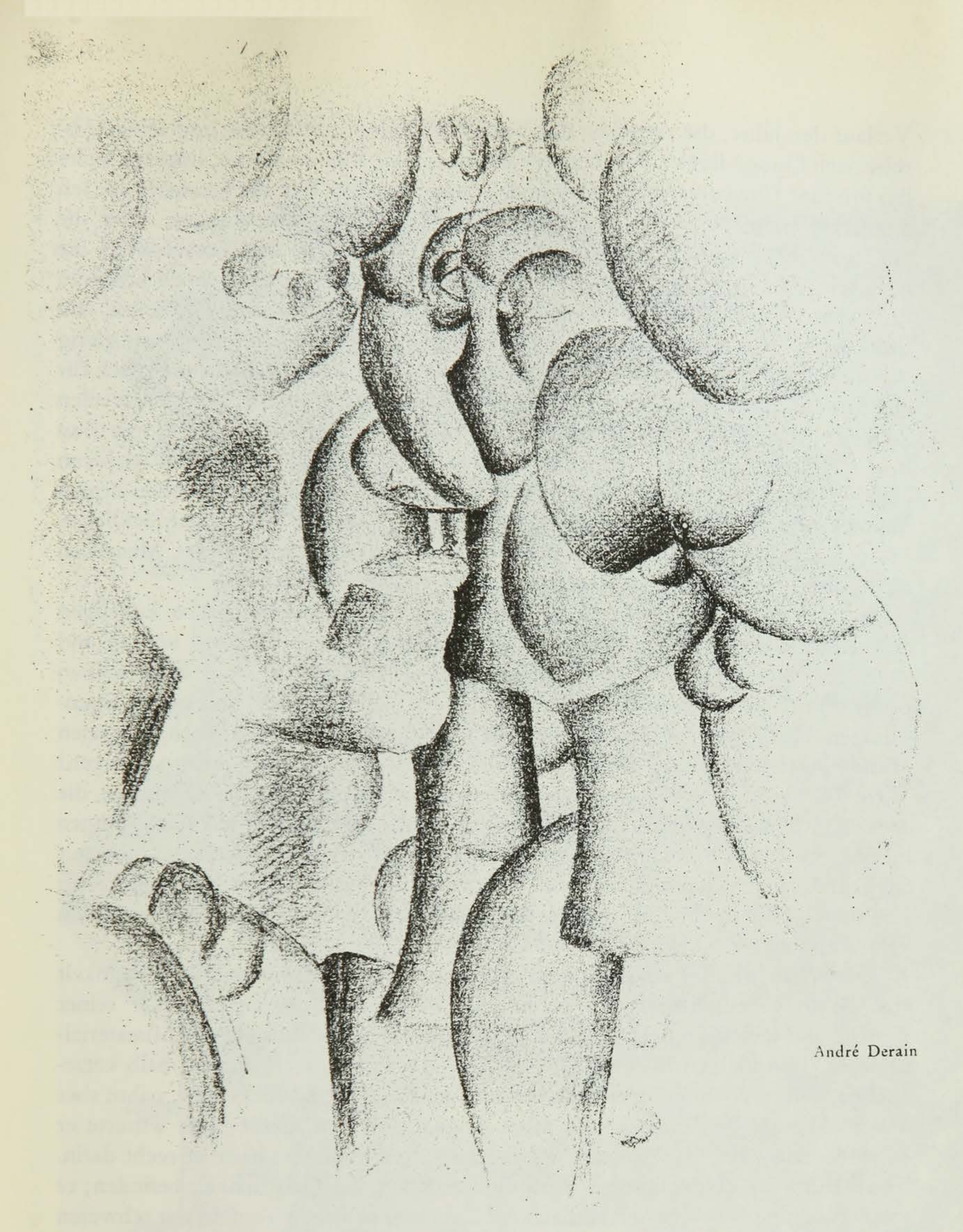
Proust erwiderte dann in Umschlägen, die er mit seinen Fliegenpunkten bedeckte. Er beschrieb darauf in Alexandrinern die Rue d'Anjou, von dem Boulevard bis zu dem Faubourg Saint Honoré. Ich habe das zum Teil vergessen und überdies: Schmeicheleien, vermengt mit Vorwürfen, waren seine Form des näheren Umganges.

Durch welche Wunder des Herzens haben sich meine lieben Freunde Bibesco, Lucien Daudet (der Musiker), Reynaldo Hahn in seiner Freundschaft erhalten? Trotz so vieler Briefe (darunter einem wunderschönen über „Parade", worin er die beiden Akrobaten mit den Dioskuren verglich und das Pferd einen „großen, verrückt schwimmenden Schwan" nannte) sahen wir uns infolge einer komischen Geschichte niemals wieder. Ich hatte ihn einst besucht, nachbarlich, ohne Hut und Überrock. Beim Eintreten sagte ich: „Ich friere, ich habe keinen Mantel."

Statt einer Antwort bot er mir einen Smaragd an, den ich ablehnte. Dann am zweiten Tage — ich hatte mich wirklich erkältet — kam ein Schneider, mir zu einem Pelz Maß zu nehmen. Mit dem Smaragd hätte ich anzahlen sollen. Ich schickte den Schneider weg, Marcel nahm mir das sehr übel. Er beschwerte sich darüber in einem Briefe. Dazu sandte er einen anderen zwölf Seiten langen Beschwerdebrief, den ich dem Grafen X. übermitteln sollte . . . Am Ende dieser endlosen Anklageschrift fand sich noch ein Postscriptum: „Das alles übrigens unter uns."

Marcel Proust schrieb keine Schlüsselromane, natürlich nicht, aber einige Bekannte fanden sich doch in recht kräftiger Dosis in seinen Mischungen vor. Dann wollte er nicht begreifen, warum das Urbild, dessen Fehler er durchaus als Vorzüge dargestellt hatte, das Buch nicht lesen mochte. Gewiß nicht aus einem Groll — denn die Leute vermochten sich nicht selber zu erkennen, so sehr waren sie im Banne der Unterschiede, die über diese Identität gebreitet waren — nein, aus bloßer Leichtfertigkeit. Proust war dann ganz zornig wie ein Kind. Etwas Ähnliches findet sich in dem verrückten Erfolg vor, dessen sich Fabre bei seinen Insekten erfreut hat.

(Deutsch von P. A.)



André Derain

DER LIEBHABER DES ABSCHEULICHEN

Von

PAUL VALÉRY

Während seines Aufenthaltes in Ligugé, im Schatten jener Abtei, deren Regeln er genau befolgte, veröffentlichte *Huysmanns* Die Kathedrale. Ich hatte Zuneigung zu ihm gefaßt. Er hatte mich immer freundlich behandelt. Selbst gute Ratschläge verdankte ich ihm und auch eine Empfehlung an die Behörde. Im

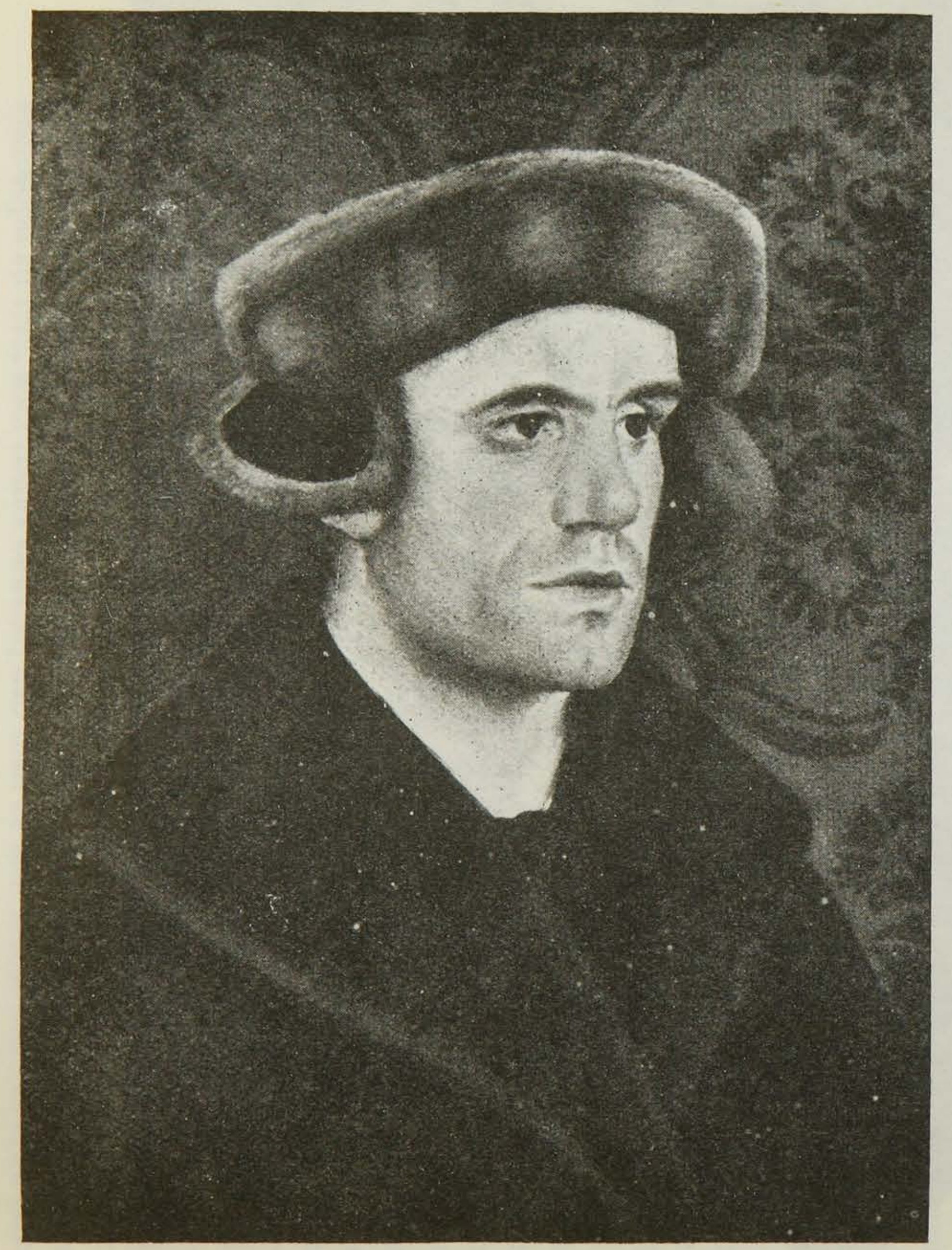
Verlauf der Jahre, die zwischen der Veröffentlichung von *La-Bas* und seiner Abreise nach Ligugé liegen, besuchte ich ihn oft in der Rue de Sèvres, oder ich holte ihn um fünf Uhr von seinem Büro in der Geheimpolizei Rue des Saussaies ab. Ich amüsierte mich über seine treffenden und gepfefferten Bemerkungen, über die außergewöhnlichen Geschichten und die drolligen Rezepte und Vorschriften, die er in seine Unterhaltung streute. Er war der nervöseste Mensch, schnell bereit zu unüberwindlichen Antipathien, heftig und unmittelbar in seinen Urteilen, ein großer Erfinder von Abscheulichkeiten, empfänglich für das Schlimmste und gierig nur nach dem Außergewöhnlichen, unglaublich gutgläubig, leicht zugänglich für alle Greuel, die sich unter Menschen nur ausdenken lassen, lüstern nach allen Absonderlichkeiten und Erzählungen, wie man sie sich etwa bei einer Portierfrau in der Hölle erzählen würde; im übrigen aber ein Mensch mit absolut sauberen Händen, die manchmal so weit offen waren, wie sich nur die Hände eines armen Mannes öffnen können, barmherzig mit Taten, treu zu seinen unglücklichen Freunden haltend, beständig in seiner Bewunderung, die er selbst Menschen zollte, deren Person ihm unerträglich oder verhaßt geworden war.

Ich sehe ihn noch so deutlich vor mir, daß ich seinen enormen kugeligen Schädel voll harter, kurzer, silbergrauer Haarstoppeln modellieren könnte und auch seine zu breite Stirn, seine krumme und seltsam schiefe Nase, seine rauhen nach den Schläfen hin teuflisch geschwungenen Augenbrauen und diesen eigensinnigen Mund, der unter starkem Schnurrbart mit dem einen hochgezogenen Mundwinkel bittere und komische Dinge andeutete. Ich höre ihn noch sagen: *So ein Blödsinn*! . . . Mit feinen, frauenhaften Händen rollte er seine Zigaretten, die er schnell in Brand setzte, kaum daß er sie in der Mitte zwischen seine dünnen Finger geklemmt hatte, er atmete den Rauch tief ein und schaukelte sich mit enggekreuzten mageren Beinen auf seinem Stuhl, indem er mit dem erhobenen Fuß ungeduldig in der Luft wippte. Man plauderte. Seine grauen Augen sprühten kalte Funken.

Er strömte die Reflexe einer dem Absonderlichen gewidmeten Gelehrsamkeit aus. Darin vermischte er den gesamten Aberglauben der Schriftsteller seiner Epoche und seines Kreises mit den abergläubischen Vorstellungen von Ministerialbeamten, von kleinen Bürgersleuten und von sehr vorgeschrittenen, halb ketzerischen, halb verrückten Betschwestern. Er machte sich darüber lustig, nahm aber diesen Aberglauben doch an. In allen Angelegenheiten dieser Welt witterte er Schweinereien, Behexungen und Schandtaten, und vielleicht hatte er recht darin. Er erkannte die verdammten Seelen, die sich unter der Geistlichkeit befinden; er sah gefürchtete Gelehrte und allmächtige Zauberer in armen Teufeln mit schweren Ringen an der Hand und starken körperlichen Gerüchen, sah Larven und Dämonen so ziemlich überall. Als er sich an die Mystik machte, entwickelte er mit einer wahren Wollust — neben seiner eingehenden gutgläubigen Kenntnisnahme der mit Augen zu sehenden Schmutzereien und alles faßbaren Unrates — eine aufmerksame, erfinderische und rastlose Neugier für den Schmutz der übernatürlichen Welt und die übersinnlichen Unreinheiten. Die Verachtung der Menschen aus der Gesellschaft, den Haß gegen die Reichen, die Kaufleute, das Militär, die Kritiker und die abstrakten Denker trieb er bis zum äußersten. Man warf ihm vor, kein Philosoph zu sein, aber nichts beweist, daß man es sein müsse oder es etwa nicht

P. & A. Photo

Rom, vor der Peterskirche an einem Wintertag



Sammlung Castiglioni

Schwäbischer Meister um 1520



Lübeck, Marienkirche

Henning v. d. Heide, Der Evangelist Johannes



Alte Dame aus Lübeck



Drossel, der „Windpreester“ in Cismar (Holstein)



Aus der Kirche St. Marien in Anklam (Pommern)

Predella, 16. Jahrhundert (Aus der Laurentius-Legende)



Berlin, Galerie Thannhauser

Lovis Corinth, Weihnachtsabend (Oel)

zu sein brauche. Er lebte in einer mehr oder weniger eingestandenen Furcht vor Zauber und Hexerei. Er war auf einem Punkt angelangt, wo man leicht zu beeinflussen ist, und sein natürliches Mißtrauen, das immer groß und wach war, versagte eben nur solchem faulen Zauber gegenüber, mit dem ihn die einen aus innerster Überzeugung, die andern, um ihn zum besten zu haben, unterhielten.

Die Kunst, die Frau, Gott und der Teufel nahmen vorwiegend sein Geistesleben in Anspruch, das außerdem noch unaufhörlich von dem unzähligen Kleinkram der täglichen Misèren beschäftigt und in Aufregung gehalten wurde. Allen Ärger und alle Gemeinheiten in dieser Beziehung merkte er sich. Seine seltsamen Nasenlöcher schnupperten bebend alles auf, was es an Ekelerregendem in der Welt gibt. Der widerliche Dunst der Kneipen, der herbe Geruch von verfälschtem Weihrauch, der fade ungesunde Gestank der Quartiere und Nachtasyle, alles, was seine Sinne aufwühlte, stachelte auch sein Genie an. Man könnte sagen, daß alles Ekelerregende und Abscheuliche ihn mit Gewalt angezogen hätte, damit er es beobachte, und daß Schändlichkeiten jeder Art hier die Wirkung hatten, einen Künstler zu befruchten, der speziell dazu bestimmt war, sie darzustellen — einen Künstler in einem Menschen, der speziell dazu geschaffen war, darunter zu leiden.

Er hatte sich den Stil seiner Nerven herausgebildet: eine Sprache, die immer auf das Unerwartete und auf den gewagtesten Ausdruck zielt und von entstellten und außerhalb ihrer landläufigen Bedeutung verwendeten Adjektiven überladen ist, eine kunstvoll ausgearbeitete Redeweise, ein sonderbares Gemisch seltener Ausdrücke, eigenartiger Töne, trivialer Formen und poetischer Entdeckungen. Er liebte es, der Wortfolge Gewalt anzutun, das Eigenschaftswort von dem Ding, das es bezeichnet, zu trennen, das Objekt vom Verb und die Präposition von dem Wort, das sie unmittelbar hinterher verlangt.

Aber muß man nicht schließlich beim Gesuchten, bei dem fortwährenden Bilderwechsel, bei gewaltsamen Verrenkungen der Syntax, bei einem technischen Wortschatz und sämtlichen Kunstgriffen der Interpunktion seine Zuflucht suchen, wenn man sich sehr spät erst einem schon reifen und überreicherten literarischen System anschließt, und wenn es sich darum handelt, nach einem Jahrhundert der Beschreibungen, nach *Gautier*, nach *Flaubert*, nach den *Goncourt* immer noch weiter zu beschreiben? Selbst auf die Gefahr hin, abgeschmackt zu wirken, zwängen sich einem dabei die Umstellungen, die ungeheuerlichen Wortverbindungen und der Schwulst auf. Wenn auch das Werk barbarisch erscheint, wenn es Leute von Geschmack abstößt, einfache Seelen in Bestürzung bringt, vernünftige Menschen verwirrt und infolge seiner Ab-sonderlichkeit die Todeskeime und die Gewißheit des Vergessenwerdens in sich trägt — immerhin ist es ein von der freien Entschließung so gewolltes Werk und ein Ereignis in dem Reich der Literatur gewesen, denn mehr als einen Schriftsteller hat es beeinflußt, hat die Grenzen des Naturalismus abgesteckt, hat vielen Lesern das Bestehen einer eigenartigen, verborgenen Kunst zur Kenntnis gebracht und aus der Mystik, dem Okkultismus, und dem Leben der heutigen Geistlichen und Mönche einen sehr kostbaren literarischen Stoff gezogen. Das Problem der Frömmigkeit und der Zustand der ängstlichen Gemüter in Glaubenssachen zwischen 1880 und 1900 sind in den drei Hauptwerken von Huysmans zum großen Teil dargestellt und erklärt. *(Deutsch von August Brücher)*



Adolf Dehn

DAS IDEAL IST LIEBE OHNE GEGENLIEBE

Von

HENRY DE MONTHERLANT

In unserer Zeit, in der aus mancherlei Gründen die Zahl der Frauen und Mädchen, die sich den Männern selbst anbieten (und mit welchem Nachdruck!), so groß ist, dürfte es vielleicht nicht ganz überflüssig sein, wenn ein Vertreter des häßlichen Geschlechts hier in ihrem Interesse den Rat entwickelt, den ich gern überall in Form von Wandplakaten aufgehängt sähe:

„MEINE DAMEN, GEBT IN EUREM EIGENEN INTERESSE DEN MÄNNERN NICHT MEHR ALS SIE VON EUCH VERLANGEN!"

Vor allem ist es meine feste Überzeugung, die ich mir bewahrt habe, daß, wenn auch die Liebe eine schöne Sache ist, die Freundschaft zwischen Mann und Frau auch sehr schön ist und erhabener als die Liebe und kostbarer, weil seltener und schwieriger. Die Frauen sind nicht immer dieser Ansicht. Obzwar ich kürzlich in dem Roman eines jungen Mädchens (Simone Ratel) den wunderschönen Satz gelesen habe: „Wie kann man die Liebe eines Mannes zu entfachen suchen, wenn man seine Freundschaft haben kann!"

STOLZ: Der Wunsch, die Initiative zu behalten. In der Liebe, die man uns entgegenbringt, ist etwas, das uns zu überraschen, vielleicht gar zu überfluten

droht, das uns auflauert, uns zu Verpflichtungen zwingt und uns in eine Richtung drängt. Selbst in der Liebe, selbst zu zweit will der Mann nicht zu zweit sein; er will allein bleiben.

Ist das bloß ein Zeichen großer Jugend? Es kommt selten vor, daß junge Leute Menschen lieben, von denen sie zuerst geliebt wurden.

Ein Satz Lucien Romiers: „Manche Menschen sind ein System, das sich selbst genügt."

WÜRDE: Befangenheit und Scham wegen der passiven Rolle, die ein geliebter Mann spielt. Geliebt werden paßt für Frauen, Tiere und Kinder. Sich küssen, streicheln, die Hände drücken und mit verschwommenen Augen ansehen lassen: für einen Mann? Brrrr! Schon der Knabe krampft sich schmerzlich zusammen, wenn seine Mutter ihn küßt. Kinder haben es gar nicht gern, wenn man sie küßt. Sie lassen es sich gefallen, weil sie gut erzogen sind, und weil ihnen nichts anderes übrig bleibt, da die Erwachsenen stärkere Muskeln haben als sie. Ihre Ungeduld bei dem Gelutsche entgeht einzig dem Lutscher, der glaubt, daß sie davon entzückt sind.

DEMUT oder, wenn das Wort zu stark erscheint: das Fehlen jeglicher Geckenhaftigkeit . . . Die Beschämtheit eines klarsehenden Mannes, welcher weiß, daß er weder so schön noch so wertvoll ist, und der sich lächerlich vorkommt, wenn er begehrt wird und daß jede seiner winzigsten Gesten und Worte sowie auch jedes Schweigen Hoffnung, Verzweiflung usw. zu entfesseln vermag! Jemand, der imstande ist, laut zu denken: „Sie liebt mich!" ohne wenigstens abschwächend hinzuzufügen: „Sie hat sich rein in mich vergafft" oder dergleichen, ist für mich erledigt. Durch den Nachsatz setzt er wohl die Frau herab, aber das tut er nur, weil er zuerst sich selbst herabgesetzt hat.

Ein Gefühl, das sehr nahe dem des Schriftstellers verwandt ist, der es lächerlich findet, „Jünger" zu finden, weil er weiß, was es mit seiner Persönlichkeit auf sich hat und wie wenig weit her es mit literarischen Sendungen zu sein pflegt. Mir ist ein dieses Namens würdiger Mensch unbegreiflich, der den Einfluß, den er übt, sei er welcher Art immer, nicht mißachtet; und der den Zwang, ihn ausüben zu müssen, nicht als eine Art Loskaufens seines krankhaften Mitteilungsbedürfnisses betrachtet. Wir selbst wollen nicht abhängig sein. Wie sollen wir dann die Menschen achten, die sich in unsere Abhängigkeit begeben? Dank einem hohen Begriff von der menschlichen Natur weigert man sich, Führer zu sein, zumindest derer, die man achtet.

VORSICHT: auch sie auf Demut begründet: „Gott weiß, was das ist: ein aus der Nähe besehener Mensch!" Unmöglich, daß sie (die liebende Frau) nicht enttäuscht aus diesem Körper-an-Körper hervorgehen könnte. Einem jungen Geschöpf ihres Niveaus gegenüber müßte man ununterbrochen erhaben sein. Und das ist kein Spaß, wenn man zum Beispiel ein Soldat auf Urlaub ist, der sich vor allem ein wenig gehen lassen möchte. Heldenmut hier, Heldenmut dort, deshalb ziehe ich den, auf sie zu verzichten, dem vor, der mich zu ewiger Selbstbeherrschung zwingt, um in ihren Augen nichts von meiner Aureole einzubüßen. Dieser Heldenmut hat schon das für sich, daß er kürzer, also sicherer ist. Davon ganz zu schweigen, daß er mir die Einbildung gestattet, ich opferte mich auf, eine mit

absoluter Sicherheit erhebende Einbildung für eine in den großen Prinzipien erzogene Seele, welche die Ehre unserer Familien bilden.

DAS BEDÜRFNIS, FREI ZU BLEIBEN: der Selbsterhaltungstrieb. Ein Mann, der geliebt wird, ist ein Gefangener. Das ist zu bekannt, um dabei zu verweilen.

HERAUSFORDERUNG? Gewiß, eine mehr oder weniger bewußte Herausforderung:

1. An den Gemeinplatz bürgerlicher Moral, welcher sagt, daß ein Mann, der eine sich ihm anbietende Frau nicht nimmt, ein Patzer ist . . . selbst wenn er sie nicht begehrt, ja selbst wenn es die ärgsten Konsequenzen zur Folge haben kann. (Wie viele Dramen sind aus einer solchen Minute geboren, in der der Mann nur aus menschlichem Respekt, Herdeninstinkt und der albernsten Verzerrung von Pflichtgefühl handelte.)

2. An die Rache des verstimmten Mädchens, das, wenn seine moralischen Qualitäten mindere sind, nicht verfehlen wird, ihn der Impotenz oder noch ärgerer Dinge zu zeihen.

DER MANN AUS DEM VOLK: Bei allen Burschen aus dem Volk (aus dem echten) und gerade bei denen, die das Weibliche am meisten anzieht, überall die gleiche Verachtung aller Sentimentalität, die gleiche Unfähigkeit, die Herzensangelegenheiten der Weiber ernst zu nehmen, und derselbe wilde Wille, die Liebe den Sinnen vorzubehalten, ohne daß sie je zum Herzen fluten darf, dieses gleiche, für die Frau entsetzliche Gesetz, daß der Mann, dem sie sich zum Vergnügen oder aus Liebenswürdigkeit hingegeben hat, sich sofort, wenn sie ihn zu lieben beginnt, von ihr zurückzieht, weil ihm die Sache lästig wird. Das alles ist roh, wenn man will. Aber es ist männlich, gesund und wünschenswert.

Eine Tageszeitung hat eine Rundfrage erlassen: „Warum lacht man bei Sprechfilmen während der Liebesszenen und besonders, wenn geküßt wird?" Ja, mein lieber Kollege . . . der größte Teil des Publikums, meist Jugend und Volk, lacht, weil es eine Liebesszene im Jahre 1930 ganz einfach lächerlich findet. Ich habe übrigens dieses erfrischende Lachen auch schon bei stummen Filmen gehört und herzlich mitgelacht.

„In der Freundschaft aber ist Gegenseitigkeit doch unerläßlich? Was bliebe einem denn sonst?"

Was einem bliebe? Darauf kann ich nur mit dem herrlichen Wort d'Annunzios antworten: „Jo ho quel ho donato! (Ich habe, was ich gab!)" —

Ich bin sehr geneigt, zu glauben, daß das Ideal (ich sage ausdrücklich: das Ideal) die Liebe ohne Gegenliebe ist. Selbstverständlich werden die Frauen dagegen protestieren. Das Herz, dieses berühmte Herz, das sie erfunden haben, muß natürlich überall hinein, denn wo das Herz ist, da triumphieren sie. Unser Ideal von der Liebe hingegen ist zu sehr tiefst männlich, als daß die Frau nicht die Notwendigkeit empfände, ihm Schach zu bieten. Aber die Frauen von heute sind in der Verteidigung ihrer Interessen genügend beredt und werden genügend angehört, als daß das männliche Genie zu Wort kommen könnte: um sie zu überschreien und zu seinen Gunsten das Gleichgewicht zu erschüttern, in dem der Haß der Geschlechter das Weltall erhält . . . *(Deutsch von Rose Richter)*



Elisabeth Dibbern (Scherenschnitt)

MARGINALIEN

LÜBECKER WEIHNACHTEN

Von *Miethe Jürgensen*

Märchenhaft war früher die Lübecker Weihnachtszeit. Ganz selbstverständlich lag dicker, hoher Schnee, und auf allen Straßen gab es „Schleisterbahnen". Weihnachten ohne Eis und Schnee war etwas vollkommen Unmögliches.

Zentrum um Weihnachten ist auch heute noch wie damals der Markt (sprich: „Mahk"). Dort steht bekanntlich das Rathaus, und das ist weiß Gott eine großartige Folie aus gotischer Zeit. Auf diesem „Mahk" hörte man den Gesang von Frauen- und Knabenstimmen aus der nahen Marienkirche. Selbstverständlich war die Orgel immer etwas zu spät, und wenn die Jungens schon bei der „himmlischen Ru-u-uh" waren, so war der „Windprester" (so nannte man früher den Bälgetreter) noch bei „schia-a-af in". Diese Jungens hatten ein kolossales Temperament und rasten mit den fabelhaft grellen Stimmen, so grell wie das Rot ihrer Backen, das fromme Lied herunter. Weihnachten wurde von ihnen als eine Art Karneval aufgefaßt, denn sie gingen herum, standen plötzlich auf den steinernen Dielen der alten Patrizierhäuser, die man aus den „Buddenbrooks" kennt, und sangen stundenlang:

„Wenn Wihnachen is,
Wenn Wihnachen is,
Denn kakt uns Mudder Fisch,
De Vadder kricht den Kopp,
De Mudder kricht den Swanz,
Wat übrig bliwt, wat übrig bliwt,
Dat kricht wi Gören ganz."

Wie malerisch sahen die Buden aus, beleuchtet von Pechfackeln. Da gab es eine Symphonie von anilinfarbenen Kuchenherzen, Schaukelpferden, Puppen-

küchen, Hampelmännern und spänernen Schachteln mit Spielzeug drin, ein Basar aus Tausend-und-einer-Nacht. Davor standen plattdeutsche Jungens mit „Näsdrüppeln", kolossal verfroren und dementsprechend blaurot. Sie hatten selbstverständlich niemals etwas Warmes an und waren daher stets gesund. Aus diesem Grunde die knuffige Robustheit der dortigen Bewohner. Sie stehen mit neunzig Jahren noch aufrecht wie ein Baum, und nie hat ein Gedanke ihr Gehirn gekreuzt: „Man ümmer so wech!". Man gehe einmal in das Heiligengeist-Hospital, wo in vielen kleinen Kojen alte Männer und Frauen wohnen. Es ist einer der hübschesten Anblicke. Für Nasen ist es weniger angenehm, jedenfalls für den, der die Qualität des Miefs nicht begriffen hat.

Typisch waren die Drehorgelmänner, denen keine Kälte, selbst vierundzwanzig oder dreißig Grad, etwas anhaben konnte. Sie standen Nacht und Tag und dudelten ihre Melodien herunter.

In den Häusern machte man „Braunkuchen", und zwar hatte jedes Haus sein eigenes Rezept, welches von den Ur-Urgroßeltern stammte und sich von Generation zu Generation vererbte, das aus Pottasche, Sirup, Mehl, Kandiszucker und natürlich „Kardemom", sprich „Kademum", bestand. Fünf Mandeln gehörten auf diesen Kuchen. Dann gab es in jedem besseren Haus das Armenkochen (um Gottes Willen bitte das „r" nicht etwa nach hochdeutscher Art rollen, sondern möglichst als „h" sprechen: „Ahmenessen"). Die sogenannten „Ahmen", denen es damals besser ging als heute vielen Wohlhabenden, saßen schon morgens neun Uhr auf den Dielen herum mit ihren „Seelenpötten" (kommt von armer Seele).

Selbstverständlich steht auch heute noch im Mittelpunkt weihnachtlichen Geschehens der Marzipan. Es werden noch immer Reliefs gemacht von Burgtor, Marienkirche, Holstentor, Dom. Der rote Rand ist traditionell. Es gibt im übrigen, für Wißbegierige, nur eine Sorte Mandeln, die extra für Lübecker Marzipan kultiviert wird, irgendwo draußen in Afrika oder Indien. Diese Mandeln mit Rosenöl und Zucker ergeben die immer noch hochbeliebte und gut verdauliche Mischung. Niederegger, der älteste dieser Fabrikanten, ist heute mindestens in der vierten bis fünften Generation. Er hat sich, Gott sei's geklagt, formidabel modernisiert. Denn der alte Niederegger hatte hervorragend abgesessene Plüschsofas, auf denen man sich wirklich gemütlich fühlte.

Ueberhaupt ist der ganze alte „flavour" von Lübeck weg. Heute gibt es vor dem Bahnhof (auf dem alten gab es die berühmten „Rundstück warm", das heißt: Semmeln mit heißem Roastbeef darauf), einen Schutzmann, der auf einer kleinen Tonne steht mit einem Gitter drum, und der den ganzen Lübecker Verkehr, Autos, Leiter- und Kinderwagen dirigiert. Der Verkehr ist, weiß Gott, nicht so leicht zu regeln.

Vielleicht kennt jemand Lübeck genauer, der Betreffende ist für die Beurteilung von Lübeck verdorben, denn um Lübeck wirklich zu begreifen, muß man von außerhalb kommen. Wenn man für die nordwestdeutsche Art überhaupt empfindlich ist, werden einem die Lübecker als völlig unbegreifbare Wesen erscheinen, denn während Hamburg nicht nur großstädtisch, sondern sogar weltstädtisch ist (ein kleines London), während Bremen wahrhaft aristokratisch ist, ist Lübeck von einer derartig „püttjerigen" Unberührtheit, oder vielmehr unberührten „Püttjerigkeit", daß man es als Zugereister nicht für möglich hält. Gott erhalte Lübeck diesen Zustand, denn auf diese Weise schlägt es nicht nur Rothenburg ob der Tauber oder Hildesheim oder Wismar, sondern es ist all das potenziert. Es ist alles viel schöner, und der Zustand seiner Bewohner dementsprechend: Holder, unbegreiflicher Stumpfsinn!



DER WERT EINES GESCHENKES

wird in erster Linie bemessen nach dem Geschmack und Takt, mit dem es ausgewählt wurde. Moderner Geschmack und der Stilwille unserer Zeit haben den hochwertigen FAHRNER-SCHMUCK geschaffen. Unter seinen vielen schönen Modellen ist es ein leichtes, das spezielle Geschenk zu finden, das der persönlichen Note des Beschenkten wirklich entspricht.

FAHRNER-SCHMUCK

MIT DER PLOMBE

DAS GESCHENK VON INDIVIDUELLEM WERT

Verlangen Sie das neue Schmuck-Modeheft: „Fahrner-Schmuck, der Schmuck unserer Zeit" (mit vielen Abbildungen schöner Modelle), das in jedem guten Juweliergeschäft und Kunstgewerbehaus erhältlich ist. Bezugsquellen-Nachweis durch den allein. Hersteller Gustav Braendle, Theodor Fahrner Nachf., Pforzheim.

MATADORE DES NEUEN REICHSTAGS

I.

Heinz Neumann, Kommunist

Mit knappen siebzehn Jahren brennt Heinz Neumann vom Hause durch, entflieht der satten Atmosphäre des Bürgerhauses in Berlin W, dessen Haushaltungsvorstand als ehrbarer Kaufmann Getreide makelt. Heinz Neumann will nicht Kaufmann werden, wie ihm das die gute jüdische Familientradition vorzeichnet; er fühlt sich zu Erregenderem, zu Besserem berufen. In diesen Jahren ging mehr aus dem Leim als väterliche Autorität und Familiensinn 17jähriger Söhne. Es sind die Jahre der Putsche, der bewaffneten Kämpfe zwischen Freikorps und Arbeitertrupps; Kapp-Revolte, mitteldeutscher Aufstand, Ruhrbesetzung, Inflation ereignen sich. Keiner weiß, was aus alledem werden wird. Wo gibt es da mehr Raum für Abenteurer als im Abenteuer der Politik? In der Masse gärt und brodelt es. Für kluge geschickte und waghalsige Leute bieten sich große Möglichkeiten. Der Typ des grobschlächtigen Bonzen, der immer auf die Pike pocht, von der ab er gedient hat, der findet in der revolutionären kommunistischen Bewegung längst nicht die Chancen wie ein glatter, hübscher, feuriger Junge, Jahrgang 1903, dem die Worte begeistert und begeisternd vom Munde träufeln, der das neue Reich der Gerechtigkeit so schön hinmalen kann, daß man beinahe die blutigen Kämpfe vergißt, die es erst herbeiführen sollen. Geschmeidig wie ein Wiesel hat sich der neunzehnjährige Heinz Neumann bereits durch alle Fährnisse der Parteihierarchie und Parteipolitik hindurchgewunden und sitzt in dem fraktionellen Konventikel um Ruth Fischer, wo er mithilft, die Partei gegen die alte Führung unter Heinrich Brandler aufzuwühlen, der reformistischer Gesinnung verdächtig ist. Das Wort und der Einfluß Heinz Neumanns gelten schon damals, gelten sogar bei den hartgesottenen Führern in Moskau, bei den Männern, die jahrzehntelang Verbannung, Illegalität und Kerker ertragen haben. Sie lassen den jungen deutschen Genossen ins Mekka des Kommunismus kommen. Er ist ein Charmeur und entzückt alle durch seine gesellschaftlichen Talente, weiß aber dabei seinen politischen Vorteil zu wahren. Heinz Neumann versteht es, zum Krimwein dem ältesten, revolutionärsten Bärbeißer das Lachen locker zu machen, und nach den anstrengenden Sitzungen in Kommissionen oder im Plenum internationaler Kongresse erfreut er am Abend seinen engeren Freundeskreis mit den Karikierungen der kommunistischen Exponenten.

An seinem einundzwanzigsten Geburtstag gibt er eine kleine Gesellschaft in seinem Zimmer des Moskauer Hotels Lux. Während der Gastgeber fleißig Pfirsichbowle trinkt, nimmt Herr Münzenberg als Gast nur Mineralwasser zu sich. Der hält es nämlich mit der Abstinenz. Man ißt hartgekochte Eier und den lächerlich billigen Kaviar, und Heinz Neumann fischt wie ein ausgelassener Junge die Pfirsiche aus der Bowle. Zwei Freunde schenken ihm eine Pappmaché-Kuh, die sie an der Glücksbude des Kabaretts Eremitage gewonnen haben, und empfangen dafür gerührte Küsse. Man trennt sich spät in seliger Besoffenheit. Am andern Morgen aber, früh um acht Uhr, sieht man das Geburtstagskind frisch und blank mit ernstem Gesicht in der Uniform eines Rotarmisten geschäftig-hastig über die Twerskaja laufen. Drüben gilt es als „schick", als Ehrenrotarmist à la suite eines roten Regiments zu stehen, Soldatenbluse und hohe Röhrenstiefel zu tragen. Und der Towarischtsch Neumann spielt gern Soldat — und noch lieber Krieg, wenn man aus neuesten Zeitungsmeldungen schließen darf. Danach ist er in einer großen nationalsozialistischen Versammlung, in der Goebbels referierte, als Diskussions-



Photo Frhr. v. Gudenberg

Tiroler Watschentanz in Charells Revue vom „Weißen Rössl“ (Berlin, Großes Schauspielhaus)


Photo Riebicke

Silberfuchs im Engadin


Photo Kutschuk

Kultiviert wohnen kann man heute auch für wenig Geld

Zwei Zimmer aus der reizenden 5500-Mark-Wohnung, ausgestellt bei Herrmann Gerson, Berlin

Inselverlag, Leipzig

Breughel, Die fette Küche



Photo Kardas (Pfeil-Verlag)

Stilleben im Schaufenster

redner aufgestanden, „forderte zum Krieg gegen Frankreich auf und offerierte dazu großzügig die Rote Armee, Tanks und Fliegertruppen".

Taktisches Geplänkel; gewiß! Aber wer von den sonstigen Parteiführern hat den Mut, in die Höhle des Löwen zu gehen? Da stehen hunderte athletisch gebaute S.-A.-Männer im Versammlungslokal, an der Tür und den Wänden entlang und zwischen die Sitzreihen verteilt, und wenn ein Gegner auch nur muckst, gibt es Haue. Auf den Plakaten heißt es: „Juden ist der Eintritt verboten!" Heinz Neumann aber hat Einlaß und Wort gefunden — und ist dennoch ungeprügelt nach Hause gekommen. Sein Elan vital weiß sich also auch heute noch durchzusetzen, wie damals, während des Ruhrkriegs, als er in Essen auftauchte, Arbeiteraufstände organisierte, mit seiner Beredsamkeit und seinem Talent für fremde Sprachen französische Soldaten zum Fraternisieren mit streikenden deutschen Arbeitern bewegte. Damals saß ihm die Polizei wie der Teufel auf den Hacken. Aber die Freude eines wilden, verspielten Kindes an der Romantik der Konspiration läßt ihn nicht los; er holt Ludendorffs blaue Brille aus einer Tasche, aus einer andern Onkel Radeks Rahmenbart, und mit diesen bewährten Mitteln der politischen Verkleidung konspiriert er weiter, — und wird natürlich im Laufe der Begebenheiten trotz Brillen und Bärten doch verhaftet. Ein an Tollkühnheit grenzender Mut läßt den heutigen Parolenmacher der deutschen kommunistischen Partei immer wieder aberwitzige Husarenstückchen vollbringen.

Eines guten Tages sitzt er auf der anderen Seite der Welt in Kanton und mischt als Widerpart Tschiang - Kai - Tscheks das Kartenspiel der chinesischen Revolution. Ein von ihm angezettelter Aufstand fordert 3000 Todesopfer. Die Parteiopposition um Brandler bedenkt Heinz Neumann dafür mit dem wenig schönen Titel: „Der Schlächter von Kanton". Das ist sicher kein treffender Spitzname für diesen Crack der Politik, der manches mit Radek gemeinsam hat: den Witz, das Wissen, das eminente Talent für fremde Sprachen (auf Kongressen kann man Heinz Neumann in einem halben Dutzend Zungen fließend sprechen hören), die körperliche und geistige Beweglichkeit, die publizistische Begabung. Außerordentlich anpassungsfähig, gelingt es Heinz Neumann, über alle parteitaktischen Auseinandersetzungen hinweg sich seinen Einfluß in der K.P.D. zu wahren und in der Spitzengruppe zu bleiben, was allerlei überwundene Schwierigkeiten involviert. Dennoch scheint an diesem Wandelbaren etwas konstant zu bleiben: die Liebe zu seiner politischen Sache, die Liebe zur Revolution. In der Reichstagsfraktion der Kommunisten ist wohl dieser Bürgersohn aus dem begüterten Westen, den man auch den „Korsettenkapitän" nennt, unzweifelhaft der geistige Champion. *Thälmann,* der nominelle Führer, ist lediglich Konzessionsschulze, von wegen schwieliger Arbeiter-Faust. Er schätzt sich glücklich, wenn er einen von Neumann geschriebenen Aufsatz unter seinem Namen erscheinen lassen darf, oder wenn er eine Rede halten kann, die Neumann konzipierte. Die schönen Wortmalereien, wie das bekannte: „Genossen, das setzt dem Faß die Krone auf!", die flicht dann allerdings Thälmann selbständig ein.

O. B. Server.

Die Partei. Paul-Boncour hat eine sehr intelligente Tochter, der seine ganze Liebe gehört. Das junge Mädchen erwidert diese Liebe mit gleicher Stärke, ohne daß jedoch darunter ihr kritischer Sinn litte. Letzthin wurde sie von einer etwas naiven Dame, die davon hatte sprechen hören, daß Paul-Boncour es bedauere, die Reihen der Sozialisten nicht verlassen zu können, gefragt: „Welches sind denn nun eigentlich seine wahren Anschauungen?" Darauf Poupée Paul-Boncour: „Papa? Der ist Boncourist."

STRASSENBAHN UND ROGGENBROT

Ein Vorschlag zur Verbesserung der deutschen Wirtschaft

Was der Verstand der Verständigen nicht sieht, mein kindliches Gemüt hats gefunden! Der geneigte Leser wird zwar gleich fragen: wie kommt Spinat aufs Dach, die Kuh kann doch nicht fliegen? Oder im konkreten Fall: Was hat die neue Berliner Verkehrsordnung mit der Behebung der wirtschaftlichen Not im Deutschen Reich zu tun? Die ganze Not in Deutschland kommt — das hat sich nun bereits herumgesprochen — von der wirtschaftlichen Notlage der Landwirtschaft. Die wirtschaftliche Notlage der Landwirtschaft hat als einzige Ursache — das ist uns durch Zeitungsinserate, Plakate usw. eingebläut worden — : daß wir nicht genug *Roggenbrot* essen. Wie soll nun die Berliner Verkehrsordnung dazu dienen, den Roggenverbrauch zu heben?

Denkbar einfach. Die Berliner Verkehrsordnung schreibt vor, daß der Fahrschein zur Erreichung *eines* Reiseziels auf dem kürzesten Wege berechtigt. Nun sagen wir mal, man fährt vom Schlesischen Tor zum Potsdamer Platz und benutzt dazu die Linie 88. Unterwegs fällt einem ein, daß man in der Friedrich-, Ecke Kronenstraße, etwas zu erledigen hat. Was tut man also? Man steigt Leipziger- Ecke Friedrichstraße ab, erledigt seine Besorgung, kommt zur Haltestelle zurück und steigt auf die nächstbeste Bahn, die vorbeikommt. Die fahren nämlich von dort alle zum Potsdamer Platz. An den 132 Löchern des Fahrscheins erkennt der Schaffner das Woher. Da die Bahnen am Spittelmarkt sich treffen, und bis Potsdamer-, Ecke Bülowstraße, den gleichen Weg haben, hätte es Sinn und Verstand, an einer dieser beiden Stellen umzusteigen. Aber so mitten auf der Strecke das Gefährt wechseln? Der Schaffner riecht Lunte und erkundigt sich ganz beiläufig nach dem Wohin. Sagt der Fahrgast: „Nach dem Potsdamer Platz“, so erkennt der Schaffner die Umsteigeberechtigung nicht an und besteht darauf, daß der Fahrgast einen neuen Fahrschein löst. Um dieser Eventualität zu entgehen, nennt der Fahrgast als Reiseziel die Endstation der jetzt benutzten Bahn, wo die 88 tatsächlich nicht hinfährt. Jetzt beobachtet der Schaffner den Fahrgast mit Argusaugen. Und siehe da, am Potsdamer Platz will er runter. Halloh, Freundchen, hiergeblieben. Der Schutzmann muß kommen. Was ist geschehen? Ja, er hat gesagt, er fährt bis zur Endstation. Also hat er den Schaffner belogen. Und im Obrigkeitsstaat, den wir seit dem 14. September 1930 durch Volksentscheid wieder eingeführt haben, ist jeder Beamte der Vorgesetzte jedes andern Untertanen. Und — mancher Leser wird sich dessen noch entsinnen — wegen Belügens eines Vorgesetzten setzt es so fünf bis sieben Tage strengen Arrest. Sagen wir schon sieben, damit unter allen Umständen ein Sonntag bei ist.



Im Arrest gibt es bekanntlich pro Tag tausend Gramm Brot, Roggenbrot natürlich. Nehmen wir an, die Berliner Straßenbahn befördert täglich zwei Millionen Fahrgäste. Von diesen verstoßen, ganz schlecht gerechnet, anderthalb Millionen gegen den Umsteigeparagraphen. Zwei Drittel davon sind zu schlau, um sich fassen zu lassen, so bleiben immerhin noch funhunderttausend pro Tag, von denen man jedem sieben Tage „dicken" aufholzen würde. Das macht im Jahre die stattliche Zahl von 7×500 000×365 gleich mehr als eine und eine drittel Milliarde Kilo Roggenbrot, die von Staats wegen allein in Berlin jährlich zur Verteilung gelangen würden. Da die Einwohnerschaft von Berlin nur ein Fünfzehntel von der des Reiches beträgt und man mit ein bißchen gutem Willen ähnliches im ganzen Reich würde einführen können, heißt das: ein jährlicher Mehrverbrauch von 20 Milliarden Kilo Roggenbrot ist spielend zu erzielen. Das kommt direkt der Landwirtschaft zugute, dadurch indirekt der gesamten Volkswirtschaft, ebenso wie das Geld, das nun nicht mehr für verweichlichenden welschen Weizen jenseits der Grenze wandern würde.

Für die Praxis sehe ich nur eine Schwierigkeit voraus (und hier könnte eventuell der ganze Plan scheitern): Steigt ein Fahrgast Leipziger-, Ecke Friedrichstraße, auf eine Bahn, so wird er im besten Falle Potsdamer- Ecke Lützowstraße abgefertigt. *Leopard.*

Nationalökonomie. Der Herr Professor ritt die Worte „Vom nationalökonomischen Standpunkt aus", bis sie Flügel bekamen! Als ihn gewisse unliebsame Vorkommnisse zwangen — seine jugendlichen Hörer standen in dringendem Verdacht, die Tugend der weiblichen Hausangestellten in Helsingfors schwer belagert zu haben —, eine sehr ernste, väterliche Ermahnung im Hörsaal an die Studenten loszulassen, gestanden diese freimütig und zerknirscht. Zum Schluß ertönte jedoch eine hinterlistige Stimme der Entschuldigung: „Aber Sie müssen doch zugeben, Herr Professor, daß vom nationalökonomischen Standpunkt aus . ."

Begeistert fiel der alte Herr ein: „Gewiß, gewiß . . vom nationalökonomischen Standpunkt aus haben Sie natürlich recht!"

Claudel und Goethe. Paul Claudel hätte einmal Gesandter Frankreichs in Berlin werden sollen. Aber die Wilhelmstraße machte ihre Einwendungen. Ein Vertrauensmann Stresemanns hatte die unangenehme Aufgabe, am Quai d'Orsay die Gründe für diese Ablehnung auseinanderzusetzen. Aber er begnügte sich nicht etwa einseitig mit politischen Begründungen: „. . . und dann kann man es nicht gut verlangen, daß wir einen Schriftsteller annehmen, der so schlecht über Goethe gesprochen hat!"

MONTE VERITA BEI ASCONA
SCHWEIZ
PROSPEKTE AUF ANFRAGE
DAS GANZE JAHR GEÖFFNET


Gisela Wurle

SCHACHWELSCH

Von *Eugen Lazar*

Im Wiener Café Central, im Berliner Romanischen Café und in einer Reihe anderer Cafés wird Schach gespielt. Ueberall werden die unerforschlichen Gedankengänge der Spieler von Reden wie diesen begleitet:

Dr. Berger: Nicht einmal aufstellen kann er, der Patzer! ... Jetzt zittern Sie schon?

Stankowitsch *(stellt einen umgefallenen Läufer auf):* Sie Patzer, Sie gewinnen doch nur, wenn man die Königin einstellt ...

Dr. Berger: Selbstverständlich, berührte Figur zieht.

Stankowitsch: Berührte? Gedachte Figur zieht. Bei mir muß immer die gedachte Figur ziehen.

Dr. Berger: Bei ihm muß immer die gedachte ... bei ihm muß immer ... Da steht das Roß, das Rößchen, um nicht zu sagen das Rößlein, sehr gut ... Hab ich schon gesagt, da steht das Rößlein sehr gut?

Stankowitsch: Da wird das Rößlein nicht lang stehnen. Alaszolgaja.

Dr. Berger: Na muß es denn grad da stehnen? Wird es anderswo stehnen. Schön ist es auch anderswo, und hier bin ich sowieso. Hab ich schon gesagt, schön ist es auch anderswo?

Stankowitsch: Schach haste, Jokaste.

Dr. Berger: Da ist es, das erste Wopatzerschach. Wo ein Patzer ein Schach sieht, gibt er es.

Stankowitsch: Reden Sie nicht, Sie Patzer! Gleich werden Sie die ganze Partikular grandissimo aufgeben.

Dr. Berger: Aufgeben tut man ein Postpaket ... Wenn ich so zieh, zieht er so, zieh ich aber so, zieht er so, und ich bin ein Sozius. Fall auf jeden werde ich meinen Turim, auch tette genannt, daher stellen. Hab ich schon gesagt ...

Stankowitsch: Sie haben schon gesagt. Hinein mit dem Läufertier ins volle Menschenleben!

Dr. Berger: Mich wollen Sie sekkierien in Illyrien, Sie Patzer? Ein kleines bissele Schach. Ganz ein kleines bissele ...

Stankowitsch: Lassen Sie schon die Figur aus. Wenn Sie immer die Hände im Brett haben, können Sie leicht die Partikular gewinnien in Erinnyen.

Dr. Berger: In Erinnyen, hat er gesagt ... Gewinnien in Erinnyen ... Wenn ich so zieh, zieht er so ... Dieses Schach der ganzen Welt ...

Stankowitsch: Jetzt werden Sie zerspringen. Selber Schach. Schachuzipuzi.

Dr. Berger: Ojje, das hab ich leider übersehen. So verlier ich meine Partien.

Stankowitsch: Ein übersehischer Zug ... Also zunerst hol ich mir das Springertierchen, klein aber niedlich. Stirbt an Altersschwäche ... Wann gibt man eine Partie auf?

Dr. Berger: Aufgeben tut man Heringe ... Wozu hab ich einen Freipojaz? Vorwärts!

S t a n k o w i t s ch *(räumt auf)*: Hab ich da gesehen ein Piepele! Klein aber niedlich. Muß sterbien in Serbien ... Herr, mit was gedenken Sie Ihren Haushalt zu führien in Syrien?

D r. B e r g e r : Ruhe, Patzer! Wieviel Partien haben Sie schon bei mir gewonnen? Vorwärts, Pojaz!



S t a n k o w i t s ch : Mit dem Pojaz werden Sie, wie schon der Name sagt, nicht weit kommen ... Schachuzi mit der Puzi ... Gleich folgt die Ermattung ... Ein Schachuzi avec la Puzi.

D r. B e r g e r *(wirft die Figuren durcheinander, es wird frisch aufgestellt)*: Aber berührte Figur zieht.

S t a n k o w i t s ch : Berührte? Gedachte Figur zieht.

DIE ROHKÖSTLERIN UND IHR NARR

Von *Norbert Schiller*

Ihr Narr (nähert sich schüchtern seiner Rohköstlerin): Sie werden sich vielleicht wundern. Oder haben sich schon gewundert. Hören Sie mich an. Lachen Sie mich aus. Vielleicht werden Sie mein Benehmen verstehen. Es geht mir so komisch in der letzten Zeit. Ich wache ganz früh am Morgen auf, was ist mein erster Gedanke —

Die Rohköstlerin (mit einem Kohlkopf): Eine halbe Tüte roher Haferflocken in Fruchtsaft geweicht, ein Häufchen Zitrone, eine Handvoll geriebener Haselnüsse —

Ihr Narr: Dann kommt der lange, lange Tag —

Die Rohköstlerin: und nach Belieben etwas Rosinen und Zimmet.

Ihr Narr: Und was macht man so allein, wenn die Abende kommen?

Die Rohköstlerin: Nimm etwas Selleriepulver, wiege es mit frischem Weißkäse —

Ihr Narr: Wie bitte? Was soll ich? — Ach sagen Sie das noch einmal.

Die Rohköstlerin: Nimm etwas Selleriepulver —

Ihr Narr: „Nimm." Wie süß Sie das sagen: nimm. Bedeute ich Ihnen denn auch was, daß Sie zu mir du sagen? Nimm! Ich könnte es stundenlang hören. Nimm!

Die Rohköstlerin: Nimm etwas Selleriepulver, wiege es mit feinem Weißkäse, hacke ein kleines Zwiebelchen und tue nach Belieben ein bis zwei Knäckerbrote dazu. —

Ihr Narr: — Ich bin so traurig.

„Iß roh, dann wirst du froh,
Iß kalt, dann wirst du alt."

Die Rohköstlerin:

Ihr Narr: Aber mein Gemüt ist krank —

Die Rohköstlerin:

Gesund stets bleibt
Wer Nacktsport treibt.

Ihr Narr: Oh, es brennt so —

Die Rohköstlerin: Erdnüsse reichlich genossen, verursachen leicht Harnsäure.

Ihr Narr: Mein Mädchen, verstehen Sie mich doch. Ich möchte Ihnen so wahnsinnig gern was sagen. Es lastet auf mir wie ein Alp, wie eine Krankheit —

Die Rohköstlerin:

Ein Apfel täglich,
Keine Krankheit quält dich. —
Fliehe Kochsalz!

Ihr Narr: Aber nein, nein, ich liebe Sie!

(Pause.)

Die Rohköstlerin: Nimm eine Zehe, eine Zehe Knoblauch —

Ihr Narr: Oh, ich liebe Sie so.

Die Rohköstlerin: Nimm vor dem Zubettgehen diese deine Zehe und wiege sie leicht —

Ihr Narr: Jetzt wissen Sie's. — Das ist das grauenhaft Wunderbare in der Liebe, daß keine Frau das hält, was ihr Aussehen verspricht. Nur beim Kind deckt sich die Schönheit mit dem Wesen. Warum — warum dürfen die Brüste

einer Frau von den glücklichsten Geheimnissen reden, während man die Sprache ihres Mundes nicht versteht? (Er weint.)

Die Rohköstlerin (streichelt ihn): Armer Junge. — Tief atmen. Eins, zwei. Entspannungsübungen täten not.

Ihr Narr: O Ihr Haar. Ihr blondes Haar. Als ich Sie zum erstenmal sah, liebte ich schon Ihr Haar.

Die Rohköstlerin: Laß Kamille und Schafgarbe drei Viertelstunden in kochendem Wasser ziehen und wasche damit alle Abende vor dem Zubettgehen —

Ihr Narr: Kannst du mir einmal gut sein?

(Pause.)

Die Rohköstlerin (zieht ihre Hand von des Narren Haar zurück und schüttelt verneinend den Kopf).

Ihr Narr: Warum nicht? — Sag! Warum nicht?

Die Rohköstlerin (mit Blick in die Ferne): Ich bin nicht mehr frei.

Ihr Narr: Wer ist er denn? Liebst du ihn sehr?

Die Rohköstlerin (streichelt ihren Kohlkopf): Oh, es sind viele.

Ihr Narr: Viele?

Die Rohköstlerin: Viele, viele. — Ich liebe Bircher, ich liebe Gerson, ich liebe Brenner, ich liebe viele Vitamine, alle Morgen mein Müsli, und ich liebe eine salzarme Diät. Jetzt weißt du's. Nimm's nicht zu schwer. (Sie geht.)

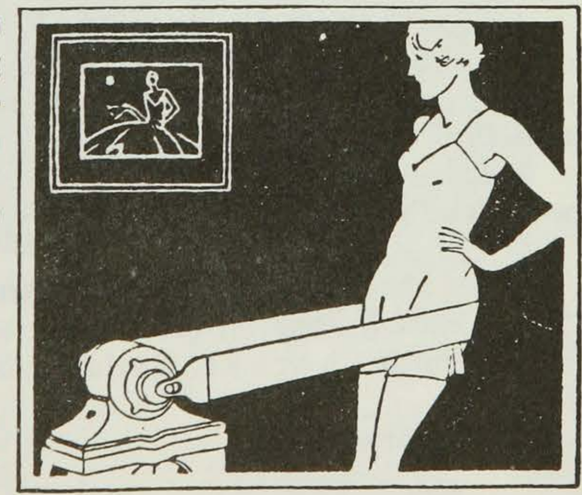
Ihr Narr (ruft ihr nach): O wäre ich doch dein Müsli!

Trockene Tatsachen. Pascin, der unlängst auf tragische Weise ums Leben gekommene Maler, erzählte gern die folgende Geschichte: „Als ich in dem trockenen Amerika war, wurde ich bei sehr vornehmen Leuten zu einer Tasse Tee eingeladen. Ich machte sehr sorgfältig Toilette und verspätete mich dadurch ein wenig. Als ich ankam, — war alles schon betrunken."

Fein. Frau von P. ist schrecklich vornehm. In einem Restaurant bestellt sie: „Bitte ein Kompó!" — Der Ober ist da nicht minder fein: „Ananá oder Apfelmú?"

DIE NEUE METHODE DES SCHLANKWERDENS

Weder Hungerkuren, Wundertee noch langweilige Gymnastik zur Wahrung des Normalgewichts! Der heutige moderne Mensch benutzt den elektrischen Sport- und Massage-Motor PROVITA und erhält sich so schlank, frisch, jugendlich und gesund. Unabhängig von Zeit und Witterung können Sie jetzt Ihren Körper nach Wunsch modellieren und trainieren — mit Hilfe der einfachen, mühelosen PROVITA-Bandmassage.



Interessante Prospekte M. Referenzen usw. durch

Alleinfabrikation: **ELEKTR.-GESELLSCHAFT QUALITAS,** Müllheim (Baden)

DER SATTLERMEISTER ODER DAS KUNSTGEWERBE

Von *Adolf Loos*

Es war einmal ein Sattlermeister. Ein tüchtiger, guter Meister. Der machte Sättel, die so geformt waren, daß sie mit den Sätteln früherer Jahrhunderte nichts gemein hatten. Auch nicht mit türkischen oder japanischen. Also moderne Sättel. Er aber wußte das nicht. Er wußte nur, daß er Sättel machte. So gut, wie er konnte.

Da kam in die Stadt eine merkwürdige Bewegung. Man nannte sie die Sezession. Die verlangte, daß man nur *moderne* Gebrauchsgegenstände erzeuge.

Als der Sattlermeister das hörte, nahm er einen seiner besten Sättel und ging damit zu einem der Führer der Sezession. Und sagte zu ihm: Herr Professor — denn das war der Mann, da die Führer dieser Bewegung sofort zu Professoren gemacht wurden — Herr Professor! Ich habe von Ihren Forderungen gehört. Auch ich bin ein moderner Mensch. Auch ich möchte modern arbeiten. Sagen Sie mir: Ist dieser Sattel modern?

Der Professor besah den Sattel und hielt dem Meister einen langen Vortrag, aus dem er immer nur die Worte: „Kunst im Handwerk", „Individualität", „Moderne", „Hermann Bahr", „Ruskin", „angewandte Kunst" usw. usw. heraushörte. Das Fazit aber war: Nein, das ist kein moderner Sattel.

Ganz beschämt ging der Meister davon. Und dachte nach, arbeitete, und dachte wieder. Aber so sehr er sich anstrengte, den hohen Forderungen des Professors nachzukommen, er brachte immer wieder seinen alten Sattel heraus.

Betrübt ging er wieder zu dem Professor. Klagte ihm sein Leid. Der Professor besah sich die Versuche des Mannes und sprach: Lieber Meister, Sie besitzen keine Phantasie. Ja, das war's. Die besaß er offenbar nicht. Phantasie! Aber er hatte gar nicht gewußt, daß die zum Sattelerzeugen notwendig sei. Hätte er sie, so wäre er sicher Maler oder Bildhauer geworden. Oder Dichter oder Komponist. Der Professor aber sagte: Kommen Sie morgen wieder. Wir sind ja da, um das Gewerbe zu fördern und mit neuen Ideen zu befruchten. Ich will sehen, was sich für Sie tun läßt. Und in seiner Klasse schrieb er folgende Konkurrenz aus: Entwurf für einen Sattel.

Am nächsten Tage kam der Sattlermeister wieder. Der Professor konnte ihm neunundvierzig Entwürfe für Sättel vorweisen. Denn er hatte zwar nur vierundvierzig Schüler, aber fünf Entwürfe hatte er selbst angefertigt. Die sollten ins „Studio". Denn es steckte *Stimmung* in ihnen.

Lange besah sich der Meister die Zeichnungen und seine Augen wurden heller und heller. Dann sagte er: Herr Professor! Wenn ich so wenig vom Reiten, vom Pferde, vom Leder und von der Arbeit verstehen würde, wie Sie, dann hätte ich auch Ihre Phantasie!

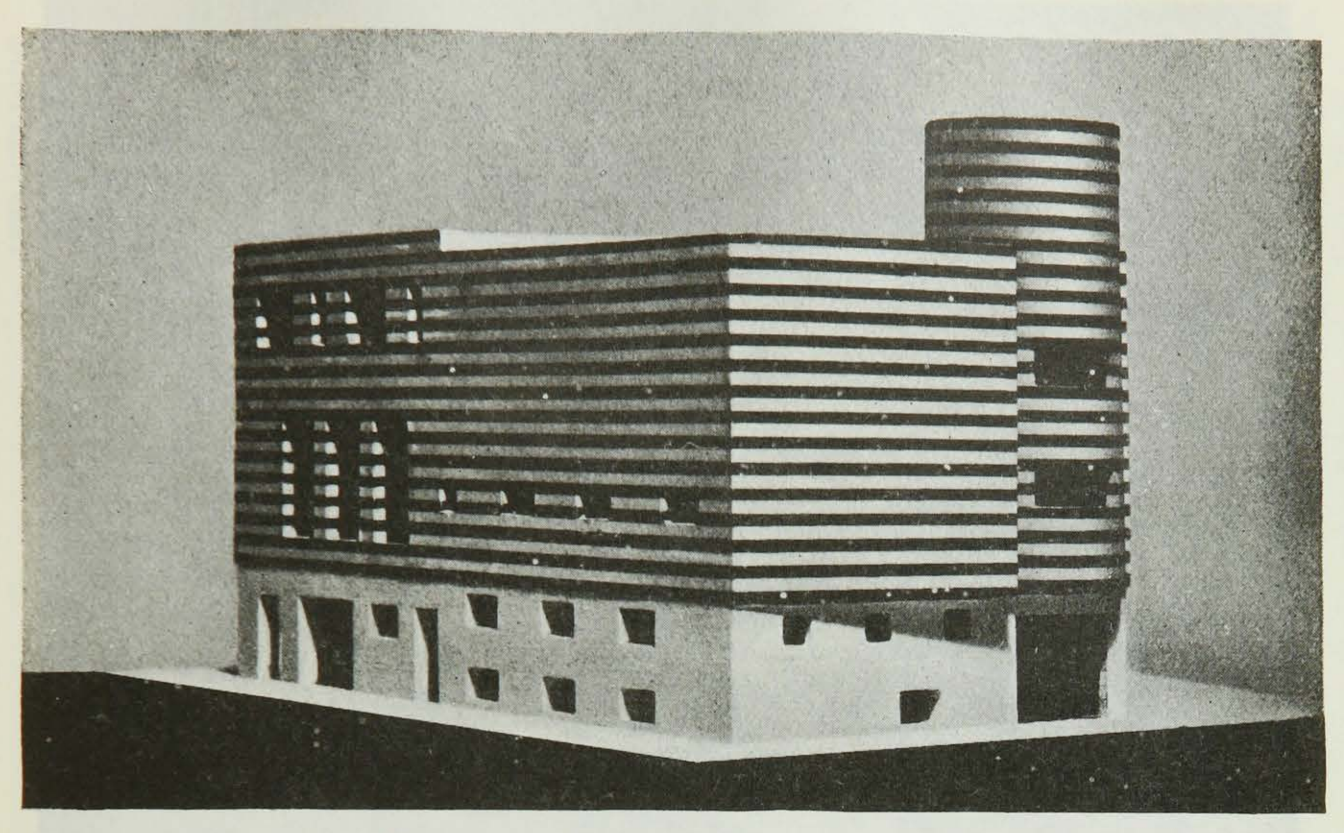
Und lebt nun glücklich und zufrieden. Und macht Sättel. Moderne? Er weiß es nicht. — Sättel.

Loos und Altenberg. Lieber Baron Victor, den Mitteilungen des Adolf Loos gemäß, war ich heute, 9. 7., bei „Goldmann", wo man mir mitteilte, Ihr Konto sei derart überlastet, daß man mir gar nichts ausfolgen könne.

Ihr sehr betrübter

Peter Altenberg
Wien I, Grabenhotel.

(Mitgeteilt von Victor Baron Dirsztay)



Adolf Loos, Wohnhaus für Josephine Baker (Entwurf)

Photos Gerlach

Adolf Loos, Herrenzimmer aus dem Jahre 1898



Photo Pollak-Prag

Der sechzigjährige Adolf Loos (Wien)

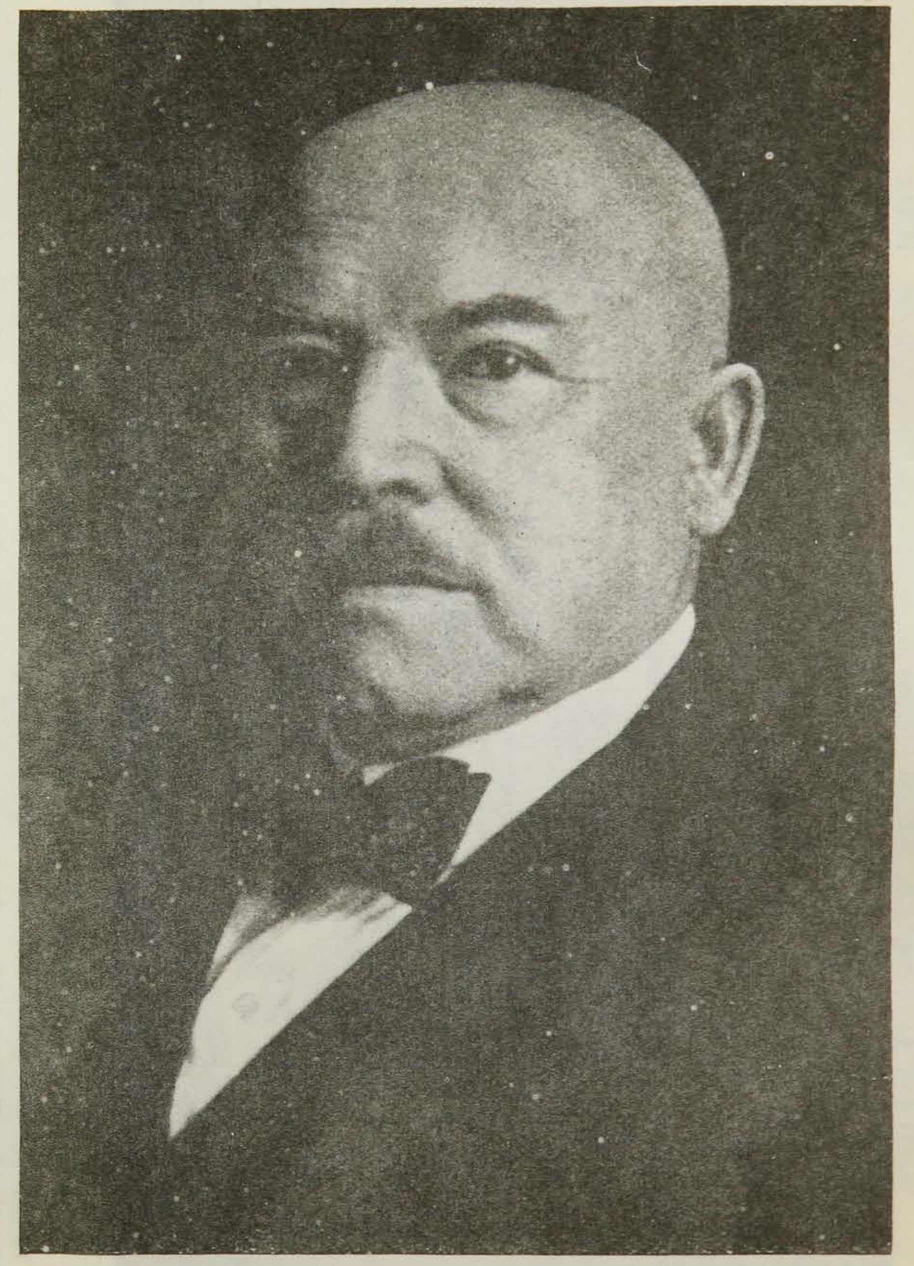


Photo Hugo Erfurth

Der siebzigjährige Hofrat Alexander Koch (Darmstadt)

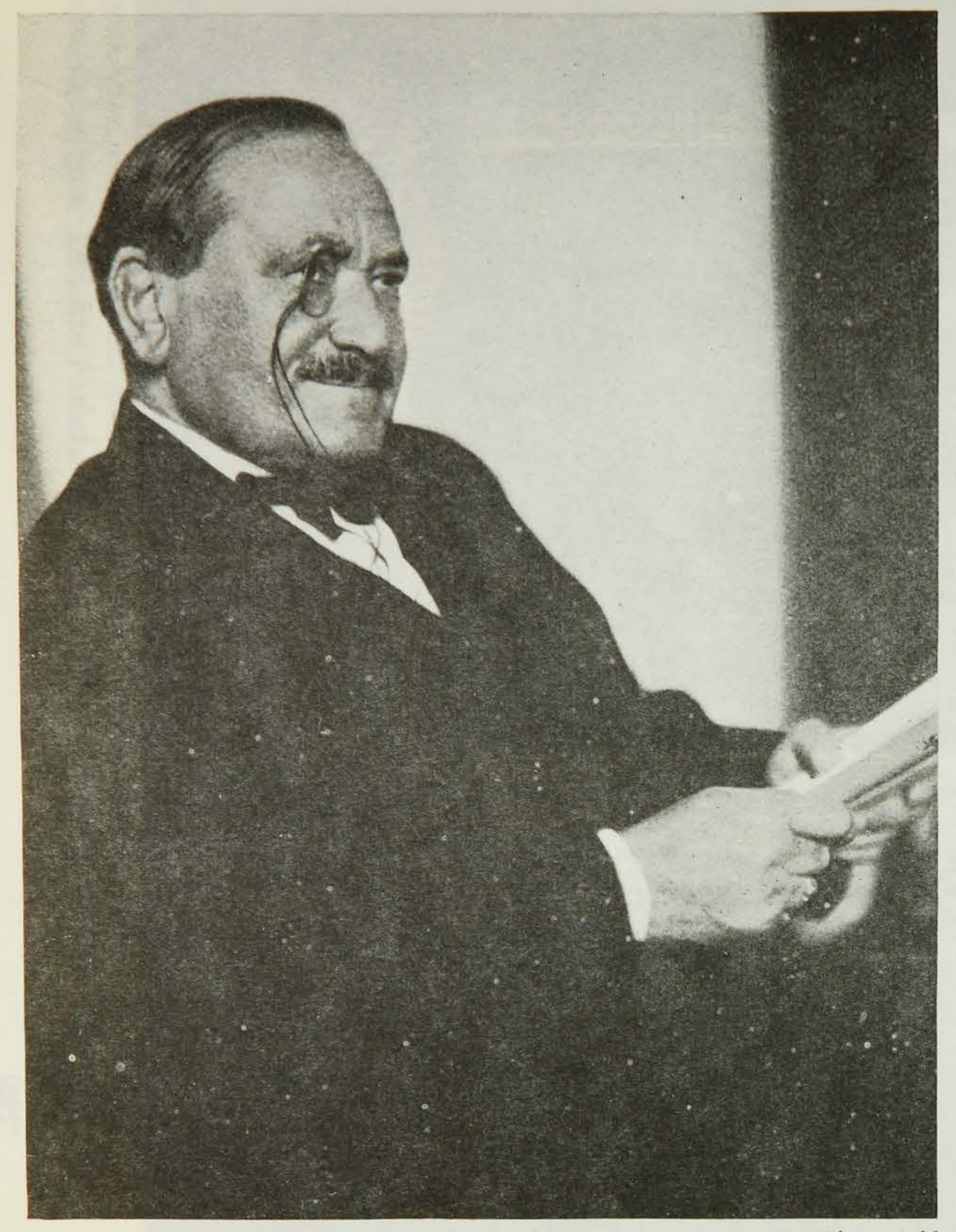


Photo Fuld

Der Sammler Marzell v. Nemes †



Photo Eberth

Der Direktor des Deutschen Bühnenvereins, Arthur Wolff †



Schaufenster des Hofmalers Fischer in Berlin, Unter den Linden

DER SAMMLER UND MALER MARZELL VON NEMES †

Er war der Sohn eines ungarischen Provinzkantors, armer Leute Kind. Als es ihm in der Jugend mal schlecht ging, war er auch Schnellzeichner. Noch vor wenigen Jahren in München, er hatte schon seinen neuen Beruf als Maler entdeckt, mußte ich eine Dame, die ihn grade bei einem kurzen Besuch entzückte, vierhändig mit ihm malen: er riß die Farbtöne wie auf einer Klaviatur nur so herunter. Sein erster Beruf war der eines kleinen Kohlenhändlers. Das Lädchen mußte er bald schließen — es ging schlecht. Er hieß damals noch Moses Klein. Als Vermittler von Optionen kam er zum Kunsthandel und verdiente dabei sein erstes Geld. Wie ein guter Jagdhund besaß er sofort eine Witterung und Intensität in Kunstdingen, die ihn zum großen Händler und Sammler von Weltruf machten. Er erzählte oft, wie er eine schmutzige und verschmierte Leinwand erwarb, auf der niemad was sehen konnte, und die er so geschickt behandelte, daß das berühmte Selbstbildnis Tintorettos unter der Kruste herauskam. „*Meine Art zu sammeln ist polygam*", meinte er mit breit-ungarischer Betonung, als er in seinem schönen Haus in München, wie ein Pascha in seinem Harem, unter seinen Kunstschätzen thronte. „*Ich springe ein Bild an, entscheide mich in fünf Minuten zum Kauf*" — aber dieser Impuls brachte ihm manchmal Ernüchterung; er sah das begehrte Objekt irgendwo in vorteilhafter Aufmachung und günstigem Licht, erwarb es, und tags darauf stand er vor den Schlacken seiner Leidenschaft, die nicht mal mehr glimmen wollten. Er gab zu, daß er geblufft wurde. Aber dieses Eruptive gehört zum echten Sammler. Er suchte ja nicht systematisch oder kunsthistorisch seiner Sammlung noch fehlende Bindeglieder — das überließ er den wissenschaftlichen Museen —, sondern sammelte triebhaft, spontan, was ihn anregte, was ihn entzückte, was ihm zum Erlebnis wurde (manches, behauptete er, nur gekauft zu haben, um es selbst später zu malen).

Aus diesem Vielerlei, aus der Fähigkeit, sich in alle Kunstarten versetzen zu können, ist in späteren Jahren dem in sich verbissenen Mann ein Organ erwachsen, das ihn selbst zur ausübenden Kunst drängte, aber keine bestimmte Form hatte, ihn zu einem Genie der Nachempfindung machte, und ihn trotz allen Impulses oft in eine Art Melancholie des Unvermögens versetzt hat. Aber kein Unvermögen eines Primitiven etwa, der in ehrlicher Einfalt vor der Natur steht, nein, ein Virtuoser zog gleich alle Register, einer, der wußte, wie's gemacht ihn ergänzt und restauriert; dem aber trotzdem etwas fehlte, worauf es grade
ihn ergänzt und restauriert, dem aber trotzdem etwas fehlte, worauf es grade
ankam: das, was dem Bild die Einheit gibt. Er kopierte einen Degas so täuschend ähnlich, daß ein Kunsthändler darauf hereinfiel und ihn als solchen kaufen wollte. Dann wieder wollte er „*wie ein Würmchen durch die Natur kriechen.*" — Gleich darauf bedeckte er wie ein Souveräner der Kunst meterlange Leinwände mit üppigen Frauenakten, die er auf gotischen Samt setzte, mit Kompositionen à la Tizian und Tintoretto. Wie ein angehender Kunstjünger erlebte er alle Unsicherheit des ersten Gestaltens, und war trotzdem ein Wissender, ein Raffinierter. Vor der Staffelei konnte er Nächte verbringen in diesem Drang zum Schöpferischen. Immer wieder sagte er: „Die Anatomie ist's, die mir fehlt, ich werde mir die besten Zeichenlehrer Ungarns kommen lassen!" Th. Th. Heine wird um Rat gefragt, wie man die Fundamente erlerne. — „Sie müssen", antwortete der, „Seifenschaum, Schlagsahne und Eiweiß zu malen lernen, daß man gleich den Unterschied der Substanz erkennt." Paletten aller Art lagen auf eigens konstruierten Maltischen und Pinsel von Rembrandtscher Breite. Er handhabte sie virtuos. Drückte Farbenberge auf die Palette, malte geschickt, unermüd-

lich, besessen. Fast war's ein Rembrandt, fast ein Tintoretto. Dieselbe Besessenheit, derselbe alle Schwierigkeiten überspringende Furor auch als Maler. Kam ein künstlerischer Katzenjammer, saß er unbeweglich in seinem Prunkstuhl, in der Haltung eines ungarischen Magnaten. Sein Oberbau war etwas zu lang, die kleinen Beinchen berührten kaum den Boden. Auch der Ueberbau seines Lebenswerkes war zu weit in seinen Zielen und Intentionen, oft ging das Dach nicht mehr recht zu. Er lief dann ins Nebenzimmer, ließ schwere Orgeltöne erklingen, sie fielen „in den Gotendom" seiner im tiefsten primitiven ungarischen Seele. An seine Mission als Maler hat er fest geglaubt. Wer ihn auf der Durchreise in München anrief, wurde sofort abgeholt und mußte als erster sein neugemaltes Bild sehen. Professor Biermann erzählt, wie er ihm einmal mitteilte, er habe das größte Glück gefunden, das je einem Künstler begegnen kann: *„Mich hat ein Mäzen entdeckt"*, und auf seine erstaunte Frage, wer der Betreffende sei, kam die Antwort: *„Nemes."* *Rudolf Großmann.*

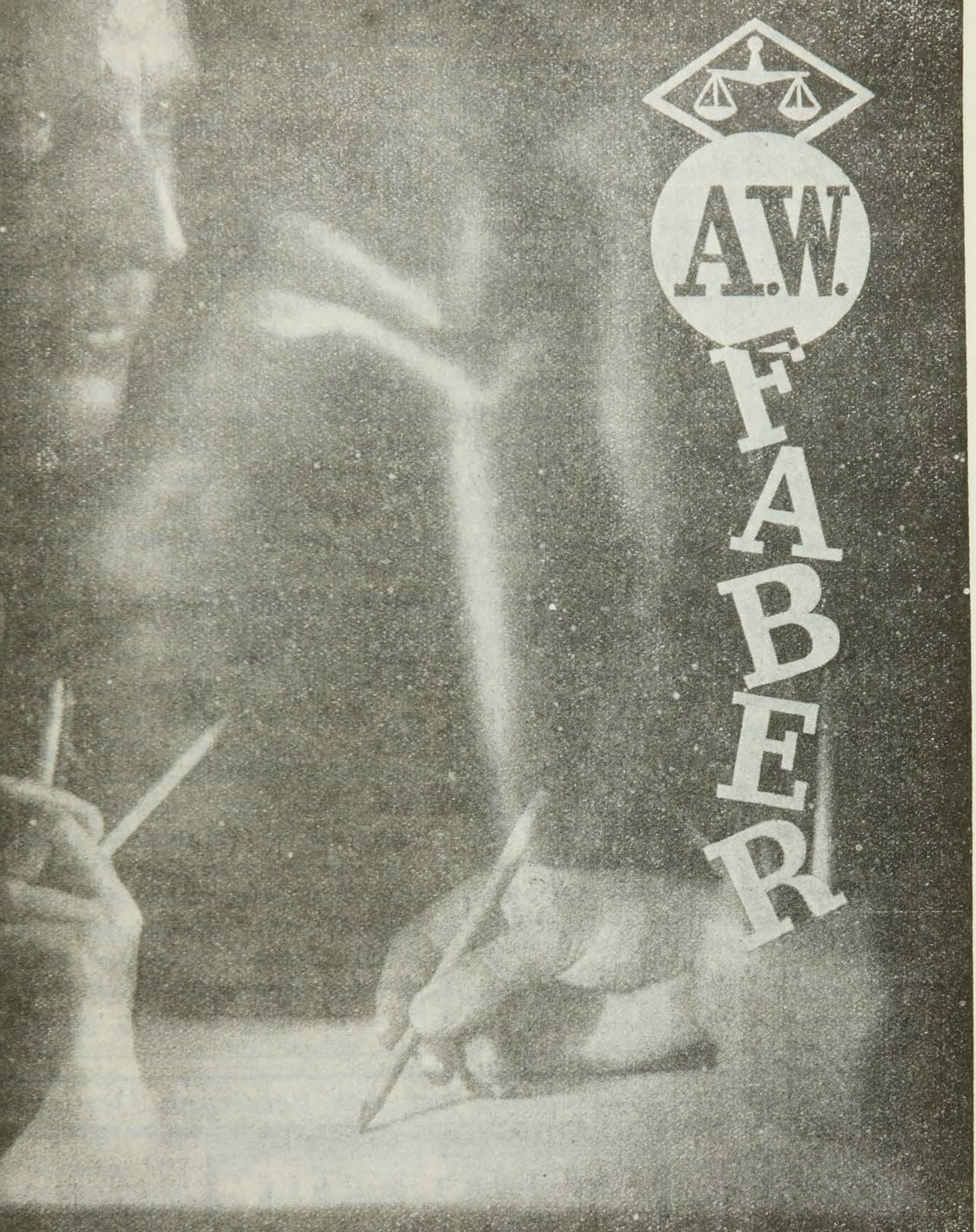
CHARELL, CHARLÉ, CHEVALIER

Die neue Lustspiel-Revue des Großen Schauspielhauses stellt wohl 1000 Personen auf die Bühne, und Charell ist, man weiß es, der 1000sassa, der dieses Schauheer meistert. Die Bühne aber ist das österreichische Salzkammergut, hoch vom Dachstein her bis zum See von St. Wolfgang reichend. Daß aus ihm das „Weiße Rößl" gehoben wurde, das heute kaum noch stehen und gehen kann, ist nur mit der Sehnsucht nach dem österreichischen Alpenland zu erklären, mit dem uns jetzt Männer wie Jannings und Major Pabst verbinden. Der Deutsch-Oesterreichische Alpenverein zudem bedeutet die prähistorische Verwirklichung des Anschlusses sowohl als insbesondere des Heimwehrgedankens . . . Charell macht seine Sache blendend, und den alten Franz Joseph als Fermate übers Ganze zu setzen, wäre ganz schön gewesen und hätte uns sehr gefreut; doch da bekanntlich dem alten Kaiser nichts erspart bleiben darf, ließ man ihn sogar ein Liedlein singen.

Von Charell zu Charlé ist nur ein Rössel-Sprung. Aber wie in der Charade eine umgestellte Silbe alle Bedeutung des Worts verändert, so bezeichnen auch hier die ähnlichen Namen einen Gegensatz: Charell = Zirkusrevue — Charlé = Kammeroperette. Leider erreichen nicht die neuen Versuche Charlés (im Neuen Theater am Zoo) sein Vorbild und Verdienst „Dorine und der Zufall", jenes musikalische Lustspiel, das die Soubrette zum Teufel schickte und den Tenor zu Rotters. Wer schreibt für die Sturm und Harald, den kühnen Springer (Paulsen) eine neue Dorine, bzw. Emmy?

Daß eine Operette nicht unbedingt blödsinnig sein muß, zeigt Lubitsch mit seiner „Liebesparade". Selbst das laufende Band der aus dem tönenden Englisch übersetzten Dialoge vermag nicht das Vergnügen an den reizenden Einfällen dieses angenehm banalen Films zu zerstören. Und Chevalier als Prinzgemahl und der widerspenstigen Königin Zähmer ist so charmant, als stünde die ganze Nation hinter ihm, jene, die Tannhäuser ausgepfiffen und Offenbach eine Heimat bereitet hat. (Näheres über den Unterschied zwischen seiner und der Wiener Operette bei Nietzsche.) *Wtt.*

Reinen Sinns. Die Schauspielerin Blanche Dergan ist zu Besuch bei Liebermann. Das Gespräch gleitet in respektvolle Tiefen. Aus diesen heraus meint Blanche Dergan: „Man sollte eigentlich nur mit Künstlern verkehren." — „Warum denn?" — „Die Künstler sind die reinen Menschen." — „Na, wat mir anlangt", sagt Liebermann, „ick war immer so viel Schwein, wat ick nur hab dürfen."


A.W.
FABER
"CASTELL"

GEDICHTE EINES DROGISTEN.

LEBENSFRAGE

Wir wissen nichts über den Zweck unseres Daseins.
Es gibt Erklärungen. Doch zahllose. Daher
fällt eine Auswahl immerhin schwer. —
Wir vertreiben die Zeit in Berufen, Vorsätzen, Glauben,
in Liebe, Haß, Einsamkeit oder Vereinen;
und treffen alle das Richtige. Wie wir meinen.
Ueberhaupt: Was meinen wir, denken und grübeln?
Komm, Lieb, uns blüht noch die Jugend: nützen wir sie!
Und dann geh ich wieder in meine Drogerie.

MEIN BERUFSMANTEL

Ich habe schon viele solch weißer Berufsmäntel getragen,
und, offengestanden, ist auch nicht viel darüber zu sagen.
Er war meist aus prima Nesselfasern gewoben,
recht dauerhaft, guter Sitz, und nicht teuer;
sechs Mark, glaube ich, war der Preis.
Wir haben manche Salbe zusammengerührt, auch manches Glas Bier gehoben,
— — —
aber das ist leider alles, was ich über meinen Berufsmantel weiß.
Ich habe schon viele Menschen kennengelernt;
in Dresden, Radebeul, Laubegast, oder, weit entfernt,
in Berlin, Paris, Wien, Luzern.
Allgemein gesprochen: Ich hatte sie alle gern.
Es waren auch prima Menschen. Sie hatten jeder ihr Gutes:
Der eine machte in Klugheit und Genialität,
ein anderer übte Ausdauer und Fleiß,
ein weiterer war immer frohen Mutes,
etliche Damen möchte ich wegen ihres freundlichen Entgegenkommens loben . . .
Mit allen denen habe ich gearbeitet, auch manches Glas Bier gehoben.
— — —
aber das ist leider alles, was ich über meine lieben Mitmenschen weiß.

Hans Wolfgang Duffner.

Das Weihnachtsgeschenk für den geistigen Deutschen

„Eine Form, eine Sprache von höchster Kultur, . . . ungewöhnlicher Reichtum des Ausdruckes . . . Eine Fülle von Gedanken. Ein hohes und reines Kunstwerk.“ **Rudolf Kayser**

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ROBERT MUSIL

Der Mann ohne Eigenschaften

Roman. 1075 Seiten. Leinenband M 16.—

„Ein wesentliches Werk. Sätze von unbestechlicher Wahrhaftigkeit. Ungemein vielfältig und spiegelnd, gehaltvoll und bedeutend. Von tiefer Logik des Herzens“ **Ernst Blaß**

Ernst Rowohlt Verlag Berlin W 50

Ein literarisches Ereignis von unvergleichlicher Einmaligkeit

Roman im Kleinen Anzeiger.

„Seidem meine treusorgende Frau tot ist, bin ich die meiste Zeit allein. Ich konnte die Arbeiten nicht alle machen und habe unser Vieh verkauft und jetzt auch mein Land verpachtet. Mein Haus habe ich nun nicht mehr allein nötig und will an der rechten Seite die Stube und in dem zweiten Stock drei Zimmer an zwei bis drei nette Leute nächste Tage vermieten. Geräumige Küche ist links und kann von den Mietern mit benutzt werden. Auch ist ein Bett für 2 Personen in dem oberen Zimmer, sowie etwas Möbel sind vorhanden. Stallungen für 1 Pferd oder 2 Kühe, Ziegen, Schweine können benutzt werden, auch zum Hinstellen von Fahrrädern oder passenden Sachen. Auf die Diele kann ein kleines Auto gestellt werden, auch ist auf dem Boden Platz und kann gemietet und benutzt werden. Die Mieter, 2 bis 3, können zusammen oder jeder einzeln ein Lokal mieten und bewohnen. Des Abends können die Mieter mich in meiner geräumigen Wohnstube besuchen und ich kann sie unterhalten und auch etwas Musik vorspielen. Das Haus steht mitten in Bellersen Nr. 22, am Rosenplatz, Kreisstraße, nahe bei der kath. Kirche und Schule, Post, auch gutes Wasser sehr nahe bei. Bitte frühzeitig sicheren, bestimmten Bescheid. Indem ich freie Zeit habe, kann ich auch wieder einige junge, begabte Leute in Musik unterrichten für Streich- und Blasinstrumente, auch für Klavier für Anfänger, in meinem Hause und auch auf Wunsch anderswo. Habe noch 4 Violinen, 1 Streichbaß, 1 sehr schöne große Konzerttrommel mit Becken, 1 große Flöte in Holzfuß und Elfenbeinkopfstück. 1 Es-Klarinette (14 Klappen), schwarz, mit neuestem Notenhalter, viele Klarinettenblätter und allerlei Noten, 1 Tafel-Klavier billig zu verkaufen, auch für etwas Vergütung zu verleihen an sichere Leute. Julius B....

(*„Brakeler Zeitung“*)

Man kann nie höflich genug sein

1859 Manuskripte gingen im letzten Jahr bei uns zur Prüfung ein. Annehmen konnten wir davon noch nicht einmal ein Dutzend! Der Rest ging zurück. Arbeit und Hoffnung unzähliger Unbekannter müssen wir enttäuschen; insofern gleicht die Tätigkeit des Verlegers der unserer Justiz: grausame Urteile am laufenden Band. Und wir können unsere Urteile mangels Justizetat nicht einmal ausführlich begründen. Dafür haben wir uns aber eine möglichst höfliche Formel für die Ablehnungsbriefe ausgedacht: „*Der Verlag* eignet sich nicht zur Veröffentlichung ...“ schreiben wir, um Werturteile über die Leistung der Einsender zu vermeiden.

Unsere Höflichkeit hat sich bewährt: ein Herr Müller aus Breslau sandte uns letzten Winter das Exposé einer Utopie. Er beabsichtige zu schildern, wie sich die Welt im Sozialismus verändere. — Hm. Utopie?? „Danke. Der Verlag eignet sich nicht ...“ Herr Müller schloß sich dieser Selbstkritik des Malik-Verlages nicht an. Ein halbes Jahr später sandte er das fertige Manuskript ein: „*Wenn wir 1918* ... Eine realpolitische Utopie.“ Er schrieb dazu:

„*Die höfliche Form Ihrer Ablehnung gibt mir den Mut, mein Angebot zu wiederholen. Es mag zutreffen, daß der Malik-Verlag für Utopien ungeeignet ist, — für meine „realpolitische“ Utopie eignet er sich bestimmt. Das Buch spielt ja nicht in der Zukunft, sondern in den Jahren 1918 bis 1929. Auch ich bin kein Träumer, sondern schon seit dem Umsturz Funktionär der SPD., stehe mit beiden Beinen im politischen Leben. Natürlich habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, woran es liegt, daß wir Schritt für Schritt unsere Positionen aufgegeben haben. Mußte denn alles so kommen, wie es kam? Nein! Wer das behauptet, ist Fatalist, nicht Sozialist! Unsere Führer haben im November 1918 unverzeihliche Fehler begangen. Wie, wenn wir sie daran gehindert hätten? Wohl jeder deutsche Arbeiter hat sich inzwischen schon oft diese Frage vorgelegt und darüber nachgedacht, was sich ereignet hätte und wo wir heute stünden, wenn wir 1918* ...“

Vielleicht geht es dem Leser zunächst so wie uns: vielleicht glaubt auch er, für Utopien „nicht geeignet“ zu sein. Nun, wir sind, gleich Walter Müller, keineswegs Fatalisten und erwidern daher: *uns* hat das Buch so begeistert, daß wir 12000 Exemplare druckten; *Sie* werden schon nach wenigen Seiten so gefesselt sein, daß Sie die Klingel abstellen, um nicht gestört zu werden.

M. V.

CAMILLO CASTIGLIONI ALS SAMMLER

Erst Figdor, dann Castiglioni — in Abständen von nur zwei Monaten wirft der Berliner Auktionsmarkt, der ein europäisches Zentrum geworden ist, die beiden bedeutendsten Wiener Privatsammlungen alter Kunst zum Verkauf aus. Zwei grundverschiedene Persönlichkeiten, der feine, stille alte Dr. Figdor und der Herr Präsident Camillo Castiglioni! In Oesterreich ist diese Figur des allzu rasch zu recht unsicherem Reichtum gelangten Mannes der Prototyp eines Kriegsgewinnlers, vielleicht der besten Sorte! Mag sein, daß ein verhärteter Neid der verarmten alten österreichischen Gesellschaft Castiglioni den unangenehmen Ruf eintrug, der das häßlichste aller Epitheta „Schieber" nicht immer von ihm fern hielt. Trotzdem, und darauf muß nachdrücklichst hingezeigt werden, auch der Typ des „nouveau riche", den Castiglioni repräsentiert, schafft Kultur, rettet uns Kulturwerte, wenn er ein so hochsinniger Sammler werden kann, wie er es zweifellos gewesen ist. Allerdings — wiederum typisch — er hat nicht die Zeit gehabt, zu sammeln wie ein Dr. Figdor, jahrzehntelang, bedächtig, sozusagen „von unten auf". Er hat es sich einfacher gemacht: Da war das herrliche Palais von E. Miller von Aichholz gewesen, mit einer schon fertigen, alten „gewordenen" und gewachsenen Sammlung der besten italienischen Renaissancemöbel, das der Herr Präsident eines Tages im ausgehungerten Wien nur zu übernehmen brauchte, um einen Teil seiner Ueberschüsse zu investieren. Dazu kam dann in allerdings etwas systematischerer Weise das Gut an Bronzen, Bildern und Plastiken, die zum größten Teil aus geschickten Erwerbungen der Nachkriegsjahre aus den auktionsweisen Auflösungen großer österreichischer und deutscher Sammlungen stammen; so trifft man alte Bekannte von Beckerath und Huldschinsky darunter. Der größte Kenner der venezianischen Plastik, Planiscig, der den Sammler beriet, hat dafür zu sorgen gewußt, daß Castiglioni eine der hervorragendsten Kollektionen der köstlichen Renaissance-Bronzen zusammenbrachte, wie sie in dieser Zeit schwerlich vollständiger zu erreichen ist. Die Gemälde-Sammlung enthält die Perle eines der besondersten, merkwürdigsten deutschen Porträts um die Wende zur Renaissance, für dessen Taufe schon die bedeutendsten Namen in Erwägungen gezogen wurden, ohne daß das eigenwillige und genial gepinselte Bild schon eine befriedigende Zuschreibung erfahren hätte. Im übrigen haben die vornehmen, würdevoll eingerichteten Räume im Wiener Palais den Bildern mehr Bedeutung gegeben, als man nachträglich feststellen muß. Nur der ausgezeichnete Tintoretto, ein Bild von unheimlicher Verhaltenheit und Größe in den Farben, gehört zu den eindrucksvollsten Porträts des Meisters im Privatbesitz, die unsere heutige Meinung mit Recht fast höher schätzt, als so manche der konventionellen Tizianfiguren.

Hier, im Palais Castiglionis, waren Kunstwerte nicht um ihrer selbst willen da, man fühlt bei der Wiederaufstellung durch Graupe im Palais Huldschinsky in Berlin, daß die Absicht, zu repräsentieren, vorherrschte. Sehr einsam ist der inzwischen verunglückte und doch wieder heil gebliebene große und interessante Spekulant immer gewesen. Kalt und förmlich empfing er seinerzeit den pünktlichen Besucher. Ein kurzer Rundgang durch die Räume, wobei er mich rasch examinierte, wieviel ich verstand, und recht deutlich seine eigenen kunsthistorischen Kenntnisse spielen ließ. Er machte einen ungemein fleißigen, pedantisch gebildeten Eindruck, so als ob er sich selber ständig zu beweisen hätte, wie sehr er auch in Fragen des Kunstsammelns, kunsthistorischer Probleme „au fait" wäre. Ich erinnere mich, wie ehrfürchtig er gelegentlich eines Bildes von der Expertise eines bekannten Kunstkenners sprach. Dann zeigte er mir auch ein

wirkliches Mammuth-Tafelgeschirr aus Silber, wobei er mit trockenem Witz sich über die Portionen ausließ, die seinerzeit verzehrt worden sein mochten. Man wurde nicht warm und wird es auch jetzt nicht, wenn man die Tafeln des herrlichen Katalogwerkes durchblättert; es fehlt irgend etwas, es fehlt einem das Gefühl, daß hinter diesen an sich bedeutenden Kunstwerken ein Mensch gestanden hat,



Otto Lais

eine „ordnende" Persönlichkeit, wie man sich nun einmal den Sammler vorstellt, so wird man zur Entschließung kommen, daß man noch nie in den letzten Jahren der fortgesetzten Auflösung großer, unserer letzten großen Sammlungen so wenig Bedauern aufbringen konnte, wie diesmal bei der Auktion Castiglioni in Berlin. *Mischa Grünwald.*

DIE ERFOLGREICHSTE FRAU DEUTSCHLANDS.

Tee bei Hedwig Courths-Mahler

Name, Adresse, Telefonnummer, wirklich, hier, im Telefonbuch: „Courths-Mahler, Hedwig, Frau, Schriftstellerin, Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 12, C 1, Steinplatz 7293.

„Wie hoch die Auslandsauflagen meiner Bücher sind, weiß ich nicht, sie sind in fast alle Sprachen übersetzt worden, und in Deutschland wurden, vor einigen Tagen schrieb mir der Verleger, über zweiundzwanzig Millionen Exemplare meiner Bücher verkauft. Ich arbeite täglich vierzehn Stunden, wirklich täglich; jedes Jahr verbringe ich drei Monate auf dem Lande (ich habe ein kleines Landhaus), das ist meine Erholungszeit, und während dieser drei Monate beschäftige ich mich mit den Themen für meine nächsten Romane, die ich dann in Berlin ausarbeite. Meine Produktion ist bis zum Jahre 1935 — Buchrechte, Zeitschriften-Erstdrucke, Nachdrucke — verkauft, ich muß arbeiten. Ich wollte schon einmal aufhören zu arbeiten, was meine Kollegen und Kolleginnen sicherlich gefreut hätte, aber Krieg, Inflation — — ich begann noch einmal, ich arbeite.“ —

Gäste bei Frau Courths-Mahler. Ein kleines, intimes, fröhliches Souper, Familie, Freunde. Und die Ueberraschung für den Fremden: die beiden Töchter der Frau, deren Romane 22 Millionen kauften, deren Romane von 100 Millionen gelesen wurden, sind Romanschriftstellerinnen. Margarete *Elzer*, Frau eines Schauspielers, Friede *Birkner*, Frau des Verlegers Anton Bock (Bote & Bock), veröffentlichen jährlich je drei Romane . . . Elfriede Birkner: „Und ich wollte selbst meinen Weg machen, deswegen sollte die Oeffentlichkeit nicht erfahren, daß ich die Tochter der Courths-Mahler bin.“ — Bowle, der Schauspieler-Schwiegersohn Elzer: „H. C. M. lebe hoch! hoch! hoch!“ Im Familienkreise wird Hedwig Courths-Mahler H. C. M. genannt. Es muß noch gesagt werden, daß Courths-Mahlers Romane „Schöne Unbekannte“ und „Eine ungeliebte Frau“ die größten Auflageziffern ihrer ganzen Produktion erreichten, von beiden Büchern wurden über eine Million Exemplare verkauft. Und wieviel Romane Frau Courths-Mahler bisher veröffentlicht hat: „Das ist mein Geschäftsgeheimnis.“ Es wird auch nicht verraten, wie viele Romane H. C. M. jährlich veröffentlicht. Sechs Romane? Vielleicht auch zehn Romane? — Während des intimen Soupers und während Professor Becce den Gesang Elfriede Birkners begleitete, fotografierte ich, und ich fotografierte auch einen ganzen Schrank: H. C. M.s gesammelte Werke. Und die Werke, die in den nächsten fünf Jahren geschrieben, veröffentlicht werden sollen, die schon verkauft sind — welche Themen wurden für diesen Fünf-Jahres-Plan ausgewählt? Hedwig Courths-Mahlers weise, schöne Antwort: „Immer dasselbe. Liebe.“ *Theodor Fanta.*

Dr. med. HUGO GLASER

LESEBUCH DES LEBENS

BIOLOGISCHE BETRACHTUNGEN

Von der Liebe bei Tier und Mensch, vom Werden und Wachsen, von den großen Problemen der Ernährung, vom Zug der Fische und der Vögel, vom Staat der Bienen, von Mikroben, von der Seele der Tiere, vom Altern und auch vom Sterben — davon und von vielen anderen Kapiteln des Lebens berichtet dieses Biologische Lesebuch.

312 Seiten. In Leinen . . . . RM 9.50

KRYSTALL-VERLAG / WIEN · BERLIN



Marionettentheater in Zürich

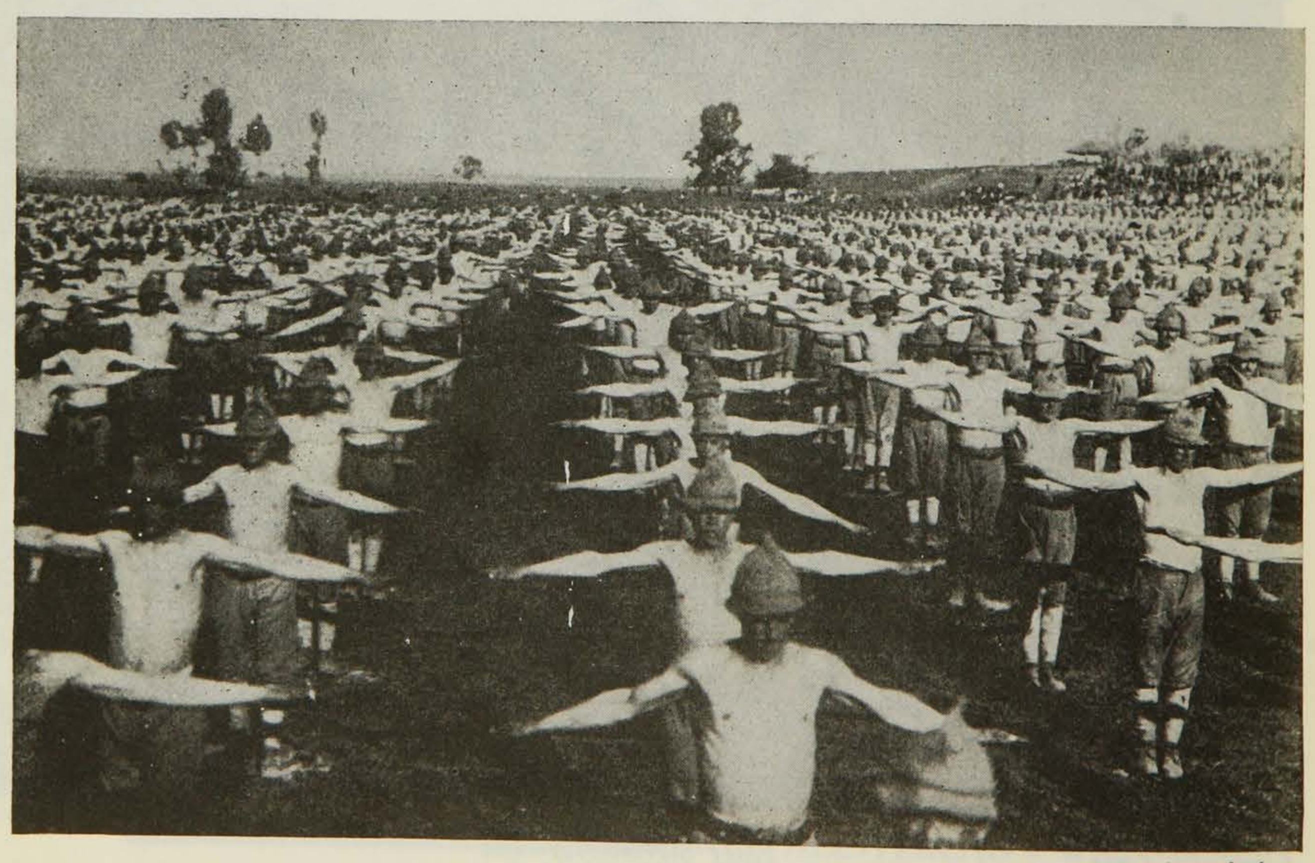


Sammlung Raoul Korty

Alter Silvesterschwank


Photo Horlemann

Heinz Neumann, M. d. R.


Continental-Photo

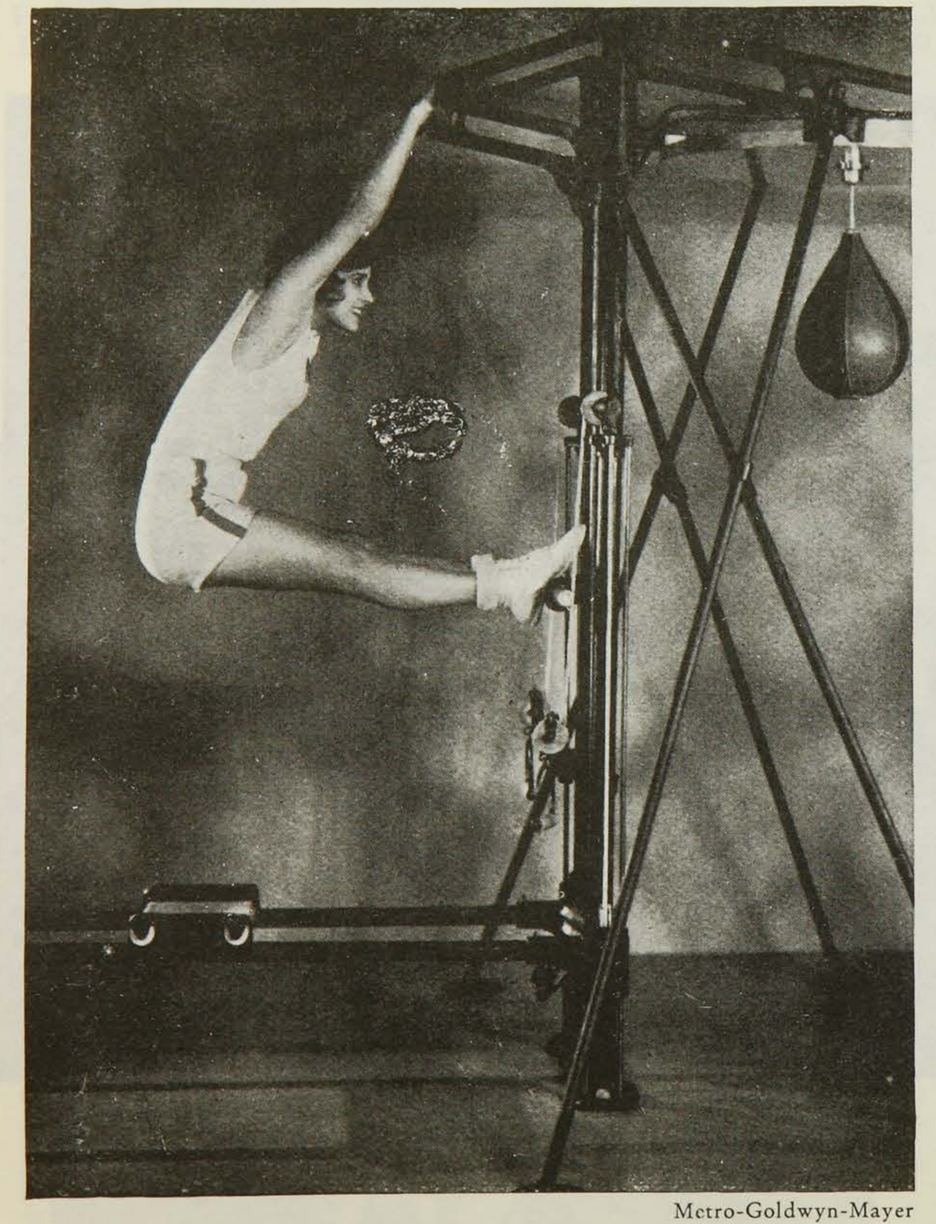
Uebungen der Roten Armee

Photo Fanta

Tee bei Frau Courths-Mahler. Von links nach rechts: Anton Bock (Bote & Bock), Prof. Becce, Hedwig Courths-Mahler und ihre Töchter Friede Birkner-Bock und Margarethe Elzer, Frau Becce, Architekt Courths



Tilly, Pamela, Frank Wedekind



Metro-Goldwyn-Mayer

Gymnastik der Filmschauspielerin

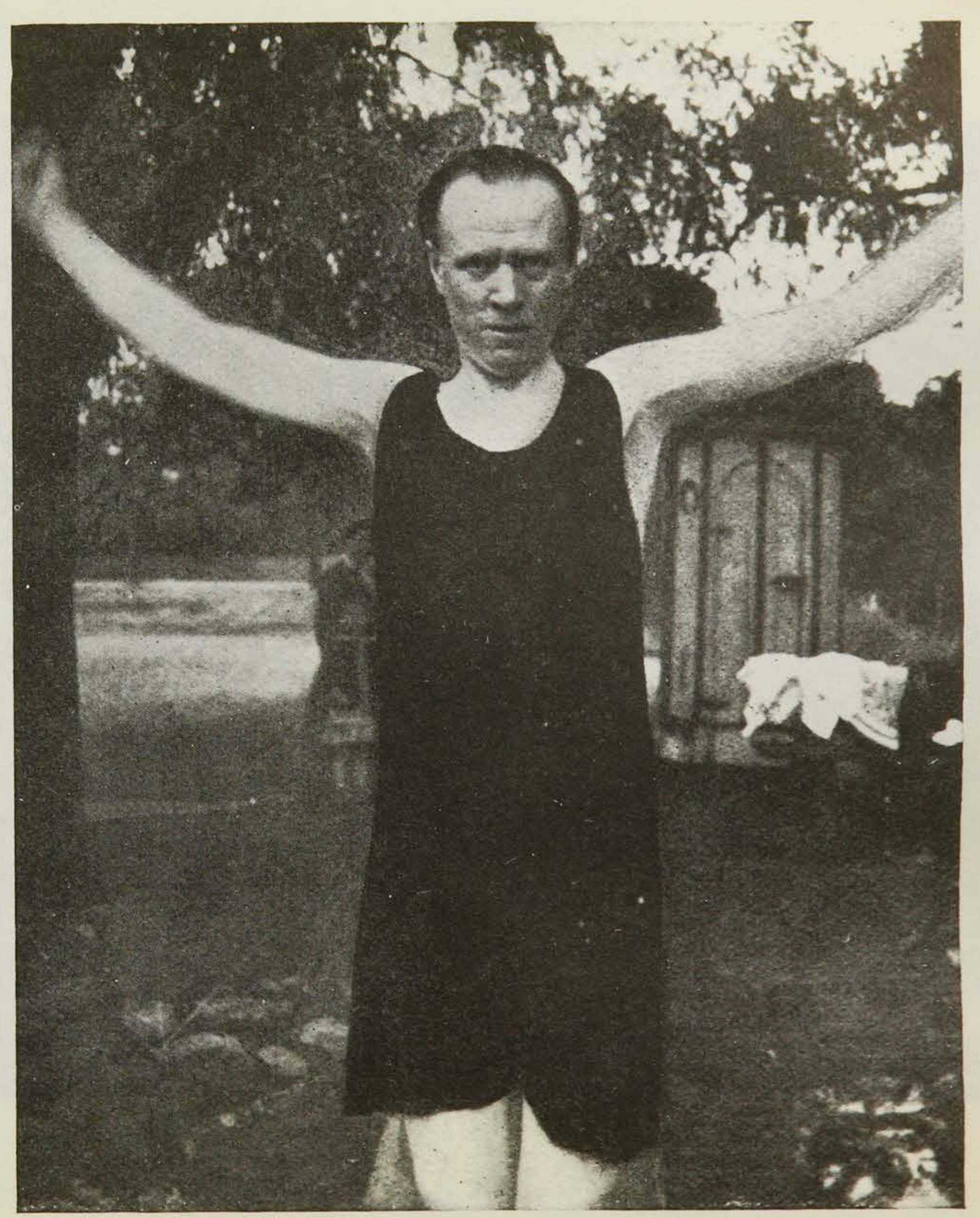


Photo Mauritius

Sinclair Lewis, der Nobelpreisträger, an der Havel

BEGEGNUNGEN MIT BEARDSLEY

Von *Julius Meier-Graefe*

Was ich Persönliches von ihm weiß? Blutwenig, das der Mitteilung wert wäre, eine ganze Menge für mich. Der gebliebene Eindruck hat mit subjektiven Regungen zu tun, zum Beispiel mit meiner Abneigung gegen England, die damals sehr stark war und durch ihn die erste Splitterung erfuhr, mit meiner Borniertheit und Unbildung. Ich empfing von ihm Dinge, die man eigentlich hätte mitbringen müssen und die daher wenig mit ihm zu tun haben. Außerdem litt ich, als ich ihn kennen lernte, an allen möglichen Schmerzen. Das muß um 1893 gewesen sein, kurz vor seinem ersten Werk, dem „Morthe d'Arthur". Wilde hatte mir etwas von ihm gezeigt, was mich begeisterte. Dann traf ich ihn an einem düsteren Nachmittag bei Burne Jones, der in Filzpantoffeln ging und eine Art Heiligkeit anhatte, mir in der Seele zuwider. Beardsley, vermutete ich, mochte ihn auch nicht, außerdem sprach er französisch. Er wohnte in Chelsea oder da herum, bescheiden aber nett. In dem Zimmer hingen Erotica der Japaner, ausgefallene Ferkeleien, dergleichen ich nie gesehen hatte, hingen da ganz offen in schlichten Rähmchen auf gutgetönten hellen Wänden, wunderbare Drucke. Wir kamen auf Flaubert und fanden uns. Er zeigte mir Federzeichnungen zur Madame Bovary, und ich bat ihn, doch um Gottes willen den Julian zu illustrieren, Flauberts Meisterwerk. Er meinte, man bekomme nicht das Farbige heraus, ging aber darauf ein und zeigte mir ein paar Tage später einige Skizzen, die den archaischen Glasfenster-Duktus hatten und doch lebendig waren, ganz herrlich. Wahrscheinlich sind sie verloren gegangen. Er war mir gleich sympathisch, obwohl er viel Englisches hatte, aber sehr zart, schmal, schmächtig mit wundervollen Händen, unbedingt intellektuell, kühl in der Haltung, mit warmem Timbre, ganz arm und von der lässigen Eleganz des geborenen Aristokraten, die auch im zerrissenen Rock erkennbar bleibt; etwa später geborener Sohn eines Lords, auf Abwege geraten. Er hätte auch Stiefel putzen können, ohne die Grazie zu verlieren, kannte Paris, kannte Bücher, von denen ich keine Ahnung hatte, obwohl er ein halbes Dutzend Jahre jünger als ich war. Damals der einzige Mensch in England, mit dem man über Sachen, die unsereinen angingen, reden konnte. Er dachte über seine Landsleute genau so voreingenommen wie ich, fand London

BUBI DIE LEBENSGESCHICHTE DES CALIGULA von HANNS SACHS

Mit einer Titelzeichnung von Hans Aufseeser und 4 Abbildungen
Geheftet 4.50 RM, Leinen 6.50 RM

„Von dieser auch sprachlich und künstlerisch bedeutenden Leistung wird man sehr anerkennend sprechen. Sie zeigt, daß durch die Psychoanalyse eine neue Art biographischer Literatur entsteht, mit vollem Respekt vor geschichtlichen Tatsachen, mit Einfühlung in fremdes Erleben und vor allem mit genügendem Wissen von der wirklichen Natur des Menschen" Dr. Heinrich Meng i. d. Frankf. Ztg.

JULIUS BARD VERLAG, BERLIN

unmöglich. Eines Tages bewog er mich, mit ins British Museum zu kommen, und zeigte mir griechische Vasen. Bis dahin waren mir alle Museen höchst gleichgültig gewesen, und nie hätte ich mir solche Töpfe angesehen. Seine Begeisterung steckte mich an. Von den Vasen und Japan hat er das meiste gelernt. Sein Notizbuch war voll von Kopien nach griechischen Arabesken, meist erotische Motive.

Zwei Jahre darauf kam ich wieder nach London. Sein Erfolg begann langsam. Er arbeitete wahnsinnig, sprach von hundert Dingen, die er vorhatte, auch von literarischen Plänen, wollte nach Paris übersiedeln. Einmal lud ich ihn in die Oper, ich glaube, zu Tristan, ein. Er liebte Wagner. Es paßte gar nicht zu ihm. Wir saßen seitlich in einer Loge des zweiten oder dritten Rangs, von wo wir das Publikum betrachten konnten. Es kam zu Witzen über die geschmückten Busen der Damen, die von der Musik gehoben wurden, aber er ließ sich Wagner nicht ausreden. Vielleicht hat er nach dem Abend das geistvollste seiner Blätter, „The Wagnerits", gezeichnet, das im „Yellow Book" erschien.

95 oder 96 traf ich ihn in Paris. Er sah elend aus, dachte an den Süden. Mir lag nichts ferner, als ihn für krank zu halten, denn er stand mitten in der fruchtbarsten Produktion. Ich brachte ihn zu Lautrec. Sie konnten nichts miteinander anfangen und spielten sich etwas vor. Lautrec setzte sich in den Kopf, ihn nach englischen Jockeys zu fragen, anstatt ihm seine letzten Lithos zu zeigen, und Beardsley saß steil wie ein Lord. Es war sonderbar, die beiden zusammen zu sehen.

Ich habe heute einiges von meiner Begeisterung abgeschrieben. Seine Zeichnungen stehen am Rande der großen Kunstgeschichte, zierliches Rankenwerk. Nur wollen sie nicht mehr als sie können und haben schließlich dem englischen Eklektizismus eine anständige Form gegeben. Von allen Malern Englands dieser Zeit ist er, weil er auf dem Papier und ähnlich wie Constantin Guys (mit dem er nicht verglichen werden soll) in seinem Format blieb, der einzige Künstler. Als er starb, dachte ich an seinen „Tod des Pierrot". Er starb katholisch. In einem Brief aus Mentone mit der Ueberschrift „In my death' agony" beschwor er seinen Verleger, alle obszönen Zeichnungen zu vernichten. Eine Erinnerung brachte viel später R. A. Schröder mit der Uebersetzung der krausen Novelle Beardleys „Under the hill".

Der wollüstige Egoist. „Die Katze streichelt nicht uns; sie streichelt sich an uns", sagt Rivarol. Sie ist ein wollüstiger Egoist und grausam . . . Sie ist baudelairisch, das heißt, sie gehört der Elite an, worauf der Hund, so rassig er sei, niemals Anspruch erheben kann, bei seiner lärmenden Gutgelauntheit, seinem einfältigen Herzen, seinen Augen, die nichts verbergen können, und, um alles gesagt zu haben, seiner Naivität. Oder: sage mir, wen du liebst, und ich sage dir, wer du bist. Die Menschen, die Katzen lieben, haben keine Aehnlichkeit mit denen, die Hunde vorziehen. Die Wahl zwischen dem lautlosen, nicht greifbaren, nächtlichen kleinen Raubtier und dem entarteten Hund mit seinem spontanen Frohsinn, seiner kordialen Freimütigkeit, schon die Wahl des einen oder anderen markiert einen Geisteszustand, einen Charakter, eine Lebensauffassung . . . Das vielleicht ist übertrieben, aber allerhöchstens übertrieben.

Clément Vautel (Paris-Midi).

ARTHUR WOLFF †

Menschen sterben bekanntlich, ohne daß nur ein bißchen die Bedürfnisfrage geprüft ist; so war es mit Paul Levy, so ist es mit Arthur Wolff. Berlin hat seine Hand mehr denn je nötig, denn dick und rund wie sie war, war sie besänftigend, ausgleichend, beruhigend, wie alles Dicke. Nicht in diesem Sinn einer höchst verdächtigen Konzessionsgeschicklichkeit, sondern aus Anlage und Bedürfnis heraus. Berlin hätte auch seine Feste nötig, die er und Else Wolff gaben. Denn diese Feste waren nicht abgezirkelt, waren nicht festgelegt auf irgendeine Coterie, sondern waren mit ihrem wunderbaren Radau, Elan, mit ihren Brötchen, Würstchen offen für alles, was sehen wollte, was los wäre zurzeit, was es für Frauen gäbe, was für Männer, neueste Witze, neueste Tatsachen, war es nun Pleite, war es Akkord, war es gottbegnadete Entwicklung. Diese Feste, zu denen man kommen und von denen man gehen konnte, wann man wollte, sind nicht zu ersetzen. Kein Mensch besitzt dazu die Autorität in Berlin. Nicht die Autorität und nicht den Schwung; denn, wenn jemand denken sollte, daß der äußere Umfang dieses unseres Freundes ihn in seinem Schwung behindert hätte, der vergäße das Naturgesetz, daß Rundung immer am besten den Widerstand überwindet.

Er war, um es kurz und auch innerlich zu sagen, eine durchaus querschnittliche Persönlichkeit. *H. v. W.*

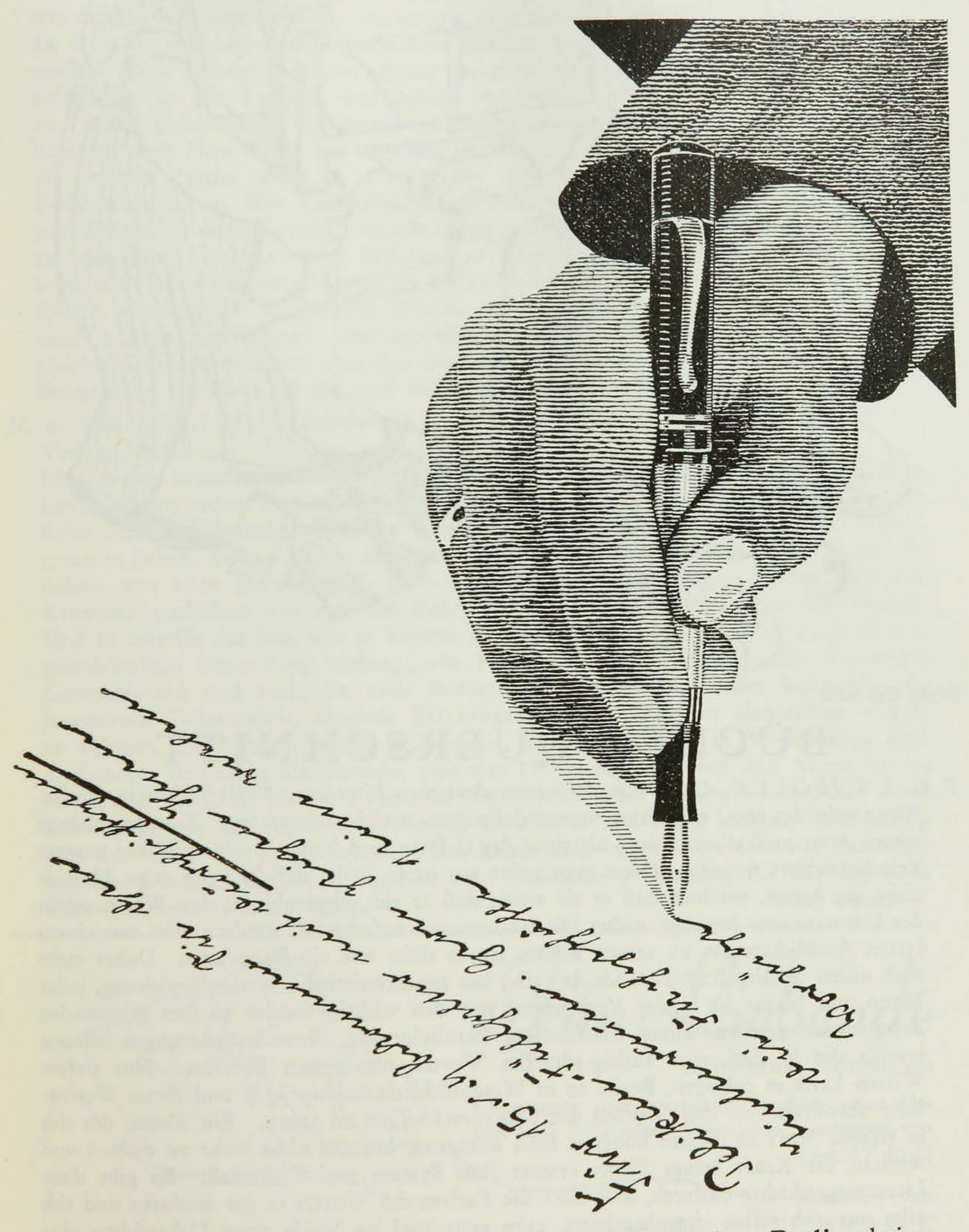
Das nächste Heft des Querschnitt (das erste des XI. Jahrgangs) erscheint am 15. Januar (Donnerstag).



Pariser Autosalon 1930. Erhebliche technische Neuerungen sah man nicht; bei einigen Motoren wanderte der Vergaser von unten herauf und thront nun über dem Ansaugrohr. Die Marken, die im vorigen Jahr mit Schwingachsen versehen waren, behielten sie bei, andere machten durch veränderte Aufhängung die Hinterachse beweglicher. Der Vorderantrieb hat bisher nicht weiter an Boden gewonnen und scheint für die große Fabrikation noch nicht reif zu sein. Die neue Kühlerlinie, die im vorigen Jahr der Auburn-Cord und der Renault erstmalig brachten: etwas zugespitzt und leicht von vorn nach hinten geneigt, hat Freunde gewonnen und war mit Variationen bei Chrysler, Studebaker, Reo und vielen anderen zu sehen. Fast alle Wagen sind noch niedriger geworden, die Höchstgrenze des Karosseriedaches geschlossener Fahrzeuge dürfte bei 185 Zentimeter liegen. Etwas übertrieben erschien ein Voisin, Innensteuer-Limousine, die höchstens 1½ Meter hoch war. Sie mußte hierbei im Rahmen derart tief nach unten gezogen sein, daß das Befahren eines Feldweges unmöglich sein wird. Es muß trotz allem die Führerstellung von Voisin anerkannt werden, der schon vor Jahren vollständig glatte, fugen- und leistenlose Karosserien brachte, die beinahe genau dasselbe darstellten, was Adler und viele andere jetzt serienmäßig einführen. Ein Pariser Wagenbauer schien mit dieser Linie übrigens bei französischen Fabrikanten besonderen Anklang gefunden zu haben; man sah auf seinem Stand und auf den Ständen fast aller prominenten Fabriken diese glatten Stahlblech-Karosserien, die den Vorteil großer Fensteranordnung, gefälligen glatten Aussehens und leichter Reinigung bieten. Bei dunkler Farbstellung gab man den Tür- und Hinterfenstern eine dünne Umrahmung durch eine Chrom-Leiste; die Türen selbst, wie die ganze Karosserie, sollen den Vorzug geringen Gewichtes haben. Die Oberbauten sind nicht mehr so extravagant und überluxuriös wie im vorigen Jahr. Das Kupee behält seinen Platz bei vielen, die mit Chauffeur fahren. — Zu den drei großen nationalen Marken, die in der Hauptsache den französischen Markt beliefern, Renault, Citroen und Peugeot, ist nunmehr noch Mathis getreten, der in der Klasse der kleinen Wagen, d. h. mit Motoren unter eineinhalb Liter Zylinder-Inhalt — also unter unseren alten Sechs-Steuer-PS —, seinem einzigen Konkurrenten in dieser Klasse, Peugeot, zu schaffen geben wird. — Der kontinentale Automobilhandel von Oslo bis Madrid, östlich: von Helsingfors bis Bukarest, war in Paris erschienen. Schade, daß wir auch in diesem Jahr keine Automobilausstellung in Berlin hatten. *Max Hermann Bloch.*

Beschwerden. Sehr geehrter Herr Chefredakteur! Im vorletzten Querschnitt, für dessen Führung ich Ihnen als eifriger Leser aufrichtig dankbar bin, lese ich als Antwort auf eine in ihrem Sinn bestimmt richtig gemeinte Persiflage des übermäßig sachlichen Gretor eine Erwiderung von *Adolf Loos.* Er benutzt endlich nach Wochen diesen Anlaß, mich und meine längst toten Freunde Olbrich und Moser ordentlich zu verleumden. Wenn es auch wahr ist, daß Loos Selbstbinder, wenn er sie auch eingestandenermaßen nicht selbst erfunden hat, immer trug, so müßte er bei etwas besserem Gedächtnis wissen, daß wir dasselbe getan haben. Was er aber mit dem karierten Gehrock mit Samtkragen erzählt, gehört sicher zu einer seiner wirklichen Erfindungen, die seinem nie erlöschenden Haß entsprungen sind. Ich hätte gern geschwiegen, wenn Olbrich und Moser noch leben würden und sich wehren könnten. Warum Moser und ich zu einer Zeit, da es in der ganzen Welt nichts als Nachahmungen und schlechte Imitationen aller vergangenen Stile gab, die Pflicht fühlten, auch das Ornament zu befreien und vorerst mit den einfachsten Mitteln beginnen mußten, um dann weiterbauend endlich zu einer vollkommenen Stilwanderung beizutragen, mag vielleicht heute überflüssig erscheinen, muß der Zeit nach aber dennoch nötig gewesen sein. *Prof. Dr. Josef Hoffmann* (Wien).

Die Taxe. Budapest war früher das Paradies für alle, die den Freuden des Lebens zugetan sind, heute aber ist selbst das Ansprechen auf der Straße verboten und wird mit 80 Pengö bestraft. Nichtsdestotrotz konnte sich der Schauspieler Oskar Beregi nicht enthalten, einer anziehenden Frau, die auf dem Donaukai spazierte, seine Begleitung anzutragen. „Sie wollen wohl 80 Pengö bezahlen?“ fragte die Dame abweisend. „Eventuell auch mehr!“ antwortete Beregi liebenswürdig.



Diesem Heft liegt ein Prospekt des **Verlages S. Fischer, Berlin,** bei.

Die Zeichnung auf Seite 709 des letzten Heftes ist nicht von Carl Hofer, sondern von *Ernesto de Fiori.*



Eugen Croissant

BÜCHER-QUERSCHNITT

PAUL WIEGLER, Geschichte der neuen deutschen Literatur. Verlag Ullstein, Berlin. Wenn gebildet sein, wie ich es einmal definierte, soviel bedeutet wie: Zusammenhänge sehen, dann muß dieses Werk als eines der tiefsten und besten Bildungsbücher unserer Zeit bezeichnet werden. Denn man spürt aus jeder Zeile, daß Wiegler seine Materie nicht nur kennt, sondern daß er sie weiß; daß er sich nirgends mit den Waschzetteln des Germanismus begnügt, nichts Uebernommenes aufschreibt, sondern alles von einem festen Ausblickspunkt zu seinen Füßen liegen sieht wie ein Panorama. Daher steht auch nichts in dem Buch für sich da; alles hat synchronistische Wechselbeziehung, jeder Mann und Name ist in der Verbindung mit den wichtigen oder zu ihm gehörenden Zeitgenossen gesehen, kurze Briefstellen, Parallelurteile, Freundesäußerungen beleben jeweils die in drei, vier farbig-scharfen Worten umrissenen Porträts. Nur tiefem Wissen kann es gelingen, Breite so in Wesentlichkeit umzuprägen und dieses Wesentliche obendrein mit den Worten der Sachverständigen zu sagen. Ein Autor, der sich in seinem Stoff in diesem höheren Sinn auskennt, braucht nicht mehr zu ordnen und werten; die Kraft seines Blicks ersetzt ihm System und Richtmaß. So gibt diese Literaturgeschichte dadurch, daß bloß die Farben des Wortes in ihr wechseln und sich alles aus sich selber charakterisiert, zum erstenmal an Stelle einer Uebersichts- eine Art Reliefkarte der Literatur. Kein besseres Lehrbuch für Erwachsene ist denkbar. Scheint es übrigens nicht fast zu gut und gründlich für die Bildungsbürger einer Zeit, deren Motto lautet: „So genau woll'n wir's jar nich wissen!"? *Anton Kuh.*

SINCLAIR LEWIS, Sam Dodsworth. Roman. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
Gesegnet sei Sinclair Lewis und speziell den deutschen Literaten als Muster empfohlen, denn er ist einer von den ganz wenigen, für den die Welt so wie sie ist noch Rätsel oder jedenfalls noch Interessantes genug hat, um sich mit ihr herumzuschlagen, der die Welt, wenn man will, manchmal ein bißchen konfus sieht, aber jedenfalls nicht nur als einen Anreiz, darin Probleme zu suchen und diese zu lösen und zum Gegenstand eines Buches zu machen wie z. B.: Was wird aus entlassenen Strafgefangenen, wie machen wir Justizirrtümer wieder gut oder diese Aufwärmemaschinen, die zurzeit an Dreyfus und anderen geschichtlichen Größen ausprobiert werden. (Märtyrer besonders stark gefragt.) Dieser Autor ist gutmütig, naiv, manchmal ausgesprochen unbeholfen in der Technik, was äußerst sympathisch berührt. Das Buch ist daher auch nicht gleichmäßig, am besten zweifellos die Pariser Szenen und das Zurückkommen nach New York, am schwächsten, allerdings auch am schwersten darstellbar, die Berliner Partie. Aber ist es nicht sehr viel ehrenwerter, sich über die Zeit, ihre Fehler, ihre Sitten, ihre Vorzüge klar zu werden, statt Palaver darüber loszulassen, statt Politisches oder Soziales von sich zu geben oder über Petroleuminseln oder China zu schwafeln, ohne daß man auch nur soviel Plattdeutsch kann oder Englisch, um wenigstens Matrosen interviewen zu können, die einmal tatsächlich dagewesen sind? Dieser wundervolle Vielarbeiter Sinclair Lewis beschenkt uns nach und nach mit einer wahren Enzyklopädie des amerikanischen Menschen unsrer Zeit; von einem gleichen Unternehmen von deutscher Seite hat man bisher noch nichts gehört, und die literarischen Zustände bei uns sind dementsprechend auch danach. *H. v. W.*

H. v. WEDDERKOP, London (Was nicht im Baedeker steht). R. Piper & Co. Verlag, München.
Für London braucht man einen Freund, der sich auskennt, der die London-Krankheit bereits überwunden hat. Wedderkop, den ich hiermit als Ehrenvorsitzenden des Reichsverbands deutscher Baedeker-Ergänzer vorschlage, muß die Krankheit durchgemacht haben, denn er kann nun mit ebensoviel Gelassenheit wie sachlicher Anteilnahme von allen jenen Details berichten, die das London-life ausmachen, von den Krawattengeschäften wie von den Pubs, von den Nachtklubs wie von den Museen. Und er schreibt das hin, was in keinem Reiseführer zu finden ist: daß England eine grundsätzliche Umstellung verlangt, ein Fallenlassen aller kontinentalen Vorurteile, Gewohnheiten und vielleicht auch Bedürfnisse. Das Fehlen jedes Krampfes, die humorvolle Gelassenheit, die jede Extravaganz duldet, ohne sie übertrieben wichtig zu nehmen, die formvollendete Leichtigkeit, alles dieses wird in Wedderkops Buch an hundert Beispielen klargemacht, und wer Ohren hat zu hören und Augen hat zu sehen, der wird mit diesem Führer in der Tasche seine Schritte wohlbehütet durch Leicester-Square und Bloomsbury, durch Limehouse und Soho lenken. Wedderkop gibt das Beste, was ein Reisebuch geben kann: kein langweiliges Inventar der sogenannten Sehenswürdigkeiten, sondern eine praktische Anweisung für das Leben in einer sehr, sehr fremden Stadt. *Wolf Zucker.*



JOACHIM MAASS, Boheme ohne Mimi. Roman. S. Fischer, Berlin.

Anker (ein Vorname, bitte), Bohemien aus gutem Haus, lebt, indem er nichts Besonderes tut, dagegen, so oft er Gelegenheit hat, durchaus anerkennenswert, mit netten Mädchen schlafen geht. Im großen Gegensatz dazu landet er in überraschend kurzer Zeit, scheinbar endgültig, an seinem Schreibtisch, um den ganzen Tag an einem Werk zu arbeiten, ja noch überdies am Abend Essays und Feuilletons zu schreiben, für welche Produktion wir allerdings nur soviel Kredit gewähren, als die Bürgschaft seines Autors wert zu sein scheint. Sollte dieser „die alte Feindschaft zwischen dem Leben und der großen Arbeit" für etwas Metaphysisches halten, so hat er die Gleichung durch Einsetzung unzulänglicher Werte reichlich unbestimmt gemacht und dadurch, daß Anker menschliche und geistige Originalität in jedem tieferen Sinne fehlt, auch das Individuell-Psychologische um sein Interesse und freilich auch seine Begründung gebracht. Dieser Bohemien schwebt, auch soziologisch und typologisch gesehen, im allzu luftleeren Raum, und allein aus der Art seines unregelmäßigen Herumschlafens könnte eine Portion Dilettantismus in seinem Werk vermutet werden. Davon ist Maaß selbst weit entfernt, der entschieden viel begabter ist als sein Anker. Das zeigt seine natürliche, leichte, wenn auch etwas redselige Art zu erzählen, die ein feines Licht von angenehmer Nervosität erzeugt, Episodenfiguren mit Atmosphäre hinstellt, eine sauber gespannte, nirgends überspannte Sprache spricht und eine fast rührende und nicht selbst gerührte unterirdische Ironie mitführt. Es sind viele Qualitäten da. Was freilich noch fehlt, ist Konzentration in Handlung und Ziel, größerer Drang zu geistiger und dichterischer Energie. *Ernst Schwenk.*

OEDÖN HORVATH, Der ewige Spießer. Propyläen-Verlag, Berlin.

Dieser Oedön Horváth, dessen Name so eigenartig nach Mord-Chronik, Steckbrief, k. k. Armee-Ueberbleibsel klingt, ist ein Ausnahmefall unter den Exzedenten seines Geschlechts. Ein amorphes Stück Natur; vulgär wie ein Noch-nicht-Literat, souverän wie ein Nicht-mehr-Literat; aus Elementarem und Dilettantischem gemengt. So könnte die Rohschrift eines großen satirischen Erzählers aussehen; aber auch die Reinschrift eines genialen Abenteurers, der sich für einen Schriftsteller ausgibt. Doch wie immer die Zukunft diese Unbestimmtheit kläre: wie unaffektiert ist die Derbheit dieses Zuchtlosen, wie unrenommistisch seine Kühnheit, wie phrasenlos seine Ueberzeugtheit im Vergleich zu allen den andern, vom Bronnen bis zum Lampel! Und wie hell und selbstvergnügt sein Humor ...! Der „ewige Spießer" sollte übrigens heißen der „neue Spießer"; denn der mit Mikosch-Witz erfaßte Mikosch-Typ, um den es sich hier, ungeachtet der bayrischen Couleur, dreht, ist nicht mehr Moral-, sondern Immoral-Spießer; ein strotzender, ordinärer, nicht einmal ganz ungütiger Klachel, der sich aus Zeitungsphrasen einen Machiavellismus des kleinen Mannes gebraut hat; ein Windhund mit Fettnacken sozusagen. Angeklagter Horváth — wie Sie den schildern, das ist geschriebener Daumier. Hoffentlich sehe ich Sie als Schriftsteller wieder.

Anton Kuh.

B. TRAVEN Das Totenschiff

In Ganzleinen M. 5.—

„Das erste wahre Seemannsbuch, das mir je unter die Augen gekommen ist."
Heinrich Hauser

„Er ist einer der tollsten Kerle, die gegenwärtig in deutscher Sprache schreiben. Es gibt ein paar Autoren, auf deren Bücher man zu warten pflegt. B. Traven gehört dazu. ‚Das Totenschiff' ist das verwegenste und von Salzwind und Salzwasser durchtränkteste Epos von der großen See, das es gegenwärtig gibt." *Manfred Georg*

UNIVERSITAS-VERLAG, BERLIN

Metro-Goldwyn

Harriet Lake, ein neuer Filmstar



Photo Paramount

Evelyn Brent und Maurice Chevalier in einer Apachentanz-Parodie der Paramount-Parade

Der Maler Aubrey Beardsley

Der Dichter Huysmans

FRIEDRICH TORBERG, Der Schüler Gerber hat absolviert. Zsolnay Verlag.
Der Schultyrann, der bitterböse Schülerschikaneur ist heute kein Problem mehr, es gibt allerhand Mittel, ihm beizukommen, und seine Machtvollkommenheit ist längst untergraben. Daß Friedrich Torbergs Roman, der den aussichtslosen Kampf eines gutartigen Schülers gegen solch einen Unhold zum Thema hat, aktuell sei (wie etwa Erich Ebermayers „Kampf um Odilienberg"), kann man also nicht behaupten, wenngleich ihm eine Realität zugrunde liegen mag — eine Realität wird erst aktuell, wenn sie typisch und in der dringenden Problematik der Zeit verwurzelt ist. Anders liegt es mit den künstlerischen und menschlichen Möglichkeiten einer solchen Realität: was wahr ist in irgendeinem Sinn, das ist auch künstlerisch zu gestalten und kann menschlich ergreifen. Die Gestaltung in Friedrich Torbergs Roman ist denn auch nicht so negativ zu bewerten wie das aktuell Problematische. Freilich wird ein bißchen allzu ausschweifend psychologisiert und zuweilen untriftig von Gefühlen und Gedanken Mitteilung gemacht, denen man, der figürlichen Prägnanz halber, mehr Indirektheit wünschte, mehr Verwandlung. Aber es ist doch summarisch kein undeutliches Buch, im Gegenteil: die Charaktere sind frisch gesehen, und ihr Bild ist bunt, klar und scharf gerandet, die Situationen sind sicher gesetzt und immer belebt, und die Schicksale verlaufen in unabwendbarer Konsequenz aus den charaktereologischen und dramatischen Gegebenheiten — abgesehen von ein paar (allerdings nicht unwesentlichen) Ueberakzentuierungen, die aber nicht aus mangelnder Psychologie, sondern aus zu ungehemmter Theatralik resultieren. Dabei gibt es auch menschlich Leises, reizvoll Untermaltes und Heimliches genug, alles schlicht und doch geformt erzählt in einer unauffälligen, sympathischen Sprache, und man trennt sich endlich von dem Buch in dem Gefühl, eine angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben, die man nicht aus den Augen verlieren möchte. *Joachim Maaß.*

JOSEPH ROTH, Hiob. Roman. Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin.
Der Ulysses von Joyce ist in Figuren und Situationen die Homerische Odyssee. Wer das wirre Craquelé der dünnsten Oberfläche für das Wesentliche des Menschen hält, also selber nichts als solche Oberfläche ist und lebt, der ist kurzsichtig und „modern". Aber dessen Auge die Tiefe lotet, der stößt auf die typischen Konstanten der menschlichen Natur und die immer gleichen Situationen, die sich aus solcher Konstanz ergeben. Das Motivische der großen Literatur steht fest seit dreitausend Jahren. Es gibt vier oder fünf solche Motive. Der Hiob gehört dazu: der von Gott heimgesuchte Mensch. Der Mensch, der ohne Schuld ein Schicksal erleidet, das ihn trifft, er weiß nicht wofür, und der Faust flucht, die ihn trifft, und den Finger segnet, der ihn gütig berührt und beruhigt. Als Joseph Roth daran ging, diesen Roman „Hiob" zu schreiben, war es ihm sicher nicht Vorsatz, den biblischen Hiob „modern" zu erneuern. Derart hätte es nur ein fatal falsches Buch gegeben und nicht dieses überaus lebendige und grandiose, bei kleinstem und gewöhnlichstem Format seiner Menschen. Er sah und las, was Heutiges auf diese Gesichter geschrieben hat, und erkannte ein Palimpsest. *Franz Blei.*

MORIZ SCHEYER
MENSCHEN ERFÜLLEN IHR SCHICKSAL
16 biographische Essais

Christine v. Schweden	Madame du Deffand	Guy de Maupassant	Yvette Guilbert
Catharina II	Charles de Ligne	Sofia Andrejewna Tolstoi	Aristide Briand
Vatel	Brummel	Rainer Maria Rilke,	Eve Lavallière
Madame de Tencin	Herzogin von Alba	Knut Hamsun	Bazalgette

220 Seiten Text mit 7 zum Teil bisher unveröffentlichten Bildnissen / In Leinen RM 7.50
KRYSTALL-VERLAG / WIEN · BERLIN

LIBERALISMUS UND NATIONALISMUS 1848—1890. 8. Band der Propyläen-Weltgeschichte. Bearbeitet von Alfred *Stern,* Friedrich *Luckenwaldt,* Heinrich *Herkner,* Walter *Goetz.* Im Propyläen-Verlag, Berlin.

Beim Lesen fragt man sich, wie es heute noch ein Publikum für „Zeit-Romane" oder historische Filme geben kann, die der faszinierenden Wahrheit doch unvermeidlich ferner bleiben müssen als eine derart dokumentierte Inventur-Aufnahme. Diese Realität wirkt unheimlich. Dem Leser entrollen sich die europäischen Perspektiven wie dem überraschten Insassen eines transkontinentalen Flugzeuges, das ihn magisch durch Raum und Zeit zugleich trägt. Die Propeller streifen das noch zitternde Leben: es ist etwas Beängstigendes um die Photographie in der Weltgeschichte. Vom Lichtbild weht ein geheimer Bann wie von einer Totenmaske. „Kaiserin Eugenie verläßt die Tuilerien": so stirbt das dritte Kaiserreich. Man war nicht darauf gefaßt, das in einer Photographie zu sehen. Schön zu sterben ist nicht mehr ein Vorrecht der Könige; der Photograph hat es demokratisiert. „Erschießung von Geiseln durch die Pariser Kommune. Photographie." Die Geiseln scheinen zu wissen, daß sie photographiert werden. Sie stehen an der Mauer, gelassen wie Helden. Sie blicken nicht in die Gewehrläufe, sondern auf den Photographen. Sie wissen, wer stärker ist. Von den Gewehrläufen werden sie nur niedergeknallt. Vom Photographen, der gleichzeitig auf sie schießt, werden sie zum ewigen Leben erweckt. Sehr gut passen die Photographien zu dem kühlen Text, der — ebenso sachlich wie der Photograph — alles gleichzeitig zu sehen und zu wissen scheint. Aber das ist die Illusion des Kunstwerkes. Der Text gleicht nicht den Photographien; auch nicht den eingestreuten Karikaturen von Daumier und anderen Meistern. Der Text gleicht vielmehr den danebenstehenden Zeichnungen der Impressionisten von Manet bis Menzel. Aber manche Photographien verraten mehr als ein impressionistisches Meisterwerk. Nur einem Photographen glaubt man es, daß sich Lassalles Nachfolger in der Führung der sozialdemokratischen Partei neben der Büste Friedrichs des Großen porträtieren ließ: Arbeiterführer und militärischer Sklavenhalter. Daneben liest man in der Faksimile-Wiedergabe von Lassalles Brief an Bismarck, „wie wahr es ist, daß sich der Arbeiterstand instinktiv zur Diktatur geneigt fühlt . . ." Lassalle fiel als Don Juan im Duell, aber er wollte „Präsident einer großdeutschen Republik" werden: „Als er nicht so rasch vorwärts kam, wie er wünschte, war er, wie Briefe aus den letzten Wochen vor seinem Tode bezeugten, schon bereit, die ganze Sache wieder fallen zu lassen." — Der französische Hitler hieß General Boulanger. „Prinz Jerome Napoleon sagte schmunzelnd, Boulanger sei der ‚Sturmbock', um die Republik zu stürzen." Der „Sturmbock" erschoß sich am Grabe seiner Geliebten. Weniger bekannt ist, daß Clemenceau es war, der diesen Boulanger lancierte, und daß Wilhelm II. ihn den Empereur Ernest nannte. — Zur Belohnung für seinen ungeschickten Kultur-Kampf erhielt Bismarck vom Papst den Christus-Orden mit Brillanten. Weniger Auszeichnung verdiente sich Bismarck mit seiner Verhinderung des deutsch-österreichischen Zollverbandes, seiner Verführung der deutschen Einzelstaaten zu unnötigem Aufwand,

---

LUDWIG JUSTI

VON CORINTH BIS KLEE

200 Seiten Text und 96 Bildtafeln. Quartformat. Gebunden nur 8.50 M

Eine überreiche, labyrinthische Welt, in der wir ohne Ariadnefaden verloren wären! Hier aber ist er, und doppelt gesponnen: Die „transzendentalen Bouffonerien" eines Klee, die barbarische Inbrunst eines Nolde, die Noblesse der Franzosen, die Seelengewalt eines Munch — so viele und so gegensätzliche Künstler nach ihrem Wollen und Können zu würdigen, das ermöglicht dieses Buch.

Julius Bard Verlag
Berlin W 15

seinen empfindsamen Kanzlerbeleidigungs-Prozessen und seiner Sozialpolitik, die Bebel mit „schallendem Gelächter" und mit Verdoppelung der sozialdemokratischen Sitze im Reichstag beantwortete. Wie Scheinwerferbeleuchtung wirkt die Schilderung der parallelen oder andersartigen Entwicklungen in den andern Ländern, namentlich in England, wo trotz des ehernen Lohngesetzes von Lassalle und trotz aller englischen Kapital-Studien von Karl Marx die Arbeiterschaft ihre Lebenshaltung steigerte und schon seit 1886 Vertreter in der Regierung hatte. — Dieses Buch sollte ein Schulbuch werden.

Werner Hegemann.

HENDRIK VAN LOON, *Die Geschichte der Menschheit.* Rudolf Mosse Buchverlag, Berlin.

Kein Spengler-Ersatz, kein Weltanschauungsbuch, keine Wells-Nachahmung, vor allen Dingen auch kein Wälzer, sondern eine Art, die Weltgeschichte zu sehen und darzustellen, wie sie bisher im Zusammenhang noch nicht versucht worden ist. Herodot und Plutarch haben versucht, in die Langeweile der geschichtlichen Darstellungen und insbesondere der Zahlentabellen etwas frischen Zug zu bringen dadurch, daß sie persönliche Züge hereinbrachten. Spaßmacher wie Maurice Baring und Bernhard Shaw haben die Weltgeschichte parodistisch ausgemünzt, aber niemand ist ihr bisher in einer so leicht faßlichen, amüsanten und dabei trotzdem tiefgründigen Art beigekommen wie Hendrik van Loon, der Karl den Großen einen Barbarenhäuptling nennt. Plötzlich wird Geschichte lebendig, plötzlich nehmen Namen menschliche Züge an, es ist eine Geschichte per Flugzeug, und wenn das Tempo auch noch so groß ist, es ist nichts wesentliches übersehen, es wird in einer großartig herzerfrischenden Weise mit alten Vorurteilen aufgeräumt, die Dinge werden beim richtigen Namen genannt, Charaktere bloßgelegt und nichts, aber auch gar nichts, kein Auftrag, keine Partei, keine Richtung beeinflußt das ungeheuer gesunde Urteil dieses Holländers als höchstens der mit seiner Rasse nun mal verbundene Humor. Er hätte es nicht einmal nötig, sich auf die Worte Montaignes zu berufen, der sagt: „Die Ironie, die ich anrufe, ist keine grausame Gottheit. Sie verspottet weder Liebe noch Schönheit. Sie ist freundlich und nur gütig. Ihre Freude entwaffnet, und sie lehrt uns, über Schelme und Toren zu lachen, die wir ohne sie zu schwach wären zu verachten und zu hassen." Es ist die einzige Weltgeschichte, die man in einem Zuge, d. h. der Schnell-Leser in einer Nacht durchlesen kann.

H. v. W.

DJAVIDAN HANOUM, *Harem.* Verlag für Kulturpolitik, Berlin.

„Harem" — das Reizwort aus den Kinderstuben der Erwachsenheit, nach Fleisch riechend und ambre antique, wird hier entzaubert; von der Schwüle bleibt nichts übrig; es stellt sich heraus, daß die Wirklichkeit auch Luststätten in Aemter verwandelt. In der Schilderung der tapferen Frau, die dieses Buch schrieb, erscheint der Harem vollends als ein Kloster der Lüste; nicht weniger traurig, monoton, karg und ritenstreng. Die Schwestern vom Fleische waren nicht zu beneiden; wir wußten es vor diesem Buche, aber wir wissen es jetzt ohne den letzten Kitzel der Neugier.

—uh.

EIN NEUES HANDBUCH
VON DR. ALEXANDER KOCH

EINZELMÖBEL
UND NEUZEITLICHE RAUMKUNST

Das Werk zeigt in über 200 Bildern und Kunstbeilagen die neuesten Errungenschaften neuzeitl. Wohnungsgestaltung. Durch seinen Reichtum bildlicher Wiedergaben nur wertvollster Arbeiten hervorragender Künstler leistet es bei der Ausgestaltung von Haus und Heim allerbeste Dienste.

RM 22.— Jllustrierter Prospekt gratis

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH, DARMSTADT SW 42

GEORG FRÖSCHEL, Der Richter ohne Gnade. Roman. Verlag Ullstein & Co.
Kriminalromane gibt es aus der XY-Bücherei um zehn Pfennig und von Balzac, von Wallace und Poe, von Wassermann und Leblanc. Das Thematische — könnte man in Anlehnung an den bekannten Satz vom „Moralischen" sagen — versteht sich immer von selbst. Das Thema dieses Romans: der Richter, der wegen Ehebruchs oder eines anderen Verbrechens im bürgerlichen Sinne einen Meineid schwören muß, wurde oft abgewandelt (kurios genug, daß der Vater des Unterzeichneten ein Stück genau desselben Inhalts vor zwanzig Jahren hat aufführen lassen). Fröschel hat diesen Konflikt so vermenschlicht, die Figuren so neu gesehen, daß man das äußerliche, überaus spannende Geschehen zugunsten des viel fesselnderen seelischen vergißt; bewundernswert der lange Atem des Autors, der die Spannung ohne Pause bis zum Schluß festhält und *uns* den Atem benimmt, ausgezeichnet auch die routinierte Skizzierung Berliner Milieus zwischen Moabit, Mulackstraße und Grunewald. Und an vielen Stellen gibt es sogar etwas, was zu der sicheren Wirkung des Buches gar nicht vorausgesetzt und nötig ist: Dichterisches! *P. Elbogen.*

UPTON SINCLAIR, Das Geld schreibt. Malik-Verlag, Berlin.
In dieser Studie über die amerikanische Literatur und ihren Lebensnerv setzt sich der amerikanische Gesellschaftskritiker mit dem Schrifttum in U. S. A. auseinander. Das Ganze ist erfrischend leicht geschrieben, sehr von der säuerlich-puritanischen Art abweichend, die Sinclair sonst häufig kultiviert. Diese 212 Seiten sind in ihrer Ironie beglückend amüsant, es macht wirklich einen diabolischen Spaß, das Buch zu lesen. Der Autor demonstriert die Standardisierung der amerikanischen Literatur an zahlreichen Beispielen. Er zeigt, daß die Short storys und Romane von ihrer von oben gewollten Norm niemals abweichen dürfen. Keine sozialen Probleme, keine gesellschaftskritischen Konflikte, frisch, fromm, froh, unfrei — das happy end. Die Arbeit wird durch Personalkenntnisse und die vollkommene Beherrschung des amerikanischen Literatur-Klatsches besonders schlagkräftig und aufschlußreich. *G. Sch.*

Neuerscheinungen
der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung, Berlin

Peter Dörfler

Die Lampe der törichten Jungfrau

Roman / In Leinen M 7.—







Hans H. Hinzelmann

Der Freund u. die Frau des Kriegsblinden Hinkeldey

Roman / In Leinen M 6.50

Heinrich Federer

Zwischen grünen Hügeln und Träumen

Erzählungen

Leinen M 6.50, Halbfr. M 8.50



Ernst Wiechert

Die Flöte des Pan

Sieben Novellen

In Leinen . . . . . . M 6.—

Verlangen Sie kostenlos unseren Weihnachtsalmanach!

DR. JOSEF LÖBEL, Knaurs Gesundheitslexikon. Verlag Knaurs Nachfolger.

In einem Wiener Possentheater sah ich einmal die Szene, wie ein alter kurzsichtiger Hausarzt versehentlich statt den Patienten eine aufs Sofa gelegte Schaufensterpuppe auskultiert. Er neigt sich über sie, stutzt, schüttelt den Kopf: „Was denn? Der Herzschlag hat ja ausgesetzt . . . na, es wird nicht so gefährlich sein!" Das ist der wackere Dr. Josef Löbel-Franzensbad, wie er leibt, lebt und schreibt! Motto seiner sämtlichen Werke: „Es wird nicht so gefährlich sein!" Krankheiten gibt es für diesen klugen, humoristischen Tröster nicht, höchstens pessimistische Benennungen von Körperzuständen, und sogar der Tod ist (laut einschlägigem Artikel seines Wörterbuchs) viel ungefährlicher, als die Hinterbliebenen glauben. Ich kann mir ein moderneres, helleres, mit Anstand freieres Hausbuch als die kleine Enzyklopädie, die er da schrieb, kaum denken. In der Maske eines hippokratischen Johann Peter Hebel zielt es ganz fein und vorsichtig auf eine Entspießerung der Leiber. *—uh.*

H. A. BERNATZIK, Gari Gari. Verlag L. W. Seidel & Sohn, Wien.

Der Leser ist einem Autor, der ihm Kenntnis und Verständnis schwer zugänglicher Länder vermittelt, zu Dank verpflichtet. Der Leser weiß, oder sollte doch wissen, mit welchen Mühen, Anstrengungen, Entbehrungen, Strapazen und Gefahren, mit welchen Studien, mit der Erwerbung welchen Wissens, mit welchem feinen Takt für Sitten und Gebräuche der Eingeborenen die Fakta zusammengetragen werden müssen, in monatelanger, jahrelanger Arbeit, die, zu einem Buch verdichtet, ihm einige angenehme Stunden bereiten. Wo aber eine so sympathische Figur wie die Bernatziks den Vermittler zwischen Europa und den Nuern und Shilluks macht, wo man aus jeder Zeile, aus jedem Bild so deutlich die Liebe zu den Eingeborenen spürt, da wird die Schilderung zu einem persönlichen Erlebnis. *ost.*

NEUERSCHEINUNGEN

Der Aquamarin

Roman von
ERNST NORLIND
Aus dem Schwedischen übersetzt
von Emil Schering
Ganzleinen M 5,50

Im Mittelpunkt dieses ergreifenden Romans steht die Ehe zweier, nach Freiheit verlangender Menschen. ‚Stirb und werde' so klingt es durch die reichbewegte und fesselnde Handlung, erfüllt von Sehnsucht, Kämpfen, Irren und neuem Sich-Finden.

Kleopatra

Roman von
ALFRED SCHIROKAUER
Mit vielen historischen Abbildungen
Ganzleinen M 6,50

Als Königin ohnegleichen steht Kleopatra, die „genialste Frau der Weltgeschichte" im Mittelpunkt des gewaltigen Geschehens. Die Geheimnisse Aegyptens und des Römerreiches umschließen ihr Leben, wohl das reichste Frauenleben aller Zeiten.

Die Primadonna Friedrichs des Großen

Roman von OSKAR ANWAND / Mit vielen historischen Abbildungen
Ganzleinen M 6,50

Friedrich der Große in fast völlig unbekannter Gestalt. Nicht als Feldherr, Regent und Staatsmann, sondern weit mehr als Leiter seiner Oper, als Musiker und Freund seiner Kammermusiker steht der König im Mittelpunkt der reichbewegten Handlung.

Berlin W 57, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. und Verlag von Rich. Bong, Leipzig

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

BERLIN

Gemälde alter Meister	DR. BENEDICT & CO. Berlin W 9, Bellevuestraße 11a
Haus für moderne Gemälde und Graphik Ausstellung E. Makovska, Paris	GALERIE I. CASPER Berlin W10, Lützowufer 5
Gemälde alter Meister	GALERIE VAN DIEMEN & CO. Berlin W 9, Bellevuestraße 11a
Kostbare Bücher, Handschriften und Farbstiche	PAUL GRAUPE Berlin W10, Tiergartenstraße 4
Alte Meister / Impressionisten	Galerie MATTHIESEN Berlin W9, Bellevuestraße 14
Zeitgenössische Kunst Heckel, Kirchner, Klee, Otto Müller, Nolde u. a.	GALERIE FERDINAND MÖLLER Berlin W35, Schöneberger Ufer 38
Gemälde alter Meister	GALERIE FRITZ ROTHMANN Berlin W10, Viktoriastraße 2

FRANKFURT a. M.

Moderne Kunst	KUNSTHANDLUNG LUDWIG SCHAMES Frankfurt a. M., jetzt: Kaiserstr. 24

KÖLN a. Rh.

Moderne Kunst	KUNSTSALON ABELS Köln, Komödienstraße 26

MÜNCHEN

Malerei des 14.—19. Jahrhunderts	Galerie FLEISCHMANN München, Maximilianstraße 1

Deutsche Kunst- und Auktionshäuser mit ihren Spezialitäten

MÜNCHEN

Europäische Kunst von Goya bis Beckmann	J. B. NEUMANN & GÜNTHER FRANKE MÜNCHEN, Brienner Str. 10
Gemälde erster Meister insbesondere des 19. Jahrhunderts	LUDWIGS-GALERIE Otto H. Nathan München, Ludwigstraße 6
Gemälde alter Meister Kunstwerke früher Epochen	W. SCHNACKENBERG München, Brienner Straße 46

Pariser Buch- und Kunstmarkt

Tableaux Livres illustrés contemporains	GALERIE A. L. P. 4, Rue Michelet - Paris VIe angle Avenue de l'Observatoire
In Paris kaufen Sie die besten Bücher bei KRA, wo man Deutsch spricht (Katalog zur Verfügung)	KRA 6, Rue Blanche, Paris IXe
Beaux livres illustrés EDITIONS ORIGINALES, LIVRES RARES ET RECHERCHÉS (Catalogue gratuit)	Librairie EDOUARD LOEWY 137, Boulevard Raspail - Paris 6e à Montparnasse (Tägl. bis Mitternacht geöffnet)
ART, Littérature, Philosophie, Editions de Luxe et Ordinaires, Editions Originales, GRAVURES Bestellungen werden sofort und nach allen Teilen der Welt ausgeführt!	AU GRAND MEAULNES Librairie S. Paulhan 147, Bd Montparnasse, Paris VIe
EPOCHEN: Restauration / Louis Philippe / Second Empire Biedermeier-Möbel, Perlgestickte Bilder, Stickereien, Glas- und Porzellanmalereien, antike Beleuchtungskörper	« OPALINE » Antiquitäten Paris VIIIe, 27, rue Vignon (Madeleine), Tel.: Central 10-41
Tableaux modernes	GALERIE ZAK Paris, Place St. Germain des Prés. 16, rue de l'Abbaye Berliner Vertretung: CLARA LANDAU Berlin W 35, Schöneberger Ufer 31

ROBERT GRAVES, Strich drunter! Deutsch von *G. R. Treviranus*. Transmare-Verlag, Berlin.

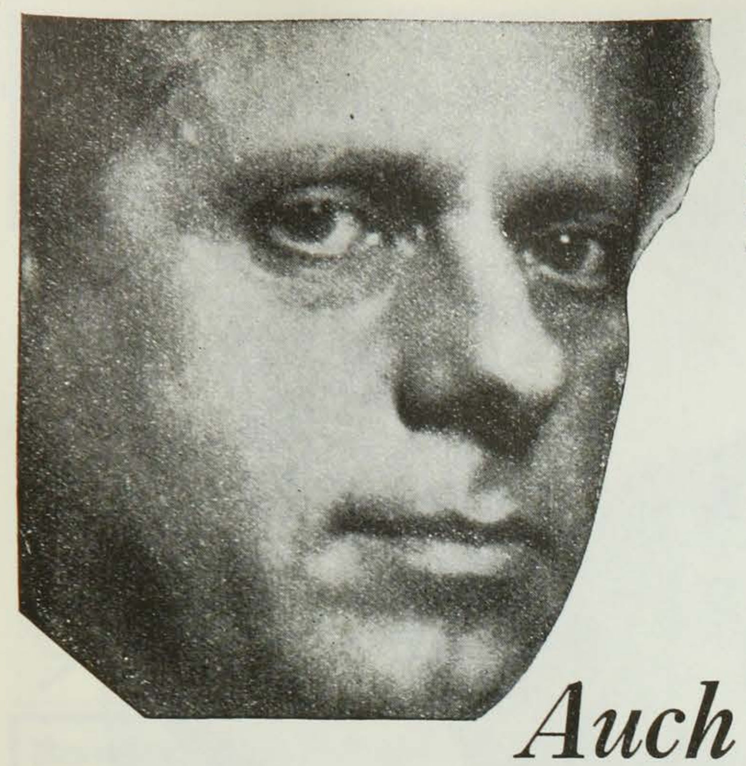
Dieses Buch könnte eine Mode, Striche zu ziehen, zur Folge haben, es könnte eine Flut von Selbstbiographien der Dreißigjährigen hervorrufen. Graves, der heute 35 Jahre alt ist, rechnet ab mit Schule und Erziehung, mit Krieg und Nachkriegsgeschrei, und sucht sich klarzumachen, wo er steht. Er wartet nicht, bis er einen einzigen nun einmal begonnenen Weg zu Ende gegangen ist, bis er ein Jubelgreis ist, dem nichts mehr einfällt als sich selbst lobend zu beschreiben — sondern er reißt sich energisch zusammen, um den Humbug, den ihm die ältere Generation in geistigen und politischen Dingen aufgepackt hat, endgültig abzuwerfen. Wenn es noch mehr gäbe, die auf so mutige Weise sich selbst neu orientieren könnten, würde man rasch mit dem aufräumen können, was die Menschheit von 1930 bedrückt. Sie brauchten dazu nicht einmal große erzählende Dichter zu sein, wie Graves einer ist. Die rücksichtslose Klarheit und Wahrheit des englischen Hauptmanns Graves gegen sich selbst wird am sinnfälligsten durch die Offenheit, mit der er von der Zweckmäßigkeit von Heimatschüssen und anderen unheldischen Empfindungen spricht. Dabei ist er als Soldat ein Rauhbein und Draufgänger gewesen, der seinen Dienst sehr gut erfüllt hat — aber gerade in dem Gegensatz zwischen seiner Erkenntnis und seinen Taten läßt er bewußt den Widersinn des gesamten heroischen Unterfangens klar werden. Graves gibt nicht nur ein Erlebnisbuch aus dem Krieg, sondern er schildert den Entwicklungsgang des Besessenen in amusischer Zeit zum Dichter. Seine Versuche, sich durch einen Krämerladen, den er mit seiner Frau betrieb, über Wasser zu halten, sind genau so charakteristisch wie die Mißerfolge seiner zahlreichen Gedichtbücher. Graves schrieb das große Buch der Besinnung für den Jahrgang, der zum Kriegsausbruch waffenfähig geworden war. Eine besondere Pikanterie bietet der deutsche Verleger dadurch, daß er dieses Buch durch einen reaktionären Reichstagsabgeordneten — gut — übersetzen ließ, in dessen gesammelten Reden man auch nicht ein einziges Mal einen Anklang an das findet, was er beim Uebersetzen dieses Buchs empfunden haben müßte. Es ist ein jammervolles Zeichen für die Ohnmacht des Dichters und seines Wortes, daß sein Uebersetzer nach vollbrachtem Werk nicht sofort ein härenes Gewand genommen und Buße getan hat. *Hans Rothe.*

LUDWIG RENN, Nachkrieg. Agis-Verlag, Wien-Berlin.

Ludwig Renn, der Autor des „Krieg", ergänzt seinen Frontbericht durch den Bericht seiner inneren und äußeren Kämpfe in der Nachkriegszeit. Der Feldwebel Renn des „Krieg" wird zum Polizeiwachtmeister Renn im „Nachkrieg". Es zeigt sich, daß die Stilform des direkten Berichts, die für den Kriegsroman legitim war, weil das subjektive Erlebnis Front objektive und absolute Gültigkeit hatte, für den Nachkrieg nur sehr bedingt und relativ gültig ist. Denn der Nachkrieg kennt viele Fronten; sein Erlebnis ist mehrdeutig und problematisch; es kommt auf den (inneren und äußeren) Standort sehr an. Der „Tatsachenbericht" kann deshalb nicht anders als formal gewertet werden: als ein Kunstmittel der Dichtung. Deshalb ist Renns Buch weniger das Dokument der Nachkriegszeit als das menschliche Dokument eines Mannes, der sich nicht mehr zurechtfindet in den Umschichtungen des Nachkriegs, und der gerade darum sich radikalisiert, weil er keinen anderen politischen Maßstab und Wegweiser hat als ein primitives und echtes Gefühl für Wahrhaftigkeit und Fairneß. Seine Erkenntnisse kommen ihm nicht aus der Belehrung, sondern aus subjektiven Erfahrungen. Er hat keine apriorische Einstellung zu den Geschehnissen; er gewinnt diese Einstellung erst aposteriorisch aus ihnen. Der Wert dieses Buches liegt nicht im Bericht (der nur einen Sektor des tatsächlichen Geschehens erfaßt), sondern im schlichten, pathoslosen Bekenntnis. *Alfred Kantorowicz.*

Verantwortlich für die Redaktion: Victor Wittner, Berlin-Charlottenburg. — Verantwortlich für die Anzeigen: Herbert Schade, Berlin. — Nachdruck verboten.

Verantwortlich in Österreich für Redaktion: Ludwig Klinenberger, für Herausgabe: Ullstein & Co., G. m. b. H., Wien I, Rosenbursenstr. 8. — In der tschechoslowakischen Republik: Wilh. Neumann, Prag. Der „Querschnitt" erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen; ferner durch jede Postanstalt, laut Postzeitungsliste. — Redaktion: Berlin SW 68, Kochstraße 22-26.



„Die naturgetreue Wiedergabe durch Electrola bereitet mir immer wieder großen Genuß"

Max Reinhardt

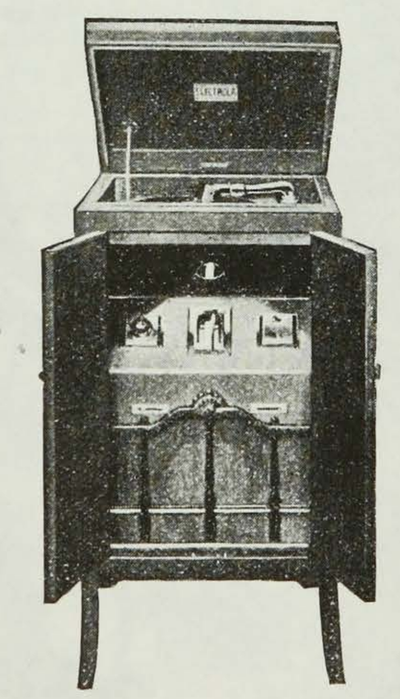
Auch Professor Max REINHARDT ist begeistert

SENSATIONELLE

PREISSENKUNG

für die meisten Modelle — mit Garantieschein — eine gute Nachricht für alle, die bisher noch kein Electrola ihr Eigen nennen durften. Anzahlung von RM 13.20, Monatsraten von RM 9.90 an. Electrola bringt die rechte Festfreude, bringt ungezählte glückliche Stunden in Ihr Heim. Unverbindliches Vorspiel. Als bescheidene Festgabe für liebe Freunde ist die doppelseitige Platte für RM 3.75 das Rechte. Schenken Sie Weihnachtsgutscheine, die für Instrumente und Platten Gültigkeit haben und dem Beschenkten eigene Auswahl ermöglichen. Preisliste sowie eine Probenummer unserer Hauszeitschrift „Skizzen" auf Wunsch bereitwilligst.

Pablo Casals spielt die A-Dur Sonate von Beethoven. Neue Aufnahmen von Yehudi Menuhin, Sigrid Onegin, Pertile, Franci und Kipnis.



Kombinations-Modell 520 elektrisch reproduzierend für Rundfunk und Plattenwiedergabe. Vorspiel auch im eigenen Heim bereitwilligst.

ELECTROLA

BERLIN KÖLN a. Rh. FRANKFURT a. M. LEIPZIG

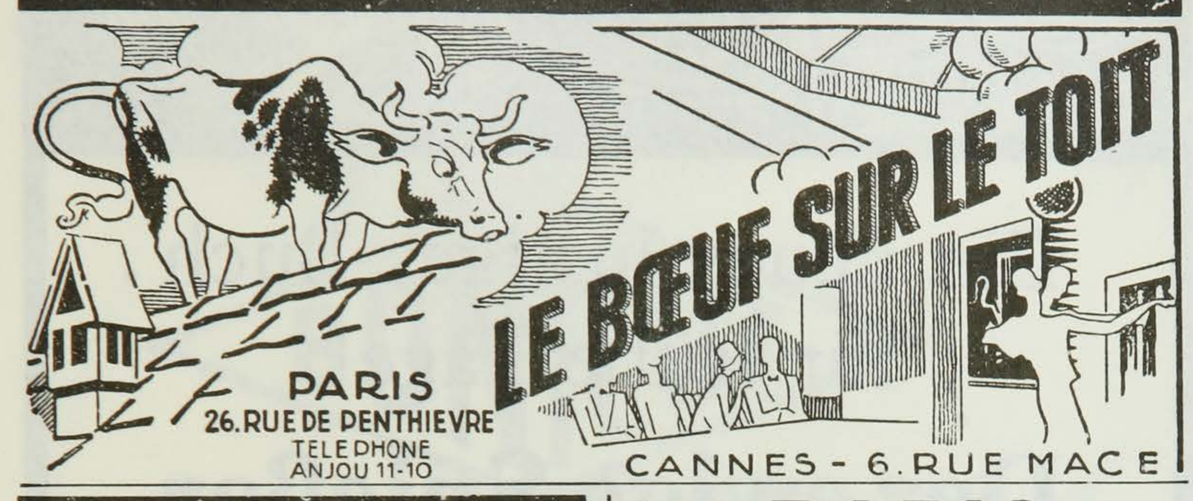
Autorisierte Electrola Verkaufsstellen an allen Plätzen



Sehkrankheit einer Kamera

verschuldet durch ihren Besitzer, einen allzu selbstbewußten Amatör, der beim Bart des Propheten geschworen hat, niemals das gute Ullstein - Sonderheft „Knipsen — aber mit Verstand" zu lesen! Dabei kostet es nur 75 Pf.

EMPFEHLENSWERTE HOTELS UND RESTAURANTS IN FRANKREICH



Restaurant Au Pré aux Clercs
30, rue Bonaparte, Paris 6e, Tel. Fleurus 32-86
Spezialität:
Filets de soles – Gepflegte Küche – Mäßige Preise

HOTEL BUCKINGHAM
PARIS, 43, rue des Mathurins, zentral gelegen (n. d. Oper u. Madelaine), jed. Komfort, prächt. Lage, für Familien besond. Preise. Man spricht Deutsch!

IN PARIS
finden Sie den großen Komfort eines Luxushotels zu vernünftigen Preisen, **60, Rue des Mathurins.** Zimmer mit Bad, auch mit Wohnsalon, Appartements mit Küche auf Tage und Monate. Sehr zentral. Nähe Opéra-Madeleine gelegen. Vornehmes ruhiges Haus.
MADAME COUSIN

AUBERGE DU ROY DAGOBERT - Paris 50, Rue Richelieu, 45, Rue Montpensier
(gegenüber dem Théatre Palais Royal!) Erstklassige französische Küche.

AVIGNON. Hotel „Terminus“ Bes. Galtier, nahe d. Bahnhof, modernster Komfort, 100 Z., 4 Garagen, großes Restaurant, mäßige Preise.

Terrass - Hôtel
große Halle in Marmor, 200 Z. od. Wohnungen, 80 Badez., 2 Fahrstühle, Tel. in jed. Zimmer, Rundblick auf Paris. — Z. ab 25 Fcs. — 12/14, RUE DE MAÎSTRE, PARIS
MONTMARTRE

CAFÉ–BRASSERIE
Le Dôme
Dîners — Soupers
son Bar Américain
Rendez-vous international des artistes.
Zentrum des MONTPARNASSE
Ouvert toute la nuit!

Merken Sie sich diese wertvolle Adresse für Ihre nächste Reise nach

Hotels Saint James et d'Albany PARIS

211, Rue St. Honoré et 202, Rue de Rivoli

Telegramm-Adresse: Jamalbany III Paris • Telefon: Opéra 02-30, 02-37, Inter 12-66

Das bekannte Hotel Saint James war ehemals das Palais und die Residenz König Karls X. und des Herzogs von Noailles. Heute durch einen gepflegten Privatgarten mit dem Hotel d'Albany zu einem Komplex vereinigt, gehört es, traditionsgemäß, zu den bevorzugten Häusern anspruchsvoller Gäste. Unter den vielen Vorzügen zählen wir hier nur folgende auf: äußerst zentrale Lage, die Zimmer bieten teils herrliche Aussicht auf die Tuilerien, teils gehen sie auf den Privatgarten aus. und zählen daher zu den ruhigsten von Paris, feine altfranzösische Küche, billige Preise / 300 Zimmer, 150 Badezimmer / Einen freundlichen Empfang versichert besonders allen Querschnittlesern

A. Lerche
Besitzer



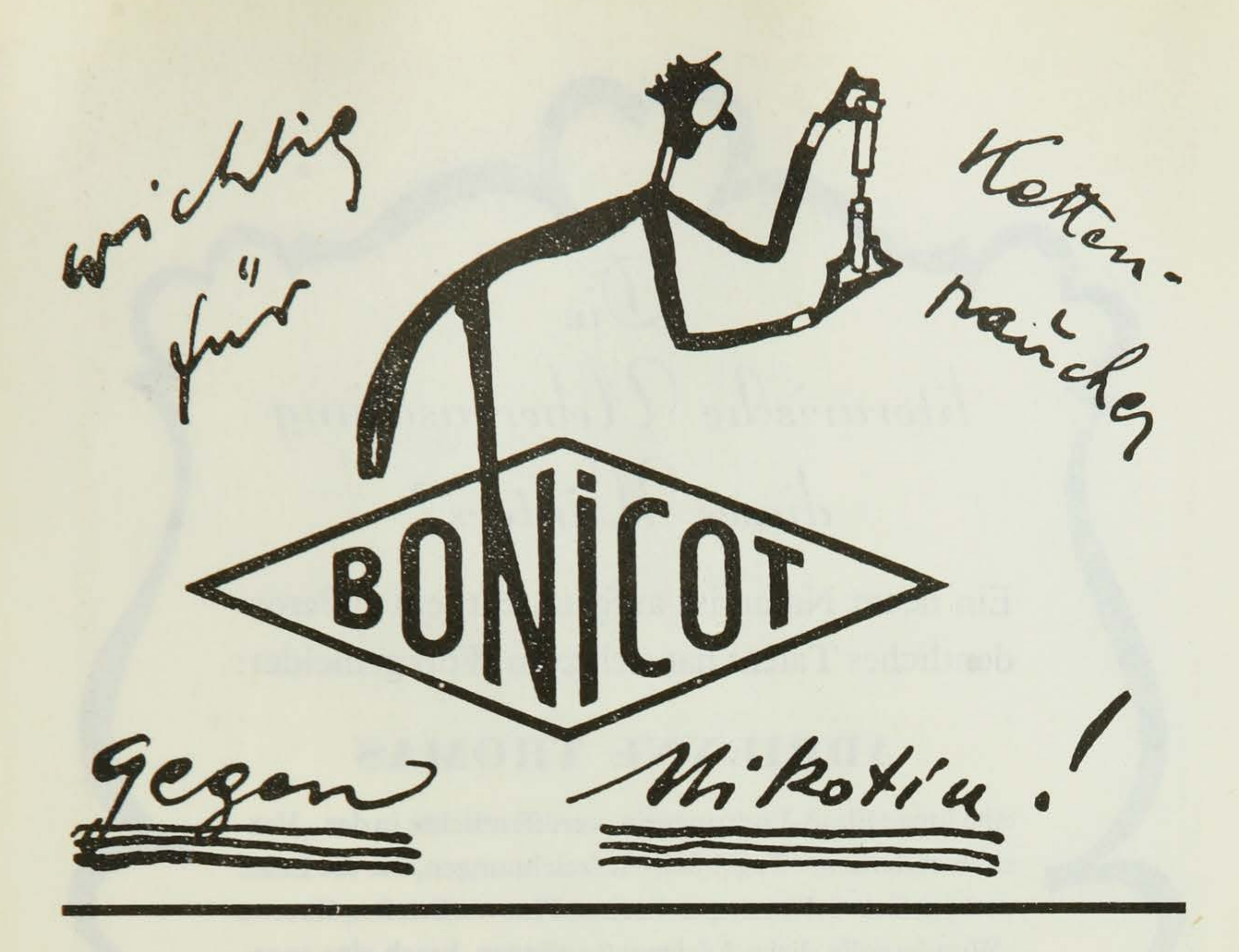
Ein neues lustiges Buch für trübe Tage!

Der ewige Spießer

VON ÖDÖN HORVATH

Ein Bild des Spießers von morgen. Von ursprünglicher Komik ist es, wie Horváths Helden zu Verhältnissen und Problemen Stellung nehmen: Herr Kobler zu Paneuropa, Fräulein Pollinger zu ihrer Arbeitslosigkeit und Herr Reithofer zum Altruismus. Das Buch erschien im Propyläen-Verlag, Preis broschiert 3 M, in Leinen 4 M 50





BUMMLER UND BETTLER

ROMAN von

Salamon Dembitzer

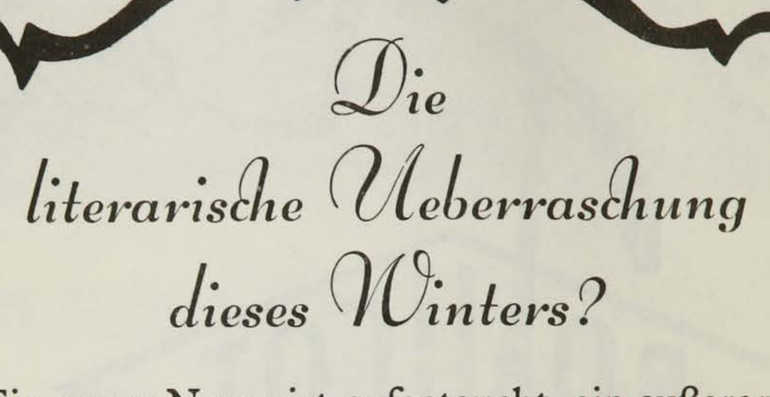
Ein gutes und seltenes, ein starkes, gewaltiges Buch ist dieser neue Roman eines eigenartigen Dichters, von dessen früher erschienenen Novellen die Presse schrieb:

Dembitzer ist ein Psycholog von verblüffender Schärfe, penetranter Geistigkeit und Überlegenheit.
(Berliner Tageblatt)

Dieses Schicksalhafte und Zeitlose umwittert das Buch des Dichters wie mit einem Hauch von Größe und Bedeutung. (Frankfurter Zeitung)

Brosch. RM 3.–, Leinen RM 4.50

AXIA VERLAG · BERLIN



Ein neuer Name ist aufgetaucht, ein außerordentliches Talent hat sich zum Wort gemeldet:

ADRIENNE THOMAS

eine junge Elsaß-Lothringerin, veröffentlichte in der „Vossischen Zeitung" Tagebuch-Aufzeichnungen, die die Leser packten fast wie Remarque. In einer Flut von Briefen, die etwa „Wundervolle, liebe Adrienne" anfingen, brach eine spontane Begeisterung hervor, die es erlaubt, diesem Erstlingswerk einen Erfolg zu prophezeien. Das Buch führt den Titel

„DIE KATRIN WIRD SOLDAT"

und ist der Liebesroman eines jungen Mädchens voll Charme und Klugheit, Niederschlag von fünf Lebensjahren voller Wissen und Ahnen, voller Hoffnung und Verzweiflung, voll unendlicher Liebe. Mit ergreifender Einfachheit ist dieses Buch, das man auch ein Kriegsbuch nennen kann, geschrieben, ein starkes persönliches Schicksal auf dem Hintergrund übergroßer Ereignisse dargestellt.

Broschiert 4 Mark, in Leinen 6 Mark

Der Propyläen-
Verlag

DATE DUE

DUE	RETURNED

KING PRESS NO. 306